

# DEUTSCHE RUNDSCHAU

HERAUSGEBER RUDOLF PECHEL

6 - 10

75. JAHRGANG

UNION-DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT STUTTGART



# DEUTSCHE RUNDSCHAU

75. JAHRGANG, HEFT 10

STUTT GART

DEZEMBER 1949

## INHALT

HANNS-ERICH HAACK

Deutschlands Außenpolitik und Europa ..... 865

HEINZ HOLLDACK

„Ernstchens Fußtritte“ (Italienisch-britische Kontroversen) 873

HERBERT SCHROEDER

Wird die gute Erde böse? ..... 877

HELMUT LINDEMANN

Winston Churchill ..... 883

RUTH FISCHER

Stalin und der deutsche Kommunismus ..... 885

HEINRICH MERSCHMANN

Umwege zum Nihilismus ..... 892

PETER BAMM

Die goldenen Schalen ..... 902

C. F. W. BEHL

Alfred Kerr ..... 909

STEFAN ANDRES

Konferenz im Atrium ..... 913

GÜNTHER VON CLEVE

Im Licht der alten Götter ..... 925

RUNDSCHAU ..... 931

Rokossowski — und weiter? — Parteien-Spektrum Europas — Wohlfahrts-  
staat USA — Albanien — 50 Jahre Insel-Verlag — Hüterin der Sprache —  
Bischof Theodor Zöckler †

THEATERRUNDSCHAU ..... 939

LITERARISCHE RUNDSCHAU ..... 943

Englisches — Im Lichte der Freiheit — Die Galeere — Menschwerdung — Der  
Raum der Antike — Der Dritte Richelieu — Goethe — u. a. m.

Redaktion: Hanns-Erich Haack / Helmut Lindemann. — Redaktion und Verlag: Stuttgart S,  
Hohenzollernstr. 1, Tel. 771 89. — Druck: Union Druckerei GmbH Stuttgart. — Die „Deutsche  
Rundschau“ erscheint sechswöchentlich. Bezugspreis: Einzelnummer DM 1,80, viertelj. DM 3,60  
zuzügl. der ortsübl. Zustellgebühr. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet.

Murhard'sche Bibliothek  
der Universität Kassel

ZA 53

HELMUT LINDEMANN

## Das Commonwealth — ein politischer Entwicklungsroman

„Also erklären Großbritannien, Kanada, Australien, Neuseeland, Südafrika, Indien, Pakistan und Ceylon, daß sie vereinigt bleiben als freie, gleichberechtigte Gliedstaaten des Commonwealth, um in Freiheit zusammenzuarbeiten für Frieden, Freiheit und Fortschritt.“

Aus dem Schlußkommuniqué der Commonwealth-Konferenz vom 28. April 1949.

Die deutsche Sprache vermag mit einem Wort nicht genau wiederzugeben, was alles in dem englischen Begriff „romance“ enthalten ist. Der Oxford Dictionary sagt darüber: „Erzählung in Prosa oder, seltener, in Versen, deren Szenerie und Ereignisse dem täglichen Leben fernstehen; Gruppen von Tatsachen und Vorfällen, welche durch ihre Seltsamkeit oder rührende Art an solche Erzählungen erinnern.“ Man muß diese Definition kennen, um zu begreifen, warum viele Engländer die Entwicklungsgeschichte ihres Weltreiches als eine Romanze ansehen. Sollten wir Deutsche, die wir zugleich mit weniger Commonsense und mit mehr bohrendem Verstand begabt sind als die Briten, diese seltsame Ereigniskette innerhalb der Weltgeschichte literarisch bestimmen, so würden wir sie am ehesten unter der Rubrik des Entwicklungsromans unterbringen, welcher bei uns als einzige Romangattung zu bedeutender Blüte gediehen ist.

### Der Adler der Weltmonarchie

Das Ganze ist keine literarische Spielerei, sondern kann durchaus als ernsthafter Versuch gelten, zum Verständnis einer der rätselhaftesten Erscheinungen der politischen Welt der Neuzeit durchzustoßen. Ethelbert Stauffer erinnert in seinem neuesten Buch<sup>1)</sup> an

<sup>1)</sup> „Christus und die Cäsaren“. Vgl. die Besprechung auf S. 566 dieses Heftes.



Dantes Bild „von dem Adler der Weltmonarchie, der einst im Osten aufgestiegen ist und nun im Laufe der Menschheitsgeschichte seinen Flug immer weiter nach Westen lenkt. Die antike Reichsgeschichte gibt Dante recht.“ Der Flug des Adlers hat in Rom nicht halt gemacht. Über das Heilige Römische Reich deutscher Nation hinweg ist er nordwestlich nach Britannien gezogen und hat dort jahrhundertlang gekreist, ehe er seinen Flug gen Westen wieder aufnahm.

Das ist ein schönes Bild, und man soll solche Bilder nicht bis ins letzte Detail verfolgen. Sonst könnte man daran erinnern, daß im Jahre 1558 mit Karl V. der letzte große Kaiser des mittelalterlichen Reiches ins Grab sank, zugleich aber in England Elisabeth den Thron bestieg, unter deren langer Regierungszeit die ersten Grundsteine der britischen Weltherrschaft gelegt worden sind. Das langsame Wachsen dieser Herrschaft nachzuzeichnen, ist nicht die Aufgabe eines solchen Aufsatzes. Nur der romantische Charakter, der diesem Wachstum von früh an eigen war, soll hier betont werden. Die Legende, daß das British Empire gleichsam wider Willen der Engländer zustande gekommen sei, entstammt freilich erst neuerer Zeit, als die bewußten Imperialisten des ausgehenden 19. Jahrhunderts sich ein moralisches Alibi für die überall in der Welt zusammengerafften Länder und Völkerschaften besorgen zu müssen glaubten. Das Bild von dem widerwillig Inseln und Fürstentümer unter seine Obhut nehmenden John Bull hat zwar etwas ungemein Rührendes, ja fast Rührseliges an sich und würde somit die Voraussetzungen einer „romance“ durchaus erfüllen; aber ganz so einfältig, selbstlos und menschenfreundlich waren die Männer, die im 17. und 18. Jahrhundert den Hauptteil des Empire zusammentrugen und der Herrschaft der britischen Krone unterordneten, nun doch nicht.

Dagegen ist ganz unbestreitbar richtig, daß dem Wachstum dieses modernen Weltreiches etwas Zufälliges in viel höherem Maße anhaftet als früheren Imperien. Am augenfälligsten wird das, wenn man einen Vergleich zum römischen Weltreich zieht. Dort trägt die Expansion der Herrschaft spätestens vom zweiten Jahrhundert v. Chr. einen planmäßigen Charakter. Nachdem der große Rivale Karthago ausgeschaltet worden war, fühlte Rom sich als Beherrscherin der damaligen Welt und unternahm bewußt einen Schritt nach dem anderen, um diesem Gefühl auch die realen Grundlagen zu schaffen. England hingegen ist in diese Bewußtheit erst im Laufe des 19. Jahrhunderts hineingewachsen, als die gebietsmäßige Grundlage seines Reiches wenigstens in Umrissen bereits vorhanden war. Was vorher



erobert und gewonnen worden war, geht in der Tat viel häufiger auf die Unternehmungslust einzelner Männer oder Gesellschaften zurück als auf eine von London her geplante politische Expansion.

Die Historiker pflegen die Geschichte des britischen Weltreiches in drei Hauptabschnitte zu gliedern. Erster Abschnitt: bis zur Unabhängigkeit der nordamerikanischen Kolonien. Zweiter Abschnitt: bis zur Einführung der Selbstregierung in den danach so genannten Dominien. Dritter Abschnitt: bis zur Gegenwart. Wollten wir diese übliche Einteilung für unseren Entwicklungsroman übernehmen, so müßten wir dafür Lebensalter einsetzen und würden von Kindheit, Jugend und Mannesalter des Empire sprechen, was dann zwingend zu dem Schluß führen würde, daß nunmehr nur noch Greisenalter und Tod zu erwarten wären. Wir werden noch sehen, ob das richtig ist.

Unser Aufsatz, der sich kritisch mit diesem Entwicklungsroman auseinanderzusetzen hat, wird die beiden ersten Bände, also Kindheit und Jugend des damals noch British Empire genannten Helden, als bekannt voraussetzen und sich im wesentlichen mit dem unlängst abgeschlossenen dritten Band beschäftigen sowie schließlich einige Ausblicke auf den vierten Band geben, mit dessen Ausarbeitung Klio gegenwärtig beschäftigt ist. Diese beiden späteren Bände zeichnen sich äußerlich schon dadurch aus, daß der Held im dritten Band seinen Nachnamen in Commonwealth abgeändert hat, um dann im vierten Band auf seinen Vornamen überhaupt zu verzichten.

## Die politisch-konstitutionelle Theorie

Das British Commonwealth, als welches uns das politische Gebilde, das mit der ersten Landung Sir Walter Raleighs in Virginia 1583 sein Leben begonnen hatte, im zweiten Viertel unseres Jahrhunderts entgegentritt, hat seine politische Verfassung 1931 im Statut von Westminster erhalten. In diesem Statut wurde den Dominien ihre völlige Souveränität verbürgt. Als einziges rechtliches Bindeglied blieb die allen gemeinsame Treupflicht gegenüber der Krone (nebst einer gewissen prozessualen Zuständigkeit des Geheimen Staatsrates in London). Ungeklärt blieb damals die Zuordnung der sonstigen britischen Besitzungen zu den Dominien; neben Indien, das mehr und mehr in den Status eines Dominions hineinwuchs, gab es noch eine Fülle sonstiger Territorien, die von dem fast schon dominiongleichen Status Südrhodesiens über die verschiedenartigsten Protektorate und



Mandate hinunterreichten bis zu den Kolonien, deren Status untereinander wieder ganz unterschiedlich war. Diese konstitutionelle Unklarheit hat allerdings im allgemeinen nur die Ordnungsliebe kontinentaler Verfassungsjuristen gestört. Die Briten fühlten sich in diesem Durcheinander ungemein wohl.

Dieser überaus komplizierte politische Organismus entwickelte sich nach einem Grundgesetz, welches aus der Erfahrung der amerikanischen Revolution geboren worden war. Dieses Gesetz lautet, daß jede überseeische Siedlung Großbritanniens allmählich so weit gefördert werden soll, daß sie eines Tages zu voller Selbstregierung und faktischer Unabhängigkeit vom Mutterland gelangen kann. Allmählich wurde dieses Gesetz, das zunächst nur für die Siedlungen von Weißen aufgestellt war, stillschweigend auch auf die von Farbigen ganz oder überwiegend bewohnten Gebiete übertragen. Als Endziel mußte also eines fernen Tages eine große Familie von selbstregierenden, gleichberechtigten Staatswesen übrigbleiben, deren keines dem anderen untertan wäre, aber die alle durch Tradition und Treupflicht gegenüber der Krone miteinander verbunden wären.

Soweit die politisch-konstitutionelle Theorie, die ja auch dann Theorie blieb, wenn sie als solche nicht bewußt aufgestellt, zu Ende gedacht und kodifiziert wurde. Wie wenig Grau und Grün sich auch hier miteinander vertragen, sollte schon in dem ersten Jahrzehnt nach Formulierung des Westminster-Statuts deutlich werden. Einerseits sprengte der Nationalismus der farbigen Völker, kräftig gefördert durch das Vorbild eines von Europas Mitte ausgehenden Rückfalls in nationalistische Fieberträume, alle Konzeptionen einer mählichen Entwicklung der überseeischen Gebiete; andererseits erfuhren die Engländer, daß der Zorn Gottes, „der da heimsucht die Missetat der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied“, politische Sünden nicht minder trifft als die Vergehen des einzelnen Menschen. Im Verlaufe des zweiten Weltkrieges brach die Kolonialherrschaft Großbritanniens in Südostasien unheilbar zusammen.

Dieser Zusammenbruch füllt das letzte Kapitel des dritten Bandes. Er kennzeichnet das Ende dessen, was als British Commonwealth eigentlich nur eine Generation lang der Welt vor Augen gestanden hat als die scheinbar höchste Vollendung britischer Staatskunst. Wir sagen „scheinbar“; denn in Wahrheit blieb dieser Staatskunst ein Triumph vorbehalten, den wir noch gestern — und viele noch heute — nur als solchen uns nicht vorstellen konnten, weil unsere Betrachtungsweise befangen war in dem machtpolitischen, imperialistischen



Denken des 19. Jahrhunderts. Als politischen Erfolg und Vorteil pflegten wir nur das zu verbuchen, was die Macht unserer Nation gegenüber anderen zu stärken geeignet war. Es ist unsinnig, diese Betrachtungsweise als moralisch minderwertig zu belächeln; so dachte ein ganzes Zeitalter, dessen Menschen insgesamt gewiß nicht unmoralischer waren als wir es heute sind. Nicht minder unsinnig, ja verhängnisvoll wäre es aber, wollten wir an dieser Betrachtungsweise noch heute festhalten; denn das Zeitalter des Imperialismus und der nationalen Machtpolitik ist vorüber, so heftig auch die Nachspiele sich vor unseren Augen abwickeln mögen.

### Das Kompromiß par excellence

Es wird das historische Verdienst der gegenwärtigen britischen Regierung bleiben, daß sie in der äußersten Bedrängnis ihrer eigenen Nachkriegsnot das Gesetz des neuen Zeitalters erkannt hat. Sie hat damit wieder einmal bewiesen, daß die Engländer mindestens in Europa das einzige Volk zu sein scheinen, welches politische Erfahrungen und historische Lektionen nicht vergißt. Der Abfall der nord-amerikanischen Kolonien 1776 hat die Engländer 1946 davor bewahrt, dem Freiheitsdrang der Inder gewaltsam zu widerstehen.

Die aus politischer Weisheit nicht weniger als aus den Tatsachen des Augenblicks geschaffene politische Neuordnung in Südostasien ist der eigentliche Auftakt zu dem neuen Abschnitt in der Entwicklung des Commonwealth. Nahezu mit einem Schlage wurde die Zahl der Dominien von fünf auf acht vermehrt. Das allein hätte eine beträchtliche Veränderung bedeutet. Entscheidend war aber der Umstand, daß alle drei neuen Dominien — Ceylon, Indien und Pakistan — sich durch ihre fast ausschließlich farbige Bevölkerung von den übrigen Tochterstaaten Großbritanniens unterscheiden. Damit fehlt diesen neuen Dominien eine der beiden „abstrakten“ Klammern, welche das Commonwealth im übrigen zusammenhalten: die gemeinsame britische Tradition. Es war daher nur konsequent, daß schon im Herbst 1948 bei der Beratung der Staatsmänner aller Dominien in London in der amtlichen Schlußverlautbarung nur mehr von dem „Commonwealth“ gesprochen, auf das Beiwort „britisch“ also verzichtet wurde.

Wie revolutionär schon dieser Schritt war, haben damals nur wenige Menschen begriffen. Allgemein ist der Strukturwandel dieser einzigartigen Staatengemeinschaft erst in den letzten Wochen er-



kannt und besprochen worden, als sich nämlich zeigte, daß mindestens eines der neuen Dominien auch nicht mehr bereit war, an der anderen Klammer festzuhalten. Indien erklärte sich zur souveränen Republik und sagte sich ausdrücklich von jeder Treupflicht gegenüber dem britischen König los. Nunmehr war, so meinten viele Beobachter innerhalb und außerhalb des Commonwealth, wirklich die Stunde gekommen, von der seit Generationen so viele Politiker voller Hoffnung oder Furcht gesprochen hatten: das Commonwealth, dieser Epigone des einstmals machtvollen British Empire, legte sich sterben.

Das Communiqué, mit dem die Beratung der Commonwealth-Premierminister am 28. April 1949 beendet wurde, spricht allerdings eine Sprache, die keineswegs wie Grabgeläute klingt. Hier wurde aus Commonsense, Geduld und politischer Kraft eine Formel geboren, welche als das Kompromiß *par excellence* in die Geschichte einzugehen verdient. Wenn man in den letzten Monaten beobachtet hat, an welchen Lappalien manche deutsche Politiker das Zustandekommen der westdeutschen Bundesrepublik scheitern lassen wollten, so vermag man daran nicht nur deren Kurzsichtigkeit zu ermessen, sondern besser noch die Weisheit aller Regierungen des Commonwealth.

Man vergegenwärtige sich einmal, was alles gegeneinander stand. Auf der einen Seite die alte monarchische Tradition nicht nur Großbritanniens, sondern mindestens auch der beiden pazifischen Dominien und der britischstämmigen Bevölkerung in Südafrika und Kanada. Auf der anderen Seite der explosive Nationalismus Indiens, der in der Republik die eigentliche Form der Unabhängigkeit sah, zumal ja eben dieser König, der den anderen das Symbol gleichberechtigter Einigkeit war, den Indern seit Generationen als Kaiser das Symbol der Fremdherrschaft und Unterdrückung gewesen ist. Rechnet man dann noch hinzu, daß auf Seiten Indiens die ganze Problematik des aufstrebenden Asiens steht, während die alten Dominien sich alle dem europäisch-abendländisch-amerikanischen Orbis zugehörig fühlen, so ahnt man etwas von der Fülle der Probleme, die es — ganz abgesehen von den staatsrechtlich-technischen Schwierigkeiten — in London zu überwinden galt.

## Die Substanz des Commonwealth

Fragt man nun, was denn bei den einzelnen Beteiligten an realen Beweggründen vorhanden war, so stellt man damit zugleich die Frage nach



der Substanz dessen, was die Zugehörigkeit zum Commonwealth bedeutet. Schließlich sind auch bei den alten Dominien Tradition und Treupflicht zur Krone nur Gefühlswerte, deren Bedeutung gewiß nicht unterschätzt werden darf, die aber allein nicht ausreichen, um den Zusammenhalt dieser Staaten zu gewährleisten. Obwohl jeder politische Beobachter dies weiß, ist es außerordentlich schwer, die reale Seite des Commonwealth zu beschreiben. Ein paar Dinge liegen auf der Hand. Da sind einmal die Vorzugszölle, die sich die Gliedstaaten untereinander gewähren, da sind gewisse Abmachungen über den Austausch von Fachleuten und andere Dinge, die in jedem einschlägigen Handbuch nachzulesen sind. Nicht zuletzt gehört dazu die staatsbürgerliche Gleichstellung, welche jeder Gliedstaat dem Bürger jedes anderen Gliedstaates gewährt. Das allein sind schon gewichtige Vorzüge.

Das Wesentliche ist aber doch wieder allgemeiner Natur. Es besteht zwischen diesen Ländern ein Vertrauensverhältnis besonderer Art, dessen Rechte und vor allem Pflichten nicht schriftlich festgelegt aber auch bisher noch niemals verletzt worden sind. Ausdruck dieses Vertrauensverhältnisses ist der ständige Austausch von politischen und militärischen Informationen. Am konkretesten und aktuellsten Beispiel erläutert: Kanada gewährt bevollmächtigten Vertretern jeder anderen Commonwealth-Regierung Zutritt zu seinen Atomkraftanlagen.

An diesem Beispiel wird deutlich, welchen Entschluß die britische Regierung und die alten Dominien faßten, als sie sich bereitfanden, die neuen farbigen Staaten Südostasiens gleichberechtigt in ihren Kreis aufzunehmen. Vielleicht wissen sie, daß so besonnene Männer wie Nehru oder der Premierminister von Ceylon, Senanayake, Vertrauen gegen Vertrauen setzen. Wer aber weiß, welche politischen Kräfte morgen oder übermorgen in diesen Ländern an die Regierung kommen?

So betrachtet, erscheint der Entschluß der Briten fast noch erstaunlicher und bewundernswerter als der Entschluß der Inder, die nunmehr den gestern noch verhaßt gewesenen Herren als gleichberechtigte, aber auch gleichverpflichtete Partner gegenüberreten. Es mag manchem unter den indischen Politikern, die fast ausnahmslos einen großen Teil ihres Lebens in britischen Gefängnissen zugebracht haben, nicht leicht gefallen sein, die Pflichten eines Commonwealth-Bürgers auf sich zu nehmen. Solche Selbstüberwindung verdient hohe Bewunderung.



Eines ist hiernach jedenfalls wohl deutlich: Die Schlußformel der Londoner Beratungen, derzufolge der König in Zukunft nur noch symbolische Bedeutung besitzt, ist zwar ein Meisterstück staats- und völkerrechtlicher Terminologie; aber sie ist eben doch nur die äußere Bestätigung dessen, daß die Teilnehmer an der Konferenz zu der Überzeugung gelangt waren, daß Indien auch als Republik bereit sein würde, die eigentümlichen Rechte und Pflichten eines Commonwealth-Gliedstaates auf sich zu nehmen und zu erfüllen. Natürlich bedeutet der Ausgang der Londoner Konferenz nicht die Lösung aller praktischen Probleme, die mit der Aufnahme farbiger Dominien in das Commonwealth gestellt worden sind. Schwierigkeiten und Krisen wird es in Zukunft nicht weniger geben als in der bisherigen Geschichte des Commonwealth. Aber die Grundfrage, ob das Commonwealth noch gesund und elastisch genug sei, um sich neuen Verhältnissen anzupassen, ist in London eindeutig beantwortet worden.

### Früchte der Neuordnung

Das erste Kapitel des vierten Bandes unseres großen Entwicklungsromans ist damit geschrieben. Dem Kritiker, der bis zu diesem Punkt Einblick in den Fortgang des Werkes erhalten hat, wird nun vom Publikum die Frage vorgelegt, wie es weitergehen werde. Die sonst so einfache Möglichkeit, den Schluß des letzten Kapitels aufzuschlagen, ist uns nicht gegeben. Das Buch ist noch nicht fertig. Immerhin eröffnen sich einige Perspektiven, die zu verzeichnen sich lohnt.

Mit dem Entschluß Indiens, im Commonwealth zu bleiben, ist eine Entscheidung von welthistorischer Bedeutung gefallen. Indien hat sich für den Westen entschieden und gegen die unfrohe Botschaft von der Gewalt, mit der Moskau gerade in Asien eine haltbare Grundlage seiner Weltherrschaftspläne zu gewinnen hofft. Freilich ist diese Entscheidung nicht allein oder auch nur überwiegend aus ideellen Motiven gefallen. Wo aber wäre das möglich? Indien braucht auf sehr lange Zeit hinaus Ruhe und möglichst großen Wohlstand, um die Überfülle politischer, wirtschaftlicher, sozialer, religiöser und geistiger Probleme zu lösen, die in der ersten Begeisterung über die gewonnene Freiheit von manchen Politikern vergessen worden waren. Diese Ruhe und Sicherheit kann es auf absehbare Zeit nur finden, wenn es sich der britisch-amerikanischen Ordnung anschließt.

Der Entschluß Indiens wird auf seine Nachbarn nicht ohne Folgen bleiben. Pakistan und Ceylon werden sich jetzt dem Commonwealth



stärker verbunden fühlen als vorher, wiewohl bei beiden das Ausscheiden nicht so ernsthaft zur Debatte gestanden hat. Sie mögen sich eines Tages zur republikanischen Staatsform bekennen; aber vielleicht lassen sie es auch, da diese Frage so unwichtig geworden ist. Sehr viel interessanter ist das künftige Verhalten Burmas, welches bekanntlich 1947 gänzlich aus dem Commonwealth ausgeschieden war. Seither leidet das Land unter dem Fehlen der britischen Ordnungsmacht. Der Unabhängigkeitskampf der Karenstämme hat bereits dazu geführt, daß die burmanische Regierung in London um Hilfe nachgesucht hat. Es verlautet, daß England gemeinsam mit Indien und Pakistan finanzielle Unterstützung gewähren wolle. Vielleicht wird man der Regierung in Rangoon auch nahelegen, sie sollte in den Schutzverband des Commonwealth zurückkehren, weil dann viele Probleme auf sehr viel elegantere und schmerzlosere Art gelöst werden könnten.

Die Neugestaltung des Commonwealth wird sich in ihren Auswirkungen aber nicht auf Asien beschränken. Der interessanteste Teilnehmer an den Londoner Beratungen war neben Pandit Nehru der südafrikanische Premierminister Malan. Er fiel schon durch seine bloße Anwesenheit auf; denn noch im Oktober 1948 hatte Malan sich bei den Commonwealth-Besprechungen durch seinen Wirtschaftsminister vertreten lassen, was allgemein als Ausdruck der Commonwealth-Feindlichkeit der erst unlängst zur Macht gekommenen Nationalisten ausgelegt worden war. Inzwischen ist aber ein halbes Jahr vergangen, und auch Dr. Malan hat erfahren, daß in der Verantwortung manche Dinge anders aussehen als in der Opposition. Selbst der wütendste südafrikanische Nationalist kann heute nicht mehr behaupten, daß seine Heimat von Großbritannien unterdrückt werde. Vielmehr genießt die Union alle Vorteile eines Commonwealth-Staates, und gerade die Nationalisten müssen erkennen, daß die schwierige Position der weißen Minderheit in Südafrika — die durch die kurzsichtige Rassenpolitik der Regierung Malan noch schwieriger wird — sich überhaupt nur dann halten läßt, wenn das Land in enger Bindung zu den übrigen weißen Mächten steht. Diese Bindung ist aber am einfachsten über das Commonwealth zu erreichen. Das haben zwar die wilden Männer in Malans Partei noch nicht begriffen; aber der Premierminister selbst scheint mancherlei dazugelernt zu haben. Er dürfte daher nicht unglücklich gewesen sein, daß er nach seiner Heimkehr den Extremisten seiner Partei erklären konnte, die Republik könnten sie jederzeit haben, nur brauchten sie deshalb nicht aus dem Com-



monwealth auszuscheiden. Damit nähert sich eine der umkämpftesten Fragen der südafrikanischen Politik ihrer Lösung. (Wenn übrigens General Smuts als einziger führender Politiker des Commonwealth gegen die Londoner Lösung Bedenken vorgebracht hat, so müssen diese ebenfalls aus der innenpolitischen Situation der Union heraus verstanden werden. Smuts ist ein viel zu großer Staatsmann, als daß er in verantwortlicher Stellung nicht selbst eine solche Lösung befürwortet hätte.)

## Die enttäuschten Iren

Besonders pikant war der Umstand, daß die Konferenz der Commonwealth-Premiers nur wenige Tage nach der Unabhängigkeitserklärung der irischen Republik zusammentrat. Das war freilich ein Zufall, aber er dürfte der britischen Regierung nicht unwillkommen gewesen sein. Denn schon die wenigen Wochen, die seit dem Beschluß der irischen Regierung, auch die letzten Bande zum Commonwealth zu durchschneiden, vergangen waren, hatten in Dublin genügend Gründe zum Nachdenken geliefert. Die irische Republik war vieler Vorteile verlustig gegangen, die „Eire“ noch genossen hatte. Gewiß hatte die britische Regierung erklärt, sie würde auf die besonderen Verhältnisse zwischen beiden Ländern immer Rücksicht nehmen; aber alle übrigen Dominien sind jetzt für die Regierung in Dublin genau so ausländisch wie Frankreich oder Schweden. Das bringt Nachteile, und das hat Herr Costello schon erkannt. So ist es sicherlich kein Zufall, daß Pandit Nehru nach Abschluß der Londoner Beratungen noch einen Abstecher nach Dublin gemacht hat. Es würde nicht wundernehmen, wenn eines Tages die so laut proklamierte irische Unabhängigkeit wieder stillschweigend in die gegenseitige Abhängigkeit eines Commonwealth-Staates umgewandelt würde.

Darüber hinaus erhebt sich die Frage, ob nicht auch andere Staaten, die bisher dem britischen Verband überhaupt noch nicht angehört haben, die Mitgliedschaft im Commonwealth erwerben können. Völkerrechtliche Schranken bestehen zweifellos nicht mehr. Wer immer bereit ist, den britischen König als Symbol der Einheit des Commonwealth anzuerkennen, kann diesem beitreten — sofern er bereit ist, die Rechte und Pflichten zu übernehmen und sofern die andern ihn wollen. Das wird nicht oft der Fall sein. Es könnte dem Commonwealth auch kein größeres Unglück zustoßen als eine plötzliche Ausweitung durch eine Fülle neuer Mitglieder, die sich über



das Wesen dieses „Staatenklubs“ überhaupt nicht im klaren sind. Am wahrscheinlichsten bleibt immer ein Zuwachs aus der großen Zahl der noch „unmündigen“ britischen Besitzungen. Alsdann ließe sich denken, daß etwa Israel sich zum Commonwealth hingezogen fühlte. Alles weitere gehört aber vorläufig noch ins Reich der müßigen Spekulation.

Für die künftige Entwicklung des Commonwealth wird ferner das Schicksal der Vereinten Nationen von großer Bedeutung sein. Bisher hat sich das Commonwealth den UN weit überlegen gezeigt. Es ist die Überlegenheit des Gewachsenen gegenüber dem Konstruierten. Die Schwäche der Vereinten Nationen ist vermutlich auch einer der Faktoren gewesen, die zu Indiens Entschluß, im Commonwealth zu bleiben, beigetragen haben. Sollten die UN jemals wirklich funktionieren, so könnte das Commonwealth vielleicht überflüssig erscheinen; aber auch das ist vorläufig nur Spekulation.

## Commonwealth und Europa

Besonders bedeutsam wird sein, wie sich in Zukunft das Commonwealth mit den regionalen Gebilden vertragen wird, die gegenwärtig überall in der Entstehung oder Festigung begriffen sind. Das Commonwealth selbst kann als regionaler Zusammenschluß nicht angesprochen werden, da es sich nunmehr buchstäblich über alle Kontinente und Weltmeere erstreckt. Eine im ganzen erfolgreiche Probe ist im Falle Kanadas und der panamerikanischen Zusammenarbeit bereits bestanden worden. Der nächste und in vieler Hinsicht entscheidende Probefall wird sein, wie England die doppelten Verpflichtungen trägt, die ihm aus Commonwealth und europäischer Föderation erwachsen. Wir haben schon früher<sup>1)</sup> die Ansicht vertreten, daß England sich im Zweifel für das Commonwealth entscheiden werde. Die innere Festigung, welche die in London beschlossene Lockerung der rechtlichen Bindung paradoxerweise dem Commonwealth gebracht hat, dürfte die Richtigkeit dieser Auffassung nur bestätigen. Das braucht nicht zu bedeuten, daß Großbritannien „ein schlechter Europäer“ sein wird. Nur dort, wo sich ernsthafte Interessenkonflikte ergeben sollten, würde England sich wahrscheinlich immer zugunsten des Commonwealth entscheiden.

Europa sollte deshalb nicht neidisch sein. Ist doch das Common-

---

<sup>1)</sup> Vgl. den Aufsatz „England — Europas Helfer oder Hemmschuh?“ in Heft 3/1949 der DEUTSCHEN RUNDSCHAU



wealth als Idee und Wirklichkeit ein Kind des abendländischen Geistes, der seine reifste politische Verwirklichung in England gefunden hat. Wenn nun der Adler nicht mehr über Britannien kreist, wenn er wieder gen Westen fliegt, und das Imperium nunmehr dem großen Volk des amerikanischen Kontinents zufallen sollte, so wandert die Reichsidee dorthin über die Brücke des Commonwealth, dieser bedeutendsten politischen Schöpfung des alten Europa.

Wie steht es also am Ende um unseren Entwicklungsroman? Kindheit, Jugend und Mannesalter des britischen Weltreiches liegen hinter uns. Die Ereignisse des ersten Kapitels des vierten Bandes, die wir soeben kennengelernt haben, verraten etwas von der reifen Weisheit des Greisenalters. Danach also das Ende? Wir glauben das nicht. Vielmehr will uns scheinen, daß eine neue Generation heranwächst, die das Erbe unseres Helden übernimmt und weiterträgt. So würde aus dem Entwicklungsroman, der bei uns in Deutschland und Europa eine Heimstatt hat, eine Familienchronik — und darin sind die Angelsachsen ja immer schon Meister gewesen.

Die Regierung der Welt unterscheidet sich in nichts vom Pferdehüten. Man muß einfach fernhalten, was den Pferden schaden kann. Nichts weiter.  
Dschuang dse



## Perón und der argentinische Nationalismus

Madrid, im Mai

Für einen Diktator hat Juan Domingo Perón wenig vom „Mann der Vorsehung“, dem „man of destiny“, an sich. Sein großes, sehr lateinisches Gesicht, dessen Intelligenz dem Praktischen zugewandt erscheint, paßt in keinen mythischen Strahlenkranz. Dafür ist er der größte natürliche Charmeur seines Landes. Er scheint der Geste des Übermenschen nicht zu bedürfen, um gleich bezaubernd auf der Mas-sentribüne und im Gespräch von Armstuhl zu Armstuhl zu wirken. Ein Diktator ohne „düstere Pracht“ und persönliche Überspanntheiten, läßt sein Bild die beinahe menschlich zu nennenden Eigenschaften des Politikers in aller Welt und allen Zeiten, Ehrgeiz, Demagogie, Anpassungsfähigkeit, um so mehr hervortreten. Manch einer, der den Schlüssel der argentinischen Revolution von dieser persönlichen Seite her zu finden hoffte, geriet schon in Versuchung, zu fragen: Ist das alles?

Doch es tut weder dem Politiker gut noch nützt es seinem Betrach-ter, ihn derart isoliert anzustarren. Die Politik mag das Schicksal sein, wie der jugendliche Napoleon dem alternden Goethe versicherte, oder sie mag „gemacht“ werden, wie die Politiker glauben. In jedem Falle ist es zunächst die Gelegenheit, die die Politik macht, noch be-vor selbst die Diktatoren eingreifen. Vorausgesetzt die große, die so-geannte historische Gelegenheit — der Mann, sie zu ergreifen, fin-det sich. Damit ist der größeren oder geringeren Bedeutung, die man Perón zumessen wird, wenn er vom Schauplatz abgetreten ist, nicht vorgegriffen. Es wäre kaum gerecht, sie in diesem Augenblick be-stimmen zu wollen, wo der von ihm unternommene wirtschaftliche Emanzipationsversuch Argentinien die erste schwere Krise durch-macht. Der Präsident rechnet mit einer zweiten Amtsperiode, also einer Tätigkeit von weiteren neun Jahren. Diese Rechnung braucht kein Bluff zu sein, trotz einer Opposition, die zwar zur Zeit im Wach-sen ist, aber seit 1943 wenig Reaktionsfähigkeit bewiesen hat.



Wenden wir uns also für einen Augenblick der Gelegenheit zu, die sich Argentinien gegen Ende des jüngsten Krieges bot. Sie übertraf an Glanz die Aussichten nach dem ersten Weltkrieg, doch haben die orientierenden Ideen der argentinischen Revolution sich damals und nicht erst vor vier Jahren herausgebildet. Das Land hat die zwei wirksamsten Anstöße seiner Entwicklung von diesen großen internationalen Konflikten des Jahrhunderts empfangen. Und in dem Ruck von 1943 bis 1946 wirkte eine Kraftreserve mit, die fünfundzwanzig Jahre früher nicht mehr rechtzeitig zur Auslösung gelangt war.

Es ist üblich, diese argentinische Konjunktur unter rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten zu betrachten. Sie bedeutet die Wende eines willenlos in die Weltwirtschaft verstrickten Koloniallandes zur Mitbestimmung über die Weltrohstoff- und -lebensmittelmärkte, eine Wende gleichzeitig zur Industrialisierung, der allerdings durch Mangel an Eisen und Kohle natürliche Grenzen gezogen sind. Aber die argentinische Wirtschaft und ihre Revolutionierung sind nicht alles, wenn auch jede argentinische Politik durch sie zuerst hindurch muß. Läßt man Perón Zeit, so wird Argentinien z. B. nicht in der militärischen Schwäche zurückbleiben, in der er und seine Freunde es 1943 vorfanden.

Wichtiger sind die immateriellen Züge im Bilde, die bei der herkömmlichen Betrachtungsweise verschwimmen. Zweifellos nimmt Argentinien seine Gelegenheiten in einem entschieden nationalistischen Geiste wahr. Die europäischen Spezialvorstellungen, die heute bei diesem Wort erwachen, können jedoch nicht ohne weiteres auf den Fall angewandt werden. Es geht weniger darum, sich als Nation auszutoben als eine Nation erst zu werden. In seiner argentinischen Studie „Der Mensch in der Verteidigung“ schreibt Ortega y Gasset: „Der anormale Fortschritt Argentiniens als Staat enthüllt die großartige Vorstellung, die das argentinische Volk von sich selber hat. Und da es sich um eine Nation im Werden handelt, ist diese Vorstellung nicht eine Erinnerung an ehemals vollbrachte Heldentaten, sondern vielmehr ein Wille und Entwurf.“ Letzten Endes geht es, wie der spanische Philosoph meint, um die Ausmerzung eines Minderwertigkeitsgefühls, das insgeheim an der argentinischen Vitalität zehrt und die Persönlichkeit des einzelnen auf unleidige Weise kompliziert.

Von dieser Art war die Gelegenheit, die schließlich in Perón ihren Mann fand, einen reinen Nationalisten gleich den meisten der vielen Militärs, die in den Garnisonen vor den Toren der Hauptstadt wachen.



Seine Laufbahn bis zum Umsturz von 1943 ließ den künftigen, zwölf Jahre Amtsdauer heischenden Präsidenten nicht ahnen. Kadettenschule, Truppendienst, Instruktionsaufträge, dann — erst mit vierzig Jahren — Entscheidung für die Generalstabskarriere, eine Reihe von strategischen und kriegsgeschichtlichen Büchern, schließlich zwei militärische Studienreisen (1939 und 1941), von denen die zweite ihn auch nach Deutschland führte.

Er hatte, obwohl er schwieg, im Ausland zweifellos mehr gesehen und gehört, als sein Dienstauftrag verlangte. Gleichwohl verblüfft es, bereits in der ersten Revolutionsregierung von 1943 und auf bescheidenem Posten den Oberst Perón mitten unter Entwürfen für die Arbeits- und Sozialreformen anzutreffen, die der sichere Wanderstab auf seinem kurzen Weg zur Macht werden sollten. Drei Jahre später, nach Wechselfällen, die einen großen Teil der Welt aufgeregt und einen anderen amüsiert haben, war er Präsident der Republik, der Mehrheit seiner Landsleute einwandfrei willkommen und vom Ausland umworben, obwohl unter dem Schein der Aussöhnung immer noch mißliebig in den Vereinigten Staaten.

Aus dem weiter oben Gesagten folgt natürlich nicht, daß er ein Mann nach dem Herzen Ortega y Gassets wäre. Dem steht allein schon im Wege, daß Perón die staatliche Maschinerie und Autorität bedenkenlos weiter ausgebreitet hat, denselben Staat, der dem Philosophen bereits vordem hypertroph im Verhältnis zur nationalen Reife des Volkes erschien und ihn mitten in Buenos Aires an Berlin erinnerte. Doch soll hier nicht der Philosoph sprechen, noch sollen die bekannten Gewagtheiten der Perónschen Wirtschafts- und Außenhandelspolitik, die zu erneuter, schwer ertragener Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten und selbst von England geführt haben, noch einmal kritisiert werden. Die Absicht ist, den argentinischen Nationalismus, dem diese Schlappe unterlaufen ist, in seinem Element, mitten unter den sonstigen Strömungen der argentinischen Politik, zu zeigen. So ist es vielleicht auch am ehesten möglich, die Geistesart des Präsidenten zu verdeutlichen.

Den neueren europäischen Typ des Nationalismus vergißt man dabei am besten. Der argentinische hat z. B. nie Anlaß geboten, ihn mit der Sache der besitzenden Klasse zu verwechseln. Die Interessen der letzteren waren im Gegenteil mit der unbeschränkten Verflechtung des Landes in die Weltwirtschaft verbunden. Die Großgrundbesitzer und Großindustriellen des alten Regimes waren im Grunde solidarisch mit dem in alle Winkel der Erde vordringenden Sämann des imperia-

len, insbesondere des englischen Kapitalismus, und für diesen hingen Rente und Sicherheit des größten Postens seiner Auslandsinvestitionen von der Erhaltung des kolonialwirtschaftlichen Status Argentiniens ab. Der Vorteil einer solchen Solidarität war einigen wenigen vorbehalten. Die Verteilung der politischen Macht nach Maßgabe des Besitzes führte denn auch in Argentinien nur zu Regierungen oligarchischen Charakters. Sie konnten sich ihren parlamentarischen Aufputz nicht anders als um den Preis regelmäßiger Wahlverfälschungen gestatten. Ironischerweise waren die Präsidentenwahlen vom 4. Juni 1946, die Perón ans Ruder brachten, die ersten sauber und unblutig verlaufenen seit achtzehn Jahren.

Unter dem alten Regime wurde die Beeinflussung der Wahlen selbst von ehrlichen Leuten um so williger geduldet, als ohne sie die hundertjährige Nachwirkung der spanisch-katholischen Tradition nicht denkbar gewesen wäre; ihr Hüter war eben die regierende Oligarchie. Ständig umflutet von einem gemischten Einwandererstrom, hätte dieser einzige Beitrag der Mächtigen von ehemals zum argentinischen Nationalgeist, der auch den Nationalisten von heute noch kostbar ist, nicht lange der Gefahr des Fortgespültwerdens widerstanden, wenn man das allgemeine Wahlrecht ernstgenommen hätte.

Aber der Untergang der konservativen *ci-devants* ist heute auf andere Weise möglich geworden. Diejenigen, die „das Land verkauft“, wie der revolutionäre Jargon von 1943 sie unversöhnlich anprangert, sind mit oder ohne Respektierung des Wahlrechts bedroht, selbst ökonomisch. Die Minderung des spanischen Erbes, die mit ihrer Ausschaltung und Verarmung verbunden wäre, dürfte dem argentinischen Nationalismus empfindlich bewußt sein. Er mag das Bedürfnis verspüren, seine eigene Traditionsfrömmigkeit durch eine charakteristische und um so engere Anlehnung an die katholische Kirche zu beschwichtigen. Doch hat dieses Thema wohl noch andere Seiten. Argentinien wäre nicht das erste lateinische Land, das sich international schwach fühlt und im Klerikalismus eine zum mindesten propagandistisch wirksame Schutzvorrichtung gegen Einmischungen der Außenwelt zu schätzen weiß. Seit in der westlichen Hälfte dieser Welt die Vereinigten Staaten mit ihrer vielköpfigen und empfindlichen katholischen Wählerschaft so entschieden die Oberhand haben, wird die Zahl dieser Fälle wahrscheinlich nicht abnehmen.

Bleibe noch ein Wort über die Sozialpolitik des Perónismus hinzuzufügen. Die Bezeichnung „Hemdenlose“, in der sich ihre heute wohl etwas enttäuschten Nutznießer zu Anfang gefielen, konnte einen ge-



wissen Spott auf europäische Vorbilder enthalten. Tatsächlich ahmt aber Perón die ihm von seinen Studienreisen bekannten Muster nach, im Geiste, wenn auch nicht organisatorisch. Man hat nicht gezögert, die von dem Präsidentenpaar entfachte Agitation als künstlich hinzustellen. Und gewiß ist es unter dem alten Regime dem Arbeiter nicht schlecht ergangen. Er war knapp an Zahl, und es bestand wenig Grund, mit der Entstehung eines städtischen Massenproletariats zu rechnen. Diese Voraussetzungen ändern sich natürlich in dem Augenblick, wo ein Regime mit einem ehrgeizigen Industrialisierungsprogramm auftritt. So betrachtet, ließe sich die Perónsche Sozialpolitik als Versuch auffassen, den Arbeiter für den Staat zu gewinnen, solange es noch Zeit ist, bevor nämlich schwere Massenkonflikte ihn mit diesem entzweit haben. Bedenkt man die Geschichte der europäischen Arbeiterbewegung, so hätte eine solche Absicht theoretisch viel für sich.

Dennoch überzeugt das argentinische Verfahren nicht. Kein Regime hat dort einstweilen viel von der sozialistischen Partei zu fürchten; ihre Entwicklung bricht sich am Individualismus des Hispanoamerikaners und dem argentinischen Überfluß an Lebensmitteln. Der Kommunismus vollends fristet ein Scheindasein in einem Lande, wo die Massen von Einwanderern nichts anderes im Sinn haben als schleunigst Geld zu machen. Der praktisch entscheidende Fehler der nationalistischen Sozialpolitik liegt jedoch darin, daß sie sich 1946 mit einer weltwirtschaftlich bedingten Hochkonjunktur identifizierte und dadurch die Arbeiterschaft weit mehr als nötig auch in deren Niedergang verwickelt hat. Die erhöhte Lebenshaltung muß wieder zurückgeschraubt werden, und die Streikwellen, die über Buenos Aires dahingehen, zeigen an, daß die Schraube in Bewegung ist.

## Iran empfindet Unbehagen

Politische Morde und Mordversuche haben oft Folgen, die in keinem Verhältnis zur Tat stehen, und häufig lösen sie nur aus, was längst in der Luft lag oder geplant war. So scheint es auch in Iran zu sein, wo das Attentat auf den Schah, das Anfang Februar dieses Jahres geschah und ihn nur leicht verletzte, weitgehende innenpolitische Folgen zeitigt:

Die Tudehpartei, der der Attentäter angehörte, wurde aufgelöst und eine Reform der Verfassung eingeleitet.

Die Mächte, die 1941 in Persien einrückten (25. 8.), Sowjetunion und Großbritannien, zwangen am 16. 9. den Schah Reza Pahlawi nicht deshalb abzudanken, weil er autoritär regierte, sondern weil er für deutschfreundlich galt. Aber sein Sohn Mohamed, der ihm nachfolgte, mußte feierlich erklären, konstitutionell zu regieren. Die alte, 1906 unter den Kadscharenschahs durchgesetzte Verfassung, von Reza zum Segen des Landes beiseitegeschoben, sollte wieder zu Ehren kommen. Seitdem konnte sich ein Parteiwesen entwickeln. Auch die Tudehpartei datiert erst vom Oktober 1941. Zum Unterschied von den anderen, die mehr den Charakter persönlicher Cliques haben, war sie die einzige Massenpartei; tudeh heißt Haufe oder Masse. Mit einem klassenkämpferischen Programm wandte sie sich an Bauern und Arbeiter, mit nationalistischen Schlagworten auch an die Mittelschicht. Hatte sie 1943 nur 8 von 136 Sitzen im Madschlis, dem iranischen Parlament, erhalten, so war sie zweieinhalb Jahre später, im Kampf mit der „Partei des nationalen Willens“ des anglophilen Politikers Ziyaeddin erstarbt, mit 150 000 eingeschriebenen Mitgliedern und dem beherrschenden Einfluß bei den Gewerkschaften so stark, daß Ghawam-es-Saltaneh in sein viertes Kabinett, August 1946, drei Tudehminister aufnahm. Aber der Rückschlag kam bald. Der Zusammenbruch der sozialen Unruhen in der Provinz Chu-



zestan, wo im Grunde Tudeh gegen die Anglo-Iranian, die Teheraner und — die Londoner Regierung kämpfte (letztere hatte schon indische Truppen nach Basra geworfen und drohte mit Einmarsch!), und die erfolgreichen nationalen Unruhen in der Provinz Fars schwächten die Partei so, daß schon das fünfte Kabinett Ghavams, Oktober 1946, keine Tudehminister mehr aufnahm. Unter dem Eindruck der Abnahme ihres Einflusses und dem der tatsächlichen Macht der Regierung über die Wahlpraxis boykottierte Tudeh die Madschliswahlen vom Januar 1947; eine radikale „Säuberung“ in den eigenen Reihen gab ihr die Stoßkraft nicht zurück, es fehlte an einem wirklichen Führer, und so konnte sie nicht wieder die verlorene Stellung zurückgewinnen. Immerhin blieb sie mächtig genug, um durch ihr, wie sich zeigte, auch teilweise illegales, verbrecherisches Wirken Gefahr zu bedeuten. Der Kommunismus ist nicht ihr erklärtes Programm, aber dessen bedarf es für eine radikale Linkspartei im Orient bekanntlich nicht, um sie moskauhörig zu machen. Das war sie zweifellos, denn sie bekannte sich zum Kampf gegen den „angelsächsischen Imperialismus“ und zur Zusammenarbeit mit der „antiimperialistischen und fortschrittlichen“ Sowjetunion. Moskau empfand denn auch richtig die Auflösung der Tudehpartei als gegen sich gerichtet. Als der persische Innenminister im Parlament Auszüge aus dem Tagebuch des Attentäters vorlas, deutete dies die Sowjetunion als Anspielung auf sowjetische Einmischung in innerpersische Verhältnisse und protestierte dagegen mit der Lautstärke des schlechten Gewissens als gegen eine „provokatorische Aktion“.

Das Parteiwesen und das parlamentarische Leben Irans sind unerfreulich. Ein Land, in dem zum Teil das Stammesbewußtsein noch stärker ist als die Bindung an den Staat, in dem unter 10 bis 15 Millionen Einwohnern zwei Millionen Nomaden sind, in dem Aserbeidschaner, Kurden und Turkmenen zum Teil zentrifugale Tendenzen verfolgen, in dem 70 Prozent der Bevölkerung Analphabeten sind, wo 94 Prozent des Bodens einer dünnen Schicht von Großgrundbesitzern gehört, und wo — last not least — der Glaube der Orientalen an den Despotismus als normale Herrschaftsform lebendig ist —, solch ein Land kann keine Demokratie im westlichen Sinn sein. Tatsächlich werden dann auch unter Mohamed, wie unter seinem Vater das ganze Land, die Außenprovinzen auch jetzt autoritär regiert. Für die Zentralprovinzen allerdings gilt das nicht. Iran verfügt über eine kleine Anzahl tüchtiger Berufspolitiker, die, häufig gestürzt, aber oft wiederkehrend, die Kabinette bildeten und

mit den schwierigen Cliques der Mächtigen im Lande und ihrer Vertretung im Parlament schlecht und recht fertig wurden. Der bedeutendste unter ihnen war Ghâ am, aber er ist alt und verbraucht und seine Rückkehr zur Macht ist kaum wahrscheinlich. Mohamed Saed, seit Mitte November 1948 Premier, war schon mehrmals Ministerpräsident; das Format Ghaams wird ihm nicht nachgerühmt. Der Schah selbst, als Sohn des Usurpators schon nicht mehr als solcher empfunden, modern europäisch, aber auch in väterlicher Schule soldatisch erzogen, sportlich und aufgeschlossen, dem Volk näher als sein Vater und näher als den Cliques, hat nicht die eiserne Faust Rezas und hat bisher keine Neigung zur Despotie gezeigt. Aber er mag mit Neid auf das türkische Nachbarland blicken, wo die offiziell herrschende Demokratie sich unter den behutsamen Fittichen autoritärer Staatsführung erst entwickelt, und eine Reform der Verfassung, die er jetzt nach dem Attentat einleitet, dürfte auf ein ähnliches Regime hinauslaufen. Zunächst ist angekündigt, daß eine verfassungsgebende Körperschaft das neue Regime ausarbeiten soll.

Kann der Schah sich diese Reform, die ein Umsturz auf legalem Weg werden kann, leisten? Innerpolitisch: ja, gerade jetzt, nach dem Attentat. Auch sein Versprechen nach der Thronbesteigung wird ihn daran nicht hindern, zumal er die Verfassung nicht zu brechen unternimmt. Aber außenpolitisch, nachdem seinerzeit Thronbesteigung und Verfassungsgarantie unter Druck und Auspizien der fremden Mächte erfolgte? Diese Frage ist ebenfalls unbedingt zu bejahen. Die angelsächsischen Mächte haben an der Schwächung des Teheraner Regimes kein Interesse, und die Sowjetunion, die schon die Auflösung der Tudehpartei hinnehmen mußte, hat nicht die Macht einzugreifen, und wenn sie sie hätte oder ausüben wollte, dann gäbe es unter dem zahlreichen Konfliktstoff bessere Anlässe zu finden.

Mag also Iran insoweit frei sein, so spielt es doch die typische Rolle des schwächeren Pufferstaates zwischen den Mächtigen, der mancherlei Zugeständnisse machen muß, um zu bestehen. Das königliche Spiel stammt aus Persien, aber das Land ist, seitdem es die einstige Weltmachtstellung einbüßte, immer weniger Schachspieler als Schachfigur oder nur Schachbrett gewesen. Reza holte sich seine fremden Sachverständigen gern aus kleinen Staaten: Österreicher und Schweizer für den Bahn- und Straßenbau, Tschechen für die Arsenale, Belgier für die Zölle und Schweden für die Polizei; aber wo es um Macht ging, mußte auch er mit den Großen rechnen, die ihn endlich stürzten, als sie sein Land gemeinsam als Transportbrücke benützen



wollten und keinen Träger starken, eigenen Willens darin brauchen konnten. Damals hatten sie alle, die Angelsachsen und die Sowjets, ein gleiches Interesse, denn es galt Deutschland niederzuringen. Fünfeinhalb Millionen Tonnen Güter gingen damals über Iran von den Westalliierten an die Sowjetunion, die Hälfte dessen, was überhaupt aus USA und Kanada geliefert wurde! Aber die Gegensätze zwischen den Alliierten wurden schon vor dem Ende des Krieges deutlich. Auf der Moskauer Außenministerkonferenz im Dezember 1945 war, laut *Byrnes*, das Iranproblem, das heißt die Frage der Räumung von den alliierten Truppen, das einzige, das keine Lösung fand, und seitdem ist, je deutlicher und tiefer die Kluft zwischen Ost und West in der gesamten Weltpolitik geworden ist, Iran eine der Fronten des kalten Krieges, die besonders jäh aus der derzeitigen Ruhe erwachen könnten.

Ohne Persien zu fragen, grenzten 1907 England und Rußland dort ihre Interessensphären ab, und in beiden Weltkriegen marschierten ihre Truppen ein; im letzteren Falle legalisierte ein Bündnisvertrag zu dritt vom 29. 1. 1942 hinterher den Zustand. Er enthält Formulierungen, die fast ironisch klingen, nämlich: Iran wünsche von der Atlantikcharta auf gleicher Basis mit anderen Nationen Nutzen zu ziehen; die territoriale Integrität, Souveränität und politische Unabhängigkeit sei zu achten, und: die Anwesenheit der alliierten Streitkräfte stelle keine Besetzung dar! Der Abzug der Truppen der drei Mächte — die USA war ohne Vertrag dazugekommen — erfolgte 1946: die amerikanischen Truppen verließen im Januar, die britischen vor dem 1. März und die sowjetischen endlich im Mai das Land. Nicht ohne weiteres waren die Sowjettruppen gewichen; der Preis war die Zusage gewesen, die Sowjetunion an der Ausbeutung der zu erbohrenden Ölquellen in Nordiran zu beteiligen und die Aserbeidschanfrage im Sinne einer Autonomie, aber als inneriranische Angelegenheit, zu lösen. (Übereinkunft vom 4. 4. 1946.) Mit den Aserbeidschaniern, deren „Demokratische Partei“ der Tudehpartei nahestand und die unter *Pischawari* eine eigene Nationalregierung gebildet hatte, wurde Teheran Ende 1946 fertig. Ungefähr um die gleiche Zeit wurden die Kurden zur Ruhe gebracht, die im März in Mehabad eine „Unabhängige Kurdische Republik“ ausgerufen hatten. Ihr Führer, *Ghazi Mohamed*, war als moskauhörig bekannt, und *Pischawari* floh nach der Niederlage in die Sowjetunion, von wo vor einiger Zeit sein Tod gemeldet wurde. In beiden Fällen wirkten diese Kämpfe wie Rückzugsgefechte der Sowjetunion auf iranischem Gebiet. Die nordiranische Erdölfrage aber fand ihre Erledigung dadurch, daß das Parlament

im Oktober 1947 das Abkommen vom April 1946 für hinfällig erklärte; hatte doch ein früheres Gesetz (vom Dezember 1944) schon das bloße Verhandeln über Erdölkonzessionen mit ausländischen Regierungen oder Gesellschaften verboten. So war die Sowjetunion um ihren Preis fast darf man sagen: betrogen. Ihre auf die unruhigen Völkerschaften Nordwestirans gesetzten Hoffnungen hatten sich — vorläufig! — nicht erfüllt, und mit der Tudehpartei verlor sie neuestens eine innerpolitische Stütze in Iran. Kein Wunder, daß die Sowjetunion mit besonderer Mißgunst die Stellung der angelsächsischen Mächte im Land betrachtet. Die Anglo-Iranian hat durch ihre Olanlagen um Abadan viel Geld ins Land gebracht und neben ihren gewaltigen Bohranlagen, Röhrenleitungen und Raffinerien auch Forschungsinstitute, Schulen und Krankenhäuser gebaut. Aber dieser Staat im Staate schafft für Großbritannien, abgesehen von dessen strategischen Interessen am Persischen Golf, ein besonderes Interesse in und an Iran selbst. England wird dadurch zum natürlichen Verbündeten Irans gegen einen etwaigen Angreifer — auch ohne Bündnisvertrag! Die USA haben als Warenlieferanten die Deutschen beerbt, die im letzten Finanzjahr vor dem zweiten Weltkrieg im iranischen Außenhandel an erster Stelle standen, als einflußreichste Wirtschaftsmacht im ganzen aber überflügeln sie, wie an vielen Stellen der Welt, die Engländer. Ihren Nachschubeinheiten im Kriege verdankt das Land einen starken Ausbau seines Verkehrsnetzes, womit natürlich dessen genaue Kenntnis verbunden ist. Nicht weniger als 90 amerikanische Sachverständige betrieb die iranische Regierung seit 1941, unter anderem die Berater für Erdölfragen, Hoover und Curtis (1944) und den Finanzdirektor Millspaugh (1943—1945, schon 1922—1927 im Land). Ein Stab amerikanischer Ingenieure schuf im Januar 1947 die Grundlage für den Siebenjahresplan, der dann allerdings kaum in Angriff genommen wurde. Über die wirkliche Bedeutung dieser Fachleute läßt sich streiten, weil sie gegenüber den zähen einheimischen Widerständen sich nicht durchsetzen konnten. Schwerer wiegt die militärische Zusammenarbeit. Zwar besteht kein Militärabkommen, wie behauptet wurde, aber seit Jahren wird die iranische Armee, wie auch die Gendarmerie, durch USA-Missionen reorganisiert und Kriegsmaterial wird geliefert. Gegen die letzte Abmachung über die Militär-Mission vom 6. 10. 1947 erhob dann auch die Sowjetunion Einspruch (31. 1. 1948). Das Abkommen ziele darauf ab, Iran zum Stützpunkt, zum Aufmarschgebiet für USA-Truppen für einen Angriff auf die Sowjetunion zu machen. Der Flugplatz Khum bei Teheran, angebliche Befestigungen



im nördlichen Grenzgebiet, Ausstattung mit den gleichen Waffentypen wie für die türkische Armee, das waren einige der zahlreichen Beschwerdepunkte. Eine Widerlegung seitens Irans ließ nicht auf sich warten. Aber der Gegensatz blieb unausgetragen bestehen. Man behält den Eindruck — und er wird durch die jüngsten Plänkeleien der Grenzposten, der Presse und auf dem diplomatischen Gebiet nur verstärkt! —, daß all dies auf eine einmal vorzulegende Rechnung geschrieben wird. Die Andeutung in der Note vom Januar 1948 und in späteren Äußerungen, wonach die Sowjetunion laut Artikel 6 ihres alten Freundschaftsvertrages von 1921 einmarschieren darf, wenn Iran selbst mit einer von seinem Boden ausgehenden fremden „Bedrohung“ nicht aufräumt, ist dabei am peinlichsten. Die Sowjetunion ist, wie bekannt, hinsichtlich der Bedrohung ihrer Südflanke, wo die Erdöllager so gefährlich exponiert liegen — nach dem ersten Weltkrieg stand ein englischer General, Dunsterville, zweimal in Baku! — nervös. Wer aber an die rein defensive Haltung der Sowjetunion nicht glauben mag, der wird auch Iran und seinen etwaigen Helfern ein leises Unbehagen nachfühlen.

Gott wird großer Königreiche überdrüssig, aber kleiner Blumen nie.

Rabindranath Tagore

## Sturm um die Inseln unterm Wind

Die Leeward- oder die Inseln unter dem Winde führen dort, wo sich die Wasser des Atlantik mit denen des amerikanischen Mittelmeers mengen, ein Dasein, das eine eigenartige Mischung von Tropenidyll und farbloser Moderne ist. Von Columbus entdeckt, sind sie seit 300 Jahren britische Kronkolonie und werden von einem Gouverneur verwaltet. Einem der 35, die das Empire noch heute aufweist. Und ein Amt, das immer noch ein wenig von einstigem Glanz und Glorie in die nüchterne Gegenwart hinüberrettet. Sie sind bei offiziellem Auftreten zu einem Salut von 17 Kanonenschüssen berechtigt, und bei ihrem Erscheinen wird die Nationalhymne gespielt. Denn, wenn auch von Parlament und Regierung abhängig, sind sie die unmittelbaren Vertreter des Königs, ja mehr noch — kleine Halbgötter ihrer entlegenen Bereiche. Und sie tragen bei feierlichen Anlässen einen schwarzen Dreimaster mit weißer Schwanenfeder, Wellington-Stulpenstiefel und einen krummen Mamelukkensäbel mit elfenbeinernem Griff. Oder sie sollten es wenigstens tun. Denn angenehm ist das in den Tropen nicht. Und von den Leeward-Inseln, wo seit einem Jahr der zweite Earl Baldwin of Bewdley, der Sohn des einstigen konservativen Ministerpräsidenten und Ideal-Engländer, Stanley Baldwin, das Zepter führt, gingen merkwürdige Gerüchte um. Gerüchte, die besagten, daß er es nicht nur an der Würde eines Vertreters der Krone, sondern auch den diesem sonst noch obliegenden Pflichten in beklagenswertem Maße fehlen ließe. Sie drangen bis nach London. Und als Gouverneur Baldwin kürzlich eine Thronrede hielt, in der er rundheraus erklärte, er habe die vielen Kommissionen, die sein Inselreich heimsuchten, satt, und das für sie erforderliche Geld sei nicht aus- sondern hinausgeworfen und sollte lieber für Wohlfahrtszwecke verwandt werden, da bestellte man ihn kurzerhand nach Whitehall.



Das fiel der Labourregierung nicht ganz leicht. Denn Oliver Baldwin ist natürlich, trotz seines Gardeschnurrbärtchens, wie so viele der jungen Leute aus den alten Häusern Englands, ein eifriger Sozialist. Ein zu eifriger vielleicht, und ein zu gründlicher Demokrat, wie es der Kolonialbürokratie und selbst seiner Partei, die er vorher im Oberhaus vertreten hatte, scheinen wollte. Man fürchtete, die Sache werde Staub aufwirbeln. Und das tat sie denn auch. Wochenlang hatte die englische Presse ein Thema wie kaum ein zweites. Um den alten Aktenstaub, der davonwirbelte, war es dabei nicht schade. Aber fast schien es, daß daneben auch noch ein wenig Tradition vom Winde verweht würde, und ein Stückchen alten Empires. Denn es ging schließlich um mehr als nur das Dekor eines Gouverneurs. Zwar sagt man, daß unter hundert Engländern nur einer heute noch etwas von den Leeward-Inseln weiß und daß die Regierung eine Kampagne veranstalten müsse, um zu verbreiten, daß die USA nicht mehr, die Inseln aber wohl noch dem Empire angehörten.

Jedoch der Name „Westindien“ hat in England immer noch einen besonderen Klang. Die Antillen, um die einst ein Drake und ein Hawkins die Spanische Main durchsegelten, sind die Wiege des englischen Kolonialreichtums und britischer Seemacht. Ein letzter Hauch der Entdecker- und Abenteurerzeit, der Zeit der romantischen Seefahrt und der ersten Berührung mit den Tropen, damals als das Empire noch jung war, wittert um diese Inseln. Und nachdem „die Kapitäne und die Könige“ Kiplings sich anschickten, die Bühne jenes anderen Indiens im Osten zu verlassen, blieb wenigstens ein kleiner Rest dieses Zauberworts hier eingefangen. Lord Nelson war jahrelang Kommandant der Admiralitätsstation in English Harbour auf einem dieser Eilande. Hier ehelichte er die Wittib Nesbitt, lange ehe er Lady Hamilton kennen lernte. Sein altes, graues Haus steht noch, und ebenso die rostigen Bordschlangen mit dem verschnörkelten Namenszug Williams IV., wenn sie auch heute nur ein beliebtes Sonnenplätzchen träger Eidechsen sind und zwischen den Quadern des Kais Gras und tropische Gewächse wuchern. Und von hier segelte er, 144 Jahre ist es her, auf seiner „Victory“ in den Sieg von Trafalgar.

Nun, Lord Baldwin, der Zweite, anno 1949, segelte nur nach London. Nicht in einer Fregatte, sondern in einem Bananendampfer. Und er trug weder den Dreimaster Nelsons, noch den eines Gouverneurs der britischen Krone, sondern einen verwitterten Filz über einem etwas schlampigen Regenmantel, und auch die zerfranste Wäsche des ein-

gefleischten Junggesellen soll zu wünschen übrig gelassen haben. Es sah auch nicht nach Lorbeer aus, sondern mehr nach einem Anpuff, wie er jedem, der es hören wollte, nicht verschwieg. Aber er war guten Mutes und entschlossen, seine Sache nicht nur vor dem Minister, sondern wenn nötig auch beim Premier und im Unter- wie im Oberhaus durchzupauken. Und die Presse und Photographen, die ihn vor dem Betreten der Büros seines alten Freundes, des Kolonialministers Creech Jones, umringten, machte er zwinkernd darauf aufmerksam, daß seine Knie keineswegs schlotterten. Wenn ihm etwas passierte würden „seine“ Inseln „hochgehen“. Er war auch nicht allein gesehelt. Mit ihm kamen zwei eingeborene Vertreter der einflußreichen Gewerkschaften und Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung der erregten Leewards, gewillt für „ihren“ Gouverneur wie die Löwen am Denkmal von Trafalgar zu kämpfen. Auch sie deuteten „Repressalien“ an. Denn in dem gleichen Maße, in dem sich Baldwin das Mißfallen der Whitehall-Bürokraten zugezogen hatte, hatte er sich die Herzen der Insulaner, die er, Untertanen Ihrer Britannischen Majestät, als „sein“ Volk zu bezeichnen pflegte (was dieses Mißfallen nur noch vertiefte) erobert.

Zwei dicke Dossiers standen sich im „Fall“ Baldwin in Whitehall gegenüber. In dem einen, dem aktenkundigen, standen Berichte von Admirälen und Kommissionen, die an Baldwin nur wenig gute Haare ließen. Er habe das Prestige des Empires ruiniert. Bei seiner Amtseinführung habe er den Treueid, mit der Begründung daß er Atheist sei, abgelehnt. Die angetretene Ehrenwache hätte er ignoriert und für den Chef der Home Fleet erst nach vielem Zureden den üblichen Posten gestellt. Und, man bedenke, bei Festlichkeiten habe er des öfteren sogar den Toast auf den König unterlassen. Daneben standen dann Berichte der weißen Kolonie Antiguas und St. Kitts, der beiden Hauptinseln, daß er ihr konsequent die kalte Schulter zeige und sich dafür um so mehr um die Farbigen kümmere, ja fast nur mit ihnen verkehre. Statt, wie es sich schickt, die Honoratioren nebst ihren Damen zu Dinern einzuladen, habe S. Exzellenz es kurzweiliger gefunden, mit farbigen Schönen zu tanzen. Und zu Weihnachten habe dieser Exzentriker, ein einmaliger Fall in der Geschichte, die Insassen des Eingeborenen-Armenhauses (95 Prozent dieser Insassen, wie die gewissenhafte Gesellschaftschronik von Antigua meldete) zu einem Empfang im Government House eingeladen. Ein atheistischer Christ also? Die 120 000 Eingeborenen jedenfalls sind dieser Meinung. Er ist der erste Gouverneur nach ihrem Herzen, und jenes andere, das ungeschrie-



bene Dossier, aus aufgefangenen Gesprächen mit ihnen am Hafen und im Staub der Straßen, ist voll der Züge solcher warmen Menschlichkeit. Bei Autofahrten habe er gehalten, um Eingeborenen bei Reifenpannen zu helfen. Als er einmal mit einer vornehmen Gesellschaft unterwegs war, habe er eine kranke Alte vom Wegesrand aufgehoben, um sie in das Spital zu bringen (es gibt gar keines, sagen die offiziellen Akten, sondern nur eine baufällige Baracke aus der Zeit des Burenkrieges, weil eben nichts Praktisches getan werde). Den Kindern zahle er Stipendien aus eigener Tasche. Es sei nicht unter seiner Würde gewesen, alle Dörfer und Hütten zu besuchen und mit allen und jedem zu sprechen und immer zu erklären, warum dieses oder jenes geschehe. So ein Mann sei das. Wo fände man einen solchen wieder, und wenn er nicht zurückkehre, so drohten die Eingeborenen mit Streiks. Was im Hinblick auf die beginnende Ernte keine sehr angenehme Aussicht war.

Dieses Avalun ist nämlich schon lange kein blosses Idyll mehr, wo selige Palmen sich im sanften Passat wiegen und sich in den türkisblauen Gewässern stiller Buchten träumerisch spiegeln. Die Inseln sind zwar ein süßes Paradies, aber das kommt von der Zuckerindustrie, von der alles lebt. Und diese ist ein schwankendes Rohr im Winde. Sie hängt vom Wasser ab, mit dem es, einschließlich des Regens, schlecht bestellt ist, und die Arbeiter von der Saisonarbeit. Sie sind organisiert, und es gibt Spannungen und Unruhe (im vorigen Jahr wurde 13 Wochen gestreikt) zwischen ihnen und den „Zuckerbaronen“. Denn wenn auch der Gouverneur der Vertreter des Königs ist — der eigentliche König dieser Inseln sind die Zuckerindustriellen. Einer ihrer mächtigsten, dem das Eintreten Baldwins für die Eingeborenen nicht paßte, stand im Verdacht, hinter der Segelorder nach London zu stecken und seine Abdankung zu betreiben. Was dazu führte, daß er bei der Abreise des Gouverneurs, zu der er, Etikette gemäß, da er zugleich Vorsitzender des Verwaltungsausschusses ist, am Kai erschien, von der Menge tätlich angegriffen wurde. Für diese Zuckerkönige steht neben dem menschlichen Kapitel des Ganzen nämlich noch das sachliche. Und nach ihrer Meinung ruiniert der Gouverneur, der für diese Industrie nicht das leiseste Interesse bekunde, auch die Inseln. Statt Taten habe es nur Worte, Forschungen, Untersuchungen gegeben. Nicht einmal die Wasserversorgung, ein Schandfleck der Insel, habe er gefördert, sondern ein schon schwebendes Projekt, das viel Geld verschlungen hat, einfach liegen gelassen und sich statt dessen (auf eigene Kosten, sagen die Farbigen)

einen Wüschelrutengänger kommen lassen. Alle Planungen mit London seien verschlampt worden und in neun Monaten nichts geschehen. Sagt die Industrie. Er sei der schlechteste aller Gouverneure, die die Inseln je gehabt hätten, und selber von der „Leewarditis“, jener von ihm apostrophierten Krankheit, befallen, die den tatenlustigen Neuankömmling alsbald veranlaßt, den Korbssessel unter den Mahagonibäumen dem Bürostuhl, und den doppelten Rum mit Soda den Akten vorzuziehen. Über seinen Schreibtisch huschten ungeziert die schillernden Salamander und in seinem Eingangskorb und den Körben mit den „schwebenden“ Angelegenheiten nisteten ungestraft tropische Vögel, um ihre Schnäbel an den Akten Sr. Majestät zu wetzen. Ja, es arbeite sich schwer in den Tropen. Das Leben geht einem leicht ein, der Himmel ist hoch und blau und London ist weit.

Nun, London hat gewogen und erwogen. Und siehe, Baldwin wurde nicht zu leicht befunden. Seine Inseln werden ihn wieder haben. Und nicht nur ihn, sondern auch noch einen funkelnagelneuen Zehnjahresplan mit 1,2 Millionen Pfund, der ihnen ein neues Krankenhaus, Wasser, eine Ananasindustrie als Ausgleich, Fremdenverkehr und Reformen der Verfassung bescheren soll. Es wurden offene Worte gewechselt, und es gab ein Kommunique, daß alles im besten Einvernehmen geregelt sei. Baldwin bedauerte lebhaft die ihm in der Presse zugeschriebenen despektierlichen Äußerungen. Mit seiner Menschlichkeit, die er vielleicht etwas zu ungestüm in den Vordergrund rückte, war man einverstanden und für die Bewährung seiner Tätigkeit fand man neun Monate etwas zu kurz. Der Nelson im Regenmantel fing den Staub ab, und siegte in Whitehall und Westminster. Nun segelte er doch als Triumphator zurück. Aber wiederum nicht auf einem Schlachtschiff, sondern, wie er gekommen, auf einem Frachter, und einem französischen noch dazu. Was von der konservativen Presse, die darin auch von seiten der Regierung einen Verstoß gegen die Würde des Empires sieht, mit ebensolchem Mißvergnügen begleitet wird, wie der Sieg des Prestiges eines Gouverneurs über das eines Kabinetts. Aber die Farbigen rüsteten ein Freudenfest. Drei Tage ehe die „Barfleur“ am Pier von St. John festmachte wurde nicht geschafft. Von nah und fern eilten sie barfuß aber im Sonntagsstaat herbei, vorbei an den wogenden Zuckerrohrplantagen. „Baldwin der Mann des Volkes“ verkündeten die Plakate. Zerzauste Hemden wehten zum Gruß von den Häusern — ausgenommen die der europäischen Notabeln — und die drei Musikkapellen der Insel, Kapellen, deren Instrumente aus alten Benzinkanistern, Konservenbüchsen und



ausgedienten Bratpfannen bestehen, begruben für diesen Tag ihre alte Rivalität, um ihm vereint einen schmetternden Empfang zu bereiten, in den die erstaunten Papageien mit schrillum Fortissimo einstimmten. Und nur die zwölf Kriegsschiffe des Westindien-Geschwaders, die zu Besuch geweilt hatten, lüfteten am Tage vorher still die Anker und stachen degoutiert in See.

Wozu diese Ballade im Tropenwind von einem Gouverneur und einer fernen Insel? Ist es die Sage von der Entglorifizierung des Empires und der Kipling-Dämmerung? Eines Empires, von dem Cripps, als er noch nicht Minister war, gesagt hat, daß es im Interesse des Sozialismus demontiert werden müsse, und zu dem Herbert Morrison erklärte, daß kein Staat heute noch Kolonien besitzen dürfe. Eine Meinung, der von der Anti-Kolonialkonferenz der lateinamerikanischen Länder in Havanna lebhaft applaudiert wurde. Eines Empires, unter dessen Gouverneuren seit 1945 sich der ehemalige Gepäckträger, Sir Frederick John Burrows, und der einstige Kumpel, der schon als Dreizehnjähriger in die Gruben einfuhr, Sir Gordon MacDonald, befanden. Beide an Stellen übrigens, Bengalen und Neufundland, die inzwischen aufgehört haben, Kolonien zu sein. Ist es der Zeitenwind, der um die Inseln im Lee, und nicht nur um diese weht? Manches hier, wie anderwärts im Empire, war windschief geworden, und England wird in dieser Zeit auch weiter hart am Winde segeln müssen. Noch herrscht es über seine Inseln. Aber kann es auch den Winden gebieten? Und dieses Bildnis eines Lords und eines Empires 1949 zeigen, woher sie kommen und wohin sie wehen. Sie haben in London aufgefrischt, wo man sich nun mit einem Studium der Anpassungsnotwendigkeiten eines Kolonialbesitzes, der immer noch 62 Millionen Menschen und drei Millionen Quadratmeilen umfaßt, an die Erfordernisse des Heute beschäftigt. Es ist die Bestätigung, daß Baldwin, der manchen zu moderne, doch wohl richtig handelte, als er es zunächst, wie er sagte, notwendig fand, von unten her aufzubauen, um feste Grundlagen zu schaffen. Mehr Männer wie ihn, echot es aus Übersee zurück. Liegen er und seine Inseln am Ende doch nicht im Lee, sondern im Luv? Im Luv der Zeit. Nein, es war kein Sieg eines Gouverneurs über seine Regierung. Sie beide siegten über das Gestrige, um gemeinsam eine neue Würde des Empire zu schaffen und eine alte kunstvolle Uhr neu aufzuziehen, ehe sie abgelaufen ist

## Patriot Canaris

**A**dmiral Wilhelm Canaris, der Chef des deutschen militärischen Nachrichtendienstes, hielt von Sabotage im allgemeinen wenig. Ganz abgesehen von seiner grundsätzlichen Ablehnung des ganzen Hitlerkrieges hätte er auch in einem Krieg, den er für gerechtfertigt angesehen hätte, sich wenig davon versprochen. Er glaubte nicht, daß auf diesem Wege wirklich entscheidende Ergebnisse erzielt werden könnten, und war gegen eine Politik der Nadelstiche. In dem sogenannten Wilhelmstraßenprozeß in Nürnberg hat nun der Angeklagte Veesenmayer im Verhör durch die Anklage versucht, Canaris gerade im Zusammenhang mit Sabotageakten während des Krieges in ein schiefes Licht zu stellen. Er erklärte nämlich, er, Veesenmayer, habe den so oft im Zusammenhang mit der Widerstandsbewegung genannten Canaris im Auftrage von Ribbentrop von Sabotageakten in Irland und den Vereinigten Staaten abgehalten. Veesenmayer ging noch weiter und bezeichnete Canaris als einen Mann, welcher Agenten auf „Himmelfahrtskommandos“, von denen man mit 90 Prozent Wahrscheinlichkeit nicht zurückgekommen sei, geschickt habe, und fügte hinzu, er rücke „mit tiefem Abscheu von Methoden ab, wo man auf der einen Seite Leute in den Tod schickt und auf der anderen Seite eine ganz andere Linie vertritt“. (Deutsches Protokoll S. 13461/2.)

Die Beweggründe Veesenmayers, der ein Günstling Ribbentrops im Auswärtigen Amt war, für diesen Versuch, das Andenken des toten Canaris in den Schmutz zu ziehen, sind zu leicht zu erraten, als daß wir hier auf sie einzugehen brauchten. Aber die sachlichen Angaben Veesenmayers verdienen doch eine Richtigstellung, weil solche Anwürfe leicht haften bleiben, auch wenn sie noch so wenig begründet sind. Gehen wir zuerst auf das törichte Gerede von den sogenannten „Himmelfahrtskommandos“ ein. Man kann wohl an der Front unter strikter Disziplin stehende Soldaten zu Hunderten, zu



Tausenden, ja wie die Tragödie von Stalingrad gelehrt hat, selbst zu Hunderttausenden wider ihren Willen auf „Himmelfahrt“ schicken; aber die einfachste Überlegung muß zu dem Schlusse führen, daß man für gefährliche Missionen, die im Hinterlande des Gegners fern jeder Kontrolle des Befehlenden durchgeführt werden sollen, nur Menschen verwenden kann, die sich freiwillig dafür zur Verfügung stellen, sei es nun aus Gewinnsucht, Abenteuerdurst oder Fanatismus.

Aber die Aussage Veesenmayers ist auch in ihren übrigen Angaben unzutreffend, und deshalb ist es angezeigt, daß wir die beiden von ihm berührten Punkte der Sabotageunternehmungen in Irland und gegen die Vereinigten Staaten einmal etwas genauer untersuchen. In beiden hat auch Veesenmayer eine Rolle gespielt, allerdings eine andere, als er das Gericht glauben zu machen versucht hat.

Die größte Schwierigkeit, der Canaris bei seinem Bestreben, die Sabotageunternehmungen seiner Dienststelle auf ein Mindestmaß zu beschränken, immer wieder begegnete, beruhte darauf, daß es auch in der Abwehr nicht an unternehmungslustigen Offizieren fehlte, die bestrebt waren, auf ihrem Arbeitsgebiet etwas ins Auge Fallendes zu tun. Es war nicht immer leicht, solche Anregungen gleich von vornherein abzulehnen, denn gerade unter den jüngeren Offizieren, aus denen sich die Sacharbeiter der einzelnen Untergruppen hauptsächlich rekrutierten, und die zum großen Teil nicht dem alten Stamm der Abwehr angehörten, gab es eine ganze Anzahl für die NSDAP begeisterter Leute. Versagte man denen kurzerhand die Weiterverfolgung ihrer Pläne, dann bestand immer die Gefahr, daß das an den SD gelangte, der dann seinerseits die Abwehrleitung, die ihm ja ohnehin suspekt war, wegen Mangel an Kampfwillen bei Hitler angeschwärzt hätte.

So geschah es denn auch, daß einige Zeit nach dem Waffenstillstand mit Frankreich ein Sachbearbeiter in der Abwehrabteilung II auf die Idee verfiel, daß es doch wünschenswert sei, die Irische Republikanische Armee (IRA), die ja schon in Friedenszeiten sich in England durch häufige Bombenanschläge unliebsam bemerkbar gemacht hatte, irgendwie in den Kampf gegen England einzuspannen. Es sei hier erwähnt, daß die IRA nicht etwa die Armee des damaligen Freistaates, der jetzigen irischen Republik ist, sondern eine radikale Kampforganisation, die nicht nur den Engländern, sondern auch der damaligen legitimen Regierung de Valera in Eire das Leben oft schwer machte. Die IRA setzte sich aus recht heterogenen Elementen zusammen, die nur durch ihren gemeinsamen Haß gegen die Englän-

der einigermaßen zusammengehalten wurden. Ein Teil sympathisierte mit den deutschen Nationalsozialisten, während andere linksradikale Neigungen hatten. Dies erklärt, daß Mitglieder der IRA im spanischen Bürgerkriege in der Internationalen Brigade gegen Franco gekämpft hatten. Einige davon waren von den Truppen Francos zu Gefangenen gemacht worden und saßen 1940 noch in Spanien im Gefängnis. An diese Tatsache hatte sich der ideenreiche Sachbearbeiter erinnert und schlug vor, bei Franco die Freilassung dieser Iren nachzusuchen, um sie alsdann gegen die Engländer einzusetzen. Canaris ließ den Dingen zunächst ihren Lauf in dem Gedanken, daß sie sich nach menschlichem Ermessen am spanischen *mañana* (morgen, morgen, nur nicht heute) totlaufen würden. Der Leiter der K. O.<sup>1)</sup> Spanien wurde beauftragt, sachdienliche Erkundigungen bei den spanischen Behörden einzuziehen. Wider Erwarten arbeiteten diese einmal sehr prompt. Wahrscheinlich war ihnen die deutsche Anfrage gelegen gekommen, da sie nicht recht wußten, was sie mit den irischen Gefangenen anfangen sollten, und diese nun auf gute Weise loswerden konnten. Sie wurden der deutschen Abwehr ausgeliefert und ins besetzte Frankreich gebracht. Mittlerweile war auch das Auswärtige Amt in der Angelegenheit befragt worden. Sachbearbeiter war dort Herr Veesenmayer. Zwischen diesem und dem Leiter der Abwehrabteilung II kam eine Besprechung zustande, in der das Auswärtige Amt sein Interesse an der Angelegenheit bekundete. Dies gab Canaris die schon längst gewünschte Gelegenheit, seine Verantwortung an einer Sache, von der er sich nichts versprach und die ihm nicht sehr sympathisch war, auf das Auswärtige Amt abzuwälzen. Er stellte eindeutig klar, daß die Abwehr zwar technische Hilfe bei der Vorbereitung und Durchführung des Transportes der Iren nach Irland leisten werde, daß aber die Federführung auf Veesenmayer übergehe. Wegen des Transportes mußte die Abwehr an die Marineleitung herantreten, die sich, wenn auch sehr ungern, bereit erklärte, ein U-Boot für diesen Zweck zur Verfügung zu stellen.

Mit Hilfe des Auswärtigen Amtes wurde der derzeit in den Vereinigten Staaten weilende Führer der IRA, Sean Russell, bewogen, über Genua nach Deutschland zu kommen, auch wurden unter den in Deutschland befindlichen britischen Kriegsgefangenen noch einige

---

<sup>1)</sup> Anmerkung: Die für den Kriegsfall vorgesehene Organisation der Abwehr im neutralen Lande gegen den vorgesehenen Gegner, die im Frieden besteht, aber nicht arbeitet. Im Kriege arbeitet sie grundsätzlich nicht gegen das Land, in dem sie stationiert ist.



Iren gefunden, die bereit waren, sich dem Unternehmen anzuschließen, vielleicht nur in dem Gedanken, auf diese Weise nach Irland zu kommen.

Bei Ribbentrop fand eine Besprechung statt, an der Sean Russell, Canaris, Lahousen als Chef der Abwehrabteilung II und Veesenmayer als der auf Seiten des Auswärtigen Amtes zuständige Referent teilnahmen und in der verabredet wurde, daß Russell mit einigen seiner Landsleute durch ein U-Boot an die irische Küste gebracht, und daß dann anschließend die IRA von deutscher Seite durch Waffenlieferungen unterstützt und dadurch zu Aktionen gegen die Engländer in Stand gesetzt werden sollte. Russell und seine Begleiter wurden in Bordeaux an Bord des für den Transport bestimmten Unterseebootes gebracht. Dieses ging in See. Nach knapp 24 Stunden kam von der Führung des U-Bootes ein Funkspruch, daß Russell plötzlich, anscheinend an einem Herzschlag gestorben sei. Der Kommandant bat um Instruktionen, was er unter diesen Umständen tun solle. Er erhielt den Befehl, die Landung in Irland zu unterlassen und die Gefolgsleute Russells wieder in Bordeaux an Land zu setzen. Das Unternehmen war zu Ende gekommen, ehe es recht begonnen hatte.

Während, wie die vorstehende Darstellung erkennen läßt, es in dieser mißglückten irischen Angelegenheit keine offene Meinungsverschiedenheit zwischen Canaris und Ribbentrop gab, bestanden in der Beurteilung der Haltung der Vereinigten Staaten erhebliche Unterschiede. Während man sich in Ribbentrops Umgebung in der Hoffnung wiegte, die Vereinigten Staaten würden aus dem Kriege herausgehalten werden können, war Canaris von Anfang an der Überzeugung, daß Amerika unter gar keinen Umständen einer britischen Niederlage untätig zusehen und früher oder später in den Krieg eintreten würde. Im übrigen hatte Canaris im Gegensatz zu Ribbentrop eine sehr hohe Meinung von dem Kriegspotential der Vereinigten Staaten. Schon aus den Erfahrungen des ersten Weltkrieges hatte er gelernt, die Kapazität der amerikanischen Werftindustrie für Kriegs- und Handelschiffe richtig einzuschätzen — und dementsprechend die Aussichten des deutschen U-Bootskrieges niedrig anzusetzen. Aber auch ganz allgemein hatte er eine den Realitäten, wie sie sich nach Amerikas Kriegseintritt dann offenbarten, sehr viel näher kommende Vorstellung von der wirtschaftlichen und militärischen Macht der Vereinigten Staaten als der Reichsaußenminister.

Aus der Verschiedenheit der Auffassungen ergaben sich Reibungen. Die Abwehr hatte im Rahmen ihrer allgemeinen Vorbereitungen

auf alle möglichen Konflikte auch, allerdings verhältnismäßig bescheidene, Vorkehrungen für den Kriegseintritt der Vereinigten Staaten getroffen. Im Rahmen dieser Organisation war auch ein V-Mann<sup>1)</sup> in Mexiko angesetzt worden, der nach Ausbruch des Krieges in Europa die Möglichkeiten der Sabotage in den Vereinigten Staaten zu erkunden hatte. Es handelte sich hier um einen Mann, der es meisterhaft verstand, mangelnde positive Tätigkeit durch phantasievolle Berichte zu ersetzen und für imaginäre Sabotageakte Gelder zu kassieren. Angesichts der Blockade Deutschlands durch die britische Flotte bestanden seitens der Zentralstellen der Abwehr kaum wirksame Kontrollmöglichkeiten. Canaris und seine Mitarbeiter waren sich von vornherein darüber klar, daß die „Erfolgsmeldungen“ des betreffenden Agenten sehr schwach sachlich begründet waren. Eine, welche den Anstoß zu den nachfolgend beschriebenen Auseinandersetzungen mit dem Auswärtigen Amt gab — auf sie bezog sich Veesenmayer in seiner Nürnberger Aussage —, führte wörtlich folgende Ergebnisse auf: „In Boston Handelsschiff durch Brand zerstört. Waldbrände in Jersey. Störung Kriegshetzerversammlungen.“ Man sieht, daß weder der Name des Schiffes noch sonstige Einzelheiten über die angeblichen Sabotageerfolge angegeben sind. Canaris nahm — wahrscheinlich richtig — an, daß der Agent die betreffenden Ereignisse aus amerikanischen Zeitungsmeldungen entnommen und seiner Organisation zugeschrieben hatte. Ihm waren aber diese schwindelhaften Erfolgsberichte gar nicht unwillkommen. Denn er konnte sie höheren Ortes, wo man noch viel weniger Möglichkeit, ihre Wahrheit zu überprüfen, hatte als er selber, als ein Zeichen der Aktivität seiner Organisation vorlegen. Und das war wegen der Konkurrenz des SD unbedingt notwendig.

Aber die Sache hatte doch einen Haken. Der betreffende V-Mann sandte seine Berichte auf dem Wege über die deutsche Gesandtschaft in Mexiko. Sie wurden also dort chiffriert, an das Auswärtige Amt telegraphiert, wo man sie entzifferte und mitlas. Auf diese Weise erhielten Veesenmayer und sein Chef, der Reichsaußenminister, Kenntnis von den „Erfolgen“ des Abwehragenten. Nun hätte Ribbentrop wohl kaum gewissensmäßige Bedenken gegen ein bißchen Sabotage in den Vereinigten Staaten — mit denen Deutschland damals, das erwähnte Telegramm trägt das Abgangsdatum des 29. Mai 1941, sich noch nicht im „shooting war“ befand — gehabt, wenn er sich

<sup>1)</sup> Anmerkung: Ein V-Mann ist ein Vertrauensmann, Gewährsmann oder Agent der Abwehr.



nicht in der Hoffnung gewiegt hätte, Amerika von offener Kriegsbeteiligung abhalten zu können. Da er aber diese Illusion noch nicht überwunden hatte, empfand er die Sabotagemeldungen als eine Störung seiner Politik. Er wies deshalb den Staatssekretär von Weizsäcker an, Canaris deswegen Vorhaltungen zu machen.

Die Besprechung zwischen Weizsäcker und Canaris, wozu dieser Lahousen als Chef der zuständigen Abwehrabteilung mitgebracht hatte, fand Anfang Juni 1941 statt. Weizsäcker äußerte in dieser Unterredung in scharfen Worten sein Mißfallen über Sabotageakte, welche das Resultat haben könnten, Amerika in den Krieg hineinzuführen, und ersuchte Canaris, alle derartige Versuche auf Seiten von Abwehrangehörigen einzustellen. Canaris glaubte selbst Weizsäcker gegenüber — mit dem er sachlich und politisch weitgehend übereinstimmte — nicht offen zugeben zu sollen, daß er die ganzen Sabotagemeldungen seines Agenten für puren Schwindel halte. Er gab aber gern die Zusage, für die Zukunft alle derartigen Akte gegen die Vereinigten Staaten zu verbieten. Ein diesbezügliches Telegramm wurde — natürlich wieder über das Auswärtige Amt — an den V-Mann in Mexiko gesandt.

Nichts hätte Canaris sympathischer sein können als dieser Einspruch des Auswärtigen Amtes, der Sabotageakte in den Vereinigten Staaten als dem Reichinteresse widersprechend gekennzeichnet hatte. Jetzt hatte er auf lange Zeit Rückendeckung, wenn er übereifrigen Untergebenen die Durchführung ihrer Sabotagepläne verweigerte. Der Hinweis auf das „Reichsinteresse“ schützte ihn vor der Verdächtigung der „Lauheit“. Selbst als die Vereinigten Staaten in den Krieg eingetreten waren, konnte Canaris sich mit Erfolg auf diese Vereinbarungen mit dem Auswärtigen Amt berufen. Im Winter 1941/42 verlangte Hitler persönlich von Canaris eine stärkere Aktivität der Abwehr in den Vereinigten Staaten und forderte speziell eine umfangreiche Störungsaktion gegen die anlaufende Massenproduktion von Flugzeugen durch Sabotageakte großen Stiles. Canaris hielt Hitler entgegen, daß Sabotageaktionen größeren Umfanges das Bestehen einer von langer Hand vorbereiteten Agentenorganisation in dem betreffenden Lande voraussetzen. Den Ausbau einer solchen Organisation und sonstige vorbereitende Maßnahmen in der dem Kriegsausbruch mit den Vereinigten Staaten vorausgehenden Zeit aber habe der Einspruch des Auswärtigen Amtes unterbunden. Dieses habe sogar auf der Stillegung des einzigen in wirksamer Tätigkeit befindlichen Abwehrstützpunktes in Mexiko bestanden.

Selbst als von Parteiseite eine Aktivierung der Sabotage in Amerika angeregt und ein diesbezüglicher Vorschlag an die Abwehr herangetragen wurde, wollte Canaris anfangs noch sich von einer Beteiligung drücken. Der Urheber dieses Planes war ein Sachbearbeiter in der Abwehrabteilung II, ein mit dem Goldenen Parteiabzeichen ausgezeichnete Auslanddeutscher, der nach Kriegsausbruch als Oberleutnant der Reserve bei der Abwehr eingestellt worden war. Sein Vorschlag war, daß zehn parteibegeisterte junge Deutsche, die früher in den Vereinigten Staaten gelebt hatten, im U-Boot dorthin gebracht werden und zu Sabotageakten gegen die amerikanische Kriegsindustrie eingesetzt werden sollten. Der zuständige Abteilungsleiter riet in diesem Falle aber von einer glatten Ablehnung ab. Er wies darauf hin, daß gerade in Anbetracht der Persönlichkeit des Sachbearbeiters der ganze Vorschlag eine Falle des SD sein könne. Zur Vorsicht gegenüber der Gestapo mußte um diese Zeit auch der Umstand veranlassen, daß kurz vorher in der Presse der Vereinigten Staaten und Großbritanniens Berichte erschienen waren, in denen in unbegreiflicher Instinktlosigkeit Canaris als Gegner des Regimes und einer der wenigen Männer bezeichnet worden war, die in der Lage sein würden, Hitler zu stürzen. Canaris hatte allerdings versucht, der Sache dadurch die Spitze zu nehmen, daß er selber bei einem Zusammentreffen mit Himmler und Heydrich lächelnd deren Aufmerksamkeit auf diese Veröffentlichung lenkte; aber man konnte keineswegs sicher sein, daß der Reichsführer SS und sein engster Mitarbeiter dadurch wirklich getäuscht worden waren.

Solche Erwägungen ließen Canaris seine Haltung revidieren. Er gab seine Zustimmung zu dem Unternehmen, obgleich er sich sachlich nichts davon versprach, sondern nur eine unnötige Verschärfung der Stimmung in den Vereinigten Staaten befürchtete, was sich nachher als richtig erwies. In der „Kolonne“ tröstete man ihn, daß die Männer ja doch nach menschlichem Ermessen in den Vereinigten Staaten festgenommen würden, ehe sie ernstlich Unfug anrichten könnten.

Die Ausbildung der zehn Freiwilligen für ihre Aufgabe wurde dennoch von den unmittelbar beteiligten Sachbearbeitern mit großer Sorgfalt in die Wege geleitet. Es wurde sogar in Zusammenwirken mit der Abwehrabteilung III (Gegenspionage) eine Übung in deutschen Rüstungswerken veranstaltet, und zwar ohne daß die deutschen Werksleitungen vorher verständigt worden wären, um die „Arbeitsbedingungen“ für die künftigen Saboteure möglichst lebens-

getreu zu gestalten. Dann, nach einem Abschiedsabend in Berlin und einer letzten Feier in Bordeaux, gingen die begeisterten jungen Männer an Bord von zwei Unterseebooten, die sie über den Atlantik bringen sollten. Es gingen nur neun, weil sich einer noch im letzten Augenblick eine Geschlechtskrankheit zugezogen hatte, die ihm — wie sich bald herausstellen sollte — Leben und Freiheit rettete. Die anderen neun, die an verschiedenen Punkten der amerikanischen Ostküste abgesetzt wurden, fielen sämtlich bereits am Strande in die Hände der amerikanischen Polizei. Offenbar war das ganze Unternehmen bereits vor der Abfahrt verraten gewesen, und es hat sich herausgestellt, daß sich zwei Verräter unter den zehn „begeisterten jungen nationalsozialistischen Aktivisten“ befunden hatten. Die Ergreifung dieser Saboteurgruppe wurde in der amerikanischen Presse zu einer ungeheuren Sensation aufgebauscht. Die Blätter waren voll von Berichten und Artikeln über die „Nazi-Invasion“ der Vereinigten Staaten. Die Bedenken, die Canaris von Anfang an gegen das unter dem Namen „Pastorius“ laufende Unternehmen gehabt hatte, wurden durch den Erfolg, den diese Propaganda in den Vereinigten Staaten hatte, mehr als bestätigt. Von den an der Aktion beteiligten Männern wurden sieben hingerichtet, die beiden Verräter zu lebenslänglicher Haft verurteilt, einige Zeit nach Kriegsende aber von Präsident Truman begnadigt. Nach Angabe des Generals Lahousen war dieses der einzige Versuch einer aktiven Sabotagetätigkeit, der vom Amt Ausland-Abwehr nach Kriegsausbruch in den Vereinigten Staaten unternommen wurde.

Wie auf die griechischen Tragödien der Antike folgte auf das so grausam fehlgeschlagene „Pastorius“-Drama ein Satyrspiel. Canaris mußte, einem dringenden Anruf Keitels folgend, ins Führerhauptquartier reisen und wurde von Hitler wegen des Scheiterns der Unternehmung heftig gescholten. Er ließ den „Führer“ sich erst austoben, ehe er die Vorwürfe, daß er ungeeignete Leute mit einer so schwierigen Aufgabe betraut habe, mit dem Hinweis beantwortete, es habe sich ja nicht um Agenten der Abwehr, sondern um freiwillige junge Nationalsozialisten, die nicht er ausgesucht habe, gehandelt. Aber Hitler ließ sich durch diesen Einwurf nicht beruhigen. „Ach was“, schrie er, „dann hätten Sie lieber Verbrecher oder Juden nehmen sollen!“ Die „Audienz“ wurde beendet, ohne daß es Canaris in diesem Falle gelungen wäre, Hitlers üble Laune zum Abklingen zu bringen. Aber trotzdem war der Abwehrchef nicht unzufrieden. Die Äußerung Hitlers über die „Verbrecher und Juden“ ließ er sich nicht zweimal



sagen. Die konnte nach der damals in den Kreisen um Hitler üblichen Weise als „Führerbefehl“ ausgelegt werden. Eine ganze Anzahl von Juden, welche von Canaris in den folgenden Monaten, als Abwehragenten getarnt, ins Ausland gebracht und mit Abwehrgeldern für die erste schwierige Zeit im fremden Lande versorgt wurden, hatten ihre Freiheit, wahrscheinlich ihr Leben diesem „Führerbefehl“ zu danken. Allen Anzapfungen der Gestapo gegenüber, an denen es aus diesem Anlaß nicht fehlte, begegnete Canaris mit der Feststellung, daß der Führer ihm persönlich und ausdrücklich Befehl gegeben habe, auch Juden als Abwehragenten zu verwenden. Erst sehr viel später gelang es Kaltenbrunner durchzusetzen, daß dieser „Befehl“ rückgängig gemacht wurde.

Überhaupt benutzte Canaris seine gelegentlichen Besuche im Führerhauptquartier — sie wurden, wie bereits gesagt, mit zunehmender Kriegsdauer immer seltener — dazu, um gegenüber widerstrebenden Regierungs- oder Parteinstanzen seinen Standpunkt durchzusetzen. Ohne sich auf direkte „Führerbefehle“ zu berufen, verstand er es, in die Unterhaltung noch Monate nach einem Besuch im Hauptquartier Bemerkungen wie „ich habe auch mit dem Führer gesprochen“ oder „der Führer meint“ einfließen zu lassen und dadurch seine Gesprächspartner zu beeinflussen, selbst wenn das „Gespräch“ mit dem Führer sich auf eine Frage nach dem Befinden oder eine Bemerkung über das Wetter beschränkt hätte.

Wir wollen dieses Kapitel über Canaris und die Sabotage nicht schließen, ohne zu erwähnen, daß Canaris grundsätzlich die Bildung von sogenannten Terrorgruppen, die bestimmt sein sollten, prominente militärische oder politische Führer in den Ländern, mit denen Deutschland im Kriege lag, zu beseitigen, abgelehnt hat. Er machte in dieser Hinsicht auch keinen Unterschied zwischen West und Ost. Ein diesbezüglicher grundlegender Befehl an die für alle Fragen der Sabotage und für Aktionen jenseits der Fronten und im Hinterlande des Gegners zuständige Abwehrabteilung II ist in deren Kriegstagebuch verzeichnet<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Der vorstehende Aufsatz ist ein Auszug aus dem Buch „Canaris — Patriot und Weltbürger. Ein Lebensbild“ von Karl-Heinz Abshagen, das im Herbst 1949 bei der Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart erscheinen wird.

# LEBENDIGE VERGANGENHEIT

## Der alte Fontane über Wilhelm II.

Brief von Theodor Fontane 1897 an den Amtsgerichtsrat  
Dr. Georg Friedländer in Schmiedeberg (Pr.-Schlesien)<sup>1)</sup>

Montag, den 5. April 97

Hochgeehrter Herr!

Sie klopfen an, wegen der Reden aus hohem Munde, drin so viel gesagt und noch mehr verschwiegen wird. Ich komme, wenn ich dergleichen in meiner guten Vossin lese, jedesmal ganz außer mir, während ich mich doch von Illoyalität frei weiß und für vieles, was an „oberster Stelle“ beliebt wird, nicht bloß ein Verständnis, sondern auch eine Dankbarkeit habe.

Was mir an dem Kaiser gefällt, ist der totale Bruch mit dem Alten, und was mir an dem Kaiser nicht gefällt, ist das im Widerspruch dazu stehende Wiederherstellenwollen des Uralten. In gewissem Sinn befreit er uns von den öden Formen und Erscheinungen des alten Preußenthums. Er bricht mit der Ruppigkeit, der Poplichkeit, der spießbürgerlichen Sechsdreierwirtschaft der 1813er Epoche. Er läßt sich, aufs große und kleine hin angesehen, neue Hosen machen, statt die alten auszuflicken. Er ist ganz unkleinlich, forsch und hat ein volles Einsehen davon, daß ein deutscher Kaiser was anderes ist als ein Markgraf von Brandenburg. Er hat eine Million Soldaten und will auch hundert Panzerschiffe haben. Er träumt (und ich will ihm diesen Traum hoch anrechnen) von einer Demüthigung Englands. Deutschland soll obenan sein, in all und jedem. Das alles — ob es

---

<sup>1)</sup> Dieser Brief des klugen Kritikers Fontane beleuchtet schonungslos die Schwächen und Fehler der wilhelminischen Ära. Zugleich zeigt der Brief aber auch, wie sehr selbst ein so kluger Mann im nationalistischen Denken seiner Zeit befangen war. Die Redaktion

klug und ausführbar ist, laß ich dahin gestellt sein — berührt mich sympathisch, und ich wollte ihm auf seinem Thurmseilwege willig folgen, wenn ich sähe, daß er die richtige Kreide unter den Füßen und die richtige Balancirstange in Händen hätte. Das hat er aber nicht. Er will, wenn nicht das Unmögliche, so doch das Höchstgefährliche, mit falscher Ausrüstung, mit unzureichenden Mitteln. Er glaubt, das Neue mit ganz Altem besorgen zu können. Er will Modernes aufrichten mit Rumpelkammerwaffen. Er sorgt für neuen Most, und weil er selbst den alten Schläuchen nicht mehr traut, umwickelt er eben diese Schläuche mit immer dickeren Bindfaden und denkt: „Nun wird es halten“.

Es wird aber nicht halten. Wer sich neue weite Ziele steckt, darf sein Feuerschloßgewehr nicht bloß in ein Percussionsgewehr umwandeln lassen. Der muß ganz neue Präcisionswaffen erfinden. Sonst knallt er vergeblich drauf los. Was der Kaiser muthmaßlich vorhat, ist mit „Waffen“ überhaupt nicht zu leisten. Alle militärischen Anstrengungen kommen mir vor, als ob man Anno 1400 alle Kraft darauf gerichtet hätte, die Ritterrüstung kugelsicher zu machen. Stattdessen kam man aber auf den einzig richtigen Ausweg, die Rüstung ganz fortzuwerfen. Es ist unausbleiblich, daß sich das wiederholt —. Die Rüstung muß fort, und ganz andere Kräfte müssen an die Stelle treten: Geld, Klugheit, Begeisterung. Kann sich der Kaiser dieser Freiheit versichern, so kann er mit seinen 50 Millionen Deutschen jeden Kampf aufnehmen. Durch Grenadier-Blechmützen, Medaillen, Fahnenbänder und armen Landadel, der seinem „Markgrafen durch Dick und Dünn folgt“, wird er es aber nicht erreichen. Nur Volkshingebung kann die Wunderthaten thun, auf die er aus ist. Aber um diese Hingebung lebendig zu machen, dazu müßte er die Wurst gerade vom entgegengesetzten Ende anschneiden. Preußen — und mittelbar ganz Deutschland — krankt an unsern Ostelbiern. Über unsern Adel muß hinweggegangen werden. Man kann ihn besuchen, wie das ägyptische Museum, und sich vor Ramses und Amenophis verneigen. Aber das Land i h m zu Liebe regieren, in dem Wahn: Dieser Adel sei das Land, — das ist unser Unglück, und solange dieser Zustand fortbesteht, ist an eine Fortentwicklung deutscher Macht und deutschen Ansehens nach außen hin gar nicht zu denken. Worin unser Kaiser die Säule sieht, das sind nur th ö n e r n e F ü ß e. Wir brauchen einen ganz anderen Unterbau. Vor diesem erschrickt man. Aber wer nicht wagt, nicht gewinnt. Daß Staaten an einer kühnen Umformung, die die Zeit forderte, zu Grunde gegangen wären, —



dieser Fall ist sehr selten. Ich wüßte keinen zu nennen. Aber das Umgekehrte zeigt sich hundertfältig.

Dienstag, den 6. April 97 . . . Ich orakle weiter, aber werde doch auch suchen, mich dabei der Orakelkürze zu bedienen, sonst wird die Sache endlos. Bei meiner gestrigen langen Schreiberei bin ich an einer Specialsache, die doch zugleich eine Hauptsache ist, vorübergegangen, an des Kaisers Stellung zu Bismarck. Es ist das Tollste, was man sich denken kann. Ich bin kein Bismarckianer. Das Letzte und Beste in mir wendet sich von ihm ab. Er ist keine edle Natur; aber die Hohenzollern sollen sich nicht von ihm abwenden: denn die ganze Glorie, die den alten Wilhelm umstrahlt, — und die noch dazu eine reine Glorie ist, weil das Häßliche davon an Bismarcks Händen kleben blieb — die ganze neue Glorie des Hauses verdankt das Hohenzollernthum dem genialen Kraftmeier im Sachsenwald. „Es wächst das Riesenmaß der Leiber, hoch über Menschliches hinaus.“ Und das Riesenmaß seines Geistes stellt noch wieder das seines Leibes in Schatten. Und der soll Werkzeug gewesen sein oder Handlanger oder gar Pygmäe! Wie kann man Geschichte so fälschen wollen. Es ist der sprichwörtlich gewordene Undank der Hohenzollern, der einen hier anstarrt. Glücklicherweise schreibt die Weltgeschichte mit festem Griffel weiter. Aber hieße ich Arnim oder Bülow, ich könnte so etwas nicht vergessen. Und nun leben Sie wohl. Empfangen Sie nochmals meinen herzlichen Dank für zwei so liebenswürdige Briefe und empfehlen Sie mich, worum noch Frau und Tochter bitten, Ihren verehrten Damen.

In vorzüglicher Ergebenheit  
Th. Fontane

# Gedanken hinter Stacheldraht

Am 14. Juni 1946 ist Wolfgang Straede, kurz vor seinem vierzigsten Geburtstag, in einem Gefangenenlager bei Kowel den Folgen des Hungers und der Entbehrungen einer dreizehnmonatigen Gefangenschaft erlegen. Die kleine Schar seiner Freunde, die den Krieg an der Front oder den politischen Kampf gegen Hitler überlebt hat, trauert um einen Menschen von ungewöhnlichen Gaben des Geistes und vornehmer Gesinnung. Wenn wir heute aus den erschütternden Tagebüchern, die Wolfgang Straede während seiner Gefangenschaft von Mai bis August 1945 für seine Frau geführt hat, und die ein entlassener Freund dieser überbringen konnte, einige Gedanken wiedergeben, so geschieht das nicht allein zu seinem Gedächtnis. Es geschieht auch, um so eindringlich, wie diese Worte zu uns herüberklingen, uns allen ins Bewußtsein zu rufen, welche Not unsere Gefangenen erlitten haben und, Gott sei es geklagt!, heute immer noch erleiden. Es geschieht, um an dem Beispiel Wolfgang Straedes wieder einmal zu zeigen, wieviel Reichtum des Geistes und des Charakters der politische Aberwitz eines Mannes und aller seiner Gefolgsleute dem Moloch Krieg zum Opfer gebracht hat. Es geschieht nicht zuletzt, um mit Wolfgang Straede zugleich allen den Männern ein Denkmal zu setzen, die in klarer Erkenntnis des Geschehens in diesen Jahren der deutschen Schande und des deutschen Unglücks ihrem Volke die Treue gehalten haben bis in den Tod.

Die tiefste Beleidigung ist die Freiheitsberaubung als solche.

\*

Man spricht von hysterischen Frauen. Man würde mit größerem Recht von hysterischen Männern sprechen. Nie ist mir so klar gewesen, wie wohlthuend und notwendig für den Mann der Umgang mit Frauen ist, und wie wünschenswert es wäre, wenn in Deutschland die Frauen sich gegenüber den Männern stärker durchsetzen würden. Mir schwebt Amerika oder in anderer Weise Frankreich als Beispiel dafür vor, daß der Einfluß der Frau mit einem gewissen Nachdruck ausgeübt werden muß, um sich den ordinären Neigungen des Mannes gegenüber durchzusetzen.

\*

Ich habe darüber nachgedacht, warum der Deutsche sich nicht stolzer benimmt. Die Offiziere sind durch das Unglück noch mehr vor den Kopf geschlagen als die Männer. Es ist wohl eine allgemeine Degeneration des deutschen Offiziers. Dies ist die zweite Überraschung dieses Krieges. Die erste war die Degeneration der militärischen Fähigkeiten. Wir haben von Clausewitz das Pathos, aber nicht die Substanz übernommen.

\*

Die Schuld derer, die diese [fünfzehnjährigen] Kinder in den Krieg geschickt haben, ist größer, als einzelne Menschen, einzelne Völker tragen können. Die ganze Menschheit muß an der Schuld tragen. Ich war gegen jeden einzelnen der Kriege, aus denen sich dieser Weltkrieg zusammensetzte. Hier bei der ungeheuren Frage der Menschheitsschuld geht es nicht darum, wer dafür oder dagegen war. Es gibt kein Erbarmen.

\*

Politik ist keine Kunst, die Schwachköpfe und Sentimentalisten ausüben können. Sie ist nicht für in Glück und Unglück Haltlose, sie ist für den geschaffen, der die geringsten Aussichten hat, in ihr zum Zuge zu kommen, den unscheinbaren, sachlichen, männlichen Typ, der es gelernt hat, seine Wallungen in Selbstbeherrschung zu überwinden und der um des Entgegenkommens willen, das man vom Grundsätzlichen her den Realitäten zeigen muß, nicht alle Moral über Bord wirft, der nicht wegen der Schuld, die jeder handelnde Mensch auf sich lädt, sich mit Sünde überhäuft. Wo sind kongeniale Geister?

\*

Das Wesentliche unseres Daseins liegt heute auf anderen Gebieten als denen nationaler Politik. Die neue Geistigkeit läßt den Nationalismus zur gleichen Unwesentlichkeit herabsinken, wie es in der Zeit des „Cuius regio, eius religio“ mit der Religion geschah. Die alten Grenzen büßen an Bedeutung ein, die einzige positive Folge des Krieges. Europa wird trotz allem weniger aufgesplittert aussehen und einer Vereinheitlichung zustreben, aber natürlich auf Kosten des deutschen Volkes. Deutschland wird aufhören, eine Nation zu sein. Wir werden wie früher uns auf unsere geistige Leistungsfähigkeit besinnen müssen. Deutschland hätte dem Schicksal der Auflösung nur entgehen können, wenn es rechtzeitig, d. h. in guten Tagen, eine weit einladende föderative Lösung im Reich und in Europa gefunden hätte.



Zehn Bücher für eine einsame Insel: Marco Polo — Shakespeare — Plutarch — Bibel — Homer — Goethe — Chaucer — Plato — Balzac — Burckhardt.

\*

„Hyperion“ regt mich zu Plänen für eine ganz neue Art an, meinen Lebensroman zu schreiben. Erwinnere mich daran, daß wir darüber sprechen. Die Zeit des Nichtarbeitens genieße ich. Ich leide nicht darunter, wie die armen Menschen, die gewohnt sind, mit den Händen zu arbeiten. Es bekommt den Nerven gut, zu denken, zu lesen, zu ruhen. Wenn man nur mehr „Lebensraum“, mehr Essen, mehr Bücher und mehr Schreibpapier hätte!

\*

Gott muß wissen, was er in seiner Allweisheit mit seinen Prüfungen plant. Wir können es nicht wissen, ehe alles vorüber ist. Wir tasten nach schönen Erinnerungen, greifen aus nach einer bange ersehnten Zukunft, stoßen die Gegenwart mit jedem Tage, den wir hinter uns bringen, von uns. Bedenken wir, daß wir dem Grabe Tag um Tag näher kommen? Begreifen wir, daß das Glück, je ferner es liegt, desto kürzer ist, und je näher es liegt, desto köstlichere Länge hat? Wir begreifen und wissen auch das. Wir fühlen, daß wir stromabwärts segeln.

Was ist schreckensvoller: das, was wir wissen, oder das, was wir nicht wissen? Einst werden die Hüllen fallen, mit denen Gott uns gegenseitig unser gegenwärtiges Leben dunkel hält. Dann kommt die Erkenntnis. Oder ist die Verdunkelung des Lebens nicht von Gott, ist sie von den teuflischen Menschen? Auch dann wäre sie von Gott. Ich beginne erst, ihn zu erkennen, seitdem ich seine Unerbittlichkeit spüre. Man sagt immer, es sei nicht schwer, in der Todesangst fromm zu werden. Man sollte diesen Vorwurf mildern. Es ist schwer, Gott zu ahnen oder zu erkennen, bevor man die Härte seines Geistes, die Selbstverständlichkeit, die sich von selbst verstehende Unbekümmertheit seiner Peinigungen, seiner prüfenden Fragen an uns erlebt hat, die sich wie Pfeile von der Länge der Ewigkeit in Fleisch und Herz vertiefen. Erst wenn wir diese unausweichbaren Klammern in unseren Weichen spüren, können wir überhaupt, nach der Natur der Dinge, ermessen, wie unendlich Gott über den Menschen steht, können wir also begreifen, daß Gott existiert.

Solange wir im Glück leben, fehlt uns die Anschauung, die den Glauben lehrt. Gott ist die Not und das Erbarmen, die Vergebung, die es nicht geben kann, ohne daß unsere Sünde vorhergegangen ist. Das

Erdenleben, an dem wir hängen, weil es die einzige Spanne ist, in der wir unser bewußt werden, ist nur ein Teil des Seins, über das Gott herrscht. Es bestimmt auch unser Schicksal vor der Geburt und nach dem Tode. Wer weiß, was wichtiger ist, unser endliches oder unser unendliches Leben? Das unendliche ist aber auch unser unbewußtes Leben.

Das endliche Leben ist die einzige Spanne, in der wir auch Gottes bewußt werden können. Wir haben daher ein Recht, für die Erhaltung unseres endlichen Lebens zu bitten und zu beten. Ich mache von diesem Recht Gebrauch und denke an Dich. Wir kehren zurück zu den Tagen, als wir dafür unseren Dank sagten, daß wir sind; ich dafür, daß du Du bist, daß Du da bist, und Du für mein Dasein. Wir kehren zu diesen Tagen zurück und hoffen wartend:

Laß uns die verhüllte Gegenwart schauen, ehe sie ferne Vergangenheit wird, laß uns, Gott, die Zukunft schauen, ehe sie sich in Gegenwart wandelt! Gib uns, wenn Du die Not noch nicht wenden willst, als Trost die Erkenntnis! Erlöse uns von der Unwissenheit des Tieres, ehe sie unmenschlich wird! Gib uns Hoffnung, ehe die Not sich unendlich weitet! Gib uns Glauben, ehe die Ewigkeit kommt, die ohne Glauben ist, weil sie Verwirklichung ist.

Alle Kraft, die wir fortgeben, kommt erfahren und verwandelt wieder über uns. So ist es im Gebet. Und was gibt es wahrhaftig Getanes, das nicht Gebet wäre.

Rainer Maria Rilke

## Gerhart Hauptmanns letzte Tage

„Den Toten weckt ihr nit auf!“

Florian Geyer

In den fieberigen Tagen des März 1945, da ein Teil Schlesiens von der Sowjetarmee schon erobert und der andere längs der Sudeten in Schörners aberwitzigen „Verteidigungsplan“ als letzte Igelstellung einbezogen war, erreichte uns um Leben und Heimat verzweifelt Bange die Botschaft: Gerhart Hauptmann ist nach Agnetendorf zurückgekehrt.

Am 5. Februar war er mit Frau Margarete, die den Winter über kränklich war, zu kundiger Behandlung in das annoch unzerstörte Dresden abgereist. C. F. W. Behl hat die Ausfahrt „in furchtbar drangvoller Enge zwischen Koffern und Taschen eingezwängt“ in einem Holzgas-Auto beschrieben<sup>1</sup>). „War es ein Abschied für immer?“ fragt der ergebene Freund.

Auch wir im nahen Wolfshau hatten uns die Frage gestellt und sie — bejaht. Um so froher stimmte mich Frau Margaretes Stimme am Telefon, die wieder festen Klang gewonnen hatte. „Ein Inferno mit 265 000 Toten“, sagte sie. „Kommen Sie bald! Es wird darüber manches zu berichten sein. Gerhart hat erklärt: Wir werden auf dem Wiesenstein bleiben, um hier zu leben und wenn nötig, zu sterben...“ Das war am 28. März.

Fünf Tage später sah ich die verehrten Freunde wieder. Frau Margarete frischer und straffer als vordem, Gerhart Hauptmann vom Schicksal gezeichnet — mit seinem sich eben formenden letzten Gesicht. So weiß ich es heute.

Damals notierte ich: „Vom Ischias geplagt, verkrümmt und schwach ist er ein Bild des Leidens. Selbst das Sprechen scheint ihm schwer zu werden. Doch sein Geist — mächtig wie immer, mit der seltsamen Leuchtkraft von morschendem Holz... Ich las seine Naenie auf das zerstörte Dresden mit dem ergreifenden Schluß: ‚Ich bin nahezu

<sup>1</sup>) In „Zwiesprache mit Gerhart Hauptmann“, Dresch-Verlag, München.



83 Jahre alt und stehe mit einem Vermächtnis vor Gott, das leider machtlos ist und nur aus dem Herzen kommt: es ist die Bitte, Gott möge die Menschen mehr lieben, läutern und klären zu ihrem Heil als bisher'."

Das war aus Jakob Boehmes Welt gefaßt. Tatsächlich war Hauptmann in dieser Zeit Tag um Tag in die „Unio mystica“ vertieft. Um ihn war schon die große Stille des Vergangs. Doch es gab auch noch die Bilder der Lebenskraft von einst. Das eine, das mich überwältigte, habe ich sogleich notiert: „Frühmorgens fiel mein Blick durch die zufällig geöffnete Tür in das Turmzimmer. Hauptmann ruhte im Tiefschlaf auf der Ottomane — den Kopf seitlich vorgeneigt, mit schlafroten Backen, die das Gesicht fülliger, jünger, frischer erscheinen ließen: ein nach wilden Lebensfesten ruhender Poseidon. So sieht das sieghafte Leben aus, so — der ewige Ruhm. Und 80 Kilometer davon entfernt rast das sinnlose Verderben...“

Es rückte Tag um Tag ein wenig näher an uns heran. Ich durfte Krummhübel nicht mehr verlassen, da die Polizei mich dadurch unschädlich zu machen suchte, daß sie mich in ihre Reihen als „Hilfsmann“ stellte. Man hatte mancherlei um die geheime Abwehrgruppe des Bezirks gemunkelt, deren Mitglieder jedoch nicht zu überführen waren. So isolierte man die „Verdächtigen“ mittels Volkssturmpflicht.

Am Tage vor der Kapitulation bildeten wir den neuen Bürger-Rat und erreichten so, daß das mit geflüchteten Menschen überfüllte Krummhübel die Besetzung durch die Sowjetarmee schadlos überstand. Als kommissarischer Bürgermeister meiner Heimatgemeinde hatte ich sogleich Gelegenheit, mit einem russischen Major zu sprechen. Ich bat ihn, sich um Gerhart Hauptmann zu kümmern, zu dem die Verbindung seit Tagen abgerissen war.

„Gauptmann?“ sagte der Major. „Ich dachte, er ist ein Klassiker.“ (So freundlich umschrieb er das Wort: tot.) Dann erzählte er, daß er als Schüler „Die Weber“ gelesen und während des Kriegs „Vor Sonnenuntergang“ in Leningrad gesehen habe... „Während des Kriegs?“ fragte ich. Der Major nickte. Doch ich glaubte ihm nicht. Später habe ich das Programm der Aufführung selbst in der Hand gehabt.

Am gleichen Tage besuchte der Major den Alten in Agnetendorf. Andere Offiziere folgten, darunter Generale, doch auch einfache Soldaten. Einer hatte ein Foto Hauptmanns in Warmbrunn aufgetrieben und verlangte ein Autogramm darauf. „Damit sie mir zu Hause glauben, daß ich dich gesehen habe“, sagte er. Beim Abschied küßte er die

Hand des Greises. Sie alle kannten die Werke der naturalistischen Epoche, deren Gesamtausgabe in russischer Sprache bereits 1905 erschienen ist (also früher als die erste deutsche). Sie feierten den „Meister des sozialen Realismus“, wie ihn einer ansprach. Zudem hatte Hauptmann Tolstoj und Tschekow und Gorki gekannt. Von geistigen und menschlichen Begegnungen mit ihnen den Alten erzählen zu hören, wurden die Russen nicht müde.

So ging der Sommer 1945 ohne Pein und in vollkommener Stille über den Wiesenstein dahin. Als ich nach abenteuerlicher Wanderung durch die Wälder Gerhart Hauptmann wiedersah, war er gebräunt, stiller als einst, aber auch straffer und mutiger. Das Laufen freilich fiel ihm schwer. Die Beine versagten den Dienst. Doch im Sessel oder auf dem letzten Lieblingsplatz — „Bettet mich auf das Sofa meiner Mutter!“ pflegte er zu sagen — wirkte er noch immer rüstig. Pläne bewegten ihn, „Der neue Cristophorus“ vor allem. Die ersten Nachrichten aus England, USA und der Schweiz — von den alten Getreuen Elisabeth Jungmann, Werner Milch, Walter A. Reichart, Robert Faesi u. a. — waren glitzernde Tropfen der Freude für den Lebenszecher, der er noch im Verfall geblieben war.

Der magische Kreis um seinen Wiesenstein — als Glück der Geborgenheit wie als Qual der Vereinsamung — blieb unversehrt, als im späten Sommer die Polen die Zivilverwaltung Schlesiens übernahmen. Ein Schutzbrief des Erziehungsministeriums wurde ausgegeben und von dem polnischen Volk, das in die Orte des Gebirges strömte — im Großen gesehen — anerkannt. Dennoch war die Lage qualvoll ungewiß. Zudem hatte Hauptmanns wacher Genius die furchtbare Tragödie der Schlesier bis in die Tiefe hinein erfaßt, obwohl die Einzelheiten der damals beginnenden Massen-Auswurzelung ihm verschwiegen worden waren. Die Folge für ihn selbst waren das erneute Fortschreiten des körperlichen Verfalls und eine an ihm bis dahin unbekannte Todbereitschaft.

Der Prozeß wurde durch ein Ereignis aufgehalten, das am 3. Oktober 1945 sich begab. Danach war Hauptmann dem Dasein wieder zugewandt und voller Pläne. Auch die Hinfälligkeit des Körpers schien zu weichen, so daß für eine Weile das Unwahrscheinliche wahr zu werden schien: die vollkommene Gesundung des Greises.

Am 3. Oktober hatte Johannes R. Becher in Begleitung zweier russischer Offiziere und des Publizisten Gustav Leuteritz plötzlich vor meinem Häuschen in Wolfshau gestanden. Was ein Besuch wie dieser für uns Abgeschlossene dort bedeutet hat, vermag wohl nur der Ge-

fährte des nämlichen Erlebens zu begreifen. Noch erscheint es mir schlichtweg — unbeschreiblich. Becher war dem Ruf meines alten Freundes Bob gefolgt, der kurz zuvor als „Schwarzfahrer“ in einem Kohlenzug nach Schlesien gekommen und auf demselben Weg nach Berlin zurückgekehrt war.

Nun also saß Johannes R. Becher neben mir. „Zwölf Jahre hatte ich ihn nicht gesehn“, notierte ich. „Er war reif geworden und wohl auch reicher als vor unserer Trennung. Blick für das Allgemeine, für unser deutsches Schicksal; Maß, Vernunft und taktisches Geschick — das war der Eindruck unseres ersten Gesprächs...“ Nachmittags fuhren wir zum Wiesenstein hinüber. Hauptmanns innere Bewegtheit, die sich zunächst in sprudelnden Fragen nach Berlin, nach den Theatern, nach den Freunden auffällig nervös kundtat, machte bald danach der überlegenen Würde Platz. So wuchs er aus dem Verfall noch einmal in eine späte Männlichkeit hinein. Er diktierte eine Erklärung für Deutschland, dem er in Elend und Not verbunden bleibe wie einst in den Tagen des Glücks... Die beiden russischen Offiziere waren Hauptmann sogleich in Freundschaft zugetan. Während der Leutnant, der wenig deutsch verstand, sich dem Optischen ausschließlich widmete, indem er den Meister und seinen Wiesenstein in hundert Variationen knipste, war der Kapitän dem schweigenden Lauschen vollkommen hingegeben... Der Morgenspaziergang mit ihm gab die Gelegenheit, ihm unsere Lage in redlicher Offenheit darzustellen. „Sie zu schützen, sind wir hergekommen“, sagte er. Nichts weiter. Dann fuhr er zu den polnischen Behörden und erwirkte wichtige Vergünstigungen für uns: Schutz von Person, Habe und Haus; Freigabe der gesperrten Telefone; Lebensmittelkarten; Bezugscheine für Kohle.

Der Schutzschein, den zunächst Gerhart Hauptmann und ich, später noch fünf deutsche Schriftsteller, Künstler und Gelehrte erhielten, lautete (ins Deutsche übersetzt):

DER BEAUFTRAGTE DER POLNISCHEN  
REPUBLIK FÜR DEN KREIS NR. 29

HIRSCHBERG, (Datum)

### Kundmachung

Der . . . . . geboren . . . . . wohnhaft in . . . . .  
steht auf ausdrücklichen Wunsch der Kultur-Delegation des Marschall Shukow unter besonderem Schutz des Polnischen Staates.

Jedes Betreten seines vorstehend genannten Hauses, Wegnahme von Gegenständen und unbefugte Revision sind unter Androhung der höchstzulässigen Strafe verboten.



Inzwischen war das ungeschützte Volk des Gebirges — Bauern, Handwerker, Arbeiter, Intellektuelle; Greise, Männer, Frauen und Kinder — hilfeheischend vor dem Wiesenstein zusammengeströmt. Die „russischen Gäste auf dem Wiesenstein“ waren über Nacht zu einer mythischen Zaubermacht geworden — leider nur in der Phantasie der Bedrängten.

Die letzte Weihnacht auf dem Wiesenstein habe ich anderorts geschildert: wie Hauptmann vom Biedermeiersofa aus das Fest einleitete: „Laßt die Lichter erstrahlen! Die wahren Volksfeste müssen gefeiert werden — auch in Not und Tränen.“ Damals erklärte er mir, er denke nicht daran, den Wiesenstein freiwillig zu verlassen. Er wartete auf den Beginn des Postverkehrs mit Deutschland, auf den Besuch seines Sohnes Benvenuto, auf eine baldige Klärung der Lage. Die Wochen waren der Meditation gewidmet. Meine Erzählung „Die Blockflöte“ und Emil Belznerns „Ich bin der König“ beschäftigten ihn häufig.

Im Frühling 1946 erreichte die sanft mahnende Stimme des russischen Obersten Sokolow, der von Liegnitz immer wieder einmal herüberkam, die erste Zusage Hauptmanns. Dieser Offizier ist des Glückskindes Hauptmann letzter „Schutzengel“ gewesen. Wieviel echte Liebe den schweigsamen Mann erfüllte — seine schlichten Worte für den Verstorbenen haben es später ins helle Licht gerückt. Sokolow also drängte — übrigens einmal auch mich. Ich erklärte, Hauptmann allein habe zu entscheiden; ich würde keinen Einfluß zu nehmen trachten, auch wenn es sich zu meinem Schaden wenden sollte.

Im Wiesenstein hatten erste Vorbereitungen für die Aussiedelung begonnen. Die Bibliothek und der Rest des Archivs waren in Kisten verpackt. Wieder sagte Hauptmann, der an das Obergeschoß gebunden den Wirrwarr unten nur als ferne Geräuschkulisse wahrnahm, er werde den Wiesenstein verlassen, „— die Beine zuerst; Sie verstehen mich.“ Zugleich ordnete er an, was er mitzunehmen wünsche. Unvermittelt fragte er mich, als wir allein beieinander saßen: „Gehen wir nun eigentlich?“ Ich sagte: „Niemand wird Sie dazu zwingen. Sie selbst haben die Entscheidung in der Hand.“ Er nickte. „Der Tod wird mich zwingen“, sagte er.

Als ich an diesem Abend nach Wolfshau zurückkehrte, war ich überzeugt, daß Gerhart Hauptmann lebend die Heimat nicht verlassen werde. Der Wiesenstein — „mythische Schutzhülle meiner Seele“ —

hielt den alten Merlin fest. Meine Überzeugung davon war so gesichert, daß wir die eigenen Reisevorbereitungen aufgaben.

Am 31. Mai wurde Hauptmann plötzlich krank. Das Fieber stieg, die Kraft zerfiel im Nu. Am dritten Juni war sein letztes Wort (zu der Pflegerin): „Bin ich noch in meinem Hause?“ Am sechsten Juni um 15.10 Uhr entschlief er, nachdem er — wie Frau Margarete es berichtet hat — seine Augen in dem abgemagerten Antlitz noch einmal groß aufgeschlagen hatte.

Die Trauerfeier am Pfingstsonntag fand in dem großen Arbeitszimmer im Untergeschoß des Wiesensteins statt. Gerhart Hauptmann war — nach seinem Wunsch — in eine braune Franziskanerkutte mit weißem Strick gehüllt. In seinen einzigartig schönen Händen — wahrhaftig, den schönsten Händen, die ich jemals sah! — hielt er das „Neue Testament“ aus seinen lederroser Tagen. Unter seinem Kopf lag „Der große Traum“ in der wunderbaren Prachtausgabe, die Kippenberg ihm zu seinem achtzigsten Geburtstage hatte herstellen lassen. Auf seinem Herzen lag ein Säckchen schlesischer Erde. Das erhabene Gesicht war sehr viel ernster und auch strenger als im Leben, als nehme es den strengen Ernst unserer Weltenstunde mit in die andre Welt hinüber. Der halb geöffnete Mund hatte die ergreifende weiblich-weiße Leidenschaft aller seiner Lebenszeit behalten. Hinter dem Sarg stand der „Florentinische Engel“ aus der Halle des Wiesensteins; darum hellgrün sprossende Edeltannen aus dem Park. Was er einstmals eigenhändig gepflanzt hatte, schmückte seine Bahre. Frau Margarete stand an den Schreibtisch gelehnt zu Seiten des Sargs — ganz in Weiß gehüllt: in einer vollkommenen Einsamkeit. Die Trauergesellschaft bestand aus rund sechzig Menschen, darunter die hier noch anwesenden Freunde des Hauses und einige der alten treuen Mitbürger von Agnetendorf. Im Auftrage der polnischen Regierung sprach ein Professor in polnischer Sprache — kenntnisreiche und ehrenvolle Worte. Ich sprach für die Freunde. Zwei Gedichte Hauptmanns folgten. Die letzte Ansprache war die des „Schutzengels“ Sokolow in fließendem Deutsch — ein durch Schlichtheit, Liebe und Ehrfurcht ausgezeichneter Dankspruch.

Später ist der Zinksarg verlötet worden und stand bis zum achtzehnten Juli im Wiesenstein. Für diesen Tag war unser Sonderzug gestellt, nachdem Frau Margarete und wir anderen uns zur Abreise bereit erklärt hatten.

Zwei vom Kriege mitgenommene Personenwagen und acht Güterwagen, deren einer die sterbliche Hülle Gerhart Hauptmanns um-

schloß, rollten auf weitem Umweg über Bolkenhain, Liegnitz und Sagan der Neiße-Linie zu. Ein sowjetischer Oberleutnant und ein Kommando der polnischen Armee — ausgesucht tadellose junge Soldaten — begleiteten uns. Im Morgengrauen erreichten wir Teuplitz vor Forst. Der Aufenthalt dauerte bis Mittag, da Differenzen zwischen der polnischen Grenzbehörde und dem sowjetischen Kommando in Forst zu klären waren. Dann rollte der Zug über die Neiße-Brücke — vor die Linsen und Mikrofone der „Weltöffentlichkeit“, die zwanzig Stunden auf dem Forster Bahnhof ausgehalten hatte.

Von Berlin aus wurde der Sarg nach Stralsund übergeführt. Die offizielle Trauerfeier fand in dem gotischen Rathaus statt. Dann bewegte sich der riesige Trauerzug unter der Teilnahme der gesamten Bevölkerung zum Hafen. Am achtundzwanzigsten Juli, kurz nach Sonnenaufgang, wurde Gerhart Hauptmann auf dem schönen Kirchhof von Kloster auf Hiddensee beerdigt. Johannes R. Becher, Alfons Steiniger, Walter Stanietz und ich, sowie der letzte Arzt und der letzte Pfleger des Lebenden, trugen den Toten zu Grabe. Danach am einsamen Strand notierte ich: „Gestalten wie diese sind das kostbare Geschenk der Welt an sich selbst, auf daß der Mythos von der Menschengröße immer wieder Nahrung finde...“

Leben, das ist das Allerseltenste in der Welt. Die meisten Menschen existieren nur.

Oscar Wilde



## *Der Waldprophet*

### I.

Seit über hundert Jahren wandern im Bayrischen Walde die seltsamen Prophezeiungen eines „Mühl-Hiasl“ und „Stormberger“ von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht. Die Gebildeten lachten darüber, schüttelten ungläubig und belustigt die Köpfe über diese nährischen Sprüche, aber das einfache, gläubig-abergläubische Volk, die Waldler, bewahrten sie in ihren einfältigen Herzen, überlieferten sie vom Vater auf den Sohn, und flüsterten und raunten an den langen Winterabenden die unheimlichen Worte mit heimlichem Gruseln einander ins Ohr. Schon drohten sie in Vergessenheit zu geraten, als der erste Weltkrieg sie zu neuem Leben erweckte. Denn siehe da: Alles, was der Mühl-Hiasl vor über hundert Jahren vom „Großen Krieg“ und vom „Großen Abräumen“ geweissagt hatte, wurde plötzlich erschreckliche Wirklichkeit, leibhaftige Gegenwart.

So lebendig in vielfacher mündlicher und schriftlicher Überlieferung die bildhaften und drastischen Worte des „Waldpropheten“ sich erhalten haben, — von ihm selbst, dem Mühl-Hiasl, ist so gut wie nichts mit Sicherheit festzustellen. Auf Grund sorgfältiger Nachforschungen des Pfarrers Landstorfer, jetzt im Ruhestand in Oberalteich, kann angenommen werden, daß sein eigentlicher Name „Matthias Lang“ war, daß er in Apoig, im Vorwald, nahe des Klosters Windberg, 1753 als Sohn eines Müllers geboren und um 1806 in Rabenstein bei Zwiesel gestorben ist.

In meiner Erzählung habe ich mich wortgetreu an die überlieferten Phrophezeiungen des Mühl-Hiasl gehalten: nichts ist erdacht oder erfunden, nichts hinzugedichtet.

Man mag über die Prophezeiungen des Mühl-Hiasl denken, was man will. Jedenfalls scheinen mir seine urwüchsigen Sprüche und Redensarten als ein Stück lebendigen Volksgutes wert, daß sie der Nachwelt erhalten bleiben.

## II.

An einem sonnigen Vorfrühlingstage des Jahres 1803 begab sich der alte Abt des Prämonstratenserklosters Windberg zum erstenmal nach dem strengen Winter ins Freie, in den am Südhang angelegten und von den mächtigen Klostermauern geschützten kleinen, aber fruchtbaren Obst- und Wurzelgarten.

Der Abt war noch in seinem hohen Alter ein stattlicher Mann von unbekümmerter Körperfülle, mit lebhaften Augen in einem von rosigem Bäckchen gepolsterten und von weißem Bartwuchs umrahmten Antlitz. Dieser Garten, den er selbst angelegt und eigenhändig bearbeitet hatte, war sein „Eden“, sein „Paradies“, wie er ihn nannte.

„Das Paradies war ein Garten“, pflegte er seinen Ordensbrüdern zu sagen: „Und nur wer seinen Garten bebaut, wird einst wieder dort hin gelangen!“

Die letzten schmutzigen Schneeester und grauen Eiskrusten an der Klostermauer waren zwar fortgeschmolzen, doch die Erde lag noch gefroren und leblos da, bedeckt von allerlei dünnen Zweigen, die Sturm und Schnee gebrochen hatten. Die nackten Beerensträucher starrten wie Rutenbündel in die prickelnde, föhnige Vorfrühlingsluft.

Etwas oberhalb, im Schutz der mächtigen Klostermauer, die von Spalierobst bewachsen war, stand eine steinerne Bank. Hier pflegte der Abt gern zu sitzen und zu sinnieren und sich von der Gartenarbeit und seinen sonstigen Geschäften auszuruhen. Auch diesmal ließ er sich auf die Bank nieder, denn hier, wo die starke Frühlingssonne sich am Mauerwerk staute, war es fast sommerlich warm. Der mächtige Wald und die Berge, die gegen Norden und Osten aufstiegen, schützten das Land vor dem eisigen Böhmerwind. Nur der warme Föhn aus dem Süden fand, wie jetzt, überall freien Zutritt.

Wie weise hat der Schöpfer alles dieses geschaffen, als Er die Berge und Wälder hierher setzte! überlegte der Abt. Ein gesegnetes Land, wie einst das Paradies, — und nur der Mensch mit seiner Unruhe und Unrast bringt all das Unheil. Wie gut könnten es alle haben, wenn jeder sein Stückchen Erde bebaute, sein Glück daheim und nicht in der Fremde suchen würde!

Mitten aus diesen frommen Betrachtungen wurde der alte Abt durch den Pater Eusebius aufgeschreckt: in der weißen Kutte der Prämonstratenser, die sich flügelartig im Lauf bauschte, eilte der kleine, rundliche Pater mit lautem Geschimpf, einen Stock schwingend, hinter einem Jungen her, der ihm zu entweichen suchte:

„Du Lausub, wo treibst du dich wieder umher, statt zu lernen?!“

Der Junge war bis zur Mauer gerannt und blieb hier erschrocken vor dem Abt stehen.

Auch der Pater hielt überrascht und verlegen im Lauf inne und senkte den zum Schlag schon gehobenen Stock.

„Was gibt's?“ fragte der Abt, gutmütig lächelnd.

Der Pater berichtete mit erregter Fistelstimme, daß der Junge nur Dummheiten im Kopf habe, sich draußen herumtreibe, statt die ihm erteilten Aufgaben zu machen.

„Ich will ihm hier eine nützliche Arbeit geben“, erklärte der Abt und winkte den Jungen zu sich heran, der mit ehrfürchtiger Scheu und doch kindlichem Vertrauen sich ihm näherte, froh, auf diese Weise dem drohenden Stock des strengen Paters entronnen zu sein.

„Such die trockenen Zweige auf, die hier überall herumliegen, und sammel sie auf einem Haufen!“ befahl der Abt freundlich und strich dem Buben mit Wohlwollen über den blonden Kopf: „Lern beizeiten den Garten in Ordnung halten, — das ist wichtiger als alle Bücherweisheit!“

Der Junge machte sich gleich mit Eifer an die ihm zugewiesene Arbeit.

Pater Eusebius blieb unschlüssig stehn, als hätte er noch ein Anliegen auf dem Herzen.

„Nun, was gibt's noch?“ erkundigte sich der Abt.

„Ich wage es kaum, Euch damit zu belästigen“, begann der Pater mit gedämpfter Stimme, damit der Junge seine Worte nicht höre: „Aber nun ist dieser Narr gekommen, den wir verhören sollten, doch er weigert sich, uns seine Narrheiten anzuvertrauen und erklärt hartnäckig, nur Euch, dem Abt, Rechenschaft über sein Tun und Treiben geben zu wollen. Welche Anmaßung! Ich wage es kaum, Euch zuzumuten, sein albernes Geschwätz anzuhören!“

Der Abt überlegte. Schon oft hatte er von diesem Verrückten gehört, von dem die seltsamsten Dinge erzählt wurden: daß er Künftiges voraussage, durch erschreckliche Prophezeiungen das Volk beunruhige, den einfältigen Waldlern den Kopf verdrehe und allerlei heidnischen Unfug treibe.

„Und wer ist dieser Narr eigentlich? Wie nennt er sich? Und wo stammt er her?“ forschte der Abt, der keine rechte Lust hatte, sich mit diesem Verrückten zu befassen, und doch wider Willen von einer heimlich aufkeimenden Neugier ergriffen wurde.

„Man nennt ihn den ‚Mühl-Hiasl‘“, berichtete der Pater, „und im Hinterwald, am Rabenstein, heißt man ihn den ‚Stormberger‘. Ein



rechter Vagabund, der nirgends daheim ist, die ehrliche Arbeit scheut und nur mit leerem Geschwätz sich von einem zum andern durchbettelt."

Der Abt schüttelte mißbilligend den Kopf:

„Da haben wir es“, seufzte er betrübt: „Diese Unrast und Unruhe treibt die Menschen ins Verderben. Wer kein Zu-Hause hat, der hat auch keinen Gott. Und weil er selbst keinen Frieden hat, stiftet er nur Unruhe und Unfrieden. Narren gibt es genug, die jedem Narren nachlaufen, und Dummköpfe, die jeden Unsinn glauben! Führt ihn zu mir. Ich will mit ihm reden!“

„Hierher?“ fragte der Pater betroffen.

„Ja, hierher“, wiederholte der Abt: „Hier im Freien, vor Gottes Angesicht, soll er mir Rechenschaft ablegen über sein albernes Geschwätz.“ Pater Eusebius entfernte sich kopfschüttelnd.

Der Abt blieb auf der steinernen Bank sitzen und schaute mit Wohlgefallen dem Jungen zu, der emsig die dünnen Äste aufsammelte und auf einem Haufen zusammentrug.

Die Sonne brannte und prickelte. Heiß, wie aus einem Backofen, kam der Föhn mit sanften, einschläfernden Stößen aus der Ebene. Der Abt war ein wenig eingenickt.

Da fiel ein dunkler Schatten auf die steinerne Bank und weckte ihn aus seinen sanften Träumen: der Fremde stand vor ihm.

### III.

„Da ist er, der Mühl-Hiasl, unser Waldprophet!“ stellte Pater Eusebius den Fremden dem Abt vor, der, noch halb im Schlummer, sich verwundert die Augen rieb: war das wirklich ein leibhaftiger Mensch oder träumte er noch, — so unwahrscheinlich, ja unheimlich sah dieser Riese aus, der da dunkel und schweigend vor ihm stand, — ein Gespenst am hellichten Tage!

Groß und hager stand er da, in einem groben, zerschlissenen Gewand von der unbestimmbaren Farbe einer Baumrinde. Das verwiterte und zerklüftete Antlitz war von einem dünnen, grauen Bartwuchs umzottelt, das an die Moosflechten alter Fichten erinnerte. Die eine Hand, lederbraun, behaart und knöchern, hielt wie ein Wurzelknollen einen Knotenstock umspannt, während die andere ehrerbietig einen breitkrempigen, unförmigen Filzhut vom mächtigen Haupte lüftete. Doch nichts Demütiges und Unterwürfiges war in dieser Haltung, und im starren Blick der eisgrauen, von borstigen Brauen überschatteten Augen glühten Trotz und Eigensinn.

„Wir haben von deinen Weissagungen gehört“, begann der Abt mit einem gutmütigen Lächeln, „und möchten sie gern aus deinem eigenen Munde vernehmen, da ja die Worte, die von Mund zu Mund wandern, oft entstellt werden, und wir nur das wissen möchten, was du wirklich weissagst!“

Der Abt deutete auf die steinerne Bank, auf die der Pater sich schon gesetzt hatte, doch der Mühl-Hiasl verharrte schweigend in seiner Stellung und rührte sich nicht. Dann sagte er mit einer zu seiner Größe seltsam kontrastierenden leisen und eindringlichen Stimme:

„Ihr lebt allweil in der Zeit, und wer in der Zeit lebt, schaut über seine Füß' nicht hinweg! Mich aber hat der Herr herausgenommen aus der Zeit, daß ich schau'n kann, was kommt, als wär's schon da!“

Der Pater lachte belustigt auf, doch der Abt verwies ihn zur Ruhe und fragte nachsichtig, als spräche er zu einem Kinde oder Kranken: „Und was siehst du an künftigen Dingen?“

Der Mühl-Hiasl hatte sich inzwischen auf einen Felsblock gesetzt, der neben der Mauer aus dem Boden ragte. Es war kein richtiges Sitzen, mehr ein Anlehnen, so daß er den Abt um Haupteslänge überragte. Stab und Hut hielt er noch immer in den knöchernen Händen, den starren Blick in das weitausgebreitete Land gerichtet. Wie er so unbewegt auf dem Felsen thronte, glich er einem mächtigen Baumstumpf oder Wurzelstrunk, wie man sie manchmal auf Steinblöcken antrifft.

Mit den eisgrauen Augen in die Ferne starrend, als sähe er alles lebhaftig vor sich, begann der Mühl-Hiasl mit seinen Weissagungen:

„Es kommt eine Zeit, da werden die Leut allweil g'scheidter und allweil närrischer, — das ist die erste Zeit. Wenn sich d' Bauersleut g'wanden wie die Städtischen, und die Städtischen wie d' Narrn, wenn d' Bauern mit gewichsten Stiefeln in die Miststatt hineinstehen, d' Hennel und Gäns selber fressen, wenn d' Weiberleut Schuhwerk tragen, daß man sie wie die Geißen spürt, — wenn die roten Hausdächer aufkommen... Nachher ist nimmer weit hin.

Wenn die schwarz Straß von Passau heraufgeht, wenn die eiserne Straß über die Donau herüberkommt und ins Böhm neinläuft, — wenn der eiserne Hund von der Donau heraufbellt, — wenn d' Wägen ohne Roß und Deichsel fahrn, wenn die Leut mit zweiradligen Karrn fahrn, so schnell, daß kein Roß und kein Hund mitlaufen kann, — wenn d' Leut wie die Vögel in der Luft fliegen, wenn ein großer weißer Vogel über den Wald kommt, — nachher is die Zeit da!“

Hier verstummte der Mühl-Hiasl. Denn Pater Eusebius brach in ein

schallendes Gelächter aus, und auch der Abt konnte sich eines gutmütig-nachsichtigen Lächelns nicht erwehren: ein Narr, dachte er, welch' ein Narr! Der reinste Aberwitz: eiserne Straßen, Wagen ohne Roß und Deichsel, fliegende Menschen, — nur hier im Wald kann es so einfältige Leute geben, die diesen Unsinn glauben!

„Und wenn dann diese närrische Zeit kommt, — was geschieht dann?“ versuchte der Abt den verstummten Propheten wieder zum Reden zu bringen.

Doch dieser schwieg noch eine Weile. Weder den Abt noch den Pater würdigte er eines Blickes. Er starrte noch immer in die Ferne, wo seltsame, wolkenartige Gebilde über dem Dunst der Ebene auftauchten. Dann fuhr er ernst und unbeirrt fort:

„Ein grausamer Krieg wird ausbrechen, blutrot wird es zugehen. Sogar die Totenschädel werden noch keine Ruhe geben und aufeinander kneifen und sich selber einander beißen. Ein rauchendes Blutbachel wird getal rinnen, das wird die morschen Mühlräder aufschrecken, die im Geröll ausgetrockneter wildklunsiger Rinnen erdüstet waren, die Mühlräder werden auf ein Zeitl nochmals zu wackeln anfangen, und die grauen, steinmüden Mühlen für ein Weilel wieder zu werkeln anheben.

Hernach werden die Mannsbilder so wenig sein, daß sie mitsammen unter einer Birke stehen können. Neunundneunzig Weiber werden um einen einzigen Mannshaxen raufen. Wer eine Kronwittstaude (Wacholder) sieht, geht darauf los, ob's nicht ein Mensch ist.

's Geld wird keinen Wert mehr haben, um zweihundert Gulden wird man keinen Laib Brot kriegen. 's Gold geht zu Eisen. Um ein Goldstück kann man noch einen Bauernhof kaufen. Geld wird gemacht so viel, daß man's gar nimmer kennen kann.“

Hier lächelte der Prophet geheimnisvoll-hämisch:

„Wenn's gleich lauter Papierflanken sind, kriegen die Leut nicht genug dran, — auf einmal gibt's keins mehr! Bal's angeht, ist einer übern andern, raufen tut alles, — wer etwas hat, dem wird's genommen,\* — in jedem Haus ist Krieg. Jeder wird einen andern Kopf haben. Die reichen und noblen Leut werden umgebracht, wer feine Händ' hat, wird totgeschlagen. Der Stadtherr läuft zum Bauer aufs Feld und sagt: ‚Laß mich ackern!‘ Der Bauer erschlägt ihn mit der Pflugreuten.

Der Glaube wird so klein werden, daß man ihn unter einen Hut hineinbringt. Den Herrgott werden sie von der Wand reißen und im Kasten einsperrn. Die Kleinen werden groß, und die Großen klein, aber der Bettelmann wird nicht derreiten können. Die Mannsbilder



werden sich tragen wie die Weibersleut, und die Weibersleut wie die Mannsbilder, bis man's nimmer auseinander kennt. Die Bauern werden sich hohe Zäun ums Haus machen und aus dem Fenster auf die Leut schießen. Zuletzt werden sie noch Steine zu Brot backen und betteln gehn. Über die Brück, den schwarzen Regen, werden Soldaten reiten, über den Hühnerkogel, den Falkenstein und den Rachel werden sie kommen, und rote Janker werden sie anhaben."

Der Pater lachte wieder hell auf: „Das werden wohl die rothosigen Franzosen sein! Aber wie kommen die über den Rachel?"

„Nein“, entgegnete der Mühl-Hiasl abwesend: „Franzosen sind's nicht, rote Hosen haben's auch nicht, aber die Roten sind's."

Wieder verstummte er. Was sollte er noch weiter das Künftige sagen, wenn man ihn bloß auslachte? Dann wollte er lieber schweigen.

„Und wenn die Roten kommen, — was dann?" lenkte der Abt ein.

„Dann kommt das große Abräumen“, fuhr der Mühl-Hiasl mit unerschütterlicher Ruhe fort:

„Das Bayerlandl wird verheert und verzehrt, 's Böhmerlandl mit dem Besen auskehrt. Wo heut Dörfer sind, werden Schutthaufen, Trümmer und Steinhaufen liegen. Aus den zerbrochenen Häusern und verstürzten Gebäuden werden Fichten und Tännlinge wachsen, und Birken und Vogelbeeren aufschießen, und aus den Fensterbrüsten die Brennesseln und Brombeerdörn wuchern. Kirchen, Kapellen und Beinhäuser werden Roßställe und Gesindel-Unterschlupf sein, und zu Fuchs- und Wolfshütten werden. Überall werden wieder die Wölfe und Bären daheim sein und scheusam grunzen. Der Wald wird öd und so licht werden, wie des Bettelmanns Rock. Auf jedem Stock wird ein Jäger sitzen, und vom Hühnerkogel bis zum Rachel wird man durch keinen Wald mehr gehen brauchen.

Wenn 's aber einmal kommen, muß man davonlaufen mit drei Laib Brot. Wenn man beim Laufen einen verliert, darf man sich nicht bücken, und wenn man den zweiten verliert, muß man ihn auch hint-lassen, — man kann's auch mit einem noch aushalten.

Wer's überlebt, muß einen eisernen Kopf haben. Wenn man auf den Bergen steht, wird man im ganzen Wald kein Licht mehr sehn. Wenn man herüber der Donau noch eine Kuh findet, der muß man eine silberne Glocke anhängen, ein Roß — dem muß man ein goldenes Hufeisen hinaufschlagen. Im Wald drin krähn noch Gickerl. Der Hirt wird seinen Stecken in den Boden stoßen und sagen: ‚Hier ist ein Dorf ge-standen.‘ Auf d' Letzt wird ein gestrenger Herr kommen und den armen Leuten die Haut abziehen!"

Der Mühl-Hiasl verstummte. Er starrte mit einem so seltsam eindringlichen Blick in die Ferne, als sähe er all' das, was er gesagt hatte, leibhaftig vor sich: das verheerte Land, den verödeten Wald. Die merkwürdigen Wolkengebilde über der Donau-Ebene befestigten sich, traten immer deutlicher und schärfer hervor.

#### IV.

Selbst dem Pater war das Lachen ausgegangen, und auch der Abt konnte sich eines Unbehagens und leichten Grauens nicht erwehren. So schwiegen alle Drei.

Der Junge, der die ganze Zeit die dürrren Zweige eifrig aufgesammelt und auf einem Haufen zusammengetragen hatte, näherte sich scheu, weil er den Abt fragen wollte, was er nun zu tun hätte. Doch er traute sich nicht, die drei Männer zu stören, und so blieb er in einigem Abstand beim Mühl-Hiasl unschlüssig stehen.

„Und wann“, unterbrach der Abt endlich das Schweigen, „wird dieser große Krieg und das große Abräumen kommen?“

Der Mühl-Hiasl wies mit der Hand ins Donautal, in den Gäuboden, und sagte mit großer Ruhe und Bestimmtheit: „Wenn der eiserne Hund drunten bellen wird, — dann kommt der große Krieg!“

„Und wann wird das sein?“ forschte der Abt mit ungläubigem Lächeln.

Da legte der Mühl-Hiasl seine schwere Hand auf den blonden Schopf des Jungen und sagte nachdenklich:

„Der wird es nicht erleben, und seine Kindeskinde auch nicht, aber denen ihre Söhne ganz gewiß!“

Der Abt atmete erleichtert auf, und auch der Pater konnte wieder lachen.

Der Junge benutzte diesen günstigen Augenblick, an der Klostermauer entlang unbemerkt davon zu eilen.

Pater Eusebius kicherte noch immer und spottete:

„Du machst es dir mit deinen Weissagungen leicht: wir alle werden's nicht erleben! Da kann ja jedermann den Propheten spielen und das Blaue vom Himmel schwatzen, — wenn es in über hundert Jahren geschehen soll! Doch es ist gottlos, das einfältige Volk mit solchem aberwitzigen Geschwätz zu ängstigen!“

Pater Eusebius ereiferte sich immer mehr. Sein spitznasiges Gesicht mit dem scharfen, vorspringenden Kinn lief ganz rot an, und die bläulichen Zornesadern an den Schläfen traten immer stärker hervor. Grade die unerschütterliche Ruhe des Propheten erbitterte ihn.

Dieser lehnte noch immer schweigend und unbewegt da, als wäre er selbst zu einem Felsblock, einem Baumstumpf oder Wurzelstrunk erstarrt, unerschütterlich und unangreifbar in einer großen, weltentrückten Gelassenheit. Sein eisgrauer Blick war noch immer in die Ferne gerichtet, in die weite Donau-Ebene, wo über den dichten Dunstschleiern das seltsame Wolkengebilde in der föhnigen Luft immer festere Formen angenommen hatte, und plötzlich, mit zackigen Graten und weißschimmernden Firnen, haarscharf, zum Greifen nahegerückt, die Salzburger Alpen auftauchten.

Der Mühl-Hiasl hob langsam die Hand und deutete auf das ferne, auf eine so wunderbare und unbegreifliche Weise sich offenbarende Gebirge. Dann sagte er mit seiner beherrschten, eindringlichen Stimme:

„Der Herr offenbart auch das Ferne, — dem, der es zu sehen vermag. Mir hat der Herr die Augen aufgetan. Ich sage nur, was ich sehe.“

„Das ist Gotteslästerung!“ schrie Pater Eusebius in höchster Erregung: „All' diesen Unsinn, den du schwatzst, soll dir der Herr offenbart haben?!“

Aber selbst jetzt bewahrte der Mühl-Hiasl seine Ruhe. Noch immer war sein abwesender Blick auf das Gebirge gerichtet, das immer deutlicher und klarer hervorgetreten war und sich über den ganzen südlichen Horizont ausgedehnt hatte: vom Watzmann bis zur Zugspitze, — ja, sogar bis zum Hohen Säntis. Ein glitzerndes Geschmeide von funkelnden Edelsteinen und Kristallen lag die ungeheure Alpenkette mit allen ihren blitzenden Gletschern und leuchtenden Firnen da, — wie eine überirdische Vision. Aber der Pater sah das alles nicht in seiner Wut und Erregung. Er sah nur diesen Unhold, der dort auf dem Felsen saß. Und dieser, als gingen ihn die Worte des Paters nichts an, starrte noch immer unbewegt in die Ferne.

Da sagte der Abt begütigend: „Beruhigt Euch, Pater Eusebius! Jetzt will ich mit ihm reden. Mühl-Hiasl, du bist doch nun auch in die Jahre gekommen, da man sich zur Ruhe setzt, um in Frieden zu sterben. Der Tod ist das Einzige, was uns allen gewiß ist: was nachher, nach uns kommt und in hundert und mehr Jahren geschehen wird, — das wollen wir in Demut und Vertrauen dem Herrn anheimstellen. Mit deinen törichten Reden und Sprüchen meinst du es wohl nicht so schlimm, aber du verbreitest Angst und Schrecken, bringst Unruhe und Unfrieden ins Volk. Deshalb müssen wir dir dieses Gerede und Geschwätz über künftige Dinge untersagen und dich ernstlich ermahnen, dich jeglicher Weissagungen hinfort zu enthalten.“

Damit du aber siehst, daß ich es gut mit dir meine und nur dein



Bestes will, mache ich dir den Vorschlag, daß du in unsere Dienste trittst, — als Müller, Viehhüter, Pferdeknecht, Holzfäller oder auch als Gärtner, — ganz gleich, was dir am besten zusagt. Dann brauchst du nicht umherzustreunen und dein Brot zu erbetteln: dann kannst du dir den Unterhalt selbst verdienen, dich immer satt essen, hast ein Dach überm Kopf, Bettstatt, Gewand, Schuhwerk und alles, was du brauchst. Und einmal das Heilige Sakrament, einen Grabstein und die Seelenmesse.

Was meinst du dazu? Oder hast du noch irgendeinen Wunsch? Überleg es dir gründlich! Und jetzt wird der Pater dich in die warme Stube führen und du sollst ein gutes und reichliches Mahl haben, damit du dich stärken und alles in Ruhe bedenken kannst. Denn es ist an der Zeit: es hat schon geläutet. Diese Frühlingsluft macht hungrig. Ich spüre es selbst. Auch die Speise ist, — wie die Erde und die Sonne, die alles hervorbringen, — eine Gabe Gottes, die man nicht verschmähen soll!"

Der Abt erhob sich. Die rosigen Bäckchen leuchteten, von der Sonne noch stärker gerötet, und ein wohlzig-zufriedener Glanz lag auf dem rundlichen Antlitz: teils von allgemeinem Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit, die er eben in christlicher Barmherzigkeit einem nährischen Landstreicher hatte angedeihen lassen, — teils aber vielleicht auch von der Vorfriede des bevorstehenden Genusses eines trefflich zubereiteten Mahles und eines guten Tropfens.

Und warum sollten Seele und Leib sich nicht gemeinsam freuen?

## V.

Auch Pater Eusebius war aufgestanden und folgte ehrerbietig, wenn auch erregt und mit den Armen unter der weißen Kutte heftig hin und her schlenkernd, dem bedächtig vor ihm schreitenden Abt:

„Nein, das geht zu weit“, stieß er unwillig hervor: „Diesen Narren und Gotteslästerer wollt Ihr hier in unsere Dienste nehmen? Ihm Kost und Obdach gewähren?“

Der Abt blieb stehen, wandte sich um und meinte mit einem heiter-überlegenen Lächeln:

„Beruhigt Euch! Taugt er wirklich nichts, wird es immer noch Zeit sein, daß wir uns seiner entledigen. Man muß das Übel, wie alles Unkraut, bei der Wurzel packen: den Unzufriedenen zufrieden machen, dem Glück- und Heimatlosen Glück und Heimstatt geben!

Laßt ihm gut und reichlich auftischen, laßt ihn mal nach Herzenslust sich satt essen! Dann wollen wir später wieder mit ihm reden!

Ihr werdet sehen, was für ein Wunder Geschmalzenes und Gebratenes bewirken: er wird zur Vernunft kommen! Alle Unvernunft und alles Unheil auf dieser Welt kommt nur von einem leeren Gedärme!"

Und von einem wohligen Appetit und einem noch wohligeren Durst getrieben, eilte der Abt dem gewölbten Eingang zum Refektorium zu, während Pater Eusebius mit widerstrebenden Gefühlen sich dem verhassten, ihm aufgezwungenen Gast, dem Mühl-Hiasl, zuwandte.

Noch immer lehnte dieser am Felsblock, unbewegt wie ein Standbild, und noch immer starrte er in die Ferne, über die Donau und den weiten, flachen Gäuboden. Aber vom Gebirge war nichts mehr zu sehen: die zackigen Grate und blitzenden Schneefirne hatten sich ebenso plötzlich im Mittagsdunst aufgelöst, wie sie für kurze Zeit, gleich einer Sinnestäuschung aufgetaucht waren.

Wohin starrte er? Was sahen seine abwesenden Augen? Wahrheit oder Wahn? Künftiges, — oder ein Truggebilde? Wer mochte es wissen? Er selbst glaubte an das, was er sah. Doch der Pater sah es nicht, und konnte es deshalb nicht glauben. Er sah nur einen Narren und Landstreicher, den er am liebsten gleich davongejagt hätte.

Aber nun hatte der Abt ihm den verdrießlichen und ärgerlichen Auftrag erteilt, diesen verrückten Tunichtgut und Tagedieb reichlich und gut zu beköstigen! Welch' eine Torheit: als wenn man den Aberwitz, die Dummheit, die Faulheit und das Böse je durch Sanftmut besänftigen, durch Güte begütigen und aus der Welt schaffen könnte! Was tat der Herr? Er trieb die Wechsler und Händler, die Gauner und Schelme, all' diese Landstreicher, das faule Gesindel mit der Geißel aus dem Tempel, — und der Abt ladet diesen gotteslästerlichen Unhold noch zu Tisch ein, statt ihn zu züchtigen und mit Schande davonzujagen! — Doch der Pater beherrschte sich.

„Komm!“ rief er barsch mit kaum unterdrücktem Unwillen dem Mühl-Hiasl zu: „Du sollst was zu essen haben!“

Langsam löste sich der Prophet vom Felsblock und folgte gelassen, den Knotenstab in der Rechten, den alten, verknüllten Filzhut in der Linken, dem hastig vor ihm her trippelnden Pater zum Klosteranbau, wo sich die Küche und Gesindestube befanden.

Jetzt waren sie vor dem Eingang zur Gesindestube angelangt. Ein warmer Brodem und liebliche Dämpfe und Wohlgerüche von Schmalzgebackenem, Gebratenem, Gesottenem, geräucherten Schweinsrippchen und gedünstetem Sauerkraut, das Klappern von Tellern und Schüsseln und ein behagliches Schmatzen und Schlürfen drangen lockend und einladend aus dem Innern.

Pater Eusebius wandte sich zu Mühl-Hiasl um und deutete mit der Hand auf die Stufen:

„Da geh hinein! Und schlag dir den Wanst voll nach Herzenslust! Aber das Eine sag ich dir: untersteh dich noch ein Mal solch' blödes Zeugs zu schwatzen, — dann jagen wir dich hinaus, und du kannst gehen, woher du gekommen bist! Hast du mich verstanden?“

Doch nun geschah etwas Seltsames. Der Mühl-Hiasl stand wie versteinert da und rührte sich nicht. Sein ausgehöhltes und ausgemergeltes Antlitz, vom Hunger gezeichnet, rötete sich zwar ein wenig, — die scharf vorspringende Nase witterte die lieblichen Düfte und sog die verführerischen Dämpfe mit widerstrebendem Behagen ein, — doch sein abwesender Blick blieb starr und der bärtige Mund verschlossen. Er schwieg auch jetzt: kein Laut, nicht einmal ein Seufzer oder ein unterdrücktes Stöhnen kam über seine Lippen.

Gelassen setzte er sich den Filzhut auf das Haupt, kehrte dem verblüfften Pater, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen, den mächtigen Rücken und schritt stolz erhobenen Hauptes in größter Ruhe dem Ausgang des Klosterhofes zu.

Pater Eusebius war so überrascht, daß er sprachlos vor Staunen stehenblieb, und es eine Weile dauerte, bis er zu einer Besinnung gelangte. Aber dann schäumte er über vor Zorn und Empörung: alle Wut, die sich in ihm gegen den Landstreicher angesammelt hatte, kam nun zum Durchbruch.

Dieser Gauner und Gottesfrevler unterstand sich, das ihm in christlicher Nächstenliebe dargebotene Almosen, die Güte des barmherzigen Abtes, mit Verachtung zurückzuweisen! Welch' ein Frevell! Welch' ein Hohn! Welche abgründige Niedertracht! Das war ja so, als hätte er den Herrgott selbst in der Person des ehrwürdigen Abtes beleidigt!

Und wutentbrannt, mit zornigen Blicken schoß der kleine rundliche Pater in seiner flatternden weißen Kutte hinter dem ruhig daherschreitenden Mühl-Hiasl her, holte ihn gerade am Torbogen ein und schrie ihn an:

„Hinaus! Hinaus mit dir! Und daß du dich jemals unterstehst, deinen Fuß über unsere Klosterschwelle zu setzen! Scher dich zum Teufel, woher du gekommen bist! Hinaus! Hinaus!“

Und er hob die geballte Faust in ohnmächtiger Wut, weil dieser ja schon von selber ging und ihn eben dadurch um den Triumph brachte, ihn hinauszujagen.

Aber gerade da, als der Mühl-Hiasl auf dem Torbogen ins Freie



trat, blieb er plötzlich stehen, wandte sich langsam um und sah mit einem furchtbaren, vernichtenden Blick den kleinen, erregten Pater gelassen von oben an.

Kein Zorn, auch keine Verachtung, überhaupt nichts Menschlich-Bewegtes und Begreifliches war in diesen starren, eisgrauen Augen, die mit einer solchen unheimlichen Wucht auf den zornbebenden kleinen Mann niederstürzten, daß dieser wie gelähmt seine geballte Faust senkte und wie vom Schlag gerührt jäh verstummte.

Und jetzt in der Stille öffnete sich der bärtige Mund des Waldpropheten, und wie Hammerschläge hart und hell fielen mit beherrschter, eindringlicher Stimme die furchtbaren Worte:

„Ich kann gehen, Ihr aber müßt laufen. Ich darf wieder herein, aber Ihr dürft nicht mehr herein. Und zu Euren Fenstern schauen Weiber und Kinder heraus!“

Als Pater Eusebius wie aus einer Betäubung erwachte und wieder zu sich kam, war der Mühl-Hiasl schon verschwunden. Nicht einmal der von seinen Füßen aufgewirbelte Staub war in der klaren Luft zu sehen. Nur die mächtigen Spuren im Sande bezeugten, daß er wirklich hier gegangen und keine Erscheinung gewesen war.

Die Sonne hatte sich plötzlich verschleiert. Der Dunst aus der Donau-Ebene war aufgestiegen. Ein fahles Licht lag auf den grauen Klostermauern, dem mächtigen Bau, der sich unter dem niedrigen, dunstigen Himmel, Unheil ahnend, ängstlich zu ducken schien.

Nur wenige Wochen darauf, am 1. April 1803, wurde das Prämonstratenserklöster Windberg säkularisiert. Und tatsächlich hat sich dabei alles so abgespielt, wie der Waldprophet es verkündet hatte: da die Mönche anfangs dem Ausweisungsdekret keine Folge leisteten, wurden sie von der Exekutivkommission gewaltsam aus dem Kloster hinausgetrieben. Und dies geschah mit solcher brutaler Dringlichkeit, daß zwei Patres, — der eine von ihnen war Pater Eusebius, — die im nahen Bach zu Gaishausen fischten, keinen Fuß mehr über die Schwelle ihres Klosters setzen durften, sondern eiligst entweichen mußten.

Und wie steht es mit den übrigen Prophezeiungen des Waldpropheten, — mit dem „Großen Krieg“ und dem „Großen Abräumen“?

Am 1. August 1914 wurde die Waldbahn von Deggendorf nach Kalteneck dem Verkehr übergeben, „bellte der eiserne Hund“, genau an der Stelle, die der Mühl-Hiasl vor über hundert Jahren bezeichnet hatte. Und schon am 2. August fuhren die Einberufenen auf dieser Strecke in den Krieg. Und ist nicht auch das „Große Abräumen“

schon über uns gekommen? Wenn es mit dem Abholzen so weiter geht, wird der Bayerwald bald so licht werden wie „des Bettelmanns Rock“!

War das wirklich ein Narr, der das alles vor hundertfünfzig Jahren voraussagte? Oder ist die Welt närrisch geworden, daß sie seine Worte so getreu befolgte: den Wahnsinn Wirklichkeit werden ließ? Wer wird das ergründen?

## *Die Uhr*

In dunklem Schweigen ruht die Flur,  
gelassen tickt die alte Uhr.

Die schwarze Nacht am Fenster lauscht,  
kein Vogel singt, kein Laub mehr rauscht.

Die alte Uhr geht ihren Gang  
getrost die stillen Stunden lang.

Gleich einem Freunde ist sie da  
und spricht zu mir: ich bin dir nah,

ich tröste deine Einsamkeit  
mit leisem Schritt durch alle Zeit.

Was in der Welt geschehen mag,  
ich tue ruhig meinen Schlag.

Geh deinen Weg und sei nicht bang,  
vertrau gleich mir dem Weltengang.

Emil Böhmer

# R U N D S C H A U

**Scheut England das Europa-Risiko?** Europa wächst zusammen. Das haben mehrere Ereignisse der letzten Wochen eindeutig bewiesen: Zunächst der zweite Kongreß der Europa-Unionen in Brüssel, danach die Wirtschaftsberatungen der Europa-Unionen in London und schließlich die Unterzeichnung des Zehnmächte-Abkommens über die Schaffung des Europarates, die ebenfalls in London vollzogen wurde. Alle diese Veranstaltungen wurden gekennzeichnet durch eine an Enthusiasmus grenzende Europafreudigkeit der meisten teilnehmenden Nationen und durch eine fühlbare Reserve der offiziellen britischen Vertreter. Zwar hatte sich die Regierung immerhin bereitgefunden, auf dem Wirtschaftskongreß der (inoffiziellen) Europa-Unionen in London die Teilnehmer durch den Verteidigungsminister Alexander begrüßen zu lassen. Die Begrüßungsrede fiel aber so kühl aus, daß Winston Churchill, der wiederum die britische Delegation führte, gleich anschließend eine Rede hielt, die an Wärme nichts zu wünschen übrig ließ und beweisen sollte, daß es in England zwei Auffassungen über die Europabewegung gibt. Die übrigen europäischen Nationen werden durch diesen Zwiespalt vor die Frage gestellt, ob eigentlich England sich an dem Aufbau einer europäischen Föderation beteiligen wolle oder nicht.

Angesichts dieser Unsicherheit ist eine Veröffentlichung des „Königlichen Instituts für Internationale Angelegenheiten“ begrüßenswert, dessen Arbeiten zwar nicht im Auftrage oder gar auf Weisung der Regierung entstehen, aber doch häufig von der Regierung als maßgebliche Beratung verwendet werden („Western European Union — Implications for the United Kingdom“, by R. G. Hawtrey. London 1949). Professor Hawtrey gehörte übrigens auch der britischen Delegation bei den Wirtschaftsberatungen an und äußerte sich dort mit gleicher Skepsis wie in seiner jetzt veröffentlichten Untersuchung. Seine Auffassung deckt sich also weitgehend mit derjenigen des britischen Kabinetts und vor allem des Foreign Office.

Über einen Punkt ist sich Hawtrey völlig klar: die britische Politik zielt eindeutig auf einen europäischen Zusammenschluß ab. Nichts wäre falscher, als etwa der britischen Regierung eine unehrliche Politik vorzuwerfen. Nur



über Art, Ausdehnung und Ziele dieses Zusammenschlusses scheinen in London vielfach ganz andere Vorstellungen zu bestehen als in Paris, Brüssel, Rom oder anderen Hauptstädten. Zweifellos ist die Einsicht in die Notwendigkeit, Deutschland an einer Europa-Union zu beteiligen, in England letzthin gewachsen. Bevins Besuch in Berlin kann wohl auch als Beweis dafür angesehen werden, daß der Außenminister seinem Herzen einen Stoß gegeben hat und nunmehr weniger unfreundliche Gefühle für uns hegt. Hawtrey selbst schreibt: „Man kann sich dem Schluß nicht entziehen, daß Westdeutschland auf der Basis annähernder Gleichberechtigung zu einer westeuropäischen Union zugelassen werden muß.“

Größere Kopfschmerzen bereitet die militärische Seite der Union. Hawtrey meint: „Man kann nicht sicher darauf rechnen, daß die militärische Zusammenarbeit mit Westeuropa am Ende für England eine Quelle wirklicher Stärke sein wird.“ Offenbar übersieht Hawtrey, daß diese Frage durch den Abschluß des Atlantikpaktes stark an Bedeutung verloren hat, da die Sicherheitsfragen nun in dem größeren Rahmen gelöst werden.

Am meisten aber — dieses Eindrucks kann man sich bei der Lektüre der Arbeit nicht erwehren — scheint Hawtrey der Umstand zu stören, daß die Nationen des europäischen Kontinents anders sind als England, andere Verfassungen und — was natürlich zu bedenken ist — weniger stabile Verhältnisse haben als Großbritannien. Aus diesem Grunde ist ihm der Gedanke einer politischen Union noch unheimlich. Er möchte die Zusammenarbeit vorläufig auf das Wirken je eines wirtschaftlichen und militärischen Generalstabes der europäischen Länder beschränkt sehen und alles weitere der Zukunft überlassen. Nicht ohne Gewicht ist sein Hinweis auf die Entstehungsgeschichte des Commonwealth, dessen politische Formen und Mechanismen sich im Laufe von Jahrhunderten herausgebildet hätten. Das ist richtig und sollte von den europäischen Staatsmännern nicht übersehen werden.

Trotzdem ist die Situation in Europa ganz anders als im Commonwealth. Vor allem aber scheint Professor Hawtrey — und das gilt in hohem Maße auch für die jetzige britische Regierung und das Foreign Office — kein Organ dafür zu haben, daß Europa nicht nur eine praktische Notwendigkeit ist, sondern eine Idee. Schließlich erklärt sich der Enthusiasmus von Männern wie Sforza, Schuman, Spaak und vielen anderen nicht allein aus der Überzeugung, daß der Zusammenschluß Europas aus wirtschaftlichen und militärischen Gründen wünschenswert und notwendig sei. Natürlich erkennt man das am Quai d'Orsay nicht weniger als im Palazzo Chigi. Aber darüber hinaus hat man dort auch ein Gefühl dafür, daß eine historische Stunde geschlagen hat, die man nutzen oder verstreichen lassen kann. Und weil diese Männer im innersten Herzen erfüllt sind von dem europäischen Geist, haben sie sich zu dem Plan einer Föderation der europäischen Staaten bekannt.

Dieses Abstrakte, Atmosphärische scheint in den Amtsstuben von White-

hall noch nicht heimisch geworden zu sein. Dort wägt man allzu sehr das praktische Für und Wider und denkt zuviel an das Risiko. Freilich bedeutet die europäische Föderation ein Risiko, für England mehr noch als für andere Teilnehmer. Aber es gibt im Grunde gar nicht die Frage, ob man das Risiko eingehen will. Verzichtet man darauf, so verzichtet man auf die Zukunft überhaupt. Churchill hat das begriffen — nicht als konservativer Parteiführer, sondern als Staatsmann, dessen prophetischen Blick seine Landsleute und die Welt eigentlich zu respektieren gelernt haben sollten.

**O Straßburg** Die Idee Bevins, Straßburg zum Sitz des Europa-Rats und -Parlaments zu machen, war ausgezeichnet. Es liegt zwar, wenn man den romanisch-germanisch-slawischen Dreiklang Europas als Ganzes im Ohr hat, etwas zu sehr in der westlichen Hälfte. Aber wer wollte heute schon etwa an Prag, das auch nicht übel wäre, denken? Die andere Hälfte Europas ist noch ausgeschaltet, und für den Westen konnte kaum eine Stätte gefunden werden, die so kühn in den Mittelpunkt der Polarität der beiden Hauptträger des abendländischen Europas führt, so eindringlich die Notwendigkeit eines Ausgleichs und der föderativen Idee symbolisiert und zugleich so sehr auch den kulturellen Gehalt dieses Europas verkörpert, wie die Stadt um das Münster. Wie die Ruhr auf dem Felde der Wirtschaft, so wäre Straßburg im Geistigen die berufene Klammer.

Noch steckt die neue Organisation zwar in den Kinderschuhen. Der Kreis der zehn Mächte, die sie bilden, ist beschränkt, enger sogar als die Gesellschaft der ERP-Länder, und umfaßt noch nicht einmal das ganze westliche Europa. Auch ist nicht klar, wie die notwendige Erweiterung erfolgen soll. Ebenso begrenzt ist sein Zuständigkeitsbereich. Denn über die Verteidigungsfragen wird in Fontainebleau, über die Wirtschaft in Paris und über die Außenpolitik in den großen Hauptstädten verhandelt. Aber die Methode ist neu. Es soll hier keine Wiederholung der diplomatischen Gespräche stattfinden, und die Minister und Abgeordneten werden nicht als Delegierte ihrer Länder, sondern als Europäer mit ungebundener geistiger Marschroute auftreten. Um so wichtiger daher, wer diese Persönlichkeiten sein werden und ob sie beim elsässischen Wein auch wirklich die europäische Sprache finden, eine Sprache die weder enttäuscht noch langweilt. Der großen Worte über Europa sind bereits viel zu viel gewechselt, und es besteht die Gefahr, daß es zerredet wird. Es muß klein angefangen werden. Bevin hat einmal gesagt, daß für ihn Europa dann gegeben sein werde, wenn er sich auf der Victoria-Station in London ohne weiteres eine Fahrkarte in jedes beliebige Land kaufen könne. Das wäre kein schlechter Start für die Straßburger Gespräche. Denn während auf der einen Seite immer mehr für Fremdenverkehr gewonnen wird, wird auf der anderen der Reise-lustige an den Grenzen und auf den Konsulaten noch immer so beargwöhnt, als ob er eine ausgewachsene Trichinensau sei, und die Formalitäten, denen

man ihn unterwirft, vor allem wenn er aus dem mitteleuropäischen Quarantäne-Raum stammt, sind so unwürdig, daß viele Europäer auf Auslandsreisen lieber noch ganz verzichten.

Wie heiß auch der Boden Straßburgs heute noch ist, zeigte der mißglückte Versuch mit der Tagung der Föderalistischen Studenten-Union, bei der man von seiten der Universität ohne alle Umschweife erklärte, daß die Anwesenheit deutscher Vertreter ebenso verfrüht wie unerwünscht sei. Es schweben noch viele böse Geister um den Bau Erwin von Steinbachs. Und man kann es auch leider niemandem verdenken, wenn er den Ruf nach Europa von diesseits des Rheins als Stimme eines *advocatus diaboli* oder mindestens als Appell in eigener Sache auffaßt. Die Idee, die Ruhr als europäische Hypothek nicht nur Deutschland zuzumuten oder den uns so sehr empfohlenen Föderalismus auch im Westen zu verwirklichen, muß von drüben kommen. Aber sie muß kommen, wenn „die wunderschöne Stadt“ eines Tages wirklich nicht nur melancholischer Sitz eines Europa-Sprechchors, sondern die Hauptstadt Europas werden soll.

**Verpaßte Gelegenheiten?** „Meiner Ansicht nach hat Frankreich die beste Gelegenheit seit vielen Jahren verpaßt, als es nicht unmittelbar nach Beendigung des Krieges als der Fürsprecher eines neuen Deutschlands auftrat. Wären die Franzosen herbeigeeilt, um als Freund für die Deutschen zu wirken — nötigenfalls gegen die anderen Mächte —, so würden sie ein Prestige und einen Einfluß gewonnen haben, die sowohl die französische wie die deutsche Geschichte umgewandelt hätten.“ Diese Worte des nunmehr zurückgetretenen amerikanischen Militär-gouverneurs gibt der Pariser Korrespondent des „Christian Science Monitor“, einer der seriösesten amerikanischen Zeitungen, aus einem vor kurzer Zeit gehaltenen Interview mit General Clay wieder. Im weiteren Verlauf der Unterhaltung hat dann der General mehrfach auf diese seiner Ansicht nach verpaßte Gelegenheit hingewiesen.

Es ist natürlich verlockend, solchen Gedanken nachzuhängen, und es ist fraglos richtig, daß die westlichen Alliierten im ersten Jahr nach der Kapitulation in Deutschland eine Fülle von Gelegenheiten verpaßt haben. Dennoch erscheint bei längerem Nachdenken die Feststellung des amerikanischen Generals objektiv und subjektiv nicht berechtigt. Vier Jahre sind zwar eine lange Zeit, aber doch nicht so lang, daß man nun die Umstände des Jahres 1945 bereits gänzlich vergessen haben müßte. Frankreich, das sich damals erst mühsam von den Folgen der deutschen Okkupation und des Befreiungskampfes erholte und noch in den Anfängen der Vierten Republik steckte, wurde von den Big Three doch zunächst gar nicht und dann höchst widerwillig zu den entscheidenden Beratungen über Deutschland zugelassen. Federführend waren damals die USA und die Sowjetunion, gegen deren Pläne ja nicht einmal Großbritannien gewisse politische Vor-



behalte und Bedenken durchzusetzen vermochte. Wie also hätte Frankreich, das nach innen gegen die Folgen des Krieges und nach außen gegen die Geringschätzung seiner Alliierten zu kämpfen hatte, in diesem Augenblick die Initiative zu einer Politik ergreifen sollen, die im schroffen Gegensatz zu dem über Potsdam schwebenden Geist von Morgenthau stand? Schön wäre eine solche Erklärung der französischen Regierung freilich gewesen; aber bei nüchterner Beurteilung der damaligen Lage muß man sie als unrealistisch und außerdem kaum zumutbar bezeichnen. Ja, wenn wir alle Engel wären...

Neben der objektiven Berechtigung scheint es aber auch an der subjektiven Legitimation einer solchen Feststellung zu mangeln. General Clay bekleidete bereits damals einen hohen Posten innerhalb der amerikanischen Militärregierung. Wenn er damals schon die jetzt geäußerte Auffassung vertreten haben sollte — der Bericht des Christian Science Monitor bietet dafür keine Anhaltspunkte —, so wäre es ihm möglich gewesen, falls die Gegenkräfte stärker waren, unter öffentlicher Begründung seiner abweichenden Meinung zurückzutreten. Eine solche „dissenting opinion“ wäre damals von größtem Wert gewesen. Handelt es sich aber jetzt um eine späte Einsicht, so muß man doch wohl die Ursachen der falschen Deutschlandpolitik jener Jahre zunächst einmal dort suchen, wo sie wirklich gemacht wurde, nämlich in den Direktiven, welche General Eisenhower aus Washington erhielt. Die Franzosen haben zweifellos auch viele Fehler gegenüber Deutschland begangen, aber es erscheint uns nicht richtig, ihnen für die grundsätzlich falsche Behandlung des Deutschlandproblems im Jahre 1945, die heute von keinem einsichtigen Politiker in den westlichen Demokratien mehr bestritten wird, die Schuld zu geben.

Winston Churchill hat in seiner berühmten Züricher Rede vom Herbst 1946 als erster westlicher Staatsmann Frankreich aufgefordert, als Initiator einer französisch-deutschen Verständigung den Grundstein des neuen Europa zu legen. Diese Rede war damals eine Sensation. Heute sind diese Vorschläge Gegenstand der französischen Außenpolitik geworden. Und nun soll eine zweite Gelegenheit gekommen sein, die kaum weniger hoffnungsvoll aussieht als die nach Ansicht General Clays damals von den Franzosen verpaßte Chance — sofern man der Auffassung des Pariser Vertreters des Christian Science Monitor folgen will. Dieser schlägt vor, Frankreich möge gemeinsam mit Italien jetzt an Deutschland herantreten und es zum Beitritt zur italienisch-französischen Zollunion auffordern. Praktisch sei das viel leichter durchführbar, solange sich in Deutschland noch alles im Fluß befinde und ein starres eigenes Wirtschaftssystem noch nicht vorhanden sei; psychologisch würde eine solche Aufforderung in Deutschland kaum geringeren Eindruck machen, als wenn 1945 Frankreich den Deutschen die Hand der Versöhnung hingestreckt hätte.

Fraglos ist dieser Vorschlag sehr viel realistischer als die rückblickende Betrachtung General Clays. Uns Deutschen steht es nicht zu, diesen Ge-

danken zu propagieren und gleichsam mit dem Grenzpfahl zu winken. Dagegen sollte uns die bloße Möglichkeit einer solchen Entwicklung nochmals vor Augen führen, wie entscheidend wichtig die schnellstmögliche Überwindung aller formalen Hindernisse ist, die der Bildung einer deutschen Regierung und damit der Erlangung der außenpolitischen Handlungsfähigkeit noch im Wege stehen. Denn mag unsere Souveränität auch noch lange beschränkt bleiben: solange wir als Deutschland kein Rechtssubjekt sind, vermögen wir nicht einmal die bescheidenen Möglichkeiten auszunutzen, die uns nach dem Willen der Besatzungsmächte eingeräumt werden. Und jede dadurch verpaßte Gelegenheit würde allein auf unser Schuldkonto zu verbuchen sein.

**Friede in Hellas?** Vor 2000 Jahren wurde in Nordgriechenland dreimal, bei Pharsalus, Philippi und Actium, in Bürgerkriegen des Römerreichs über die Weltherrschaft entschieden. In dem Krieg, der heute im gleichen Raum geführt wird, geht es nicht um dieses höchste Ziel, aber doch nicht nur um Staatsform und Sozialordnung in Griechenland, sondern um die Herrschaft über seine Küsten, um die Meerengen und das östliche Mittelmeer. Darum ist jede Phase des Ringens, auch die jüngsten, nicht ganz durchschaubaren Friedensfühler, im Licht der großen westöstlichen Auseinandersetzung zu sehen. Aber gleichzeitig ist es doch auch ein griechischer Bürgerkrieg, der seine eigenen Gesetze hat. Und wenn die Roten und ihre Freie Regierung Auftrag und Hilfe der Sowjets haben, so handeln deren Balkansatelliten, Albanien und Bulgarien, mit ihren alten unausgetragenen Gegensätzen zu Griechenland auch sozusagen auf eigene Rechnung. Jugoslawien ist aus dieser Front ausgebrochen, aber doch nicht ganz. Mag sein Boden den Rebellen nicht mehr als Etappe dienen, so leistet es doch noch kleine Hilfen: Tanjug, die jugoslawische Telegrafagentur, gibt getreulich weiter, was die Aufständischen der Welt zu sagen haben. Und Tito tut die erwartete Friedensgeste nicht, die Tausende entführter griechischer Kinder, die auf jugoslawischem Boden festgehalten und kommunistisch geschult werden, heimzusenden! Von einer Zusammenarbeit zwischen Belgrad und Athen, mögen auch beide von Moskau bedroht sein, ist vorderhand keine Rede. Hat sich doch auch kein Truppenteil der Rebellen etwa unter mazedonischer Parole gegen Norden anstatt gegen Süden gewandt. Der Rückhalt an den nördlichen Nachbarn hinter für die reguläre Armee unzugänglichen Grenzen macht die Rebellen bisher unsiegbar. Der Hydra wachsen stets neue Köpfe nach. Aber kann Athen nicht durch andere Mittel, durch die von Nichtlandeskennern gern empfohlene entschiedene Sozialreform, die rote Front von innen zerbrechen? Würde den Kommunisten nicht der Wind aus den Segeln genommen? Nein. Markos war kein Maotsetung, die Athener Regierung ist, bei allen Mängeln, mit der Kuomintang nicht zu vergleichen. Es gibt keine Großgüter zu zerschlagen, und gelänge es besser, die dünne

Schicht der Reichen zu besteuern, so würde doch die Not der Massen nicht gelindert. Die vielen guten Ansätze aber zerstören gerade die Banden. Ein Drittel des gesamten Wiederaufbaus, so hat man berechnet, ist ihrem Wüten zum Opfer gefallen. Es ist traurige Tatsache, daß sie planmäßig zerstören, daß sie aber in ihrem zeitenweise großen Machtbereich keine Sozialreform geschaffen haben, deren Erfolge das Volk begeistern könnten. Es gibt wirklich kein anderes Mittel, als der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Der englische Konservative Macmillan sprach neulich im Unterhaus dem Kommunismus den Sieg zu, wenn in diesem Sommer nicht die Banden besiegt seien. Dem stehen zuversichtliche Stimmen diametral gegenüber. Tatsächlich ist nicht zu sehen, wodurch das entscheidende Übergewicht hergestellt werden soll. Sind die Friedensfühler Zeichen der Schwäche, der Ermüdung? Oder will Moskau, etwa im Rahmen seiner gesamten europäischen Politik, hier den Kampf mit der Waffe abbrechen? Wir fürchten, daß die Waffen noch weiter das Wort haben werden.

**Zwischen Ost und West** In dem Augenblick, da die Verbindungen zwischen Ost und West wieder aufgenommen worden sind, ist es für uns, die wir in der Mitte sitzen und in der Mitte leben müssen, von doppeltem Wert, richtig abwägen zu können, welches die Motive der beiden Hauptakteure in dem weltpolitischen Drama sind, in dem uns bestenfalls die Rolle eines Statisten zufällt. Die Ziele der Vereinigten Staaten sind heute so offenkundig, daß ihre Darstellung fast überflüssig erscheint. Von den Zielen der Sowjetunion hingegen gibt es so viele Darstellungen, daß niemand mehr recht weiß, wie diese Ziele beschaffen sind. Die Scheidung zwischen Propaganda und Wahrheit wird dem unbefangenen Leser immer schwerer gemacht. Unter allen Veröffentlichungen verdienen Erinnerungsbücher noch die größte Aufmerksamkeit, selbst wenn eine gewisse subjektive Färbung niemals ganz zu vermeiden ist.

In erstaunlichem Maße ist das Jesco von Puttkamer gelungen, dessen kleine Broschüre „Irrtum und Schuld. Geschichte des Nationalkomitees „Freies Deutschland““ (Michael-Verlag, Neuwied-Berlin) gerade in diesen Wochen wieder gelesen zu werden verdient. Die tragische Episode dieses Versuches, von der Sowjetunion her den Umsturz des Hitler-Regimes zu fördern, lehrt eindeutig, daß der Kreml nur ein Ziel von Dauer hat: die Verwirklichung des Leninismus in möglichst vielen Ländern der Welt. Dieses Faktum dürfen wir nicht aus den Augen verlieren. Freilich darf es uns auch nicht hindern, uns mit der Sowjetunion zu arrangieren. Eine nüchterne Betrachtung der Lage lehrt, daß es als Abwehr des Kommunismus nur zwei Mittel gibt. Das eine ist die Atombombe, deren Anwendung sich nicht nur aus ethischen, sondern auch aus praktischen Erwägungen verbietet; denn ein Atomkrieg wäre wahrscheinlich das Ende der abendländischen Kultur und Zivilisation. Das andere Mittel ist die Immunisierung des ein-



zelen Menschen gegen die Botschaft aus Moskau. Puttkamer, der als Gefangener von Stalingrad und Mitarbeiter von Seydlitz viereinhalb Jahre in russischer Gefangenschaft war und die reinigende Wirkung von Irrtum und Schuld selbst erfahren hat, schreibt am Ende seines Berichtes: „Tauroggenmythos und alle verwandten Mythen werden verblassen in dem Maße, in dem die Sonne echter Freiheit und wahrer Gerechtigkeit über Europa aufgehen wird.“ Diese Forderung gilt nicht allein, ja nicht einmal vornehmlich den politischen Mächten der westlichen Welt. Sie gilt jedem einzelnen Menschen, der gehalten ist, seinem Nächsten Freiheit und Gerechtigkeit zuteil werden zu lassen, damit wir alle standhalten können gegen die Bedrohung Europas, die nicht so sehr von sowjetischen Panzern und Divisionen herrührt, als von u n s e r e m Verrat an dem, was Europa groß gemacht hat.

**Walfisch gegen Elefant** Gerade die Behandlung militärischer Fragen in den USA, der Macht, die allein dem Atlantikpakt die Zähne einsetzen kann, zeigt wie erfreulich weit wir im Grunde davon entfernt sind, ernsthaft mit der Möglichkeit eines Krieges zu rechnen. Wäre es sonst denkbar, daß die Zusammenlegung der drei Wehrmachtsteile noch immer keinen Schritt weiter ist, und daß selbst die Grundstrategie eines neuen Krieges hier, wo ihre Erörterung wirklichen Sinn hätte, noch durchaus offen ist? Die „Versenkung“ des soeben erst von der Marine heimlich — um Einsprüchen vorzubeugen — auf Kiel gelegten Super-Flugzeugträgers „United States“ durch Verteidigungsminister Johnson ist ein weiteres Beispiel. Sie wurde in der früher auch anderswo nicht unbekannten Rivalität der Waffengattungen als „die schlimmste Niederlage seit Pearl Harbor“ bezeichnet. Aber die Bombe, die hier platzte, bezeichnete doch wohl vor allem wenigstens den Anfang einer grundsätzlichen strategischen Entscheidung der USA und verdient daher Beachtung.

Marine und Luftwaffe vertraten bisher entgegengesetzte Auffassungen über einen künftigen Konflikt. Die Marine hält eine Überrennung Europas für unvermeidlich und glaubt, daß die Luftwaffenstrategie nur dann durchführbar ist, wenn man sich entschließt, auch London, Paris und Rom zu zerbomben. Flugzeugträger mit Großbombern, die möglichst nahe an die eigentlichen Objekte herangeführt werden, scheinen ihr daher das Gegebene. Die Luftwaffe dagegen hält schon heute die Möglichkeit eines interkontinentalen Luftkriegs mit Hilfe der neuen B 36 und der Atombombe, die jeden Gegner ausschalten können, für erwiesen und die Groß-Flugzeugträger daher für überflüssig, zumal im Pazifik genügend Inselbasen zur Verfügung stehen. Sie seien die Vorbereitung eines Walfisches zum Kampf gegen einen Elefanten, und außerdem leicht verwundbar und teuer. So hat man ausgerechnet — in angelsächsischen Ländern wird Strategie vor allem mit dem Rechenstift gemacht —, daß die gegen Japan eingesetzte Task Force 58, die größte Zusammenballung von Schlachtschiffen, Flugzeug-

trägern und Zerstörern, die es je gegeben hat, bei einem Aufwand von 2,6 Milliarden Dollar und einem Risiko von 95 000 Menschen nur 513 Tonnen Bomben ins Ziel brachte, während gleichzeitig die 20. Luftwaffe mit 75 B 29, die nur 400 Millionen kosteten und 1 837 Menschenleben riskierten, 1 229 Tonnen abwarf. Der neue Flugzeugträger sollte 189 Millionen kosten, wäre aber praktisch, wenn man die Flugzeuge, den Geleitschutz usw. hinzurechnet, auf etwa 1,5 bis 2 Milliarden zu stehen gekommen, hätte kaum mehr geleistet als die B 36 schon heute erreichen können und wäre bis zu seiner Indienstellung 1954 von der neuen Luftwaffenentwicklung noch mehr überholt gewesen.

Forrestal war Marine-Mann. Johnson gilt als Anhänger der Luftwaffe. Sullivan hat die Konsequenzen gezogen und ist gegangen. Der Tag scheint der Luft zu gehören. Aber ob nun Walfisch gegen Elefant oder Adler gegen Bär — für Europa wären beide Perspektiven nicht besonders erfreulich. Wenn nicht, wie gesagt, das Ganze hoffentlich nur „Strategie“ bleibt. Und die Ernennung des neuen Marine-Ministers bringt hier wieder eine freundlichere Note. Von der Presse nach seinen bisherigen Erfahrungen auf dem Gebiet des Flottenwesens ausgefragt, sagte Matthews, Bankier und Rundfunkmann aus Omaha: „Ich wußte, daß Sie das fragen würden. Nun, ich besitze auf meinem Sommerhäuschen ein Ruderboot.“ Was vielleicht nicht die schlechteste Strategie ergibt.

**Unruhiges Mittelmeer** Während Westeuropa durch den Abschluß des Atlantikpaktes und den Aufbau der europäischen Zusammenarbeit einer Klärung und Beruhigung seiner Verhältnisse entgegenzugehen scheint, ist der Mittelmeerraum in den letzten Wochen in ein atmosphärisches Störungsfeld geraten. Im Osten sind die Bemühungen um das Zustandekommen eines selbst noch so begrenzten Mittelmeerpaktes vorläufig gescheitert. Italien ist durch den Beschluß der Generalversammlung der Vereinten Nationen, die Entscheidung über die Zukunft der italienischen Kolonien auf den Herbst zu vertagen, nachdrücklich verstimmt worden, und in Spanien hat die Entscheidung der UN, den diplomatischen Boykott Francos aufrechtzuerhalten, eine äußerst heftige Reaktion des Caudillo hervorgerufen.

Es ist kein Zufall, daß an allen diesen Fragen die britische Diplomatie in besonderem Maße beteiligt ist. Das Mittelmeer ist trotz des stetig wachsenden Einflusses der Vereinigten Staaten heute immer noch vornehmlich Herrschaftsgebiet oder mindestens Einflußsphäre Großbritanniens. So war es nicht überraschend, daß die entscheidenden Verhandlungen über die Möglichkeiten eines Mittelmeerpaktes seitens der Türkei in London geführt worden sind. Daß sich die Westmächte gegen einen solchen Pakt aussprachen, war angesichts der völlig ungeklärten Lage in Griechenland und der gleichfalls noch nicht bereinigten Streitigkeiten der arabischen Staaten untereinander und mit Israel nicht weiter verwunderlich.

Eine ausgesprochene Schlappe hat die britische Politik in der Frage der italienischen Kolonien erlitten. Bei dem Besuch des italienischen Außenministers Graf Sforza in London im April war ein Kompromiß vereinbart worden, welches alle Aussichten auf Annahme durch eine Mehrheit der Vereinten Nationen zu bieten schien. Es ist heute noch nicht klar, welche Zufälligkeiten des Abstimmungsverfahrens in Lake Success diesen Plan zu Fall gebracht haben. Die Hauptverantwortung dürften die arabischen Staaten tragen, die größtenteils noch mit der Unbedingtheit nationalistischen Denkens alles oder nichts zu erreichen anstreben und nur im äußersten Notfall einem Kompromiß geneigt sind. Daß sich die Sowjetunion mit ihren Gefolgsstaaten diese Haltung der Araber zunutze machte, um den Westmächten und vornehmlich England eine Schlappe zuzufügen, beweist lediglich, daß die andernorts gezeigte Verhandlungsbereitschaft eher taktischer als prinzipieller Natur sein dürfte.

Als großen Erfolg wird man in Moskau vermutlich auch den Beschluß über die Fortführung des diplomatischen Boykotts des Franco-Regimes verzeichnen. Die Mehrheitsverhältnisse zeigten zwar, daß die Zahl der unerbittlichen Franco-Gegner heute geringer ist als vor einem Jahr. Immerhin gibt es noch viele Regierungen, welche auch angesichts der sowjetischen Expansionspolitik nicht bereit sind, Franco in den Kreis der demokratischen Staatsmänner aufzunehmen. Daß der Caudillo über diesen Beschluß der UN bitter enttäuscht war, braucht nicht zu verwundern. Merkwürdig undiplomatisch wirkt angesichts seines sonst bewiesenen Geschicks jedoch die Rede, mit der General Franco wenige Tage später die Cortes eröffnet hat. Die Wiedergabe angeblicher oder selbst wirklicher Äußerungen, die Churchill im Oktober 1941 über die künftige Rolle Spaniens im Mittelmeer getan haben soll, erscheint angesichts der völlig veränderten innen- und außenpolitischen Situation Englands wenig sinnvoll. Wenn aber Franco darüber hinaus von einem angeblichen Angriffsplan der westlichen Alliierten auf die iberische Halbinsel während des letzten Krieges berichtet und hinzusetzt, daß die Geschichte über eine solche Aktion zweifellos ihr Urteil gesprochen hätte, wenn nicht der Realismus der Sowjetregierung die Aktion verhindert hätte, so kann man das nur mit Erstaunen zur Kenntnis nehmen. Wer hätte solche Anerkennung des Kreml aus diesem Munde für möglich gehalten?

Eine wirkliche Befriedigung des Mittelmeerraumes, die im Interesse Europas nicht weniger als der britischen und amerikanischen Politik liegt, dürfte durch diese Ereignisse weiter denn je hinausgeschoben sein.

**Dialektisches** Seit einigen Wochen ist an der inneren politischen Front der  
**Abakadabra** Sowjetunion die Feuergarbe der Agitations-MGs auf ein neues Ziel gerichtet: den bourgoisen Kosmopolitismus. Man macht sich jenseits der Sowjetgrenzen nur unzureichende Vorstellungen von der Intensität der Arbeit, die von der Abteilung für Agitation und Propaganda des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion



gesteuert wird. Sie hat kürzlich einen neuen Leiter in Gestalt eines sonst bisher unbekannt gebliebenen Genossen Schepilow erhalten, eines offenbar jüngeren Funktionärs und also Erziehungsprodukts der Stalin-Epoche aus dem Nachwuchs der Parteibürokratie. Der Posten ist überaus wichtig, denn von ihm aus wird nicht nur das Gesicht von Presse und Rundfunk bestimmt. Der Leiter vom „Ag i t p r o p“ beherrscht auch die Millionenarmee der Massenerzieher der Propagandisten und Agitatoren, die täglich und überall an der Umerziehung der „Werk tätigen“ nach seinen Weisungen beschäftigt sind. In Moskau und dem Moskauer Gebiet allein sind nicht weniger als 31 000 vollamtliche Propagandisten tätig, die durch über 300 000 ehrenamtlich wirkende Agitatoren unterstützt werden. Jedes zweite Mitglied der Partei betätigt sich aktiv als Agitator, jeder fünfte Moskauer Kommunist trat im Jahre 1948 als öffentlicher politischer Redner auf. Zur Zeit der Wahlen für die Sowjets konnte auf diese Weise — so behauptete der Moskauer „Gau-leiter“ Gebietspartei sekretär Popow kürzlich, jeder einzelne Wähler durch diesen ungeheuren Apparat angesprochen werden. Es dürfte keine einzige Partei in der Welt geben, die sich ihre Erfolge so viel Schweiß kosten läßt. Jedenfalls ist es falsch anzunehmen, daß der autoritäre Sowjetstaat sich deshalb, weil er keine Oppositionspartei kennt und widerspruchslos befehlen kann, die innerpolitische Arbeit leicht macht.

Dieser Agitationsapparat muß ständig auf Touren gehalten werden. Jeder Tag hat seine Losung. Die neueste heißt also „Kampf den geschlechtslosen Kosmopoliten“ als neueste Nuance in der Erziehung zum Sowjetpatriotismus. Wer die „bürgerliche“, ausländische Kultur anbetet, sich zu „Formalismus“ und ästhetischem Snobismus (worunter alles fällt, was Hitler und Rosenberg als Kulturbolschewismus zu bezeichnen pflegten), für Objektivität in der Wissenschaft, politikfreie Kunst eintritt, „Hamletischer Selbsterfleischung“ huldigt, sich zu Hoffnungslosigkeit, Pessimismus und „Ideenleere“ bekennt, der ist Kosmopolit und Saboteur an den Parteiprinzipien, Gegner des „lebenspendenden Sowjetpatriotismus“, des „sozialistischen Realismus“, des lebensbejahenden Geistes des Sozialismus und ein Freund reaktionärer Ideologie. „Der bürgerliche Kosmopolitismus ist die offizielle Ideologie der britisch-amerikanischen Imperialisten in ihrem Kampf um die Weltherrschaft, denn er fordert eine europäische Zusammenarbeit und ist die Kehrseite des Rassenfanatismus. Er vernichtet das nationale Selbstbewußtsein.“

Die Blüten des also geforderten frisch-fromm-fröhlichen Hurrapatriotismus sind bekannt: Es gibt kaum noch eine menschliche Erfindung oder Entdeckung, die nach den neuesten Forschungen russischer Wissenschaftler nicht zu allererst von irgendeinem Russen gemacht wurden, dessen Priorität jedoch vom bösen Westen hinterlistig mißachtet wird. Dialektisch schwierig wird die Sache für den sowjetischen Agitator, wenn er zugleich verpflichtet ist, das Gebot der internationalen Solidarität, das nun einmal die Grundlage der Lehre von Vater Marx ist, den „proletarischen Internationalismus“ gegenüber dem bourgoisen Kosmopolitismus zu verteidigen, wenn es auch

genügt, dies nur am Rande noch zu tun. In eine ganz vertrackte Situation aber geriet kürzlich der Führer der Sowjetdelegation, Präsident des Verbands sowjetischer Schriftsteller Fadjejew auf dem New Yorker Friedenskongreß von Intellektuellen, vor deren anspruchsvollem Forum er einigermaßen glaubhaft machen mußte, daß diese „Liebe zur sowjetischen und russischen Kultur die Achtung vor allem Hervorragenden und „Progressiven, das die Kultur anderer Völker geschaffen hat, zur Voraussetzung haben muß“. Mit einem Bekenntnis zur „Idee der internationalen Solidarität der progressiven Kräfte“ hoffte er vor seinen Zuhörern in New York sowohl wie vor den antikosmopolitischen Beckmessern im Agitprop bestehen zu können. Daß der Wind, der dabei die Segel seines Nachens auf dem Wege zwischen Scylla und Carybdis blähte, ihn unrettbar in den Strudel der Lächerlichkeit, in die Abgründe des Abakadabra stalinistischer Dialektik trieb, hat der krampfhaft auf dem Kurs der Generallinie steuernde Sonntagssegler in politischem Fahrwasser vielleicht gar nicht einmal gemerkt.

**Auch Narren haben Rechte** Zum eisernen Bestand jedes politischen Glossariums gehört seit Jahrzehnten Seine Ehrwürden der Dechant von Canterbury. In England heißt er schon lange „The Red Dean“. Seine kritiklose Bewunderung alles dessen, was aus der Sowjetunion kommt, hat ihm diesen Namen eingetragen. In jüngster Zeit hat er wiederum von sich reden gemacht. Im Kravtschenko-Prozeß trat er sozusagen Arm in Arm mit den vom Kreml entsandten Zeugen der Beklagten auf und versicherte erneut, daß in der Sowjetunion alles zum Besten bestellt wäre. Seither hat er eine Reise durch die USA und Kanada unternommen und dort Reden gehalten, welche peinliches Aufsehen erregt haben. Dadurch hat sich der Erzbischof von Canterbury als Oberhaupt der anglikanischen Kirche erneut veranlaßt gesehen, von dem Dechanten öffentlich abzurücken. Diese Erklärung erhält dann aber einen Zusatz, der über den akuten Fall hinaus Beachtung verdient: „Da immer wieder die Frage gestellt wird, warum der Dechant auf Grund seiner Ansichten nicht entlassen wird, muß ich bemerken, erstens daß für eine Amtsenthebung der begründete Entscheid eines weltlichen oder geistlichen Gerichts vorgeschrieben ist, daß aber der Dechant zur Stellung eines Strafantrages bei dem einen oder anderen Gericht keinen Anlaß gegeben hat; zweitens, daß in England das Recht der freien Rede sich größter Wertschätzung erfreut und vom Gesetz nur ungern eingeschränkt wird, selbst wenn es sich als lästig oder nachteilig erweist. Wollte man dieses Recht aufheben, so würde man sich selbst der schweren Anklagen schuldig machen, welche gegen die totalitären Polizeistaaten, die sich des Vertrauens des Dechanten erfreuen, erhoben werden.“ — Man fragt heute in Deutschland so oft, was Gerechtigkeit und was Demokratie sei. Eben dieses!

**Der föderalistische Wetterfrosch** Zu den lohnenden Büchern, die unseres Wissens noch niemals geschrieben worden sind, gehört eine Abhandlung, die sich mit dem Einfluß des Wetters auf die Politik beschäftigt. Da gibt es einmal die historisch bezeugten Fälle, in denen ein plötzlicher Schneefall, ein unerwarteter Wirbelsturm oder auch eine übermäßige Trockenheit den Gang der Ereignisse entscheidend beeinflußt haben. Der jüngste Krieg hat dafür mehr als ein Beispiel geliefert. Hinzu kämen die gewiß unfruchtbaren, aber doch lockenden Betrachtungen: Was wäre geschehen, wenn...? Soweit der Einfluß des Wetters auf die Politik. Wer aber hätte erwartet, daß auch umgekehrt die Politik Einfluß auf das Wetter nimmt? Im Kriege gab es zwar Leute, welche außergewöhnliche Witterungserscheinungen auf das viele Schießen zurückführten, aber davon sprechen wir hier nicht. Nein, das Wetter als Gegenstand der Politik! Wer hätte es für möglich gehalten! Und wo wäre das möglich? Natürlich nur in Deutschland. Mit dem Aufbau des Flugverkehrs hat auch der Wetterdienst an Bedeutung gewonnen. Was er für die Luftbrücke bedeutet, ist heute jedem klar. Was läge also näher, als so schnell wie möglich für eine möglichst wirksame und einfache Organisation des Wetterdienstes in Deutschland zu sorgen. Da können doch, so meint der naive Zeitgenosse, Zonen- und Ländergrenzen nun wirklich keine Rolle spielen. O ihr Großgläubigen! Als jüngst dieserhalb verhandelt wurde, erklärte der Vertreter eines süddeutschen Bundeslandes, seine Regierung halte eine meteorologische Bundesverwaltung oder eine diesbezügliche Bundesgesetzgebung weder für wünschenswert noch für erforderlich. Es lebe der föderalistische Wetterfrosch! Soeben ist das erste Flugzeug ohne Zwischenlandung um die Erde geflogen. Anderswo fliegt man bereits schneller als der Schall. Hier in Deutschland aber sollen wir ein niedersächsisches, hessisches oder südwestfälisches Wetter beziehen. Wann werden wir aufhören, uns vor der Welt lächerlich zu machen? Ovid hat einmal von den (Wetter-) Fröschen gesungen: Quamquam sunt sub aqua, sub aqua, maledicere temptant. Wir übersetzen frei: Obwohl ihnen das Wasser bis zum Halse steht, beschimpfen sie sich immer noch.

**Karl Koetschau †** Im zweiundachtzigsten Lebensjahr ist Professor Dr. Karl Koetschau in Düsseldorf gestorben. Mit ihm verlieren wir einen der letzten Vertreter der deutschen Kunstwissenschaft, die internationale Geltung hatten dank ihrer universalen Bildung, ihren wissenschaftlich einwandfreien Methoden und ihren positiven Leistungen in der Kunstliteratur und der Gestaltung deutscher Museen. Er gehörte zur Generation der Kunsthistoriker wie Bode, Justi, Wölfflin u. a., die eine geistige Elite bildeten.

Karl Koetschau ist am 27. August 1868 in Ohrdruf in Thüringen geboren und arbeitete maßgebend in dem Kreis deutscher Gelehrter mit, dem die lebendige Ausgestaltung des Goethe-Museums, des Goethe-Hauses und des



Goethe-Schiller-Archivs in Weimar zu danken ist. Nach seinem Scheiden aus Weimar wurde er Direktor der Städtischen Kunstsammlungen in Düsseldorf und gab die „Westdeutschen Monatshefte“, eine repräsentative Zeitschrift heraus. Seine besondere Liebe galt Goethe, dem er wohl schicksalsmäßig durch die Nähe der Geburtstage verbunden war, und man kann sich seinen Namen aus der Goethe-Literatur und der Goethe-Tradition Weimars nicht fortdenken. Wir erinnern aus seiner umfassenden literarischen Arbeit an sein 1907 erschienenenes, mit Max Morris gemeinsam herausgegebenes Buch „Goethes Schweizer Reise 1775“. Koetschau war ein feinsinniger und fein gebildeter Gelehrter von bester deutscher Tradition. Gerade aus einer solchen echten Tradition heraus war er allem Neuen und dem substantiellen Modernen aufgeschlossen. Er stand bei aller diplomatischen Liebesswürdigkeit zu seiner Überzeugung und scheute keine Kontroverse. Mit seiner vornehmen und adeligen Gesinnung, seiner charaktervollen Liebesswürdigkeit, seinem reichen Menschentum, seiner vorbildlichen Haltung und der selbstverständlichen Autorität, die ihm seine reichen Gaben verliehen, gehörte er zu den Deutschen, die gute Europäer waren, weil sie Deutsche waren.

Karl Koetschau hat der „Deutsche Rundschau“ in den Jahren ihres schwersten Ringens in der Hitlerzeit die Treue gehalten, und seine Beiträge bildeten, ohne daß er in die Polemik eintrat, dank ihrer Substanz und ihrer so völligen Unterschiedenheit und Absetzung vom Ungeist eine Waffe, für die wir Karl Koetschau für immer verpflichtet sind.

Wir haben die schmerzliche Freude, seine letzte vollendete Arbeit, den Aufsatz zum Goethe-Jubiläum, im August-Heft veröffentlichen zu können. Das Andenken an den großen Gelehrten und den unvergeßlichen Menschen Karl Koetschau wird bei uns lebendig bleiben.

**G. B. S. in der Sprachverwirrung** Eines der bemerkenswertesten Zeichen, unter denen die ewige Polarität zwischen dem einzelnen und der Gemeinschaft auch hinter der modernen staatstheoretischen Dialektik sichtbar wird, ist die Wendung Rousseaus von der *volonté de tous* zur *volonté générale*, von der bloßen Summe ichbezogener Einzelwillen zum Gemeinwillen, der auf das Wohl aller hinzielt und sich im allseitig verbindlichen Gesetz ausspricht. Die Fragwürdigkeit dieser modernen Lösung, der es nicht gelingt, die ursprüngliche Polarität in ihrer lebendigen Spannung zu belassen, wird deutlich, wenn Rousseau den fundamentalen anthropologischen Gegensatz zum Widerspruch verkehrt und das Paradoxon wagt, wer dem Gemeinwillen widerstrebe, müsse gezwungen werden, frei zu sein („on le forcera d'être libre“).

In dieser sprachlichen Formulierung am Anfang unseres bürgerlich-demokratischen Staatsdenkens verrät sich schon die Erbsünde, die dann unser ganzes politisches Vokabular befallen hat. Sie bleibt wirksam in der weiten Dialektik Karl Marx' und hinterläßt ihre verwirrenden Spuren in dem In-

einander von „Demokratie“ und „Diktatur“ in allen kommunistischen Programmen. Wo aber könnte diese Sprachverwirrung, die auch in der Staatslehre den babylonischen Turmbauten folgt, günstigere Bedingungen finden als in Deutschland? Unsere politische Sprache ist in jüngster Vergangenheit systematisch umgeprägt worden; wir haben auch begrifflich dem „Ersatz“ gehuldigt, und nun sind wir gar zum Niemandsland zwischen „Demokratie“ und Demokratie geworden.

Die Gefahren dieser ideologischen Zwischenlage sind für Deutschland besonders groß, weil unsere berüchtigte deutsche Gründlichkeit zu nichts besser taugt, als uns zu veranlassen, nicht zurückzuschrecken, wenn politische Ideen in ihrer praktischen Verwirklichung zu den verhängnisvollsten Folgerungen führen. Der demokratische Westen hält bekanntlich von Theorien weniger als wir und muß sich dafür gelegentlich den Vorwurf gefallen lassen, nicht so „tief“ zu sein wie wir. Uns scheint die gegenseitige geistige Verfassung besser gekennzeichnet zu sein, wenn wir feststellen, daß westliche Politiker mit einer inneren Sicherung versehen sind, die einfach durchbrennt und den Kontakt zwischen Theorie und Praxis unterbricht, wenn die Sachen sich so hart im Raume stoßen, daß es ihnen dabei zu heiß zu werden droht.

Ein Beispiel dieser praktischen Vernunft im öffentlichen Leben Englands gab uns kürzlich kein geringerer Geist als George Bernhard Shaw. Wir haben es uns längst abgewöhnen müssen, uns durch die Form der Aussprüche Shaws über ihren Inhalt täuschen zu lassen, oder seine Bosheiten für sich zu nehmen, da sie doch nur von der Mitte dieses vollen Menschenlebens her in der richtigen Perspektive gesehen werden können; aber immerhin brauchen wir schon eine gewisse politische Spracherfahrung mit der zwiespältigen Bedeutung unserer gangbaren Schlagwörter wie „kommunistisch“ oder „totalitär“ oder auch „polizeistaatlich“, als wir vor einiger Zeit lasen, wie der Dichter antikommunistische Maßnahmen der englischen Regierung kommentierte: „Wir erschüttern die Luft Europas mit einem Wust schwülstigen Unsinns und bezeichnen den Kommunismus als verbrecherisch, obwohl unsere Zivilisation nicht einen Monat ohne ihre breite kommunistische Grundlage bestehen könnte. Wir warnen die Welt vor dem Faschismus, obwohl wir bis zum Halse in ihm stecken. Wir erheben ein Geschrei gegen das, was wir ein totalitäres Regime nennen, als ob ein Gesetz, das nicht totalitär ist, überhaupt ein Gesetz sein könnte . . . Wir sprechen scheinheilig über die Schrecken der Polizeistaaten angesichts der Tatsache, daß die Zivilisation beginnt, wenn die Straßen polizeilich bewacht und mit Wasser versorgt werden.“ Unser Zusammenstoß mit dem Totalitarismus beider Farbgebungen war immerhin so handgreiflich, daß wir wissen, wann die zweideutigen Begriffe dieser Anklage des streitbaren Iren in Gänsefüßchen zu setzen sind, und wann sie ihre ursprüngliche Bedeutung behalten haben; aber G. B. S. braucht im Ernstfall diese Erfahrung gar nicht erst. Bei ihm brennt lange vorher die Sicherung durch, ohne daß er darauf be-

steht, seine politische Idee nun auch praktisch angewandt zu sehen. In dieser Vorsicht teilte er am Vorabend der Nachwahlen in dem Londoner Wahlkreis North S. Pancras dem kommunistischen Kandidaten mit, daß er ihn nicht unterstützen könne, obwohl er auch Kommunist sei. In dem Schreiben soll es heißen, die kommunistische Partei verstehe von Wahlpropaganda so wenig wie die Kuh vom Sonntag. Sie habe „es den Tories ermöglicht, die Alternative Privatunternehmen oder öffentliche Unternehmen zur Kardinalfrage zu machen, anstatt daß sie daraus Kapital schlug, daß in Rußland das Privatunternehmen mehr denn je blüht und gleichzeitig unsere kommunistischen Fabrikgesetze in England zu einer unerwarteten Ausbreitung des Privatunternehmertums führten . . .“

Zwar hat es der große Dichter auch in diesem Brief nicht für notwendig befunden, Gänsefüßchen zu setzen; aber seine kommunistische (oder doch nicht besser „kommunistische“?) Ideologie reicht nicht einmal aus, die kommunistische Praxis gegen den Marshallplan mitzumachen, den er für unbedingt notwendig hält. Wie viel wäre uns erspart geblieben, wenn wir auch so inkonsequent und oberflächlich gewesen wären — mit und ohne Gänsefüßchen!



# LITERARISCHE RUNDSCHAU

## Jaspers und der philosophische Glaube

Es ist anläßlich der unbefriedigenden Bilanz des zweiten deutschen Philosophenkongresses in Mainz mit Recht darauf hingewiesen worden, daß die Altersschichtung der zeitgenössischen deutschen Philosophie durch die Verluste des Krieges eine im ganzen ungünstige Verschiebung erfahren habe. Das junge Element ist zu schwach vertreten, was bei einer von Natur aus schon seniorisierenden Wissenschaft doppelt negativ ins Gewicht fällt. Philosophie und abgeklärte Vernunft sind zwar beinahe ein und dasselbe. Der treibende Impuls zum Philosophieren darf aber nicht selbst schon „vernünftig“ sein. So kann es kommen, daß die ausgeglichensten und umgreifendsten Systematiken der Philosophie, in denen sich die Vernunft rundherum eingefangen fühlt, mitunter die heftigsten philosophischen Ausbrüche aus ihren Gehegen hervorrufen. Man denke an Hegel. Man darf aber unter Abwandlung der besonderen Situation in einem solchen Sinne heute auch an Jaspers denken, der zu einer herrschenden Figur der deutschen Gegenwartsphilosophie geworden ist. Bei aller hoch wogenden Aktualität des „Existentialismus“ würde man in Jaspers doch schwerlich einen Ausdruck der eben zitierten, vom Kriege beeinträchtigten „jugendlichen“ Schichten und Unterströmungen des heutigen philosophischen Geistes erblicken mögen. Er selbst würde sicherlich auch keinen Anspruch darauf erheben, wie überhaupt seine ehrwürdige, von einer fast auszehrenden Hingabe an ein auch äußerlich immer riesenhafter werdendes philosophisches Literaturwerk erfüllte „Existenz“ sich aus den Sturmzonen des Zeitkampfes zurückziehen für gut befand. Abgesehen von solchen „existentiellen“ Demonstrationen, die man sich, gerade von der Existenzphilosophie belehrt, heute freilich hüten wird, äußerlich zu nennen, läßt sich aber auch aus der Sache selbst deduzieren, daß die existentialistische These und Position in der Jaspersschen Philosophie mit ihrer umgreifendsten Systematisierung auch an ein Ende ihrer inneren Entwicklungsmöglichkeiten gekommen sind.

Der jähe Absprung, der mit Kierkegaard, Schopenhauer, Nietzsche, Dostojewskij, Heidegger (um nur die markantesten Namen zu nennen) von der

großen Tradition des abendländischen Denkens in ein wildes, unbetretenes Gelände, in die alogische Sphäre des Individuum ineffabile, der unbegreiflichen, nämlich mit der wesenhaften Allgemeingültigkeit der Begriffe in der Tat niemals faßbaren Individualität führte; dieser Ab- und Seitensprung ist über Jaspers auf die große Heerstraße zurückgeleitet worden. Er selbst steht so genau im Schnittpunkt der existentialistischen Seitenlinie mit eben jener breiten Weltstraße der „*philosophia perennis*“, der vernunftgebahnten ewigen Logosphilosophie, die vom Altertum zu uns herreicht, daß dabei die großen Spannungen, aus denen das moderne Denken seine bewegendsten Impulse herleitete, nunmehr nach beiden Seiten aufgehoben und an ein punktsetzendes Ende gebracht erscheinen. Man hatte es insbesondere in christlichen Kreisen (unter anderem gibt Theodor Haecker hierfür mit seiner Exegese und Fortführung Kierkegaards ein hervorragendes Beispiel) richtig vorausgefühlt, daß der existentialistische Seitensprung des modernen Denkens in seinen obersten Zielsetzungen von religiösen Impulsen geleitet war und zu einer vertieften und erneuerten Angleichung des philosophischen an das theologische Denken führen müsse. Eine solche elementare Aufwühlung vitaler und existentialer Persönlichkeitstiefen mußte die Fragenkomplexe des Ich, des Schicksals, der Schuld und eines „gnädigen Gottes“, die im Rationalismus allemal in Gefahr des Verlustes stehen, zu neuer Entscheidung bringen. So lagen in der Konsequenz dieses Ansatzpunktes von vornherein nur zwei Wege, auf denen sich das inszenierte neue Denken vorzubewegen vermag: der konsequente „christliche“ oder der ebenso konsequent atheistische, derjenige Kierkegaards, Newmans, Dostojewskijs oder der der modernen atheistischen Existentialisten von Nietzsche zu Heidegger und Sartre. Jaspers nun, der mit seiner in einem sehr hohen Sinne „interpretierenden“ Lebensleistung in der vordersten Linie des modernen Existenzdenkens steht und für dessen Systematisierung das Bedeutendste geleistet hat, findet sich indessen den beiden genannten Konsequenzen gegenüber in einer vermittelnden Zwischenstellung. Das wird in seiner jüngsten Schrift „*Der philosophische Glaube*“ (R. Piper & Co., München), die auf eine schon 1947 in Basel gehaltene Vorlesungsreihe zurückgeht, fast bis zur Form eines persönlichen Glaubensbekenntnisses deutlich.

Der philosophische Glaube?! Man geht nicht fehl, schon in der Formulierung eines solchen Titels eine Fülle von Obertönen herauszuhören, die in eine „ältere Zeit“ und auf nicht sehr verschlungenen Umwegen zu den an anderer Stelle von Jaspers herausgestellten Heiligen der Vernunft und Märtyrern des Logos, zu Kants „Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft“, zu Lessing, ja zu Bruno (der von Jaspers in ihrer Symbolbedeutung auffällig überschätzten, zwielichtigen Renaissancegestalt) und dem Boëthius des Traktates vom „Trost der Philosophie“ zurückweisen. Es ist das Stigma jedweder Konzilianz, auch wenn sie wie bei Jaspers das „Umgreifende“ selbst zur obersten aller Kategorien erhebt, in der inneren Fügung ihres

Denkens die nahtlose Konsequenz, den ganz straffen, granitenen Bau zu verlieren. Versucht man es aus der mit weltweiter Bildung und allen Früchten weiser Alterserfahrung angereicherten Bekenntnisschrift dieses „philosophischen Glaubens“, die auch für den einfachen Lebenstag außerhalb des speziellen philosophischen Sprachgebrauches gültigen Fundamente herauszulösen, so erweisen sie sich überraschend geläufig, in vieler Hinsicht fraglos von bleibender Gültigkeit, aber doch für die eigentliche große Krise unseres Denkens nicht ausreichend. Es ist der alte Zweifrontenkrieg, den das autonome, aber in metaphysische Tiefen gesteigerte philosophische Denken von eh’ und je geführt hat: gegen den „Verstand“ und seine dämonisierten Formen in Materialismus, Skepsis und Nihilismus auf der einen Seite; gegen jede Form eines Absolutismus von Offenbarung und Glaube auf der andern Seite. Auch die weitreichende Hineinnahme des existentialistischen Impulses, auch die liebteste Offenheit gegenüber der großen Tradition des legitimen abendländischen Glaubenslebens ändert hieran nichts Entscheidendes. Um so weniger, da man die Linien dieses philosophischen Vorbehaltes insbesondere gegen eine wirkliche Philosophie des Glaubens bis in den Streit zwischen Arianern und Athanasianern, um die Gottheit oder Menschheit der Zentralgestalt des abendländischen Glaubens deutlich zurückverfolgen kann. Der Christ wird überall zuerst die Negationen seiner entscheidenden und gründenden Erfahrungen, das eigentümliche „Draußen“ und Unangerührtsein von den wesentlichen pneumatischen Mächten seines inneren Umganges, die ja wahrhaftig nicht zufällig und von ungefähr ihren schützenden Ausdruck in den zentralen Dogmen der christlichen Konfessionen gefunden haben, heraushören. Nun mag es schon wahr sein, daß die Zeit und ihr Denken sich vielfach in den Vorbehalten wie in den vernünftigen Erweckungen eines solchen philosophischen Glaubens mit ihrer Skepsis wie mit ihren unzerstörten positiven Geistesgehalten richtig beschrieben finden wird. Deskription ist aber so wenig wie sie eine wirkliche formende Lebenskraft ist, zuletzt auch eine tragfähige Gestalt des philosophischen Denkens ein Ausdruck des „Wühlers Geist“, der sich ja gerade eben erst von diesen Möglichkeiten der Synthese in seinem großen existentialistischen Aufbruch gelöst hat. So ist der reine „philosophische Glaube“, wie er in dieser Schrift noch einmal einen späten repräsentativen Ausdruck gefunden hat, auch hier wiederum zu der ihm wesenhaft zugeordneten Einsamkeit verurteilt; einer Einsamkeit, die ihren weitertragenden Lebensboden in der Sphäre des Literarischen und des Gedankens, nicht aber in der paradoxerweise gerade von dieser Philosophie zitierten Ebene der „Existenz“ zu gewinnen vermag.

Joachim Günther



## Ein großartiges Buch

Unter der Fülle der neuen Bücher, die seit Kriegsende bei uns erschienen sind, bleiben, wenn man die große Zahl der Übersetzungen ausscheidet, nur wenige übrig, um die es sich wirklich lohnt. Von der Enttäuschung über die leeren Schubladen der Schriftsteller ist genug gesagt und geschrieben worden. Man sollte ruhig etwas mehr von der Verantwortungslosigkeit vieler Verleger sprechen, die das Vakuum mit einer Flut schlecht produzierter schlechter Bücher auszufüllen versucht haben.

Um so dankbarer verzeichnen wir die Tätigkeit des Friedrich-Wittig-Verlages in Hamburg, der aus gleichmäßig großer Verantwortung gegen Autor, Werk und Leser eine kleine Zahl sorgfältig ausgewählter Bücher in einer Form herausbringt, die, gewiß noch nicht immer vollkommen, die heute gegebenen Möglichkeiten voll ausschöpft. Es ist kein Zufall, daß wir es hier mit einem Verlag zu tun haben, der sich nicht christlich nennt, sondern christlich ist — in der echten Freiheit des Denkens und Wirkens, wie sie allein dem geschenkt wird, der sich gebunden weiß an Christus, den Herrn.

Aus dieser Freiheit heraus ist auch das Buch „Christus und die Cäsaren“ geschaffen worden, dessen Autor der junge evangelische Theologe Ethelbert Stauffer ist, der heute in Erlangen Professor ist und durch seine „Theologie des Neuen Testaments“ schon in Fachkreisen Aufsehen erregt hat. Der vorliegende Band ist eine Zusammenfassung von

Aufsätzen und Vorträgen, die größtenteils während des Krieges, vielfach im Gefechtstand einer Flakabteilung, geschrieben worden sind. Es ist also ein Buch der kleinen Form; aber wir scheuen uns deshalb nicht, es ein großartiges Buch zu nennen.

Wollte man die Essays, deren Thematik die Begegnung des Christentums mit der römischen Kaiseridee von Augustus bis Konstantin ist, als Geschichtstheologie bezeichnen, so würde man damit vermutlich einen großen Teil derer abschrecken, die es mit brennendem Interesse lesen werden, sobald sie einmal über die ersten Seiten hinausgelangt sind und verstanden haben, daß hier unsere Sache mit einer Klarheit, Nüchternheit und Tiefe verhandelt wird, wie wir sie bisher noch nirgends gefunden haben. Von solcher Transparenz ist die Schilderung Stauffers, daß wir durch die Erzählung der antiken Geschichte hindurch das Geschehen unserer Zeit deutlich zu erkennen vermögen.

Hier haben wir endlich ein aktuelles Buch, welches nicht mit dem Tagesgeschehen vergeht. Hier fließen Zeit und Ewigkeit zusammen. Unter den 16 Aufsätzen des Buches beschäftigt sich der längste und glänzendste mit der Herrschaft des Domitian. Stauffer gibt darin eine Deutung der Offenbarung Johannes', wie sie in so klarer und gerade dem Laien einleuchtender Weise bisher noch nicht vorhanden war. Kaum weniger glänzend ist „Die Geschichte vom Zinsgroschen“, wo Stauffer mit Hilfe seiner erstaunlichen Kenntnisse des antiken Münz- und Steuerwesens eine historisch wie theologisch gleich

lehrreiche Erklärung dieser gerade heute wieder so aktuellen Christus-Erzählung liefert.

Ein Wort muß noch gesagt werden über die Sprache Stauffers. Es gibt leider wenige Theologen, die sich von der „Sprache Kanaans“ zu lösen vermögen, ohne in Banalitäten abzugleiten. Stauffer gehört zu diesen wenigen. Er spricht die Sprache unserer Zeit — nur spricht er sie sehr viel besser als die meisten von uns. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Wir möchten wünschen, ja wir möchten fast prophezeien, daß dieses Buch Bestand haben wird. Der Verlag hat das Seine dazu beigetragen und dem Buch eine Ausstattung gegeben, die als vorbildlich gelten kann.

h. l.

## Revolution und Reform

(Zu Carl Brinkmann: Soziologische Theorie der Revolution Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 119 S.)

Wie sich eine Revolution vollzieht, welche Schichten sie tragen, wie sich in ihrem Ablauf die Struktur der Gesellschaft verändert, das ist der Parade- und Fall, an dem die Soziologie als Wissenschaft sich herausgebildet hat. Aber darüber ist die andere Frage in den Hintergrund getreten, was die Tatsache einer Revolution bedeutet. Das lag auf der einen Seite an der Theorie der „Wertfreiheit“. Weil man schlechte Erfahrungen mit subjektiven Werturteilen gemacht hatte und skeptisch die Möglichkeit eines objektiven Maßstabes leugnete, vermied man Begriffe wie Gerechtigkeit und Gesundheit einer Ordnung. Auf der anderen Seite aber hatten sich Freunde und Gegner der

Revolution gefangen nehmen lassen. Die einen waren gebannt durch das unbewußte Dogma: Revolution ist etwas Wertvolles, die anderen übernahmen mindestens die Vorstellung: sie ist etwas Gewaltiges, Schicksalhaftes.

Brinkmann hat sich von diesen Vorurteilen freigemacht. Er geht aus von der „religiösen Begründung aller gesellschaftlichen Ordnung“, von der „Überzeugung, daß alles Wissen ein Glauben, aber auch, daß der Glaube auf ewig ein schlichtes Wissen enthält“. Deswegen läßt er sich von den negativen Mächten und Tendenzen nicht imponieren. Er untersucht nüchtern, was dabei herauskommt, wenn man Menschen im Zeichen des Hasses sammelt, welche materiellen und seelischen Rückschläge zu überwinden sind, wenn die Bewegung der Gesellschaft einmal bis zur Zerstörung gegangen ist und nun das aufgebaut werden soll, um dessentwillen man Altes zerstört hatte. Nicht umsonst steht das Kapitel „Überwindung der Revolution“ in der Mitte, stellt der Abschnitt „Technik der Revolution“ die Aufgabe der „Bewahrung trotz Bewegung“. Eine Fülle von wichtigen Einzelbemerkungen, z. B. über das Verhältnis von Stadt und Land in jeder Revolution, über die Tatsache, daß drei und nicht zwei Parteien das Normale im Gesellschaftsaufbau sind, machen das Buch äußerst anregend — allerdings auf Kosten der Lesbarkeit. Mangel an Konzentration im Aufbau des Ganzen wie fast in jedem Satz werden die Wirkung auf die Wissenschaft und auf die öffentliche Meinung hemmen, die ihm zu wünschen

wäre. Denn der Nachweis, daß gesundes Gleichgewicht auch in der politischen Taktik und in der Technik wirtschaftlicher Organisation leichter zu wahren und in unpathetischer ständiger Reformarbeit neuen Kräften der Menschen und neuen Möglichkeiten der Technik anzupassen ist, wird überzeugend geführt. Zwei Sätze bleiben vor allem haften: daß in einer Hierarchie „die soziale Statik nicht als Druck von oben, sondern auch als Tragen von unten her verwirklicht“ werden könnte. Und: daß es keine Bruderschaft gibt ohne Verehrung des Vaters.

Otto Heinrich v. d. Gablentz

### Glückliche Vergangenheit

Das Bilderbuch einer Jugend „D a m a l s — — —“ von Karl Rosner (Düsseldorf, Vier-Falken-Verlag) wird für viele märchenhaft klingen. Denn hier legt ein feiner und kultivierter Geist Rechenschaft ab von einer Zeit, die auf geistigem und künstlerischem wie auf zivilisatorischem Gebiet so unendlich reich war, daß die Menschen in den heutigen Verhältnissen sich kaum eine Vorstellung von der Schönheit jener Zeit machen können. Wir rechnen dieses Buch zu den so dringend notwendigen Beiträgen, endlich dem 19. Jahrhundert wieder gerecht zu werden und begreiflich zu machen, daß dieses Jahrhundert eine Blütezeit Europas bedeutet hat, wenn auch in ihm die Keime spürbar wurden, die an der Verwirrung der heutigen Menschheit mit verantwortlich sind.

Karl Rosner, der mit großer Liebe und Pietät bei der Schilderung seiner

Vorfahren und seiner Jugend verweilt, begann wie sein Vater im Buchhandel. Sein Lebensweg führte ihn von Budapest über Wien nach Deutschland, wo er sehr bald Führung mit den geistig so lebendigen Kreisen in München und mit dem Verleger Albert Langen gewann, um von dort aus seinen Weg nach Stuttgart zum Cotta-Verlag zu nehmen, dem er als Berater wesentlichste Dienste geleistet hat. Rosner ist auch ein Meister der Anekdote, und es ist reizvoll, über die Wiener und Münchener Kreise wiederum in dieser intimen Form zu hören. Seine kultivierte Art mit dem sympathischen Wiener Einschlag, seine feinsinnige Bildung, seine Distanz und sein klares Urteil über Menschen machen das Buch zu einem Dokument deutscher Kultur- und Verlagsgeschichte. Man kann nur wünschen, daß der zweite Teil bald folgen und dazu beitragen möchte, der Persönlichkeit von Karl Rosner, der in der Hitlerzeit und nachher eine unwürdige Behandlung erfahren hat, wieder zu der ihr gebührenden Geltung zu verhelfen.

r. p.

### August von Platen

unserer Zeit wieder lebendig zu machen, ist ein kühnes Unterfangen. Würde diese edle Natur unsere ordinäre Gegenwart überhaupt ertragen? Freilich hätte der Dichter Freude an der außergewöhnlich schönen Form, die der Verlag Heinrich F. S. Bachmair dem Band „Oden, Eklogen und Idyllen, Festgesänge, Epigramme“ als erstem der auf drei Bände berechneten, von Carl Fischer



besorgten Auswahl aus dem Gesamtwerk gegeben hat. Der Pappband kostet 6.— DM (86 S.), und wir würden in diesem Falle dem Pappband vor dem wenig teureren Halbleinenband den Vorzug geben. h. l.

### Con amore

Eine reizende Idee hatte Gerhard F. Hering, der bei Claassen & Goverts in Hamburg den Band „Klassische Liebespaare“ veröffentlicht hat. Sechs Liebespaare, aus denen Ehepaare wurden (Lesing und Eva König, Goethe und Christiane, Schiller und Charlotte von Lengefeld, Arnim und Bettina, Schumann und Clara Wieck, Fontane und Emilie Kummer), sind hier mit soviel Liebe, wie das Thema verlangt, und mit soviel Sachkenntnis und Geschmack, wie wir vom Autor gewohnt sind, dargestellt. Dem Liebhaber der Literatur wie dem Liebhaber der Liebe sei dieses hübsch gebundene Buch nachdrücklich empfohlen. h. l.

### Lebendiger Ovid

„Vielleicht ist Ovid überhaupt der bedeutendste Vermittler der antiken Tradition, jedenfalls nicht fortzudenken aus der Substanz des abendländischen Geisteslebens — und dies fast ausschließlich auf Grund des einen Werkes, seiner ‚Metamorphosen‘. —“ Dieser Satz aus der klugen Einführung, die Karl Kindt seinen unter dem Titel „Märchen und Mythen Ovids“ im Wichern-Verlag, Berlin-Spandau 1949, erschienenen Nacherzählungen gegeben hat, ist ausreichende Rechtfertigung und Erklärung dieses dankenswerten Versuches,

auch denen die ganze Fülle antiker Mythologie lebendig zu erhalten, die leider das Original nicht mehr zu lesen vermögen. Der schlichte, geschmackvolle Band ist zudem zu einem erschwinglichen Preise (DM 4,80) zu erwerben. h. l.

### Eine Augenweide

Ist dieser kleine Band: Ausgewählte Gedichte des unsterblichen Catull hat Carl Fischer sorgfältig und zufriedenstellend übertragen. Die zweisprachige Ausgabe wurde von Belebache hinreißend satirisch illustriert. Der Verlag Heinrich F. S. Bachmair in Söcking hat das Ganze schön gedruckt und noch schöner in Halbleinen gebunden. Eine kleine Kostbarkeit. Nur eine Frage: Wo sind die Menschen, die selbst für ein so schönes Bändchen heute noch DM 9,50 zahlen können? h. l.

### „Wer ist Wer?“

Das im arani-Verlag, Berlin-Grunewald, erschienene deutsche Gegenstück zu „Who ist Who?“ (DM 9.50) kann nur als ein erster Versuch gewertet werden. Denn bei dem Durchblättern fallen einem in erster Linie die Namen auf, die fehlen. Es ist wahrlich kein Ersatz dafür, über so viele Leute, deren Namen den meisten Lesern unbekannt sein dürften, mit einer oft einigermaßen geschwätzigten Ausführlichkeit über sie und ihre eigenen Verdienste, zum Teil sogar mit Betonen der Verwandtschaft mit berühmten Vorfahren, zu hören. Eine Neubearbeitung sollte doch einen etwas anderen Maßstab an die aufzunehmenden Deutschen anlegen, als es bisher geschehen ist.

r. p.

## Sprichwörtliches Abendland

In einer Zeit, da der Begriff des Abendlandes sprichwörtlich geworden ist, muß man es dem Verlag Ernst Klett zum Verdienst anrechnen, die bekannte Sammlung von Adolf Boecklen „Sprichwörter in 6 Sprachen“ neu herausgebracht zu haben. Als Herausgeber der 4. Auflage zeichnet Hermann Weller. (Stuttgart 1947, 192 S., DM 5.80.) Wem Sprachen mehr sind als bloße Verständigungsmittel — wievielen sind sie nicht einmal dieses! —, der wird in diesem Büchlein viel Anregung zum Nachdenken finden — über das Abendland, über das Wunder der Sprache und über die menschliche Natur. h. l.

## Vers-Anthologien

Gute Auswahlbände wird es niemals zuviele geben. Darum gebührt dem Südverlag Dank, daß er als 6. bis 8. Heft seiner Schriften „Verse der Nacht“, „Die Macht im Spiegel der Dichtung“ (besorgt von G. F. Hering) und „Hoffnung und Ent-sagung“ (besorgt von L. E. Reindl) herausgebracht und in einer Geschenkkassette zusammengefaßt hat (Konstanz 1947, DM 4.50). Die Auswahl bringt zum Teil ganz unbekannte, sehr schöne Verse aus Vergangenheit und Gegenwart. Die sorgfältige Ausstattung ist dem kostbaren Inhalt angemessen. h. l.

## Humanismus und Christentum

Im Erasmus-Verlag in München ist die zweite, vermehrte Auflage des im

März 1943 wegen seiner religiös-kirchlichen Opposition gegen den Ungeist des Dritten Reiches (vgl. besonders Seite 134 ff.) von der Gestapo beschlagnahmten Buches „Die Religion Jakob Burckhardts“ von Prof. Dr. Alfred von Martin erschienen. „Eine Studie zum Thema Humanismus und Christentum“ nennt der Verfasser bescheiden seine auf gründlichster Kenntnis beruhenden, in die Tiefe dringenden, von echter Objektivität und wahrer Pietät getragenen Untersuchungen. Mit gewissenhaftem Fleiß und souveräner Beherrschung des Stoffes hat er alle irgend erreichbaren religiösen Äußerungen und Urteile des großen Baslers, dieses „innerlich frommen Agnostikers“, der viel christlicher, ja katholischer dachte, als man gemeinhin annimmt — Äußerungen, in denen zugleich ein zeitgeschichtlicher Typus erscheint —, gesammelt, in eine innere Ordnung gebracht und mit feinstem Einfühlungsvermögen interpretiert.

Bei dieser in letzte Tiefen vordringenden Erforschung des Verhältnisses von Christentum und Späthumanismus — bei der vor allem auch eine eindrucksvolle Gegenüberstellung Burckhardts und des „Antihumanisten“ Sören Kierkegaard gegeben wird — stellt der Verfasser zutreffend eine offensichtliche Umkehr des humanistischen Denkens fest, die in Ablehnung materialistischer Einstellung wieder in die Nähe des Christentums führt, es als einen objektiv höchsten Wert erkennt und eine neue Erkenntnis seiner notwendigen Mission im Gesamt des geistigen Lebens gewinnt.

Emil Böhmer

# THEATERRUNDSCHAU

London, im Mai

## I.

Professionelle Kulturpsychologen mögen sich in die „Ur“-Sachen des seltsamen Kontrastes in der englischen Literatur vertiefen: sie hat seit dem 14. Jahrhundert bis heute, nämlich von Chaucer bis T. S. Eliot einer- und H. G. Wells andererseits, eine kaum unterbrochene Reihe bedeutender und sogar großer Lyriker und Erzähler hervorgebracht, wohingegen sie im Drama mit Shakespeare im 16. Jahrhundert begonnen und erst wieder im 20. Jahrhundert in G. B. Shaw eine Figur von europäischem Rang herausgestellt hat. Zwischen Shakespeare und Shaw hat es allerdings die brillanten Komödienschreiber der Restaurationsperiode im letzten Drittel des 17. und im ersten des 18. Jahrhunderts gegeben, aber ihre Sitten- oder vielmehr Unsittenstücke, von höfisch-mondäner Frivolität getragen, haben eher Bravour als Genie; sie sind Produkte des Unterhaltungs- und Kunstgewerbes. Der Rest bis zur Schwelle des 20. Jahrhunderts besteht in mehr oder minder geschickten Stückeschreibern, denen in jüngerer Zeit das europäische Lustspiel manches, das bühnenlebendige

ernste Drama und die Tragödie so gut wie nichts verdankt. Erst Shaw hat die dramatische Weltliteratur wieder durch eine neue Gattung bereichert: durch die advokatorisch paradoxe und sozial reformerische Tragikomödie.

Es gibt in der Literatur- und Kunstgeschichte kaum einen ähnlichen Fall, daß aus dem Nichts oder fast Nichts ein so gewaltiges Formgenie wie Shakespeare (oder auch nur ein ähnliches) hervorbrach, das im eigenen Land ohne Nachfolge und fast auch ohne Nachahmung geblieben ist. Was davon ans Licht kam, hat sich nicht auf der Bühne, und kaum im Buch, durchgesetzt; es ist manchmal, wie die Dramen von John Dryden, interessant, bleibt aber immer Literatur-Reliquie. Übrigens ist auch unter den Dramenschreibern seiner eigenen Zeit Shakespeare nicht etwa der primus inter pares, sondern, wenn man etwa von dem jung zu Tod gekommenen Christopher Marlowe und von Ben Jonson absieht, der allein Begnadete.

Daß dieser Einzige und Einzigartige in den ihm folgenden Jahrhunderten im eigenen Land keine Schule gemacht hat, daß es kaum Shakespeare-



Epigonen im guten oder schlechten Sinn gibt, ist etwas Niedagewesenes. Man kann darüber nach vielen Richtungen spekulieren; eine davon liegt sehr nahe: Shakespeare hat sechs- und dreißig Komödien und Tragödien hinterlassen, die, wenn man so denken und sagen darf, den Bedarf der englischen Bühne und ihres Publikums nach großem Drama bis heute vollauf deckten. Er hat — auch wegen der Unvergleichlichkeit mindestens der Hälfte seiner Dramen — keinen Raum für Nachfolger und keinen Ab sprung für Nachahmer gelassen. Das mag zur Not (aber nur zur Not!) plausibel sein, doch wirkt auch dann der Zerfall der großen dramatischen Form während dreier Jahrhunderte als ein Vorgang der Ermattung und des Versagens.

Es mag aber sein, daß dabei die Entwicklung der englischen Bühne eine Rolle gespielt hat.

## II.

Es ist eine alte Streitfrage, in ihrer Vergeblichkeit fast an die andere über die Priorität von Ei und Henne erinnernd, ob das Drama die Bühne oder diese das Drama erzeugt habe und immer wieder erzeuge. Die Zeit Shakespeares gibt darüber kaum Aufschluß. Denn in geradezu betäubender Gleichzeitigkeit mit einer Dramenliteratur entwickelte sich das elisabethanische Theaterwesen. Es ist kaum zu bestimmen, ob die Bühne nach dem Drama oder dieses nach der Bühne „geschrieen“ hat. Denn als, im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts, zu London in den damals entlegenen Distrikten des Südufers der Themse ein Holzhaus nach dem

anderen für theatralische Zwecke gebaut wurde (von Grund- und Haus spekulanten), zu eben der gleichen Zeit produzierten Schauspieler, Journalisten und Gelehrte ihre Dramen. Daß alsbald die „companies“ von Schauspielern oder ihre Prinzipale die Auftraggeber für die „Dramenmacher“ („playwrights“) wurden, tut nichts zur Sache. Das Theater gewerbe und das Gewerbe der Stückelieferanten — Henne wie Ei — entstanden miteinander und waren sofort bei, wörtlich, hoch und niedrig, d. h. bei Adel wie Volk beliebt, während die „Weder-Hoch-noch-Niedrigen“, das heißt: die Angehörigen des puritanischen Mittel- und Bürgerstandes, den beiden feindlich gesinnt waren. Das hat sich bis in die neuere Zeit ausgewirkt: das englische Bürgertum als Stand und Kulturschicht hat sich nicht zum Träger des Theaterwesens entwickelt, sondern ist nur ein „Kunde“ oder „Abnehmer“ geworden und geblieben. Die Pflege der Bühnenkunst war zuerst dem Hof und den Herren und später den Grund- und Hausspekulanten überlassen, die Theaterhäuser bauten, um ihre Bodenrente zu erhöhen. Das Theater wurde nicht ein Bildungsvehikel, wie in den Ländern des Kontinents, oder gar eine „moralische Anstalt“, sondern es blieb bis tief ins 19. Jahrhundert ein Privileg des Hofes und der „feinen“ Gesellschaft und wurde dann, als die Gewerbefreiheit fürs Theater eingeführt war, vollends ein Zweig des „Unterhaltungsgewerbes“.

Gegen diesen Zustand, der zu einem System wurde, haben von jeher noch schärfer als die Bühnen-

künstler im engeren Sinn die Dramatiker protestiert und tun es heute mehr als je. Denn immer noch fühlen sie sich gezwungen oder mindestens verführt, solche „Ware“ zu liefern, von der sich die Unternehmer — Hausbesitzer oder Hauspächter — ihre gewohnten konventionellen Erfolge beim unterhaltungslustigen Publikum versprechen. Das hat aus dem Dramatiker einen „Fachmann“ und Kunsthandwerker gemacht. Diese Entwicklung, die dem Dichter nicht erlaubte, „sein Aug in schönem Wahnsinn zu rollen“, hat eine lange Reihe von vortrefflichen Bühnentechnikern mit manchmal literarischem Einschlag hervorgebracht, deren Talent, unterhaltsame und durchaus nicht immer geistlose Repertoirestücke zu schreiben, sehr respektabel ist, auf deren Weg und innerhalb deren Möglichkeiten aber das große Drama nicht liegt.

Shakespeare, das übergroße Vorbild, blieb eine Klasse und fast ein Departement der Bühne für sich. Er wurde und wird immer wieder in oft bewundernswürdigen Aufführungen gegeben, seit Jahrzehnten vom Frühling bis zum Herbst im „Shakespeare Memorial Theatre“, dem Festspielhaus zu Stratford, und in London von der Old Vic (Old Victoria) Company, dem einzigen, wenn auch locker gefügten Schauspielensemble der Hauptstadt, das nun endlich den Staat zum Patron hat. Während es also in der Geburtsstunde des englischen Dramas und Theaters eine Reihe solcher Ensembles gegeben hat, ist der theatralische Produktionsprozeß heute, mit kaum mehr als einem Dutzend Ausnahmen im ganzen Land,

so, daß ein Manager ein Stück annimmt und unter den Schauspielern des Landes, meistens nur Londons, sich die Besetzung dafür aussucht, die ihm, zusammen mit der Qualität des Stückes, den Erfolg zu versprechen scheint, das Stück in einer langen Serie in London und in der Provinz aufführen zu können. Ein Stück, das nicht viele Dutzende oder einige Hunderte von Malen Publikum ins Theater zieht, gilt als Mißerfolg. Und ist es einmal von der Bühne verschwunden, hat es nur sehr geringe, wenn überhaupt eine Aussicht, noch einmal hervorgeholt zu werden.

### III.

In deutscher Terminologie ist man rechtens versucht zu sagen, daß es in England keine öffentliche „Theaterpflege“ und somit keine Pflege der dramatischen Dichtung gibt. Weder die Städte noch der Staat haben sich bis in den letzten Krieg hinein um das Theater gekümmert. Erst 1940 wurde der „Arts Council“ eingesetzt, durch den dem Theater, das nicht bloß Unterhaltungszwecken dienen will, staatliche Subsidien zufließen. Und erst im verflossenen Jahr hat das Parlament ein Gesetz angenommen, das die Städte ermächtigt, eigene Theater zu bauen und zu führen.

Wie in England auf fast allen Gebieten dezentralisierte private oder cooperative Bemühungen dem zentralisierenden Eingreifen des Staats voranzugehen pflegen (wie z. B. insbesondere im Unterrichtswesen), so hat sich in den letzten Jahrzehnten im ganzen Land eine Bewegung herausgebildet, die, teilweise in Verbindung mit der sehr mächtigen Ama-

teurtheater-Bewegung, eine ganze Anzahl von künstlerisch experimentierlustigen Bühnen ins Leben rief. Eine der berühmtesten entstand in den zwanziger Jahren in Cambridge, wo ein wohlhabender junger Mann das epochemachende „Cambridge Playhouse“ begründete und es acht Jahre nach dem Grundsatz „Epater le bourgeois“ führte. Dieser junge Ire, dessen Repertoire und Auführungsstil gleich revolutionär waren, hatte sich vorher durch seine Ausgrabungen als . . . Ägyptologe bereits einen Namen gemacht, wurde danach, des Theaters müde, ein gleichfalls erfolgreicher Weinbauer in Frankreich und ist, seit er im Krieg sein Weingut im Stich lassen mußte, ein wiederum prominenter Pferdezüchter in Irland. Auch sonst sind, in London und anderen Städten, Fabrikanten, Kaufleute und andere idealistische Außenseiter ins Theaterland eingebrochen, um der Geschäftsroutine ein Ende zu machen; sogar das oben erwähnte Old Vic verdankte seine Vorkriegsblüte dem Genie einer auf Erziehung und moralische Besserung des Volkes bedachten, ja versessenen Frau und ihrer ihr nachfolgenden Nichte.

Aber immer wieder behauptete das professionelle und finanzstarke „Management“ zusammen mit dem artistisch erfreulicheren Typ des „showman“ das Feld und zog die anderswo erprobten Schauspieler, Dramatiker und Regisseure in seinen Geschäftsbereich. Das hatte und hat die fast vollkommene Zentralisierung des Theaterwesens und Theatermarktes in London zur Folge — mit all ihren nachteiligen Folgen für die

Künstler und die Kunst. Da es so verschwindend wenige Ensembles gibt, sind naturgemäß dauernde Engagements eine Ausnahme. Es kann einem — jungen oder alten — Schauspieler bei aller Begabung leicht passieren, daß er monate- oder sogar jahrelang ohne Rolle bleibt, wofür er sich allerdings beim Film oder Rundfunk schadlos halten oder sein Glück in Amerika versuchen kann. Davon profitiert nicht nur Hollywood, sondern auch das üppige Theaterwesen am Broadway in New York. Etwas vom herumziehenden und abenteuernden Komödianten aus der Zeit vor Shakespeare ist daher dem englischen Schauspieler bis heute verblieben.

Sein künstlerischer Durchschnitt ist so hoch wie der in Deutschland. Für das Lust- und Singspiel sowie für das „Salonstück“ ist er sogar höher. Wiederum ist es ein psychologisches Problem, wie und warum das englische Volk, das im Leben wortkarg, gestenarm und dem Murmeln ergeben ist, eine so reiche Auswahl von Komödianten jeder Art hervorbringt, die oft genug aus einem dramatischen petit rien einen höchst genußvollen Abend machen können.

#### IV.

Bleibt immer noch und immer wieder die Erscheinung des Dramatikers als eine problematische Größe übrig! Bernhard Shaw, bald dreiundneunzig, schreibt immer noch Stücke, deren beide letzte in London noch nicht zu sehen waren. Man reißt ihm, trotz seines Patriarchen- und Genietums, seine Stücke durchaus nicht aus der Hand. Seine Zeitgenossen im



dramatischen Beruf gleichen ihm, nach Persönlichkeit und Talent, nicht im mindesten. Ohne Namen zu nennen oder sich in eine Charakteristik einzulassen, darf man sagen, daß sie sub specie aeternitatis zweiten und dritten Ranges sind. Sie verstehen ihr Handwerk und erkennen auch oft die Zeitprobleme, aber sie sind im besten Fall Meister des dramatischen Handwerks und nicht auch der dramatischen Dichtung; weder stehen sie in der Nachfolge Shakespeares, noch in der Vorhut eines werdenden nationalen Dramas.

In diesem Betracht ist es bezeichnend, daß in England eine Unterscheidung zwischen dem gewöhnlichen Bühnenstück und dem „poëtical drama“ gemacht wird. Dieses erscheint nur höchst selten auf der Geschäftsbühne, sondern auf den kleinen Versuchsbühnen, die im Schatten jener vegetieren. Als der überragende Vertreter dieses dichterischen Genres ist der schon erwähnte Lyriker T. S. Eliot, der aus Amerika kam, zu nennen; sein „Mord in der Kathedrale“ (neuerdings ins Deutsche übertragen) und „Familien-Reunion“ knüpfen nicht etwa an Shakespeare, sondern an das antike Drama an. Neben ihm ist der Ire O'Casey die dichterisch stärkste dramatische Begabung (man soll nicht vergessen, daß sowohl Shaw wie auch Oscar Wilde aus Irland gekommen sind), und ein auf originelle Art dichterisch begabter Dramatiker ist der Schotte Bridie.

Von allen bedeutenden ausländischen Dramatikern der letzten fünfzig Jahre ist einzig und allein Anton Tschechow auf der englischen Bühne wahrhaft arriviert. Gelegentliche Auf-

führungen von Ibsen oder moderner französischer Autoren sind nicht mehr als Konzessionen, die das englische Theater an das europäische Drama zu machen pflegt. Sie bleiben Fremdlinge auf der insularen Bühne. Goethe oder Schiller, Hauptmann oder Schnitzler oder Hofmannsthal, Molière oder auch Claudel sind für sie so gut wie nicht vorhanden. Sie sind ihr, hinter den Nebeln des Kanals, eine unentdeckte oder mindestens unersehnte Welt. Und dies ist der Punkt, wo die englische Bühne die Botschaft und Lehre, die in Shakespeares Werk beschlossen liegt, preisgegeben hat; denn er hat in vielen seiner Dramen kulturell und auch geographisch die europäische Welt an und in seine Brust genommen. Er ist der europäische Geist der Renaissance, der dem englischen Theater und somit auch dem englischen Drama abhanden gekommen ist. Und daher rührt wohl zum wesentlichen Teil jene Verarmung der nachshakespearischen Bühne, ihre Entgeistung.

## V.

Neuerdings hat das englische Parlament die Errichtung eines Nationaltheaters beschlossen, das auf dem Gelände der für 1951 geplanten großen Ausstellung südlich der Themse, aber im Herzen von London errichtet werden soll. Daneben plant die Universität von Oxford eine großgedachte Theaterunternehmung, und schließlich werden ja auch über kurz oder lang in einigen der blühenden englischen Großstädte kommunale Bühnen entstehen. Aber all diese Projekte werden kaum eine Blüte der theatralischen Künste heraufführen können, wenn auch sie auf die

Pflege des übernationalen, internationalen Dramas verzichten. Denn ein Theater, das sich nicht von überallher jenseits der nationalen Grenzen bereichern läßt, bleibt „national“ arm.

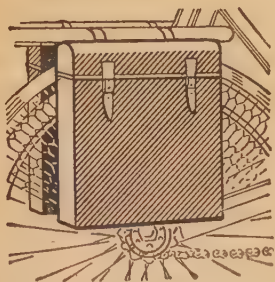
England zumal hat sich seine Oper

und sein Ballett vom Ausland geholt. Warum sollte sich gerade die Schauspielbühne und der Wettstreit um die dramatische Form national und insular abschließen?

Hermann Sinsheimer

Dieser Auflage liegt ein Prospekt des Verlages Friedrich Oetinger, Hamburg, über das Buch „Die Entscheidung des Abendlandes“ von Rudolf Rocker bei. Der Verlag weist darauf hin, daß der Subskriptionspreis des Werkes bis zum 30. Juni 1949 28.— DM beträgt.

Ferner liegt einem Teil der Auflage ein Prospekt der Klepper-Werke in Rosenheim (Bayern) bei.



## Fahrradgepäcktasche

am Gepäckständer leicht zu befestigen, sehr praktisch und solid gearbeitet, wasserdichtes Segeltuch, DM 15.— pro Stück. Nachnahme, porto- und verpackungsfrei

**Kurz-G. m. b. H. Bietigheim 30**

Eugen von Frauenholz

## WELTGESCHICHTE

Eine sachliche, kurzgefaßte Darstellung des Weltgeschehens von den Anfängen bis zur Gegenwart.

Ein unentbehrliches Nachschlagewerk mit  
4 Faltkarten-Beilagen • Umfang 487 Seiten  
In Halbleinen gebunden Preis DM 12,50

*Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
Stuttgart*

## Wer wird deutscher Außenminister?

Diese Fragestellung mag überraschen, weil durch das Besatzungsstatut die eigentliche Außenpolitik Deutschlands den Alliierten bzw. deren Hohen Kommissaren vorbehalten ist. Aber es ist bezeichnend, daß unlängst der USA-Außenminister Dean Acheson schon davon sprach, daß in naher Zukunft, falls die übrigen westlichen Alliierten zustimmen, der deutschen Bundesregierung auch die außenpolitischen Fragen übertragen werden sollen. Übrigens ist die Behauptung, daß die deutsche Außenpolitik vorerst den Alliierten vorbehalten bleibt, nur bedingt richtig. Denn so sehr sie auch die technische Durchführung derartiger Fragen übernehmen, so pflegen sie sich doch jetzt schon und nach der Konstituierung der deutschen Bundesregierung zweifellos in stärkerem Maße mit deutschen Vertretern darüber zu unterhalten. Diese Unterhaltungen ziehen aber unumgänglich den deutschen Partner schon in eine außenpolitische Actio, mag sie auch noch so passiv in Erscheinung treten.

Daß uns die Souveränität auf außenpolitischem Gebiete in besonders hervorstechender Weise fehlt, ist nicht zu leugnen. Aber darum handelt es sich hier nicht. Die Erörterungen des Präsidenten des Parlamentarischen Rates, Dr. Konrad Adenauer, mit Vertretern der Alliierten oder die des Ministerpräsidenten Karl Arnold waren und sind außenpolitische Handlungen. Ja, auch wenn irgendein Minister eines deutschen Landes mit seinem zuständigen Militärgouverneur zusammentrifft oder sogar auf einer Auslandsreise Gelegenheit hat, sich mit ausländischen Ministerpräsidenten, Ministern oder Politikern zu unterhalten, so fällt all das, gerade weil es bisher kein außenpolitisches Ministerium gibt, in das Gebiet der Außenpolitik.

Für gewisse Kreise klang es verführerisch zu sagen, daß die Alliierten, die sich die Ausführung der deutschen Außenpolitik vorbehalten haben, damit auch die volle Verantwortung für alle Probleme,



die damit zusammenhängen, übernehmen müßten und wir uns also völlig zurückhalten sollten. Eine derartige Einstellung ist aber allzu lebensfremd und zu einfach, als daß man sie gelten lassen konnte. Ganz im Gegenteil müssen wir bereit sein, so viel Verantwortung gegenüber unserem Schicksal zu übernehmen, als uns im Rahmen der internationalen Spannungen und auf Grund des alliierten Besatzungsstatuts zu tragen überhaupt gestattet wird. Wenn ich meine eigene Sache überhaupt nicht vertrete, dann hat der andere ohne weiteres recht. Wie im Leben des einzelnen, so kommt es im Leben der Völker, vor allem nach einer derartigen Katastrophe, wie wir sie erlebt haben, darauf an, aus den jeweiligen Gegebenheiten das Beste zu machen. '

### Wie kann eine deutsche Außenpolitik aussehen?

Diese Frage pflegen wir Deutsche meist allzu dogmatisch zu beantworten. Es ist bezeichnend, daß ein junger, überaus intelligenter Diplomat, der an der Verschwörung des 20. Juli 1944 gegen den Tyrannen maßgeblich beteiligt war und ihr zum Opfer fiel, eine ausführliche Denkschrift über jene Außenpolitik verfaßt hatte, die nach dem Sturz des braunen Diktators einzuschlagen wäre. Ganz abgesehen davon, daß man bei Verschwörungen überhaupt keine Denkschriften anfertigen soll (auch diese wurde natürlich von der Gestapo sehr bald aufgefunden), ist es ein unmögliches Unterfangen, in unruhigen, vollkommen unübersehbaren Epochen außenpolitische Richtlinien für längere Zeit festzulegen. Wenn Hermann Hesse mit seiner Auffassung recht hat, daß wir in einem feuilletonistischen Zeitalter leben, dann ist es erst recht richtig, daß wir nur mit einer improvisierten Außenpolitik unserer Zeit gerecht werden können.

Nach dem ersten Weltkriege verlangten die einen eine bedingungslos internationale Außenpolitik, während die anderen dicke Bücher über die Notwendigkeit einer nationalen Außenpolitik verfaßten. Den Bruch, den dieser erste Weltkrieg schon in alle Lebens- und Denkformen gebracht hatte, wollte man nicht sehen und verhielt sich „so als ob...“ Diese Tendenz zeigte sich nicht zuletzt in der Wilhelmstraße, wo es zum guten Ton allzu vieler gehörte, die Außenseiter über die Schulter zu betrachten und sogar einem außenpolitisch so eminent Befähigten wie Gustav Stresemann lange Zeit das Leben schwer zu machen.

Ob unsere heutigen Politiker und Minister, die mit einer Über-

fülle vordringlichster Tagesfragen überschwemmt sind, Zeit haben, darüber nachzudenken, wie sehr wir uns nach dem zweiten Weltkrieg von der ganzen vorgestrigen Vorstellungswelt entfernt haben? Schlagwörter haben selbst für Minister etwas Verführerisches an sich. Wenn sie an Außenpolitik denken und an die Rolle Deutschlands in Europa, dann kann sich sofort der Begriff des „Konzerts der Mächte“ einstellen. In diesem Konzert, so glauben sie vielleicht, müßte man spielen, und vor allen Dingen ausspielen, als wäre dazu jene Klugheit vonnöten, die einen Pferdehändler erfolgreich sein läßt. Möchten sie doch an ihr Volk denken und endlich über diese Melodie schreiben „Es war einmal“, und vielleicht auch überlegen, wohin uns diese Melodie in der Vergangenheit geführt hat.

Es war sicher in der internationalen Politik einmal äußerst wichtig, die Aszendenz aller regierenden Häuser zu kennen, ebenso wie man das spanische Hofzeremoniell, die französische Politesse und die englische Tradition beherrschen mußte. Europa war ja auch einmal der Inbegriff einer Welt. Aber heute? Alle Rollen sind vertauscht, und der einst gebende Kontinent Europa wurde im Verlauf der ungewöhnlichen Entwicklung der amerikanischen und asiatischen Kontinente zu einem bescheiden nehmenden. Europa kommt in der Weltpolitik von heute und morgen bestenfalls noch jene Stellung zu, die bisher mit sehr viel Würde und Erfolg die Schweiz in der europäischen Politik eingenommen hat.

Diese Entwicklung ist so zwangsläufig, daß sie selbst den europäischen Siegerstaaten über Deutschland eine Politik aufzwingt, die in ihrem eigensten Interesse eine weitaus stärkere europäische als eine Siegernote tragen muß. Denn dieses Europa ist derartig in die Enge gedrängt, daß es sich nur noch behaupten kann, wenn es allen einigermaßen gut geht — weil es andernfalls nur allen gemeinsam sehr schlecht gehen kann. Natürlich ist es nicht für jeden leicht, ohne bittere Erfahrungen zu der Einsicht zu kommen, daß aus egoistischen Gründen ein Aufgeben des Egoismus und eine Hinwendung zum Altruismus notwendig ist. Und gerade weil noch nicht alle Siegerstaaten diese Notwendigkeit erkannt haben, müssen wir sie uns zur unbedingten Richtlinie machen. Mit anderen Worten könnte man das auch so ausdrücken, daß, falls es dem deutschen Bundesstaat im europäischen Spiel einfallen sollte, sich nur um sich selbst und nicht um die anderen zu kümmern — daß dann Deutschland ausgespielt hat und auf jede weitere Außenpolitik verzichten muß.

Daß diese Entwicklung erkannt ist, beweist die Bundessatzung,

worin die Bundesregierung ausdrücklich ermächtigt wird, auf Souveränitätsrechte zugunsten eines höheren, überstaatlichen Verbandes zu verzichten. Treu und Glauben werden also in der Außenpolitik von morgen eine viel größere Rolle spielen als in unserer nationalstaatlichen Vergangenheit. Und wenn der französische Außenminister Robert Schuman unlängst in Straßburg erklärte: „Wir müssen durch eigene Ehrlichkeit Vertrauen schaffen . . ., wir wollen den Sinn für internationale Solidarität entwickeln“, so können wir diese Prinzipien auch für unsere Außenpolitik akzeptieren.

Zum andern wird es auch eine vordringliche Aufgabe der deutschen Außenpolitik sein, eine Lösung der sozialen Probleme unentwegt anzustreben, und zwar natürlich nicht nur eine Lösung bei uns, sondern auch bei den anderen. Wir können in dieser Hinsicht sogar eine Unmenge von Erfahrungen zur Verfügung stellen, die für eine allgemeinverbindliche europäische Lösung fruchtbar sein dürften. Das Anpacken dieser sozialen Probleme rangiert sogar vor den nicht zu unterschätzenden wirtschaftlichen Fragen. Deren Bedeutung wird dadurch nicht geschmälert, aber es wird sehr darauf ankommen, daß diese wirtschaftlichen Fragen von Männern bearbeitet werden, denen die soziale Problemstellung vertraut ist.

Schon hier zeigt sich, wie sehr es auf die Persönlichkeiten ankommt, die mit außenpolitischen Fragen befaßt werden. Es geht dabei nicht um eine kapitalistische oder sozialistische Einstellung, da diese Antithese durch die Entwicklung zum Managerstaat fast gänzlich überwunden ist. Nein, es kommt auf den Charakter und die weltanschauliche Festigkeit des einzelnen an. Es geht nicht um viele Gedanken, sondern um den notwendigen Gedanken. Es geht auch um die Einsicht, die demokratisch-parlamentarische Staatsform gerade deshalb zu bejahen, weil sie so unvollkommen ist, daß man mit ihr niemals so hoch aufsteigen kann wie mit einer autoritären — aber auch niemals so tief fallen, eine Staatsform also, deren Unvollkommenheit jener der Menschen völlig adäquat ist.

Natürlich wird uns jedes außenpolitische Handeln noch auf lange Zeit hinaus sehr schwer gemacht werden. Übernehmen wir so viel Verantwortung, wie wir können, dann wird man uns leicht mißtrauen und befürchten, daß wir das „deutsche Schaukelspiel zwischen West und Ost“ wieder aufnehmen wollen; halten wir uns aber zurück, dann bezichtigt man uns mangelnder Mitwirkung am Aufbau Europas und der Aufrechterhaltung des Friedens. So ähnlich hat sich in der Tat der amerikanische Delegierte auf der letzten UN-



Vollversammlung, John Foster Dulles, ausgesprochen. Ob er diese Befürchtungen von seinen französischen Freunden übernommen hat, ist nebensächlich. Daß sie bestehen, verdanken wir unserer Vergangenheit, nicht nur der von gestern, sondern auch der von vorgestern. So sehr wir also den Mut haben müssen, gegen jede Kollektivschuld aufzutreten, so sehr müssen wir entschlossen sein, uns mit keiner Kollektivunschuld selbst zu täuschen.

Allzu oft erlagen Sieger dem gleichen Übel, das zu bekämpfen sie einst ausgezogen sind. Aber niemals war das ein Grund, die unumstößlichen Maximen von Recht und Gerechtigkeit zu ändern. Mögen also auch die Beispiele, die uns heute von anderen gegeben werden, nicht immer nervenstärkend sein, so dürfen wir uns dadurch gerade im außenpolitischen Denken nicht vom rechten Wege abbringen lassen.

Im großen Rahmen ist es also die Aufgabe der deutschen Außenpolitik, die Lebensmöglichkeit des eigenen Volkes im Zusammenleben mit den übrigen Völkern zu sichern und Steinchen für Steinchen herbeizutragen, um eine Befriedung zwischen den vielen Thesen und Antithesen herbeizuführen, wenn schon keine Synthese möglich ist.

Solange es nun keinen deutschen Außenminister gibt, wird der Bundeskanzler zusammen mit der Bundesregierung sich vordringlich dieser Aufgabe annehmen müssen. Ob es wohl dahin kommt, daß alle Parteien sich gerade im Hinblick auf das verderbliche Versagen in der Weimarer Zeit zu dem Schwur zusammenfinden werden, daß außenpolitische Fragen sich niemals nach parteipolitischer Taktik, sondern ausschließlich nach dem Wohl für das gesamte Volk richten dürfen? So sollte auch der Minister, der speziell mit diesen Fragen betraut wird, nach seiner Fähigkeit für außenpolitisches Denken und nicht nach seinem Parteibuch ausgesucht werden. Kandidaten für derartige Posten gibt es übrigens in allen größeren Parteien, und nach den Erfahrungen von Bonn könnten dafür sowohl Ministerpräsident Karl Arnold wie Professor Carlo Schmid oder Professor Theodor Heuß genannt werden.

### Fachleute aus der Wilhelmstraße?

Mit einem Minister allein ist es natürlich nicht getan. Es stellt sich die Frage, welcher Personenkreis als ausführendes Organ für außenpolitische Fragen herangezogen werden kann. Denn von unserem Patentschutz im Ausland bis zur Zwangsvollstreckung gegen-

über ausgewanderten oder flüchtigen Unterstützungsverpflichteten — um aus der Fülle der Aufgaben nur zwei herauszugreifen — gibt es ungezählte praktische Fälle, die von deutschen Vertretern im Auslande an Ort und Stelle gelöst werden müssen. Als erstes werden also Konsuln und dann vielleicht auch einmal Gesandte in Frage kommen, oder, wovon der amerikanische Außenminister schon sprach, sogar Botschafter. Hier erhebt sich der Ruf nach „Fachleuten“.

Es ist natürlich am einfachsten, dabei sofort an die ehemaligen Mitglieder des Auswärtigen Amtes zu denken. Die einen meinen, es wäre selbstverständlich, auf diese Männer zurückzugreifen, während die andern behaupten, das käme nie in Frage. Es ist unsinnig, bei der Entscheidung dieser Frage Ressentiments mitspielen zu lassen. Ausländische Zeitungen bringen immer wieder angebliche Hinweise gestriger deutscher Diplomaten darauf, daß ihre Wiederverwendung eine unumgängliche Notwendigkeit darstellen würde. Einige Zeitungen wollen sogar so weit gehen, eine richtige „Verschwörung der Wilhelmstraße“ festzustellen. Das mag dazu geführt haben, daß von einer gewissen Clique, die offensichtlich nach Stichworten aus dem Ausland vorgeht, ein Kesseltreiben gegen sämtliche Mitglieder des früheren Auswärtigen Amtes eingesetzt hat. Dabei will man sie alle als Wölfe im Schafspelz hinstellen und gar nicht mehr wahr haben, wie viele Schafe im Schafspelz es dort gab. Nun müssen wir zugeben, daß es für einen Außenstehenden schon geradezu unmöglich geworden ist, die schwarzen von den weißen Schafen zu trennen, um nun einmal bei diesem Bild zu bleiben. Die Tatsache, daß manche notorische Lumpen heute frei herumlaufen, während ein Ehrenmann wie Freiherr Ernst von Weizsäcker aus formaljuristischen Gründen verurteilt wurde, hat das Bild völlig verwischt. Nur so ist es zu erklären, daß ein Mann wie Freiherr Vollrath von Maltzan, Ministerialdirektor und Leiter der Hauptabteilung Außenwirtschaft in Frankfurt, immer wieder von der in- und ausländischen Presse in übelster Weise als Nazidiplomat angegriffen wird. Alle Nachweise, daß gerade er durch tiefste Tiefen des nationalsozialistischen Terrors gehen mußte, haben die Angriffe nicht zum Schweigen gebracht. In diesen Angriffen liegt derartig viel System, daß man zu der Annahme berechtigt wird, als gäbe es Kreise, die es uns Deutschen unmöglich machen wollten, derartig überdurchschnittlich begabte, weltweit erfahrene Männer für die Vertretung deutscher Angelegenheiten zu benutzen. Umgekehrt führen solche Angriffe wieder dazu, daß zweifelhafte

Gestalten des einstigen Auswärtigen Amtes, die sich mit Mühe eine weiße oder graue Weste verschafft haben, ihre eigene Nichtverwendung auf ihre gewiß nicht vorhandene geistige Überlegenheit abwälzen wollen.

Richtig ist, daß eine kollektive Verurteilung ebenso abwegig ist wie eine kollektive Anerkennung, und daß es ebenso falsch ist, unsere Diplomaten von gestern global für Geistesheroen und Charakterhelden oder für Dummköpfe und Lumpen zu halten. Wie alle Ministerien verfügte auch das Auswärtige Amt über tüchtige und untüchtige, charaktervolle und charakterlose Mitglieder. Man wird also nur im Einzelfall, und zwar nicht nach den Akten irgendeiner Spruchkammer, sondern auf Grund persönlicher Kenntnisse entscheiden können, ob ein früheres Mitglied des Auswärtigen Amtes bei der deutschen Bundesrepublik wieder verwendet werden kann oder nicht.

Allerdings darf man ein politisches Faktum nicht außer acht lassen, das in der Unbeliebtheit begründet ist, deren sich die einstigen Mitglieder der Wilhelmstraße in der deutschen Öffentlichkeit und besonders bei den Parteien erfreuen. Wir haben eine eingehende Umfrage veranstaltet, um zu erfahren, weshalb die Ablehnung so stark ist. Dabei können wir hier ruhig jene übergehen, die sich über die angebliche Arroganz jener im ganzen Lande verstreut lebenden, einander und sich selbst hochachtenden, unter sich uneinigen, nach außen einigen ehemaligen Diplomaten ärgern. Gewichtiger sind schon die Stimmen der ehemaligen Auslandsdeutschen, die durch den sichtbaren Übereifer der deutschen Missionen „erfaßt“ und noch zu Beginn 1945 an die Ostfront gebracht wurden, zumal wenn der hauptverantwortliche Botschaftsrat in Madrid an dem gleichen Tag, an dem seine Opfer in einem Sonderflugzeug die Höllenfahrt antraten — zu einer Modenschau nach Salamanca reiste. Aber wer wollte derartige Fälle einfach verallgemeinern?

Die Vorbehalte einer Reihe außenpolitisch interessierter Politiker verschiedener Parteien lassen sich folgendermaßen zusammenfassen: Kein Ministerium habe eine derartige Standardisierung der Stärken und Schwächen seiner Mitglieder gekannt wie das der Wilhelmstraße. Man könne auch von einer „déformation professionnelle“ sprechen, die das Prinzipielle vor dem Praktischen rangieren lasse und in privaten Dingen das Opportune vor dem Mannesmut vor Königsthronen. Auch die Rechthaberei, die man so gern Prädikatsassessoren nachsagte, sei häufig anzutreffen: „Weil, so denkt er mes-



sterscharf, nicht sein kann, was nicht sein darf.“ So zeichneten manche heute noch ihre Briefköpfe mit Gesandter oder Botschaftsrat „z. D.“. Durchweg hätten sie von Bismarck die Meinung übernommen, als sei die Diplomatie und die Außenpolitik nichts anderes als das artistische Spiel eines Equilibristen, der keinerlei Grundsätze zu haben brauche. Ebenso impertinent, wie sie gestern jegliches Völkerrecht negiert hätten, sprängen sie heute den anderen damit ins Gesicht. Sie glaubten, es genüge, zu Hause mit Frau Johanna religiöse Gespräche zu führen, um im politischen Spiel hemmungslos Ränke zu schmieden. Das sei das böse Erbe der Gründerzeit, das leider noch nicht vertan wäre — während das gute Erbe schon längst vom Winde verweht worden sei. Und wenn sie sich in außenpolitische Diskussionen einließen, dann suchten sie nach einem „Simile“ und fänden es heute bei eben dem gleichen Gustav Stresemann, den sie vorgestern glaubten überspielen zu können. Sie sähen nicht ein, wie sehr sich alle Dinge, Begriffe und Methoden geändert hätten. Kurzum, mit derartig „festgefahrenen“ Köpfen lasse sich keine neue, auf ein besseres Morgen gerichtete Außenpolitik machen, wie sie in dem Grundgesetz der Deutschen Bundesrepublik ausdrücklich stipuliert worden sei.

In diesen Feststellungen liegt viel Wahres, so viel, daß wir demgegenüber nur für die Ausnahmen plädieren können. Aber es gab diese Ausnahmen! Dazu sind vor allem jene zu rechnen, die auch gestern schon die Maxime Montesquieus kannten und befolgten: „Wenn ich irgend etwas wüßte, was mir nützlich, aber meiner Familie schädlich wäre, so würde ich es aus meinem Geist verbannen. Wenn ich etwas wüßte, was zwar meiner Familie, aber nicht meinem Vaterlande nützlich wäre, so würde ich versuchen, es zu vergessen. Wenn ich aber etwas wüßte, was meinem Vaterlande nützlich, aber Europa schädlich, oder etwas, das Europa nützlich, aber der Menschheit schädlich wäre, dann würde ich es als ein Verbrechen betrachten.“ Solche Männer heute nur deshalb nicht verwenden zu wollen, weil sie einmal im Auswärtigen Amt waren, wäre töricht, und wir würden uns damit ins eigene Fleisch schneiden.

### Die Chance der Außenseiter

Die andere, jetzt immer wieder verbreitete Version, daß es für außenpolitische Aufgaben außer denen, die gestern durch die Schule der Wilhelmstraße gegangen sind, keinerlei befähigte Menschen gäbe, ist nicht stichhaltig. Derartige Feststellungen von „Spe-

zialisten“ sind immer nur bedingt richtig. Ohne Spezialisten geht es sicher nicht, aber die unumgängliche Anzahl läßt sich aus den sauberen Elementen des einstigen Auswärtigen Amtes leicht zusammenstellen, während wir unbedingt von der durch die Weimarer Regierung verpaßten Chance Gebrauch machen sollten, durch tüchtige Außenseiter unser außenpolitisches Denken und Handeln zu beleben. Damals hatten wir nur ganz wenige deutsche Diplomaten im Auslande, die als Outsider mit viel Mühe und Not aus Konzession gegenüber den Parteien in die Wilhelmstraße aufgenommen worden waren. Und dabei ist es kein Zufall, daß gerade diese wenigen für Deutschland oft mehr erreicht haben als mancher Berufsdiplomat. Dabei denken wir an den früheren Chefredakteur der „Münchener Post“, den Sozialdemokraten Adolf Müller, der von 1920 bis 1933 Deutschland als Gesandter in der Schweiz gut und würdig vertreten hat; wir denken an den Hamburger Bürgermeister Sthamer, der als erster Nachkriegsbotschafter in London von 1920 bis 1928 erfolgreich für uns tätig war. Wir dürfen die Sozialdemokraten Köster und Rauscher nicht vergessen, die sich als Gesandte in Belgrad und Warschau einen Namen gemacht haben, während es ihr Parteifreund Walther Zechlin als Leiter der Presseabteilung und späterer Gesandter in Mexiko mit allen Berufsdiplomaten aufnehmen konnte. Der Generalkonsul Schlesinger, ehemaliger „Handelsmann in Kleinasien“, wurde in Wirtschaftsfragen, zumal im Zusammenhang mit dem Osten, von keinem „echten“ Angehörigen der Wilhelmstraße erreicht. Diese Beispiele, die sich noch um einige wenige erweitern ließen, mögen genügen. Alle diese Außenseiter haben den Beweis erbracht, daß Außenpolitik keine Wissenschaft und Denkschule ist, sondern menschliche und geistige Reife, Urbanität, Charakter, Toleranz, Hingabe und viel gesunden Menschenverstand voraussetzt.

Daß es nun befähigte Outsider in Hülle und Fülle gäbe, kann man ebensowenig behaupten, wie daß sie gar nicht vorhanden wären. Aber gerade die jüngeren sind hinter dichten Portieren versteckt. Denn die Besatzungsarmeen gaben den alten Parlamentariern der Weimarer Zeit die Machtapparate der Parteien und Regierungen in die Hand, die jene jetzt eifrig benutzen, die durch das Denazifizierungsgesetz schon gefährlich dicht gezogenen Portieren noch dichter zu ziehen. So konnte auf dem letzten Parteitag der CSU der Minister Dr. Hundhammer die „Mitläufer“ noch als „Spitzbuben“ bezeichnen, wobei er sicherlich von manchen Alliierten unterstützt wird, während sich weder er noch seine alliierten Freunde bisher dafür ein-

gesetzt haben, einer derart weltbekannten antisemitischen und antichristlichen Hetzerin wie der „pffiffigen Witwe“ Mathilde Ludendorff ihr übles Handwerk zu legen<sup>1)</sup>.

Trotz der großen Chance, die die Fischer im Trüben durch die Ausschaltung wertvoller Kräfte durch das obskure Denazifizierungsgesetz erhalten haben, gibt es gleichwohl noch eine Anzahl unangreifbarer befähigter Persönlichkeiten. Man wird sie aber nicht in irgendwelchen Berufsklassen, sondern einzeln suchen müssen. Wilhelm Uhde schrieb in seinem bezaubernden, 1904 erschienenen Büchlein „Paris“: „Bei uns würde man jemanden auslachen, der vorschlägt, einem großen Publizisten eine hohe Staatsstelle zu geben. Denn es gilt, daß man zwei Examina abgelegt und dreißig Jahre Beamter war, ehe man sie erhält. Der Publizist ist berufen, seine Anschauungen aufzuschreiben und zu verbreiten. Das sind zwei verschiedene Kategorien, die man nicht vermischen darf. In Paris gibt es dagegen Minister, die ehemals Journalisten waren.“ Was aber für Paris galt und gilt, gilt noch lange nicht für uns. Es galt gestern nicht und gilt erst recht heute nicht. Es wäre töricht anzunehmen, man könnte unter den deutschen Publizisten und Journalisten eine hinreichende Anzahl befähigter Außenpolitiker für unsere Auslandsvertretungen finden. Die kümmerlichen außenpolitischen Kenntnisse der deutschen Presseleute sprechen im allgemeinen dagegen, und die wenigen, die von Außenpolitik etwas verstehen, soll man nur ja dort lassen, wo sie jetzt sind — denn wie tief würde das außenpolitische Niveau unserer Presse sonst noch fallen?

Ganz allgemein muß man sich vor all jenen hüten, die sich heute schon für außenpolitische Posten irgendwelcher Art selbst empfehlen. Dazu gehören auch so manche einst kapitalkräftige Reserveoffiziere, die rechtzeitig unter Hitler ihre Übungen, begleitet von ihrem großen Horch- oder Mercedeswagen, absolvierten, um im Kriege gleich einen „Rang“ zu haben, der es ihnen ermöglichte, in soliden Wirtschafts- und Rüstungsstäben hinter der Front den Krieg zu überwintern, wobei sie ihr nationales Herz dadurch bewiesen, daß sie alle jüngeren Menschen, die aus sachlichen Gründen noch in der Heimat waren, an die Front hetzten. Sie waren natürlich niemals Pg. — da sie genügend Geld hatten, dem Ortsgruppenleiter klarzumachen, wieviel nützlicher sie für die Partei wären, ohne ihr beizutreten, und ihre Spenden gaben sie ohne Quittung. Heute drängeln

---

<sup>1)</sup> Auf die soeben im Inngau-Verlag Rosenheim erschienene, ausgezeichnete Schrift „Die Legende vom Hause Ludendorff“ von Winfried Martini sei hier nachdrücklich verwiesen.



sie sich auf unzähligen Amts-, Wirtschafts- und Regierungsstellen „zur Kasse“, und ihre Ambitionen reichen erst recht in außenpolitische Gefilde...

Zunächst sollte man an solche denken, die sich gegen die Übernahme eines außenpolitischen Postens sträuben. In der Schicht der höheren Beamten aller Fakultäten, unter unseren Wissenschaftlern und Professoren, nicht zuletzt in den Reihen der Gewerkschaften, wird man bei etwas Menschenkenntnis und gutem Willen eine ganze Reihe befähigter Leute finden können. Man wird sie bestürmen müssen, sich wenigstens für eine begrenzte Zeitdauer dem Vaterland für eine derartige Aufgabe zur Verfügung zu stellen.

Die Zeiten sind vorbei, in denen die Diplomaten alle aus ein und derselben „Kiste“, meist dem Adel, stammten und ihre Geheimsprache flüsterten. Gesunder Menschenverstand und Ehrlichkeit stehen heute höher im Kurs als Noblesse und Artistik. Es gilt schon nicht mehr als „gekonnt“, hinter dem Rücken seiner Bundesgenossen vorteilhafte Absprachen mit einem Dritten zu treffen. Und die USA, die von jeher völlig unkonventionell in der Besetzung ihrer diplomatischen Posten verfahren sind, können jetzt daran gehen, auch Frauen mit solchen Missionen zu betrauen. Warum müßten ausgerechnet wir Deutsche am „alten Stiefel“ festhalten? Wem wäre nicht die glückliche Hand aufgefallen, die Ministerpräsident Karl Arnold in manchen außenpolitischen Fragen bewiesen hat, er, der aus den Gewerkschaften kam? Wer hätte nicht manche Formulierungen und Gesten von Professor Carlo Schmid bewundert, die über den engeren Raum unseres Vaterlandes hinausstrahlten?

Aus den schlechten und guten Erfahrungen unserer Geschichte und aus den Gepflogenheiten der meisten anderen Länder müssen wir vor allem lernen, daß es nur vom Übel ist, einen Berufsdiplomaten zum Außenminister zu machen. Das ist ein politisches Amt, das einem Politiker zukommt. Und für unsere Vertreter im Ausland sollten wir „ganze Kerle“ aussuchen, die, falls sie nicht selbst Diplomaten sind, von einem Berufsdiplomaten unterstützt werden können. Ob aber die heillose deutsche Parteipolitik und die Ausschaltung der jüngeren Elemente diesen Weg nicht versperrt?

Ein deutscher Länderminister meinte unlängst in einem privaten Gespräch, sofern nicht eine kaum zu erwartende Einsicht die deutschen Parteien befallt, könne man mit Sicherheit voraussagen, wer übermorgen deutscher Außenminister würde: der falsche. Hoffen wir also auf die Einsicht.

## Grundgesetz und Völkerrecht

Der Verfassungskonvent von Herrenchiemsee hatte in den Artikeln 22 bis 26 seines Entwurfs einige der völkerrechtlichen Verhältnisse des Bundes geregelt. Der Parlamentarische Rat in Bonn ist diesen Vorschlägen im Grundgesetz weitgehend gefolgt, um dem neu zu schaffenden Bund die Mittel an die Hand zu geben, die die Bundesregierung in die Lage versetzen sollen, Deutschland wieder als vollberechtigtes Mitglied in die europäische und die Weltgemeinschaft der Völker einzugliedern. Es kam dabei darauf an, dem Völkerrecht denjenigen Platz im Recht der deutschen Nation zuzuweisen, der modernem Rechtsdenken entspricht, das ja die begrüßenswerte Tendenz aufweist, den starren nationalen Souveränitätsbegriff aufzulockern. Freilich wird die Verwirklichung dieses Grundgedankens davon abhängen, ob es gelingt, positives Völkerrecht und Gerechtigkeit miteinander in erkennbare Beziehung zu setzen.

Erich Kaufmann hat einmal positives Völkerrecht und Gerechtigkeit mit den Brennpunkten einer Ellipse verglichen. Wenn diese Brennpunkte so weit voneinander entfernt liegen, daß sie mit menschlichen Sinnen nicht mehr erfaßbar sind, so ist der elliptische Kegelschnitt zwar in der Idee vorhanden, aber erst wenn beide Brennpunkte nahe genug aneinander gerückt sind, treten sie in eine für unser Auge übersehbare Wechselwirkung zueinander. Es muß das Bestreben der Politik und insbesondere der Rechtspolitik als Aufgabe des Handelns sein, die Brennpunkte positives Völkerrecht und Gerechtigkeit einander so nahe zu bringen, daß sie zusammenfallen. Dann entstünde ein Kreis: Wir befänden uns in einer vollkommenen Welt der wahren Rechtsbefriedigung, die keinen Anlaß mehr böte, den bestehenden Zustand durch die Mittel der Gewalt zu ändern.

Es ist nicht schwer, einzusehen, daß ein solches Ideal hienieden nicht realisierbar ist. Immerhin sollte die internationale Politik un-

ablässig dahin wirken, daß Völkerrecht und Gerechtigkeit unter dem Friedensgebot einander so nahe wie möglich gebracht werden. Eine leicht übersehbare Ellipse gibt der Politik die Möglichkeit, Streitigkeiten unter staatlichen Gebilden judiziären Entscheidungen im Wege der Schiedsgerichtsbarkeit zu unterwerfen und damit Auseinandersetzungen mit den Mitteln der Gewalt überflüssig zu machen.

Von diesen Erwägungen sind die Bestimmungen getragen, die unter der Überschrift „Völkerrechtliche Verhältnisse des Bundes“ bei den Beratungen in Herrenchiemsee in Vorschlag gebracht worden sind. Das vom Parlamentarischen Rat verabschiedete Grundgesetz bringt diese Rechtsmaterie unter die nicht ganz zutreffende Überschrift: „Der Bund und die Länder“. Es handelt sich um die Artikel 24 bis 26.

### Allgemeine oder allgemein anerkannte Regeln des Völkerrechts?

Nach Artikel 4 der Weimarer Verfassung galten die allgemein anerkannten Regeln des Völkerrechts als bindende Bestandteile des Reichsrechtes. In Theorie und Praxis ist diese Bestimmung Gegenstand tiefgehender Kontroverse gewesen. Wenn die Regeln des Völkerrechts „allgemein anerkannt“ sein sollen, so erhebt sich sofort die Frage, ob die Verfassung dem Reich das Recht zuerkennen wollte, selbst zu entscheiden, wann eine Völkerrechtsregel als „allgemein anerkannt“ zu gelten habe. Wenn ein Widerruf dieser Anerkennung zulässig war, so folgte daraus, daß die Verfassung im Völkerrecht nicht etwa eine höhere, über dem deutschen Staatsrecht stehende Rechtsordnung sah, sondern daß für die Völkerrechtssätze dasselbe gilt, was für die Regeln des deutschen Staatsrechts maßgebend ist. Richard Thoma hat zu dieser Auffassung bemerkt: „Das ist die Leugnung der rechtlichen Verpflichtungskraft des Völkerrechts und eine Stabilisierung der absoluten Staatssouveränität, wie man sie auch in Hegels Rechtsphilosophie nicht radikaler finden kann. In Wahrheit hat man mit dem Artikel 4 der Weimarer Verfassung unter anderem aussprechen wollen, daß das neue Deutschland die Verpflichtungskraft des Völkerrechtes anerkenne. Der Versuch, in den Artikel einen Widerrufsvorbehalt hineinzuzinterpretieren, ist juristisch verfehlt und politisch befremdend.“

Der Entwurf des Verfassungskonvents von Herrenchiemsee wollte diesem Meinungsstreit ein Ende setzen. Nach seiner Ansicht sollen



die allgemeinen Regeln des Völkerrechts, und zwar auch ohne den Vorbehalt der partikularen Anerkennung, integrierende Bestandteile des Bundesrechtes sein in der Weise, daß sie unmittelbar Rechte und Pflichten für alle Bewohner des Bundesgebietes, also für Inländer und Ausländer erzeugen. Durch die gewählte, von Artikel 4 der Weimarer Verfassung abweichende Fassung soll dem Streit der Boden entzogen werden. Weiter sollte durch diese Fassung zum Ausdruck gebracht werden, daß das deutsche Volk gewillt ist, im Völkerrecht mehr zu sehen als nur eine Ordnung, deren Normen lediglich die Staaten als solche verpflichten.

Der Parlamentarische Rat in Bonn hat sich diese Gedankengänge zu eigen gemacht und demgemäß einen Artikel 25 beschlossen, der die Idee noch klarer zum Ausdruck bringt:

„Die allgemeinen Regeln des Völkerrechts sind Bestandteile des Bundesrechts. Sie gehen den Gesetzen vor und erzeugen Rechte und Pflichten unmittelbar für die Bewohner des Bundesgebietes.“

Es ist nicht zu leugnen, daß das neue deutsche Grundgesetz einen kühnen Schritt über die Schwelle des bisher so ängstlich gehüteten Bezirks der staatlichen Souveränität getan hat. Dieser Schritt bedeutet die Anerkennung des Primates des Völkerrechts gegenüber dem partikularen Staatsrecht. Es wird in Zukunft keine Mentalreservation mehr geben, die einem aggressiven Nationalismus dadurch sein Tun erleichtert, daß argumentiert wird: „Wenn uns eine Völkerrechtsregel nicht paßt, so können wir uns ja immer dadurch lösen, daß wir sie als nicht allgemein anerkannt hinstellen.“ Es soll nicht verkannt werden, daß in diesem Vertrauensvotum für das Völkerrecht ein bedeutsames Wagnis liegt: Dem deutschen Volk bleibt in Zukunft nur der Boden des Rechts, um seine Ansprüche geltend zu machen.

Bei der Beratung im Redaktionsausschuß des Parlamentarischen Rates wurde die Frage aufgeworfen, an welchem Beispiel man die Tragweite des neuen Rechtssatzes darlegen könne. Man mußte in diesem Zusammenhang einigermaßen künstliche Fälle konstruieren, denn es ist gar nicht so leicht, eine Pflichtenkollision auszudenken, bei der ein Satz des allgemeinen Völkerrechts im Gegensatz zu einer staatsrechtlichen Norm steht, über die er nach modernem Rechtsdenken den Vorrang beanspruchen muß.

Ein Beispiel, das den Verhandlungen entnommen ist, die zu dem Fehlurteil des Nürnberger Militärtribunals gegen den vormaligen

Staatssekretär des Auswärtigen Amts, Ernst von Weizsäcker, geführt haben, möge die Tragweite des Artikels 25 erläutern.

Die Völkerbundssatzung<sup>1)</sup> enthielt keinen absoluten Kriegsverzicht der Mitgliedsstaaten, sondern nur bestimmte Verpflichtungen, unter gewissen Voraussetzungen nicht zum Kriege zu schreiten und jeden Angriff auf bestimmte Rechtsgüter der anderen Bundesmitglieder zu unterlassen. Es gab aber nach der Völkerbundssatzung immer noch sogenannte „legale Kriege“. Es liegt auf der Hand, daß ein dringendes Bedürfnis bestand, diese „Lücken der Satzung“ durch einen allgemeinen und absoluten Kriegsverzicht zu schließen. Diesen Zweck verfolgte der von der französischen und amerikanischen Regierung vorgeschlagene Pariser Kriegsächtungspakt vom 27. August 1928, durch den mehr als sechzig Staaten rechtlich gebunden waren. Dieser Pakt, gemeinhin bekannt unter dem Namen Briand-Kellogg-Pakt, enthielt in Artikel 1 folgende Bestimmung: „Die hohen vertragsschließenden Parteien erklären feierlich, daß sie den Krieg als Mittel für die Lösung internationaler Streitfälle verurteilen und auf ihn als Werkzeug nationaler Politik in ihren gegenseitigen Beziehungen verzichten.“

Damit schloß der Kellogg-Pakt für die Vertragsstaaten, die gleichzeitig Mitglieder des Völkerbundes waren, die Lücken der Völkerbundssatzung. Es wurde aber nunmehr erforderlich, an die Stelle der kriegerischen eine friedliche Streitregelung zu setzen. Der Kellogg-Pakt bestimmte daher in seinem Artikel 2: „Die hohen vertragsschließenden Parteien vereinbaren, daß die Regelung und Entscheidung aller Streitigkeiten und Konflikte, die zwischen ihnen entstehen könnten, welcher Art und welchen Ursprungs sie auch sein mögen, niemals anders als durch friedliche Mittel angestrebt werden soll.“

Halten wir hier fest, daß sich der Kellogg-Pakt auf das prinzipielle Friedenspostulat beschränkt und keinerlei Einzelbestimmungen über die Organe zur internationalen Streitregelung und deren Zuständigkeit trifft.

Als die deutsche Opposition gegen das Hitlerregime im Sommer 1938 erkennen mußte, daß Hitler zum Kriege trieb, entschloß sich der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Ernst von Weizsäcker, die britische Regierung auf die bestehende Gefahr aufmerksam zu ma-

---

<sup>1)</sup> Vgl. Paul Barandons kritische Würdigung des Kellogg-Paktes in seiner Darstellung „Das System der politischen Staatsverträge seit 1920“. Stuttgart 1937.

chen. Der deutsche Geschäftsträger in London erhielt den Auftrag, den britischen Außenminister Lord Halifax aufzusuchen und ihm in einer geheimen Unterredung folgendes auszurichten<sup>1)</sup>:

„Außergewöhnliche Zeiten erfordern außergewöhnliche Mittel. Heute komme ich zu Ihnen nicht in meiner Eigenschaft als deutscher Geschäftsträger, sondern als Sprecher politischer und militärischer Kreise in Berlin, die mit allen Mitteln wünschen, einen Krieg zu verhindern. Meine Botschaft an Sie, die ich Ihnen jetzt ausrichten werde, ist sehr sorgfältig überlegt worden, und es scheint uns, daß sie die Aufmerksamkeit der britischen Regierung verdient.

Nach unserer genauen Kenntnis plant Hitler einen Angriff auf die Tschechoslowakei und nimmt an, daß der daraus entstehende Krieg lokalisiert werden könnte, das heißt, daß Frankreich seine Bündnisverpflichtungen der Tschechoslowakei gegenüber nicht erfüllen werde. Die politischen und militärischen Kreise, für die ich spreche, widersetzen sich auf das schärfste dieser Politik. Wir glauben, daß, wenn man Hitlers Gewaltpolitik in diesem Augenblick freie Bahn läßt, dies bedeutet, daß endgültig der Weg versperrt wird für eine Rückkehr zu den Begriffen von Ehre und Anstand unter europäischen Nationen. Nach dem Weltkriege erklärte Lloyd George, daß die Völker und Regierungen in Wirklichkeit in ihn „hineingeschliddert“ seien. Die Männer, für die ich spreche, sind der Ansicht, daß die Lage im Juli 1914 nicht so ausweglos geworden wäre, wenn Sir Edward Grey im Namen der britischen Regierung es ganz klar gemacht hätte, daß im Falle eines französisch-deutschen Krieges Großbritannien Frankreich seinen Beistand leisten würde. Diese Warnung zu rechter Zeit würde einen mäßigenden Einfluß auf die Entscheidung der kaiserlichen Regierung gehabt haben. Wenn daher Frankreich willens ist, seine Verpflichtungen gegenüber seinem tschechoslowakischen Verbündeten zu erfüllen, und wenn die Versicherungen des Premierministers ernst gemeint sind, daß das britische Reich in einem solchen Falle nicht beiseite stehen könne, so betrachten es meine Freunde als notwendig, daß die britische Regierung diesen entscheidenden Tatbestand klar hervortreten läßt. Die Erklärung, die wir vorschlagen, kann nicht unzweideutig und fest genug sein für den Zweck, den wir im Auge haben. Hitler und Ribbentrop werden wahrscheinlich gar nicht wagen, einen Krieg zu beginnen, wenn eine offene bri-

---

<sup>1)</sup> Vgl. Transcript der Aussage vom 14. und 15. Juli 1948 vor dem Militärtribunal in Nürnberg.



tische Erklärung es dem deutschen Volke klar vor Augen führt, daß ein großer Krieg im Falle eines Angriffs unvermeidlich ist. Sollte gleichwohl Hitler auf seiner kriegerischen Politik bestehen, so bin ich in der Lage, zu versichern, daß die politischen und militärischen Kreise, für die ich spreche, „will take arms against a sea of troubles and by opposing end them“ — „sich wappnend gegen eine See von Plagen, durch Widerstand sie enden“. (Der Geschäftsträger brauchte dieses Zitat aus dem Hamlet-Monolog wörtlich.) In der deutschen öffentlichen Meinung ebenso wie in verantwortlich denkenden Kreisen der Armee ist Hitlers Krieg unpopulär und wird als ein Verbrechen gegen die Zivilisation angesehen. Wenn die erbetene Erklärung gegeben wird, sind die Führer der Armee bereit, gegen Hitlers Politik mit Waffengewalt aufzutreten. Eine diplomatische Niederlage würde einen sehr ernst zu nehmenden politischen Rückschlag für Hitler in Deutschland bedeuten und würde tatsächlich das Ende des nationalsozialistischen Regimes herbeiführen.

Der Geschäftsträger beendete seine Ausführungen mit dem Hinweis, daß es gewiß nicht leicht für ihn sei, zu dem britischen Außenminister in dieser Weise zu sprechen. Die deutschen Patrioten sähen aber keinen anderen Weg aus dem Dilemma, um das größte Verbrechen zu verhüten, das jemals in der menschlichen Geschichte begangen worden sei.

Lord Halifax hörte aufmerksam zu und dankte dem Geschäftsträger für die Offenheit und Unparteilichkeit, mit der er in diesem höchst kritischen Augenblick gesprochen habe. Auch er unterstrich, daß ein Krieg wegen der Sudetenfrage ein Verbrechen gegen die Menschheit sein würde. Dieser Krieg werde unvermeidlich, wenn Hitler Gewalt gegen die Tschechoslowakei gebrauchen würde.

Das Ergebnis dieser Unterredung war die am Sonntag, den 11. September, herausgegebene amtliche Erklärung, die vom Premierminister gebilligt war, wie aus seiner Unterhausrede am 28. September hervorging, in der er zugab, selbst den Anstoß gegeben zu haben. Die britische Regierung hatte sich der gebräuchlichen diplomatischen Sprache bedient: „Gewaltanwendung würde ernste Folgen herbeiführen.“ Generaloberst Beck und Staatssekretär von Weizsäcker hätten gewünscht, daß diese Erklärung weniger diplomatisch und schärfer formuliert worden wäre, denn dieser Art von kultivierter Sprache waren Hitler und seine Gefolgsleute nicht zugänglich. In einem kommentierenden Bericht an das Auswärtige Amt unterstrich der Geschäftsträger diese Erklärung mit folgenden Worten (Tele-

gramm Nr. 410 vom 12. September 1938): „Die Möglichkeit, daß eine so weitgehende Festlegung lediglich aus Gründen der Einschüchterung erfolgt sein sollte, schaltet aus. Der Stimmungsumschwung, der sich in der öffentlichen Meinung Englands während der letzten vierzehn Tage vollzogen hat, versetzt die britische Regierung in die Lage, die angekündigte Politik von heute auf morgen zu verwirklichen.“

Diese Demarche ist in ihren Einzelheiten erwähnt worden, um klar zu machen, welche Bedeutung dem Artikel 25 des Grundgesetzes zukommt, wonach die allgemeinen Regeln des Völkerrechts Bestandteile des Bundesrechtes sind, den Gesetzen vorgehen und Rechte und Pflichten unmittelbar für alle Bewohner des Bundesgebietes erzeugen. Ohne jeden Zweifel war damals der Kellogg-Pakt als eine allgemeine Regel des Völkerrechts anzusehen. Der Rechtsvorbehalt der Weimarer Verfassung, wonach Artikel 4 nur dann Platz griff, wenn diese Völkerrechtsregel „allgemein anerkannt“ war, konnte bei positivistischer Auslegung dazu führen, den generellen Kriegsverzicht für Deutschland als hinfällig zu betrachten. Deutschland war im Oktober 1933 aus dem Völkerbund ausgetreten. Sein Austritt wäre nach der Völkerbundssatzung 1935 rechtsgültig geworden. Hitler und Ribbentrop glaubten daraus folgern zu können, daß auch der Kellogg-Pakt für Deutschland nicht mehr bindend sei.

Wenn damals der Artikel 25 des Grundgesetzes in Kraft gewesen wäre, so hätte nicht nur das höhere Recht des moralisch richtig Handelnden, sondern auch das deutsche Verfassungsrecht den Staatssekretär von Weizsäcker verpflichtet, jedes Mittel anzuwenden, um dem völkerrechtlich begründeten Friedensgebot Geltung zu verschaffen, denn: „Die allgemeinen Regeln des Völkerrechts . . . gehen den Gesetzen vor und erzeugen Rechte und Pflichten unmittelbar . . .“

Sollte eine künftige deutsche Bundesregierung ihrer vom deutschen Volke gebotenen und verfassungsmäßig übernommenen Friedensverpflichtung zuwiderhandeln, so wären nach dem Wortlaut des neuen Grundgesetzes die Bewohner des Bundesgebietes berechtigt und verpflichtet, diese Absicht zunichte zu machen.

Freilich müssen wir uns bewußt sein, daß es sich bei den neuartigen und fortschrittlichen Gedankengängen des deutschen Grundgesetzes um eine *lex imperfecta* handelt. In anderem Zusammenhang<sup>1)</sup> hat der Bonner Strafrechtslehrer Helmuth von Weber darauf

---

<sup>1)</sup> Helmuth v. Weber, „Die allgemeinen Lehren des Strafrechts in ihrer Anwendung auf das Organisationsverbrechen“ in der Zeitschrift: „Die Spruchgerichte“, Juli 1948.

hingewiesen, daß die Verantwortlichkeit des Individuums vor dem internationalen Recht eine Beschränkung der staatlichen Souveränität bedeute. Diese Verantwortlichkeit setze voraus, daß das staatliche Recht, soweit es dem internationalen Recht widerspricht, ungültig sei. Helmuth von Weber fährt dann fort: „Nun haben auch frühere Zeiten der staatlichen Rechtsetzungsmacht Schranken gesetzt und sie in den Normen eines Naturrechts gefunden, das auf Gott bezogen wurde. Diese Tendenz des Rechtes schloß einen Konflikt weltlicher Instanzen aus. Modernes Rechtsdenken hat das Bedürfnis, als Träger eines solchen den Staat beschränkenden Rechts eine irdische soziale Macht anzusehen, und findet ihn in der Völkergemeinschaft, in deren Namen dieses Recht gesetzt und gesprochen wird... Soll der Bürger dem internationalen Recht gehorchen, so muß ihn auch die Völkergemeinschaft schützen, wenn er seiner Pflicht nachkommt. So wie im innerstaatlichen Recht die Durchsetzung staatlicher Gebote erst möglich wurde, als man die unbeschränkte Gewalt anderer sozialer Machttträger beseitigte, so gilt dies auch für die Gebote des internationalen Rechts. Heute hat der Staat das *jus vitae ac necis*, das er nicht willkürlich, aber eben nach den Normen des von ihm selbst gesetzten Rechtes ausübt. Man kann nicht erwarten und auch nicht verlangen, daß der diesem Recht Unterworfenen abweichenden Normen des internationalen Rechtes Folge leistet, wenn er bei ihrer Befolgung nicht vor dem Zwang des staatlichen Rechtes geschützt wird.“

Staatssekretär von Weizsäcker hat sich zugunsten der Regeln des Völkerrechts — des Friedensgebots — über die partikularen Staatsrechtsnormen Hitlers — die auf Krieg zielten — hinweggesetzt und ist gleichwohl von einem Gericht verurteilt worden, das angeblich fortschrittlichem Rechtsdenken den Weg bereiten will.

## Hoheitsrechte und überstaatliche Einrichtungen

Der Verfassungskonvent von Herrenchiemsee war sich von vornherein darüber klar, daß der neu zu schaffende Bund niemals autonom bestehen, sondern Anschluß an ein universales Staatensystem sowie an regionale Staatenabmachungen suchen müsse. Er schlug daher eine Bestimmung vor, wonach der Bund durch ein mit der Mehrheit der gesetzlichen Mitgliederzahl der legislativen Organe ergangenes Gesetz Hoheitsrechte auf zwischenstaatliche Einrichtungen übertragen kann.



„Das deutsche Volk ist gewillt, künftig auf den Krieg als Mittel der Politik zu verzichten und hieraus rückhaltlos alle Folgerungen zu ziehen. Um aber nicht wehrlos fremder Gewalt preisgegeben zu sein, bedarf es der Aufnahme des Bundesgebietes in ein System kollektiver Sicherheit, das ihm den Frieden gewährleistet.“ Nach der einmütigen Auffassung des Konvents sollte der Bund bereit sein, im Interesse des Friedens und einer dauerhaften Ordnung der europäischen Verhältnisse in die aus einem solchen System resultierenden Beschränkungen seiner Hoheitsrechte einzuwilligen. Der Konvent war sich darüber klar, daß damit dem deutschen Volk eine Vorleistung zugemutet wird, die entsprechende Leistungen der anderen Staaten im Gefolge haben muß.

Der Parlamentarische Rat ist diesen Gedankengängen im wesentlichen gefolgt. Artikel 24, Absatz 2, des Grundgesetzes lautet: „Der Bund kann sich zur Wahrung des Friedens einem System gegenseitiger kollektiver Sicherheit einordnen; er wird hierbei in die Beschränkungen seiner Hoheitsrechte einwilligen, die eine friedliche und dauerhafte Ordnung in Europa und zwischen den Völkern der Welt herbeiführen und sichern.“ Darüber hinaus hat der Parlamentarische Rat sich bemüht, die oben erwähnte Lücke im Kellogg-Pakt zu schließen. Soweit Deutschland in Frage kommt, wird der Bund zur Regelung zwischenstaatlicher Streitigkeiten Vereinbarungen über eine allgemeine, umfassende, obligatorische, internationale Schiedsgerichtsbarkeit beitreten. (Artikel 24, Absatz 3.)

Man wird ohne Übertreibung sagen können, daß hier ein Angebot zur friedlichen Streitschlichtung gemacht wird, zu dem sich in der Völkerbundszeit keiner der großen Staaten bereitfinden wollte. Freilich erheischt dieses weitgehende Angebot Vertragspartner, die auch ihrerseits gewillt sind, mit der Bestimmung des Kellogg-Paktes ernst zu machen, „alle Streitigkeiten und Konflikte, die entstehen können, welcher Art und welchen Ursprungs sie auch sein mögen, niemals anders als durch friedliche Mittel beizulegen“. Voraussetzung für ein solches umfassendes System der Streitregelung ist allerdings, daß die beiden Brennpunkte der Ellipse, von denen Erich Kaufmann sprach, nämlich Völkerrecht und Gerechtigkeit, miteinander in übersehbare Beziehungen gesetzt werden.

Deutschland wird in Zukunft zwar noch ein großer Staat, aber keine Großmacht im Sinne der Terminologie des 19. Jahrhunderts mehr sein. Sein Bestand und seine internationale Stellung beschränken sich im wesentlichen auf Europa. Daher stehen die Friedens-

wahrung und die Kriegsverhütung auf kollektiver Grundlage gerade in Europa an erster Stelle. Wir stoßen hier auf ein Problem, das eine deutsche Schicksalsfrage während vieler Jahrhunderte gewesen ist. Das Land im Herzen Europas war nach dem Untergang der mittelalterlichen Kaiserherrlichkeit, wenn es zumächtig war, der Gegenstand von Furcht und Sorge seiner Nachbarn und, wenn ohnmächtig, der Schauplatz ihrer kriegesischen Auseinandersetzungen. Ein großer Staat ohne Macht in der geographischen Lage unseres Landes wirft aber neue Fragen von ungeheurer Tragweite auf. Mit den Mitteln, die der Souveränitätsbegriff entwickelt hat, ist diesen Gefahren nicht mehr zu begegnen. Die Lösung dieser Schwierigkeiten muß auf dem Wege einer neuartigen internationalen Zusammenarbeit gefunden werden. Bei näherem Durchdenken des Problems ergibt sich, daß die Frage der deutschen Sicherheit eng verknüpft ist mit dem berechtigten französischen Anspruch auf dem gleichen Gebiete. Es bleibt die Tatsache zu berücksichtigen, daß das Faktum der totalen Entwaffnung und Entmilitarisierung Deutschlands in geographisch ungeschützter, politisch und wirtschaftlich besonders bedeutungsvoller und daher gefährdeter Mittellage ein Novum ist, das eine Anpassung der bisher geltenden völkerrechtlichen Regeln erforderlich macht. Wenn die deutsche Entwaffnung und Entmilitarisierung als eine völkerrechtlich von dem Belasteten anzuerkennende Verpflichtung übernommen werden soll, dann müssen auf der anderen Seite die logischen Folgerungen aus dem Verzicht auf wirksame Verteidigungsmaßnahmen und auf formale Gleichberechtigung auf diesen Gebieten — *par une juste réciprocité* — gezogen werden.

Angesichts dieser Sachlage weist Artikel 24, Absatz 2, einen Weg zur Lösung des Sicherheitsproblems auch für Deutschland, nämlich wenn der Bund sich zur Wahrung des Friedens einem System gegenseitiger kollektiver Sicherheit einordnen kann. Um diesen Preis kann er in die Beschränkung seiner Hoheitsrechte einwilligen, die eine friedliche und dauerhafte Ordnung in Europa und zwischen den Völkern der Welt herbeiführt und sichert.

Es ist in der öffentlichen Diskussion dieser Frage darauf hingewiesen worden, daß ein deutscher Beitrag zur Sicherheitsfrage nicht in der Übertragung von Hoheitsrechten liegen könne, wie sie der Artikel 25 vorsieht. Man könne nicht übertragen, was man selbst nicht habe. Darauf ist zu erwidern, daß das Grundgesetz Deutschland in die Lage versetzen will, wieder über seine Hoheitsrechte zu verfügen. Bei den Debatten über dieses Problem im Bonner Parlamen-

tarischen Rat hat der Vorsitzende des Hauptausschusses, der Tübinger Staats- und Völkerrechtslehrer Carlo Schmid, darauf hingewiesen, daß wir die Verfügungsberechtigung über unsere Hoheitsrechte nicht erstreben, um davon den Gebrauch zu machen, den man im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gemeinhin von Souveränitätsrechten gemacht hat. „Wir wollen“, so rief er aus, „die Hoheitsrechte zurückerwerben, um sie aus freiem Willen auf überstaatliche Einrichtungen übertragen zu können.“ In diesem Gedanken offenbart sich ein fortschrittliches Rechtsdenken, von dem wir nur hoffen können, daß es weiteste Verbreitung findet.

## Kriegsächtung

Das in den beiden besprochenen Artikeln des Grundgesetzes herausgearbeitete und angestrebte Friedenssystem auf rechtlicher Grundlage wäre aber unvollständig, wenn es nicht durch Vorschriften über die Kriegsächtung ergänzt würde. Der Verfassungskonvent von Herrenchiemsee schlug daher eine Bestimmung vor, wonach Handlungen unter Strafe zu stellen sind, die in der Absicht vorgenommen werden, das friedliche Zusammenleben der Völker zu stören, vor allem aber Handlungen, die in der Absicht unternommen werden, die Führung eines Krieges vorzubereiten. Das Recht des Bundes sollte künftig die Möglichkeit bieten, Personen zur Rechenschaft zu ziehen, deren Tätigkeit mit Vorbedacht darauf gerichtet ist, den Frieden zu gefährden, möge es sich um geheime Aufrüstung handeln oder um militaristische oder nationalistische Verhetzung der Gemüter.

Der Parlamentarische Rat hat an diesem Artikel Änderungen vorgenommen, die auf Vorschläge der Abgeordneten von Mangoldt und Dehler zurückgehen: Die Selbstverteidigung eines Staates sei ein Naturrecht, auf das niemals verzichtet werden könne. Es müsse daher die präzisere Fassung „Führung eines Angriffskrieges“ gewählt werden.

Faktisch genießen wir heute keinerlei Sicherheit; wir sind Objekt und nicht Subjekt von Streitigkeiten. Das wohlige Gefühl der relativen Sicherheit vor feindlichem Angriff ist uns nicht mehr geläufig, und dieser Zustand hat abträgliche Folgen gehabt. So ist es durchaus gerechtfertigt, wenn im Grundgesetz die Vorbereitung zur Führung eines Angriffskrieges als besonderes Vergehen unter den Handlungen, die geeignet sind und in der Absicht vorgenommen



werden, das friedliche Zusammenleben der Völker zu stören, besonders aufgeführt und als verfassungswidrig gebrandmarkt wird. Der Befehl an den Gesetzgeber lautet: Solche Handlungen sind unter Strafe zu stellen.

Ergänzt wird diese Bestimmung durch einen Absatz 2, wonach zur Kriegführung bestimmte Waffen nur mit Genehmigung der Bundesregierung hergestellt, befördert und in Verkehr gebracht werden dürfen. Auch hier regelt das Nähere ein Bundesgesetz.

Die Bestimmungen über die völkerrechtlichen Verhältnisse der deutschen Bundesrepublik sind getragen vom Geiste eines konsequenten und mutigen Friedenswillens. Wir nehmen Abschied von der Gedankenwelt der nationalstaatlichen Souveränität und wenden uns bewußt dem Aufbau überstaatlicher Einrichtungen zunächst im europäischen Rahmen zu. Vor etwas mehr als hundert Jahren schrieb Heinrich Heine angesichts der unerquicklichen Verhältnisse im deutschen Bunde die prophetischen Worte:

„Die Deutschen arbeiten jetzt an der Ausbildung ihrer Nationalität, kommen dabei aber zu spät. Wenn sie dieselbe fertig haben, wird das Nationalitätswesen in der Welt aufgehört haben, und sie werden auch ihre Nationalität gleich wieder aufgeben müssen, ohne, wie die Franzosen oder die Briten, Nutzen daraus gezogen zu haben.“

### **Deutscher Bund**

Der deutsche Bund war nicht schlecht von Haus,  
Gab euch Schutz vor jeder Fährlichkeit;  
Nur setzt er etwas Altmodisches voraus:  
Die Treue und die Ehrlichkeit.

Franz Grillparzer

## Nationalismus — ein Verhängnis?

Im politischen Geschehen spielen Gefühle und Affekte, allgemeiner gesagt: irrationale Regungen und Impulse stets eine nicht unbedenkliche Rolle. Es gibt indessen Situationen, in denen Momente dieser Art eine Gefahr werden können. Das gilt heute für die Lage Deutschlands, wo Sieger und Besiegte einander gegenüberstehen und den Rückweg zum Frieden finden müssen.

Sieg und Niederlage bergen für beide Teile seelische Gefahren, aber auch besondere Möglichkeiten. Der Besiegte steht in der Versuchung, Gefühle des Hasses und den Drang nach Vergeltung und gewaltsamer Befreiung zu nähren, — das um so mehr, je tiefer er sich gedemütigt fühlt und je härter die Gewalt des Siegers auf ihm lastet. So groß diese Gefahr für den Besiegten ist, — es gibt für ihn auch einen anderen Weg: den der Besinnung und Wandlung. Denn die Niederlage wirft ihn auf sich selbst zurück; sie kann ihm Anlaß werden, sich mit den Gründen seines Sturzes auseinanderzusetzen; das aber wird ihn dahin führen, sich rücksichtslos selbst zu prüfen und einen neuen Anfang zu suchen. Ganz anders die Lage des Siegers: ihm droht die Versuchung, zu glauben, daß er durch den Sieg bestätigt und in allem gerechtfertigt sei. Daher erliegt er leicht der Verführung, sich zum Richter und Moralprediger, zum Vorbild und Erzieher aufzuwerfen. Aber auch für ihn gibt es andere Möglichkeiten; nur drängen sie sich ihm nicht so auf, wie dem Besiegten. Wenn er den Haß des Krieges von sich abtut, wenn er auf Rache und auf Diffamierung des Gegners verzichtet, wenn er gar in ehrlicher Selbstprüfung seinen Anteil an der Gesamtverantwortung erkennt, dann kann er die Ausbreitung der echten Friedensgesinnung fördern, die allein den echten Frieden begründet.

Von den positiven Möglichkeiten ist bei Siegern und Besiegten heute leider nur wenig zur Wirklichkeit geworden. Statt dessen

treten die Gefahren um so mehr in den Vordergrund, je weiter der zeitliche Abstand vom Ende des Krieges wird. Man spricht heute im Inlande und noch mehr im Auslande von einem wieder-erwachenden deutschen Nationalismus: teils sorgenvoll, teils mit ingrimmiger Befriedigung. Das Wort Nationalismus ist zum Schlagwort geworden, mit dem jede Regung nationalen Gefühls abgestempelt und verurteilt werden kann. Andererseits hat es auch der verantwortungsloseste Nationalismus leicht, sich mit einem Schein des Rechts zu umgeben, indem er an das Nationalgefühl appelliert. Denn dieses äußert sich in unverfälschter Form als Liebe zum eigenen Volk; daher findet es nicht nur einen gefühlsmäßigen Widerhall in den Herzen, sondern gewinnt auch das Gewicht einer moralischen Forderung. Stellen wir deshalb die Frage: Was ist eigentlich Nationalgefühl, welche Bedeutung kommt ihm zu, und wie verhält es sich zu dem, was man Nationalismus zu nennen pflegt?

Ein Mensch, der nicht nur durch Abstammung oder geltendes Recht, sondern durch lebensgeschichtliches Schicksal, das heißt: durch Jugenderlebnis, Erziehung und Bildung einer Nation angehört, erfährt diese Zugehörigkeit nicht so sehr durch den Verstand, als vielmehr in einem Gefühl. Dieses Gefühl der Zugehörigkeit ist ein irrationales Verbundensein mit den Menschen dieser Nation, mit den Gebilden, die sie aus sich hervorbringt, und schließlich mit ihrem Schicksal, ihrer Geschichte. Es ist begründet in der Gemeinsamkeit der Sprache, der Lebensformen, Sitten und Bräuche und besonders in dem gemeinschaftlichen Besitz an den Formen und Gestalten des Geistes. Es ist vor allem eine Gemeinschaft der Werte. Denn auf dieser Gemeinschaft beruht eine Grundtatsache nationaler Verbundenheit: das wechselseitige Sichverstehen, das nicht so sehr ein rationales, als vielmehr ein gefühlsmäßiges Verstehen ist. Das Gefühl der Verbundenheit umfaßt aber darüber hinaus auch den äußeren Lebensraum der Nation; so werden Umgebung, Landschaft und Atmosphäre, also die Heimat im weitesten und im engsten Sinne, in dieses Gefühl einbezogen.

Wer in dieser Weise gefühlsmäßig verhaftet ist, fühlt sich auch mitbetroffen von allem, was die Objekte seines Gefühls trifft. Mit Recht wird daher das Nationalgefühl als Liebe zu Volk und Vaterland bezeichnet, sofern diese beiden Worte alles das wieder zusammenfassen, was eben auseinandergelegt wurde. Jenes innerliche Verbundensein schafft eine weitgehende Übereinstimmung in den Gefühlen, Wünschen und Bestrebungen, die sich auf die Nation, ihre



Stellung in der Welt und ihr zukünftiges Schicksal, sowie auf alles das beziehen, was zu ihr gehört und ihr eigentümlicher Besitz ist. So wird das Nationalgefühl ein eminent politischer Faktor, mit dem in der wirklichen Welt einfach als Tatsache gerechnet werden muß, dessen Daseinsrecht auch schwerlich bestritten werden kann, obwohl offensichtlich Gefahren in ihm liegen. Diese sind in der Natur des Nationalgefühls bereits angelegt. Denn das Verbundensein in der Zugehörigkeit zum eigenen Volk enthält im Ansatz auch schon Absonderung und Entgegensetzung gegen die anderen Völker. Deshalb kann, was nach Innen Vertiefung, Entfaltung und Bereicherung sein mag, nach Außen leicht zur Entfremdung führen, die Verengung und Verarmung bedeutet. Einseitige oder ausschließliche Beschäftigung mit dem eigenen geistigen Besitz erzeugt Blindheit, Verständnislosigkeit oder gar Abneigung gegenüber fremden Leistungen. Sie führt zu überhöhter Selbsteinschätzung, mit der regelmäßig törichte Kritik an anderen Völkern sich verbindet, die dann nur noch in verzerrten und verfälschten Bildern gesehen werden.

Fast in jedem Element, in jeder Ausdrucksform kann das Nationalgefühl überbetont und das relative Recht und der begrenzte Wert, der ihm zukommt, absolut gesetzt werden. Die Übergänge aber, die von einem gesunden Patriotismus zum krankhaften Nationalismus hinüberleiten, sind fließend und oft unmerklich. Liebe zum eigenen Volk und Vaterland wird zur Verirrung, wenn sie den Wert dieser Güter übersteigert und die Nation zur „Idee“ oder zum Gegenstande eines Glaubens erhöht; dann ersetzt und verdrängt der Nationalismus alle echte Kulturbemühung oder wird sogar zum Surrogat der Religion. Nationalbewußtsein, das zum überheblichen Nationalstolz ausartet, glaubt sich berechtigt, auf andere Völker herabzusehen, und wird zur Quelle von Verachtung und Haß. Es wird zur Gefahr schon dann, wenn es Menschen eingeflößt wird, deren Vorstellungen von anderen Völkern nur Klischees sind, die aus traditionellen Vorurteilen oder tendenziöser Propaganda stammen. Jedes Volk verfällt dem Nationalismus, wenn ihm suggeriert wird, seine Seins- und Lebensart für besser, sich selbst für tüchtiger, moralischer und kultivierter zu halten, als andere Nationen, und wenn es daraus ein „Sendungsbewußtsein“ ableitet: den Anspruch, die anderen Völker zu seiner eigenen Höhe emporzuführen, das heißt, sie — zu beherrschen. Diese Art von Nationalismus ist freilich oft nur Ausdruck eines reinen Geltungs- und Machtstrebens, das die nationalen Empfindungen lediglich als Mittel für seine Zwecke benützt, den nationalen Werten selbst aber

gleichgültig gegenübersteht. Das Nationalgefühl kann gerade dadurch so leicht in Nationalismus umschlagen, daß es mit solchen elementaren Trieben verschmilzt, nicht nur mit dem Machtwillen, sondern auch mit dem Drang nach Besitz, überhaupt mit dem allgemeinen Trieb des Menschen zur Expansion. Daher wird eins der zentralsten Elemente des Nationalgefühls, die Liebe zu Freiheit und Unabhängigkeit, als Streben nach absoluter nationaler Souveränität zum stärksten Motor auch des Nationalismus.

Es gibt einen Nationalismus, der eigentlich nichts anderes ist, als Antwort auf anderen Nationalismus. Man kann sogar behaupten, daß es einen rein negativen Nationalismus gibt, der sich in feindseliger, gehässiger Einstellung gegen wirkliche oder vermeintliche Gegner erschöpft und der seine Quelle in einem verborgenen Minderwertigkeitsbewußtsein hat. Ein bewährter psychologischer Erfahrungssatz sagt, daß Übersteigerung oder Überbetonung im Ausdruck seelischer Regungen in der Regel als Hinweis auf deren innere Schwäche oder Unechtheit zu werten ist. Die Äußerungen gerade des deutschen Nationalgefühls sind in diesem Sinne oft in peinlicher Weise verräterisch. In Wahrheit ist dieses von jeher etwas Fragwürdiges. Denn es ist dem deutschen Menschen in seiner Geschichte besonders schwer gemacht worden, ein selbstsicheres und ausgewogenes Nationalbewußtsein zu erwerben. Deshalb tritt er der Welt noch immer mit einem unbewußten Unterlegenheitsgefühl gegenüber; und wenn der Drang nach nationaler Geltung sich dennoch Ausdruck verschafft, geschieht es in den verzerrten Formen von Überheblichkeit und Anmaßung.

In den ersten Zeiten nach dem Zusammenbruch 1945 wurde jede Äußerung nationalen Bewußtseins bei uns in Acht und Bann getan. Das war verständlich, denn der Nationalsozialismus hatte das nationale Empfinden fürchterlich mißbraucht. Auch heute noch sind viele geneigt, sich leidenschaftlich gegen jede neue Regung nationalen Gefühls zu wenden, weil sie darin einen neuen Nationalismus wittern. Wahrscheinlich ist dieser heute noch gar nicht so sehr eine Sache des Volkes, als vielmehr gewisser Politiker und Journalisten, überhaupt der Leute, die politisch oder wirtschaftlich damit spekulieren möchten. Jedenfalls kann es in der Welt zunächst nur Mißtrauen erregen, wenn die „Wiedererweckung des nationalen Geistes in Deutschland“ als Parole ausgegeben wird. Indessen bleibt zu bezweifeln, ob die Verfemung aller Äußerungen des Nationalgefühls nicht gerade das fördert, was man verhindern möchte. Es sollte doch auch in Deutsch-

land möglich sein, dem Nationalgefühl sein natürliches Recht zu geben, ohne zugleich den Nationalismus wiederzubeleben. Dem steht jedoch für nicht absehbare Zeit eine Tatsache entgegen, die das Problem unlösbar zu machen droht: die Tatsache der Besetzung.

Das Programm, das die Alliierten für die Behandlung Deutschlands mitbrachten, war einfach, aber wenig durchdacht; es hieß: Ausrottung des Nationalsozialismus. Der Plan dazu beruhte auf den Gedanken der Kollektivschuld und der Umerziehung. Aus diesen beiden Komponenten entstand unter anderem die „Entnazifizierung“. Die Form ihrer Durchführung aber hat diese nicht nur zu einem Fehlschlag werden lassen, sie hat sogar die beabsichtigte Wirkung ins Gegenteil verkehrt. Sie hat der Kollektivschuldthese den allerdings verdienten Todesstoß versetzt, zugleich aber dem Gedanken der Umerziehung und Demokratisierung einen kaum wiedergutzumachenden Schaden zugefügt. Der Grund für diesen Mißerfolg liegt in einer einfachen Tatsache, nämlich darin, daß sich der „kleine Mann“, der Nicht-Betroffene, aber auch der unbelastete Pg., ehrlich unschuldig fühlt. In diesem Gefühl hat er sich noch verstockt, gerade weil man ihm die Kollektivschuldthese aufzwingen wollte. Tief durchdrungen von seiner völligen Bedeutungslosigkeit für das große politische Geschehen hat er gar kein Verständnis dafür, daß man ihn verantwortlich macht. Denn er fühlt sich nicht als Schuldiger, sondern als Opfer des vergangenen Regimes und der furchtbaren Folgen, die es heraufbeschworen hat. Gewiß: er hat anfangs manches bejaht, denn er konnte aus seinem begrenzten Gesichtswinkel die Zusammenhänge nicht überblicken oder verstehen; er hat auch — freiwillig oder unter Druck — mitgetan, das bestreitet er nicht. Aber das, was in seinem Namen verbochen worden ist, hat er nicht gewollt. Und für den Gedankengang, der ihm eine mittelbare Verantwortung aufbürdet, hat er kein Verständnis: der ist ihm zu kompliziert. Diesen Bewußtseinszustand des „Mannes auf der Straße“ zu begreifen; ist wichtig. Denn er macht auch vom Gegenstande der Umerziehung her klar, daß jenes Programm, das auf die Wirksamkeit moralischer Argumente baute, praktisch in der Luft hängt. Es mußte versagen. Es hat aber in hohem Maße dazu beigetragen, den Nationalismus zu stärken, den man vernichten wollte.

Eine realistische Politik darf nicht von Prämissen ausgehen, denen für nüchterne Überlegung keine Realität zukommt. Dazu gehört aber die Erwartung, daß die Reaktionen, die nach aller Erfahrung in einem geschlagenen und seiner freien Selbstbestimmung entäußerten Volk



zu erwarten sind, durch Ermahnungen zur Reue und Buße hintangehalten werden könnten. Man mag noch so sehr überzeugt sein, daß das moralisch richtig wäre und deshalb geschehen sollte, man wird dennoch nur feststellen können, daß es in Wirklichkeit nicht geschieht. Soweit diese Dinge heute überhaupt noch diskutiert werden, ist daher auch die moralische Argumentation in den Hintergrund getreten. Man sagt statt dessen jetzt, Deutschland habe eben den Krieg verloren; daher habe es kein Recht, gegen irgendeine aus der Niederlage folgende Belastung leidenschaftlich aufzubegehren. Ein wenig glückliches Argument! Denn es sagt ja im Grunde nichts anderes, als daß der Kriegszustand noch andauert, der Zustand nämlich, in dem die eine Partei der anderen ihren Willen mit Gewalt aufzuzwingen sucht, — das ist der Sinn des Krieges. Der Sinn eines echten Friedens aber ist, eben diesen Zustand zu beenden. Wenn Friede sein soll, dann muß das Recht des Siegers, den Sieg für sich auszunutzen, nach einer nicht zu langen Frist formell und praktisch sein Ende finden. Denn was unmittelbare Folge des Krieges ist, Verluste an Macht und Besitz, das kann der Besiegte als Entscheidung des Schicksals hinnehmen und sich so damit abfinden. Beschränkungen seiner Freiheit aber und seines Eigenrechts wird er nur verschmerzen, wenn sie zu einem bestimmten nicht zu fernen Zeitpunkt wieder aufgehoben sein werden. Ein dauernder Druck der Unfreiheit und des minderen Rechts muß dagegen nationalistische Spannungen erzeugen.

Die Situation des Besiegten ist auch nicht der Boden, auf dem die neuen demokratischen Formen sich durch eindrucksvolle Erfolge bewähren und als überlegen erweisen könnten; sie sind vielmehr von vornherein mit einem schwerwiegenden Mangel an selbsterworbenem Prestige belastet. Die politische Haltung des Durchschnittsmenschen wird im übrigen nicht so sehr durch Ideen, Theorien oder Programme bestimmt, als vielmehr durch Erlebnisse und Tatsachen, in erster Linie durch die persönliche wirtschaftliche und soziale Lage. Fehlt jede reale Aussicht, sich aus trostlosen Lebensverhältnissen in irgendwie absehbarer Zeit herausarbeiten zu können, dann gedeiht unter dem Druck der Hoffnungslosigkeit ein zu jeder gewalttätigen Lösung bereiter Radikalismus, der, für alle politische Realität blind, leicht wieder für nationalistische Illusionen zu gewinnen ist.

So scheint kein Weg aus dem Dilemma zu führen. Dort die Besatzungsmächte, die Gründe genug haben, die Herrschaft noch lange nicht aus der Hand zu geben, und denen gerade das Wiederaufleben nationalistischer Tendenzen einen sehr wesentlichen Grund für ihr

Verbleiben liefert, deren Abzug überdies zur Zeit noch nicht einmal eindeutig im deutschen Interesse läge; hier das deutsche Volk mit seinem empfindlichen Nationalgefühl, das unter dem Druck von Not, Unfreiheit und fremder Herrschaft zwangsläufig in affektive Stimmungen und Impulse gedrängt wird, von denen es sich in einen neuen Nationalismus treiben läßt, — das sind zwei widerstreitende Wirklichkeiten, die in verhängnisvoller Wechselwirkung einander bedingen und steigern. So unrealistisch es ist, die unvermeidlichen nationalen Ressentiments eines besiegten Volkes nicht in Rechnung zu stellen, so verfehlt wäre aber auch der Vorwurf, daß die Sieger solche „Fehler“ nicht vermieden hätten. Denn auch diese entspringen zum großen Teil irrationalen Quellen. Es gibt ja nicht nur einen deutschen Nationalismus, und weder ist der Nationalismus nur eine deutsche Gefahr, noch kann allein der deutsche Nationalismus gefährlich werden.

So wenig wie der Angehörige irgend eines anderen Volkes kann der Deutsche aus der inneren Zugehörigkeit zu seiner Nation einfach heraustreten, etwa dadurch, daß er sich entschließt, von morgen an nur noch „Europäer“ oder gar „Weltbürger“ zu sein. Ist also der Nationalismus ein unausweichliches Verhängnis? — Es hat keinen Sinn, vor Tatsachen die Augen zu verschließen, — Tatsachen, die auch den möglichen Ausweg scheinbar hoffnungslos verbauen. Selbstverständlich gäbe es einen Ausweg: den der Vernunft und des guten Willens. Der aber fordert soviel an Verzicht, soviel an Überwindung der gewohnten Trägheit des Denkens und Wollens, daß es weltfremd, ja töricht erscheinen mag, an ihn überhaupt noch zu erinnern. — Der Sieger müßte einsehen, daß kein Zögling gebessert wird, wenn der Erzieher ihm nur immer wieder seine Bosheit und sein Verschulden vorhält und ihn unbefristet unter Strafe stellt, daß er vielmehr so mit Sicherheit nur verstockt wird. Der Besiegte müßte begreifen, daß es ein Irrweg ist, der Wirklichkeit der Niederlage auszuweichen, in ohnmächtige Auflehnung zu flüchten oder sich von neuem an politischen Illusionen zu berauschen, deren Irrealität eben erst mit grausamer Eindringlichkeit demonstriert worden ist. Und beide müßten sich ernsthaft und beharrlich den Möglichkeiten der Besinnung und des Neubeginns zuwenden.

Es ist nie zu spät, den Weg der Vernunft und des guten Willens einzuschlagen. Diesen Weg kann ein Wort Goethes erhellen: „Es gibt keine Lage, die man nicht veredeln könnte durch Leisten oder Dulden.“

## England nach zehn Jahren

London, im Juni

Ist denn alles beim alten geblieben? Ich kam ins Britische Museum, um eine Leserkarte zu lösen. Der Beamte fragte mich, wann ich zum letzten Male dagewesen sei, rief das Büro an, und ich bekam meine Nummer von 1938. Als wäre nichts geschehen, kein Krieg, keine europäische Katastrophe.

Und doch scheint sich alles geändert zu haben, wenigstens bei den Menschen. In einer Telephonzelle in Bloomsbury stand ein junger Mann, hatte den Hörer in der einen, die Mundharmonika in der anderen Hand, und blies ein Stückchen, in den Hörer hinein. Am anderen Ende mochte seine Freundin lauschen. Als er sah, daß ich ihn bemerkte, nahm er die Harmonika weg und lächelte zu mir heraus, bis ich vorbei war. Dann spielte er weiter. Sind das noch die Engländer, wie man sie uns zu sehen gelehrt hatte, die bürgerlich-viktorianischen, die steif-konventionellen, die jedes Abweichen von einer typischen Norm des Verhaltens sich selbst versagten und bei Ausländern belächelten? Es ist ein warmer Frühling. Wenn man am Themseufer, am Embankment geht, sieht man kaum mehr Männer, die Hüte tragen, — wo ist der berühmte korrekte Engländer, immer vollkommen angezogen, mit dunklem Anzug, schwarzem Hut, wenn irgend möglich Regenschirm und Aktentasche?

Er ist noch da. Um die wichtigsten Geschäftszentren in der City, um die Ministerien, um die großen Clubs, und etwa zur Lunchzeit mittags beherrscht er da durchaus das Straßenbild. Ein Speisesaal in einem Club in Pall Mall bietet noch etwa das gleiche Bild wie vor zehn oder zwanzig Jahren, und an ein paar größeren und vielen kleineren Tischen treffen sich zum Essen die Herren aus der City, den Behörden, den geistigen Institutionen.

Und doch hat sich auch da einiges geändert. Der eine der Clubs hat ein Buffet zur Selbstbedienung eingerichtet, im anderen ist zum



Servieren neben den Kellnern weibliche Hilfsbedienung zugelassen, und der Blick, der auf die sonnigen Gärten draußen geht, fängt sich an manchmal etwas trüben Fenstern. All das erinnert an das Gleiche: es gibt nur noch sehr wenig Haus- und Bedienungspersonal. Das ist wohl der stärkste Eindruck, den der mit englischem Leben vertraute Besucher bekommt. Wie wenige Haushalte haben noch Mädchen, wie oft findet man Selbstbedienung, wie oft versammeln sich bei kleineren Einladungen Gäste und Gastgeber, um gemeinsam abzuwaschen und abzutrocknen. Das beeinflußt natürlich die Leichtigkeit der alten englischen Gastfreundschaft: die Lokale spielen dafür nun eine größere Rolle.

Im äußeren Leben haben die Einschränkungen einen Brauch geschaffen, der das Leben in London noch heute beherrscht: das Schlange- stehen oder Schlange-sitzen. Man meldet sich auf einem Ernährungsamt an: in großen Reihen stehen Stühle, auf denen man langsam vorrutscht, einem der Schalter entgegen, und nur unmittelbar vor dem Ziele, bei der eigentlichen Verhandlung, steht man. Aber man steht an den Autobushaltestellen, wenigstens in den Hauptverkehrsstunden. Jedoch nicht die Tatsache dieser sitzenden oder stehenden Schlangen ist so charakteristisch, sondern das Verhalten der Menschen darin. Niemand drängt sich vor, niemand zeigt Ungeduld. Die Fahrt im Bus selbst ist wie früher: ruhig geht Schaffner oder Schaffnerin durch den Gang, die Billettmaschine gibt mit dem bekannten Klicken die Fahrkarten, und jedesmal sagt der Schaffner sein „Thank you“, wenn er sein Geld bekommt und wieder, wenn er die Fahrkarte überreicht. „Danke“, sagt der Mann an der Garderobe, wenn er die Garderobemarke bekommt, und wieder „Danke“, wenn er Mantel und Hut bringt, in den Bibliotheken und Museen, wo ein Trinkgeld gar nicht erlaubt ist.

Das ist das Beruhigende bei allem Wechsel, bei aller Verknappung an Menschen und Material: die Zucht im Gemeinschaftsleben, das Öl, das die Reibung zwischen den einzelnen Teilen der Maschine verhindert, hat sich durch die schwere Beanspruchung des letzten Jahrzehnts hindurch gerettet. Man ist sich ihrer Bedeutung nur noch klarer bewußt geworden.

Am Geburtstag der Thronfolgerin, an dem die öffentlichen Gebäude beflaggt waren, zeigte das India House, der Sitz des High Commissioner, also des offiziellen Vertreters des Dominion, zwei

Fahnen: die Fahne Großbritanniens, den Union Jack, und die Flagge des neuen Dominion, Grün-Weiß-Orange, mit dem Gandhischen Spinnrad im Weißen. Die Symbole, unter denen man sich so lange befundet hat, das Symbol der Kongreßpartei, für die Gandhi, Nehru und andere viele Jahre in Gefängnissen verbrachten, über denen der Union Jack hing, und eben dieser Union Jack wehten nebeneinander zur Feier der englischen Krone. Es war in den Tagen der Zusammenkunft der Premierminister der Dominions, die die Formel gefunden hat, unter der auch ein republikanisches Indien im Commonwealth bleiben kann. Und die englische Wochenschau zeigte Pandit Nehru im Gespräch mit der Königin.

Das ist noch einmal ein Sieg, nicht ein Sieg der Briten, aber ein Sieg der englischen Erziehung, die von Anfang an eine politische Erziehung ist, von der Kinderzeit in der Familie aufwärts bis zur Universität und zum Leben im Klub, von der kleinen freiwilligen und zufälligen Sportgemeinschaft in der Ecke irgendeines Parks bis zum großen Sportbetrieb der nationalen Wettkämpfe. Nehru und andere Führer des neuen Indien sind durch diese Erziehung gegangen, und Nehru selbst hat immer wieder gesagt, daß ihn alles außer der gegenwärtigen Politik zu England führe. Nun ist auch diese Politik beglichen.

Die Funktion der vornehmen Public School, durch die Nehru in England gegangen ist, ist unter dem Erziehungsgesetz von 1944 in Wandlung begriffen wie überhaupt das ganze Erziehungssystem des Landes. Noch ist es zu früh, etwas darüber zu sagen. Oxford und Cambridge sind einfacher geworden, die Zahl der Studenten, die aus eigenen Mitteln dort ein schönes und lehrreiches Leben führen, ist stark zurückgegangen, aber der Stil des Lebens ist geblieben. Auf dem glänzenden Holz des Tisches, an dem die Dozenten des College speisen, steht noch das schöne, alte Silbergeschirr, drüben aber, in dem kleinen Raum, in den sie sich nach der Abendmahlzeit zu Kaffee und einem Glas Portwein zurückziehen, steht ein Fernsehapparat. Cambridge gilt heute als moderner; am Rande seines Collegeviertels, hinter dem Cam und den weiten Gärten, in die Richtung etwa auf Grantchester zu, das Rupert Brooke so unvergeßlich besungen hat, steht die neue Universitätsbibliothek.

Auch die neueren Universitäten modernisieren sich. London hat nun, neben dem Britischen Museum, das große Zentralgebäude der Universität, leider in einem nicht gerade englischen Wolkenkratzerstil, innen aber praktisch, zweckentsprechend und würdig. Man hat

den Eindruck, daß es der englischen Wissenschaft im ganzen gelingt, ihre guten, teilweise sehr eigenen Traditionen zu erhalten und dabei doch in der Organisation Formen zu finden, die die früher übliche Verschwendung der Kräfte einschränken.

Und immer bleibt der Zusammenhang der geistigen Bildung mit der Erziehung zum Menschen erhalten, ein Zusammenhang, der bei uns einmal beispielhaft für die abendländische Welt war, seither aber fast ganz verloren gegangen ist. Es gibt auch in England Spezialisten, und sie sind nicht alle ideale „gentlemen“, aber ihr Einfluß auf die Erziehung junger Menschen ist immer noch entsprechend begrenzt.

Eines Abends stand ich auf den Ruinen einer Kirche in einem ärmeren Stadtteil Südlondons. Die Trümmer sind hier wie überall weggeräumt, und nirgends liegen mehr Tote unter den Ruinen wie in unseren viel schwerer getroffenen Städten. Auf diesem Platz aber hatte sich nun eine besondere Form neuen Lebens zu regen begonnen. Ein paar Freunde der ziemlich verwahrlosten Jugend hatten einen Spiel- und Arbeitsplatz darauf eingerichtet, um den Kindern Gelegenheit zu geben, gemeinsam zu spielen und vor allem, gemeinsam zu bauen. Sie dürfen graben und mauern, und die sehr lockere Aufsicht hindert sie an nichts, was nicht dem Platze selbst schädlich ist, man stellt Geräte bereit, mit denen sie arbeiten können.

Das Problem der entwurzelten Jugend, wir kennen es viel erschütternder als die Engländer. Und man hat in England den Vorteil, daß die Versuche, diese Jugend wieder einzuordnen, im Zusammenhang der allgemeinen Bemühungen um die Erziehung zur Gemeinschaft und durch die Gemeinschaft stehen, die eine große Tradition haben und deren Forderungen immer wieder von oben nach unten gewirkt haben und bis heute noch wirken. Das ist die Einheit, die den Beobachter des Spielplatzes auf der zerstörten Lukaskirche an Cambridge denken läßt und das ist die Einheit, die die beiden Fahnen am India House verbindet.

An einem Abend war ich nacheinander im Gemeinderat eines großen Stadtteils von London (vor dem Kriege 230 000 Einwohner, also etwa wie Mannheim) und im Unterhaus. Viele Engländer beklagen, daß nun auch in der Kommunalpolitik sich die Parteifronten alles andere unterworfen haben. Aber auch da findet man die wohltuenden Umgangsformen des politischen Kampfes in England, jene aus der allgemeinen Erziehung stammenden Formen, die dieses Gremium ge-



wohnt ist, und die dadurch erleichtert werden, daß die wirklichen Entscheidungen in den Ausschüssen fallen. Nur am Schlusse demonstrierten von der Galerie herunter ein paar junge Kommunisten in der Wohnungsfrage, nachdem sie vorher eine Abordnung in den Stadtrat geschickt hatten. Auf der Treppe des Rathauses hörte man sie nachher noch die Internationale singen.

Und dann das Unterhaus! Der alte Anblick, und doch nicht mehr ganz der alte! Während des Krieges wurde der Sitzungssaal des Unterhauses zerstört, und heute tagt es im House of Lords, das seinerseits innerhalb des Parlamentsgebäudes hat umziehen müssen. So sind die Zuschauergalerien sehr knapp, der Raum im ganzen ist enger geworden. Geblieben aber ist die Anordnung der Plätze: daß Regierungspartei und Opposition sich gegenüber sitzen, daß ihre Sprecher sich gegenseitig ansprechen, wenigstens der Blickrichtung nach. So ist es ein wirkliches Gespräch, kein Redenhalten von einem Podium aus, und kein Tisch erleichtert das Mitführen von Manuskripten (außer bei den Ministern und führenden Oppositionsabgeordneten, die vor dem Mitteltisch sitzen). Es wird immer noch so gut wie frei gesprochen, kein Zwischenruf bleibt unbeachtet, es ist eine wirkliche Diskussion, und was vorbereitet, was spontan ist, kann nur ein genauer Kenner der Materie unterscheiden. Dabei bleibt der Kampf durch eine Regel vor allem gedämpft: der Adressat aller Reden ist der Präsident des Parlaments, der Speaker, und kein Abgeordneter erwähnt einen anderen bei Namen, sondern als den ehrenwerten Vertreter für den Wahlkreis Soundso. Vor dem Speaker verbeugt sich jeder Abgeordnete und jeder Parlamentsangestellte, wenn er das Haus betritt, der Kommunist ebenso wie jeder andere, der Speaker repräsentiert das souveräne Parlament.

Zur Debatte stand die Nationalisierung der Stahlindustrie. Es sind die großen sozialen Fragen des Landes, die da im Hintergrunde stehen. Sie sind nicht erst durch den Krieg aufgeworfen, sie sind durch ihn nur verschärft worden. Seit Lloyd Georges vor beinahe vierzig Jahren getroffenen Maßnahmen gegen die alte herrschende Schicht, seit seiner Gesetzgebung gegen den Reichtum und gegen die Vorrechte des Oberhauses, ist die soziale Struktur des Landes in Bewegung geraten. Diese Bewegung hat sich unter der jetzigen Regierung gewaltig beschleunigt. Dabei werden die unter den jetzigen Machtverhältnissen wichtigsten Kämpfe innerhalb der Labourpartei, in ihren unteren Organisationen und in den Gewerkschaften, die ihr angeschlossen sind, ausgefochten, immer aber natür-

lich mit einem Auge auf die Haltung der Opposition. Die Labourpartei umfaßt heute die größten Gegensätze, und auch die Konservativen haben zwei Flügel, die sich auf dem Kontinent längst getrennt hätten.

In der Labourpartei selbst und unter ihren Wählern ist die Meinung darüber sehr geteilt, wie weit die Partei ihre jetzige Macht ausnützen solle. Man fragt sich, wie weit der Auftrag eigentlich ging, mit dem sie 1945 an die Macht gelangte. Und man fragt sich noch besorgter, ob die jetzt angewandten Methoden nicht dazu angetan sind, das Funktionieren der Demokratie auf die Dauer unmöglich zu machen. Hier scheint mir, soweit der Ausländer darüber ein Urteil abgeben kann, das Grundproblem der englischen Gegenwart zu liegen. Ist es möglich, den Prozeß der Umschichtung des Nationalvermögens und des Nationaleinkommens, der offenbar von der Mehrheit gewünscht wird, so weiterzuführen, daß die in der Tradition bewährten Formen des Gemeinschaftslebens, die über Großbritannien hinaus den Weg nicht nur ins Reich, sondern in andere wichtige Gebiete der westlichen Welt gefunden haben, erhalten bleiben? Das ist nicht nur ein englisches, sondern ein europäisches Problem, es ist ein Problem der Zukunft des freien Menschen.

Weniger laut wird von den Sorgen geredet, die ernstesten Beobachtern die Verwendung des höheren Einkommens durch die Arbeiterschichten bereitet. Viel geht in den Kauf des teuren Tabaks, sehr wenig auf kulturelle Dinge.

Dabei hat der Ausländer, wie ich weiß nicht nur der Deutsche, den Eindruck, daß das englische Kulturleben auf einer hohen Stufe steht. Man hat nicht mehr, wie noch vor zwanzig Jahren, das Gefühl, daß die englische Insularität in dieser Beziehung häufig nur Rückständigkeit ist. Die Engländer haben ihren eigenen Stil gefunden, der auf ihrer Vergangenheit und zugleich auf stärkerer Auseinandersetzung mit der übrigen Welt beruht. Mit der übrigen Welt, aber vor allem mit dem europäischen Kontinent. Darin stimmen viele Besucher überein: die Engländer scheinen europäischer geworden. Viele sagen auch menschlicher. Dann wäre der junge Mann, der ins Telephon hinein mit seiner Harmonika spielte, ein Sympton. Aber vielleicht sind nur uns die Augen dafür geschärft.

Ich hatte erwartet, als Deutscher vorsichtig sein zu müssen, nicht zur Vermeidung persönlicher Angriffe, die ja an sich schon in England, wo man das Gegenüber zunächst als Individuum nimmt, un-

wahrscheinlich waren, aber doch im Hinblick auf eine etwa noch vorhandene Kriegspsychose. Als ich zum ersten Male etwa zehn Jahre nach dem ersten Weltkrieg als Student drüben war, konnte man die Psychose des Krieges in der öffentlichen Meinung noch deutlich spüren. Diesmal, weniger als vier Jahre nach dem Waffenstillstand, war nichts mehr von einer Psychose zu merken — und diesmal wäre sie wohl verständlicher gewesen. Ja, bei dem Versuch des Zurückfragens stieß ich auf die Tatsache, daß diesmal selbst während des Krieges kein allgemeiner Haß geherrscht hat. Erst mit den Verwüstungen des Luftkrieges und dann vor allem mit dem Eintreten der Vereinigten Staaten von Amerika hat sich die Stimmung verschärft. Sie war leicht wieder abzubauen. Man darf sich, wenn man in dieser Hinsicht auf 1945 blickt, nicht nur von den Non-Fraternization-Ansprachen des Generals Montgomery beeinflussen lassen, sondern muß einmal die Nummern des „Manchester Guardian“ von damals durchblättern. Es gibt wohl keine andere große Zeitung unserer Kriegsgegner, die sich noch heute so zu allem bekennen kann und will, was sie damals über Deutschland geschrieben hat. Und alle, die etwas mehr über das Deutschland von 1933 bis 1939 wußten, dachten ebenso. Der Vansittartismus ist die Haltung einer kleinen Gruppe. Vansittarts Kriegsschriften „Black Record. Germans past and present“ und „Lessons of my life“ sind in ihren Begründungen so subjektiv, daß sie ein kühleres Urteil nicht zu beeinflussen vermögen. Man darf allerdings auf der anderen Seite auch die Wirkung derjenigen Publizisten nicht überschätzen, die aus allgemeiner Humanität oder aus besonderer Deutschenfreundlichkeit eine schnelle und völlige Versöhnung predigen. Das bei uns begreiflicherweise so schmerzlich empfundene Demontageproblem bekommt seine Schärfe in England keineswegs in erster Linie durch die englische Konkurrenzangst, die freilich nicht unbeachtlich ist; die englische Haltung in dieser Frage ist die Resultante aus verschiedenen außenpolitischen Rücksichten.

Man wird im allgemeinen bei Unterhaltungen über die Fehler der Besatzungspolitik und über das Verhalten der Siegermächte überhaupt auf aufmerksames Gehör und Bereitschaft zur offenen Diskussion stoßen, und wer England kennt, weiß, daß solche Gespräche nie ohne Wirkung bleiben. Aber man muß auch bereit sein, die andere Seite der Sache zu sehen. Und vor allem: man darf bei beidem nicht stehen bleiben. Es wird zunächst in der Vergangenheit noch manches sein, worüber man hüben und drüben verschieden denkt; vielleicht täte es manchem Deutschen, der heute die von Hitler aufgewärmten



Schlagworte der Propaganda aus dem ersten Weltkrieg wiederholt, ganz gut, er würde sich einmal Zeit und Ruhe nehmen, sich über die Wirkung des damaligen Einmarsches in Belgien klar zu werden. Es ist sinnlos, auf beiden Seiten nur Bitterkeiten aufzurühren, und wir Deutsche, die in den Augen der Welt durch die nationalsozialistische Regierung vertreten waren, sind dabei in schlechter Lage, wenn es um die letzten fünfzehn Jahre geht. Es ist in unserem eigenen Interesse, wenn wir mehr in die Zukunft blicken. Wir können dabei das hohe Maß an Verständnis zur Grundlage nehmen, das schon jetzt der Durchschnittsengländer für uns zeigt. Wir können uns auf die Rolle berufen, die Deutschland immer in Europa spielen wird, einfach durch die Zahl seiner Menschen und durch seine geographische Lage.

Vor allem aber sollten wir einsehen, daß es bei den Entscheidungen in England um unsere eigene Sache geht. Alle Bemühungen um eine Verständigung mit Frankreich sind kraftlos, wenn sie nicht von England gestützt werden. Und jeder Hinweis darauf, daß politische Formen des Auslandes nicht einfach nachgeahmt werden können, wird in England auf Verständnis stoßen, wo man Sinn für das Gewachsene hat und die eigenen Formen als geschichtlich bedingt ansieht.

Das englische Grundproblem ist auch das unsere: ein Umbau unter Erhaltung von Formen, die menschliches Gemeinschaftsleben möglich machen. Bei uns heißt es dabei, diese Formen teilweise erst zu schaffen. Dazu kann uns das englische Beispiel Kraft geben. Nicht als kopierbares Modell im Sinne des frühen Liberalismus, nicht mehr als Hort der größten Weltmacht wie vor vierzig Jahren, aber als Beispiel für den Versuch, die widerstreitenden Interessen zu vereinigen, eine Zukunft auf der Tradition aufzubauen und dabei die Würde des Menschen zu retten.

## Über Arbeit und Muße

„Es sind vielleicht die Vorzüge unserer Zeiten, welche ein Zurücktreten und eine gelegentliche Unterschätzung der *vita contemplativa* mit sich bringen. Aber eingestehen muß man es sich, daß... Arbeit und Fleiß — sonst im Gefolge der großen Göttin Gesundheit — mitunter wie eine Krankheit zu wüten scheinen.“ Als Friedrich Nietzsche in den siebziger Jahren halb spöttisch, halb resigniert diese Klage anstimmte, geschah es noch in der Erwartung, sie werde wahrscheinlich „von selber einmal bei einer gewaltigen Rückkehr des Genius der Meditation verstummen“. Dreiviertel Jahrhundert lang ist seitdem die Entwicklung in anderer Richtung verlaufen. Überall im Bereich der von der modernen Technik beherrschten Menschheit haben Tempo und Intensität der Arbeit sich ungeahnt gesteigert. Und quer durch alle politischen, sozialen oder weltanschaulichen Gegensätze wird heute fast einhellig angenommen, es sei eben „Arbeit und Fleiß“, was den Wert des Menschen ausmache. Daß „Arbeiter“ jetzt nicht mehr bestimmte Berufsgruppen, sondern schlechthin alle Menschen sind und sein wollen, ist das kaum anfechtbare Ergebnis einer der scharfsinnigsten Analysen, die bislang dem Lebensgefühl des zwanzigsten Jahrhunderts zuteil geworden sind.

Wie aber kann das, was somit nicht nur die heutige Lage kennzeichnet, sondern recht eigentlich den Ehrentitel des modernen Menschen zu bilden scheint, krankhaft anmuten? Wie Nietzsche zu diesem Urteil kam, zeigen die folgenden Sätze: „Weil Zeit zum Denken und Ruhe im Denken fehlt, so erwägt man abweichende Ansichten nicht mehr; man begnügt sich, sie zu hassen. Bei der ungeheuren Beschleunigung des Lebens wird Geist und Auge an ein halbes oder falsches Sehen und Urteilen gewöhnt... Selbständige und vorsichtige Haltung der Erkenntnis schätzt man beinahe als eine Art Verrücktheit ab...“ Unleugbar sind hier Schäden und Gefahren treffend be-

zeichnet, deren Bedrohlichkeit erst wir Heutigen voll ermessen können. Denn was Nietzsche diagnostiziert, ist jene Kurzschlüssigkeit des Denkens, welche inzwischen die Welt in feindliche, sich kaum mehr verstehende Lager hat zerfallen lassen. Ist also die Hochspannung, unter der die Gegenwart zittert, zuletzt die Folge einer wildgewordenen Arbeitsamkeit, so besteht allerdings Grund genug zu dem Zweifel, ob der vorbehaltlose Stolz auf die Arbeit wirklich berechtigt ist.

Sicher ist, daß ihre unbedingte Schätzung, geschichtlich angesehen, recht jungen Datums ist und eine Auffassung verdrängt hat, die das Gegenteil behauptete. Nach dem Zeugnis der Bibel ist die Arbeit alles andere als ein „Segen“, nämlich die Folge eines Fluches: Das Gebot, im Schweiß des Angesichts sein Brot zu essen, trifft den Menschen als Strafe für den Sündenfall, der ihn aus dem Paradies vertreibt. Bedenkt man, daß dieses Schicksal einem Geschöpf widerfährt, das ursprünglich als Ebenbild Gottes die Krone des Weltenplanes darstellte, so ergibt sich vollends mit krasser Deutlichkeit, wie wenig die Arbeit als Verpflichtung des Menschen in seiner unverderbten Natur, wie sehr sie vielmehr als Folge und Merkmal des Sündenstandes verstanden wird.

Zieht man von dieser Anschauung die religiös-moralische Poin- tierung ab, so entspricht, was übrig bleibt, weithin dem Lebensgefühl der gesamten Antike. Die Arbeit, nicht als gelegentliche Liebhaberei, sondern als lebensfüllender Beruf verstanden, zählte nicht zu den „natürlichen“ Obliegenheiten des Menschen. Man überwies und überließ sie den Sklaven, die ja nicht als Menschen, sondern als bewegliche Sachen galten. Jene Bildhauer und Architekten, deren Schöpfungen das anschauliche Bild der Antike auf die Nachwelt brachten, galten bei einem so kultivierten und hochdifferenzierten Volke wie den Griechen als „Banausen“. Mochten ihre fertigen Werke noch so sehr geschätzt und bewundert werden — die Arbeit, die zu ihrer Herstellung erforderlich war, galt als eines freien Mannes unwürdig. Will man recht den Kontrast zu dieser Wertung sehen, so blicke man in die Gegenwart, wo auch Künstler und Philosophen ihr soziales Ansehen dadurch gewinnen, daß sie sich als „Geistes-Arbeiter“ in die Schar der „Schaffenden“ einreihen.

Natürlich gab es auch in der Antike — selbst für den Freien — manche Arbeit, die nun einmal unvermeidlicherweise getan werden mußte. Aber es wäre niemandem eingefallen, sie als Sinn und Rechtfertigung des Lebens derer anzusehen, die sich ihr widmeten. Im



Gegenteil bedurfte die Arbeit der Rechtfertigung und fand sie darin, daß sie dazu diente, die relativ maßvollen Bedürfnisse des Daseins zu befriedigen. War dieser Zweck erfüllt, so entfiel jedes Motiv weiterer Tätigkeit, und man kehrte zum einzig natürlichen Zustand der Muße zurück. „Wir sind unmüßig, um Muße zu haben“, sagt Aristoteles und zieht damit das Fazit aus einer Haltung, die sich so sehr von selbst verstand, daß die Sprache überhaupt keine eigene Bezeichnung für „Arbeit“ besaß, sondern diese als Verneinung der Muße umschrieb: als *a-scholia* und *neg-otium*. Kein Wunder, daß für den Griechen der „*bios theoretikos*“ (was sich wörtlich, aber ohne den heute leicht sich einstellenden Unterton von Weltfremdheit, als „beschauliches Dasein“ verdeutschen läßt) höheren Rang hatte als das praktisch tätige Leben.

Das Christentum brachte gewiß mit seinem Gedanken der Gleichheit aller vor Gott eine Überwindung des Wesensunterschiedes von Freien und Sklaven, deren Tragweite kaum überschätzt werden kann. Aber in der Bewertung von Arbeit und Muße gab es zunächst keine wesentliche Änderung. Auch dem Mittelalter galt die „*vita contemplativa*“ als höchste Existenzform, und der „*clerc*“ im weitesten Sinne (nicht nur der Kleriker, sondern jeder Geistige) rangierte in der Standesordnung über dem Täter. In der Überzeugung, daß die Arbeit nicht Sinn und Zweck in sich selber trage, sondern eine den Geschöpfen obliegende Not sei, verband sich die antike Geringschätzung der „*Banausia*“ mit dem biblischen Gedanken des Sündenfalles. Immer noch blieb für die praktische Tätigkeit der „*Feierabend*“ nach der Bewältigung des unvermeidlich zu Leistenden die Erinnerung an den ursprünglichen Schöpfungsstand. Und der vom modern-utilitarischen Standpunkt aus oft verwundert festgestellte Mangel an Zweckrationalität des Mittelalters fand seinen tiefsten Ausdruck darin, daß damals das höchste „*Tun*“ nicht ein Akt planvoller Bewirtschaftung war, sondern das Meßopfer, also ein ebenso „unnützes“ wie bedeutungsvolles Geschehen.

Ein kurzer Blick in die Vergangenheit zeigt also, daß im Abendlande bis zum Ausgang des Mittelalters eine der modernen gerade entgegengesetzte Einstellung zu Arbeit und Muße herrschte. Daß Entsprechendes auch für das „*Morgenland*“ im weitesten Umfang gilt, sei nur beiläufig erwähnt. Denn noch jetzt ist es ja jederlei Art Orient — nicht nur geographisch, sondern geistig verstanden —, was dem vollständigen Triumph der Arbeitsvergötzung am zähesten widersteht. Wer daran denkt, welche Rolle die Meditation seit den Upanischaden

bis zu Gandhi auch für den aktiven Menschen in Asien gespielt hat und spielt, dem leuchtet ein, daß die Hochschätzung der Arbeitsamkeit nicht dort, sondern nur im Abendlande entstehen konnte.

Wie kam es dazu? Offenbar bedurfte es zur radikalen Änderung der bisherigen Wertung eines tiefgreifenden Motivs. Da die Arbeit heute vielfach an die Stelle gerückt ist, die einst der Gottesdienst einnahm, läge es nahe, an die Säkularisierung des Weltbildes seit dem Ausgang des Mittelalters als Erklärung zu denken. Aber so einfach ist die Entwicklung nicht verlaufen. Vielmehr ist, wie Max Webers Untersuchungen gezeigt haben, die moderne Hochschätzung der Berufsarbeit das Ergebnis eines Umweges, den man pointiert als Theologisierung der Aktivität bezeichnen könnte.

Da für den Christen das relativ kurze Erdenleben über das Geschick der Ewigkeit bestimmt, muß ihm die Sorge um das Seelenheil zum Leitziel des menschlichen Strebens werden. Innerhalb der mittelalterlichen Weltauffassung bildete die Kirche mit ihren sakramentalen Heilmitteln und dem Schatz der guten Werke den Garanten der Erlösung, der nötigenfalls etwa verbleibende negative Salden des Daseins noch nach dem Tode ausgleichen konnte. Die Reformation, den Schwerpunkt auf den Glauben verlegend, schuf dagegen das „allgemeine Priestertum aller Gläubigen“, wodurch, ungeachtet der Beibehaltung kirchlicher Institutionen, der Einzelne zuletzt unmittelbar vor Gott gestellt wurde. Während Luther aus dem Glauben vornehmlich die Gewißheit von Gottes sündenvergebender Gnade schöpfte, verband sich bei Calvin mit der Eigenverantwortung des Individuums ein starkes Bewußtsein von der unerforschlichen Macht Gottes. Er, der mit menschlichen Maßstäben nicht zu erreichende „ganz Andere“, habe in völlig freier — also vom Menschen her gesehen: willkürlicher — Wahl manche Geschöpfe zum ewigen Heil, andere zu ewiger Verdammnis vorbestimmt. Mit dieser Prädestinationslehre wurde das Erlösungsproblem psychologisch sehr verschärft. Denn nun stand jeder, ungesichert durch kirchliche Sakramente, inbrünstigen Glauben oder eigene Verdienste, einsam vor der bangen Frage, ob er zu den Auserwählten oder den Verworfenen gehöre. Wie konnte er darüber etwas ausmachen?

Einen Hinweis schien die aus manchen Bibelstellen zu belegende Erwartung zu bieten, Gott werde es den Auserwählten schon hier auf Erden gelingen lassen. So wurde denn eifrige und erfolgreiche Berufsarbeit zur Bewährung der Prädestination — wohlgemerkt: Arbeit nicht zur Befriedigung irdischer Gelüste und Ambitionen, sondern

einzig zur Ehre Gottes. Erfolg und Entsagung verbanden sich hier zu jener Haltung, die treffend innerweltliche Askese genannt worden ist. Sie bedeutete etwas grundsätzlich Neues gegenüber der traditionellen Arbeitsbewertung. Soweit das Mittelalter die Aktivität überhaupt zu schätzen verstand, hatte die Arbeit damals eine doppelte Funktion. Sie galt entweder — so etwa in der Benediktinerregel — als Mittel zur Abwehr gottloser Versuchungen, die den Nichtstuer leichter bedrängen als den Geschäftigen. Oder sie war, als Auswirkung der substantiell verstandenen Person, fähig zur Hervorbringung guter Werke, die aber so wenig irdische „Erfolge“ zu sein brauchten, daß vielmehr die von den Heiligen bewirkten guten Werke, weltlich angesehen, größtenteils in Mißerfolgen, nämlich in Leiden, bestanden. Gerade auf den Erfolg aber kam es nun in der innerweltlichen Askese des Calvinismus an. Denn obwohl die Arbeit unfähig wurde, jenen Anspruch auf das ewige Heil zu geben, den die guten Werke verbürgten, so galt ihr Erfolg doch als Anzeichen für die in Gottes Ratschluß geschehene Auserwählung und beantwortete damit die dringendste Frage, die sich der Christ stellen konnte,

Im Zeichen der Prädestinationslehre wurde so ein psychologischer Mechanismus geschaffen, der, wenn einmal die Orientierung auf das Jenseits und Gottes Gericht fortfiel, die Vorbedingung zu dem Nietzsche krankhaft anmutenden Wüten der Arbeitsamkeit bot. Denn der Wunsch, sich stets von neuem seine vermutliche Auserwähltheit bestätigen zu lassen, führte zu jenem Arbeitseifer, der sich nie genug tun kann und zu keiner Muße gelangt, weil jedes „Genießen“ des Erfolges weltliche Kreaturvergötzung wäre. Andererseits muß eine Auffassung, die nur erfolgreiche Arbeitsmenschen für auserwählt hält, dazu neigen, den Leistungsertrag zum Maßstab der Menschenwürde zu machen. Tritt dann einmal an die Stelle Gottes ein irdisches höchstes Gut — sei das die Volksgemeinschaft, das Proletariat oder eine andere Größe, deren Ratschlüsse mit denen Gottes die Unerforschlichkeit zu teilen suchen —, so kommt es zu jenem Arbeitsethos, das die Neuzeit charakterisiert.

Allerdings geht diese Umwandlung nicht ohne einen wesentlichen Substanzverlust des Menschen ab. Bei aller Versessenheit auf erfolgreiche Arbeit blieb der Puritaner ja der Erstling der Geschöpfe Gottes, und all seine Mühe diente nur dazu, ihm einen Seinswert zu bezeugen, der ihn der Wonnen der Ewigkeit würdig machte. Der moderne diesseitige Arbeitsfanatiker ist ohne solchen Eigenwert, er ist reiner Funktionär seiner Leistung und hat von dieser allein seine soziale



Würde zu erwarten. Nicht sein Sein bestimmt sein Tun, sondern sein Tun entscheidet darüber, was er ist. Wie diese Versachlichung des Daseins die Vorbedingung für die Entfaltung der Technik war, so fördert deren weitere Ausbreitung und Intensivierung umgekehrt immer rascher und vollständiger die Funktionalisierung des Menschen. Wie sehr dabei alle humanen Unterschiede eingeebnet werden, zeigt die seltsame Tatsache, daß die disparatesten sozialen Systeme in der Schätzung von Arbeit und Erfolg zusammentreffen. Ob im Kapitalismus der sich durchsetzende Selfmademan-Unternehmer oder im kommunistischen Sozialismus der Stachanow-Rekordarbeiter als vorbildlich gilt — beidemale sind das Ideal „Helden der Arbeit“, deren etwaiger menschlicher Wert völlig zurücktritt hinter dem, was sie „schaffen“.

Wenn somit der moderne Mensch sich nicht nur damit abgefunden hat, sondern geradezu seine Ehre darin sucht, Funktionär seiner Leistung zu sein, und wenn er sich damit den sachlichen Erfordernissen der Technik anpaßt, so scheint doch alles in schönster Ordnung. Wie kommt es dann, daß der hemmungslose Arbeitsfuror dennoch auf nachdenkliche Beobachter wie Nietzsche den Eindruck von etwas Krankhaftem macht? An gutem Gewissen fehlt es ihm doch wahrhaftig nicht in einer Zeit, deren eigentliche Tugend, wie derselbe Nietzsche wußte, darin besteht, „etwas in weniger Zeit zu tun als ein anderer“. Was also wäre gegen die Bewertung der Schaffenden allein nach der Leistung einzuwenden? Dies, daß die folgerichtige Anwendung dieser Schätzung zuletzt zu jener satanischen Arbeitslogik führt, die das nationalsozialistische Regime in grausige Praxis umgesetzt hat. Die unbedingte Schätzung der Aktivität, die Hitler den verruchten Ausspruch in den Mund legte, jede Tat, selbst das Verbrechen, sei sinnvoll, jede Passivität dagegen sinnlos — diese Schätzung muß umgekehrt sich berechtigt wähnen, menschliches Dasein nach Erschöpfung oder Schwund seiner Leistungsfähigkeit als „lebensunwert“ zu vernichten und seine Überreste als eine Art Schrott zu verwerten.

Alle Versachlichung bringt es eben doch nicht zuwege, den Menschen zum bloßen Roboter werden zu lassen, der beliebig einzusetzen und einzig nach dem Einsatzertrag zu beurteilen wäre. Selbst als pures „Material“ angesehen bleibt der Mensch ein Arbeitsfaktor eigener Art. Wohl besitzt er, wie gerade die letzten Jahrzehnte gezeigt haben, oft eine überraschende Zähigkeit und Ausdauer. Aber schon der Frühkapitalismus mußte erfahren, daß der Nutzbarkeit des

Menschen Grenzen gesetzt sind, die sich auf die Dauer nur zum Schaden des Ertrages überschreiten lassen. Die menschliche „Maschine“ verfügt zwar, anders als jede andere, über eigene Regenerationsfähigkeit, aber dieser muß die Möglichkeit eingeräumt werden, ihr heilendes Werk zu tun. Schon innerhalb des reinen Arbeitsethos führte so die Suche nach dem maximalen Leistungswert zu Beschränkungen der Arbeitszeit und Verbesserungen der Arbeitsbedingungen.

Aber nicht nur physische Erholungen braucht der Mensch, um auch nur recht arbeitsfähig zu bleiben; es gibt auch moralische Schranken für das Wüten des Arbeitsfurors. Blindes und stures Werken erfüllt nicht allein das Menschsein des Arbeiters nicht, sondern ist ihm so wenig angemessen, daß es, erzwungen, ihn schließlich sich selbst fremd werden läßt. Nicht nur der utopische, auch der wissenschaftliche Sozialismus protestierte gegen die Ausbeutung zuletzt aus humanen Gründen, denn er ging aus von dem, was der junge Marx mit einem glücklichen Ausdruck die „Selbstentfremdung des Menschen“ nannte. In ihr besteht die eigentliche Krankhaftigkeit der modernen Aktivität; und das, was seit dem vorigen Jahrhundert die soziale Frage heißt, ist eine Reihe von Versuchen, dieser Krankheit homöopathisch oder allopathisch, wenn nicht gar operativ beizukommen. Das Problem war und ist dabei, wie man unter den Bedingungen der Arbeitsteilung und der technischen Rhythmisierung der Werkprozesse doch dem Menschsein zu seinem Recht verhelfen kann.

Mit der Vermehrung der freien Zeit war es allein nicht getan. Wer völlig darin aufgeht, Funktionär seiner Leistung zu sein, bezahlt nämlich seine Stellung als hochqualifiziertes Glied des modernen Werkprozesses mit einer eigentümlichen Unselbständigkeit. Je arbeitsintensiver er wird, um so mehr ist er darauf angewiesen, seiner Tätigkeit stets neue Objekte liefern zu lassen. Setzt diese Zufuhr aus, so empfindet er spürbare Verlegenheit und weiß die Lücke nicht auszufüllen. Der Mensch ist nicht mehr Herr seiner Muße, er weiß sie nicht mehr aus der Mitte seiner Existenz sich zu eigen zu machen. Die freie Zeit, die ihm durch die Kürzung der Arbeitsstunden zufällt, bedeutet ihm weniger eine willkommene Bereicherung als ein Problem, mit dem es fertig zu werden gilt.

Wie dies nun geschieht, offenbart erst vollends den humanen Substanzverlust des Arbeitsmenschen. Entweder weiß man mit der freien Zeit überhaupt nichts Rechtes anzufangen, sondern sucht sie, wie es die Weisheit der Sprache so treffend ausdrückt, schleunigst wieder zu „vertreiben“. Dann wird die in der Muße liegende menschliche

Möglichkeit dadurch verneint und verdorben, daß man sie möglichst vollständig in A-musement umsetzt. Oder man sucht seine freie Zeit durch eine Art von zweitem Beruf auszufüllen, indem man seine Erholung systematisiert und gleichfalls wie eine Arbeit mit Ernst und Gründlichkeit betreibt. Hierher gehört das meiste von dem, was neuerdings als „Freizeitgestaltung“ zu einer wichtigen sozialen Aufgabe geworden ist. Und doch wird dabei im Grunde die Ebene des Berufes gar nicht verlassen. Man wechselt nur die Gegenstände der Arbeit. Und diese Be-arbeitung der Feierstunden verhindert eben das, was sie zu einem Atemholen der Seele könnte werden lassen: die Spontaneität und Ursprünglichkeit der Freude.

Wie sehr die moderne organisierte Freude nur das Gegenbild der stets hemmungsloseren Arbeitsamkeit ist, läßt sich dort am besten beobachten, wo Zeitvertreib und Freizeitgestaltung sich verbünden: bei Sport. Unter seinen „Aktiven“ — welch bezeichnender Name! — gibt es als Kern die „Profis“, die aus dem, was eigentlich Erholung sein sollte, nicht nur einen zweiten, sondern ihren einzigen Beruf gemacht haben. Mit zäher Verbissenheit obliegen sie ihrer Profession, die ebenso wie die Arbeit ihre Helden, aber auch ihre Märtyrer und Opfer kennt. Der Massenenthusiasmus, den ihr Tun weckt, stammt großenteils aus der bequemen und trüben Genugtuung, die das Zusehen bei den Mühen anderer in vielen Leuten weckt. Er offenbart den Sport als die gefälligste Art, mit der freien Zeit dadurch fertig zu werden, daß man sie vertreibt. Die Dringlichkeit dieses Bedürfnisses zeigt sich daran, daß nicht nur die Sportveranstaltungen selbst scharenweise die Menschen herbeilocken, sondern daß noch viel mehr die bloßen Berichte darüber in Funk- und Pressereportagen leidenschaftlich gespannt verfolgen. Dieses Interesse bewegt sich wie das Tun der Sportsleute selbst völlig in der Atmosphäre moderner technisierter Geschäftigkeit: Standardisierte Leistungen werden mit der Stoppuhr gemessen mit dem Ziel, das Tempo zu immer kürzeren „Rekordzeiten“ aufzustacheln. Nicht der Geist der Muße feiert also im Sport seinen Triumph, sondern recht eigentlich das Ethos der neuzeitlichen Arbeitsvergötzung, wie denn auch das Training der Sportler die säkularisierteste Form der innerweltlichen Askese darstellt.

Die Art, wie sich heute die meisten Menschen zu erholen pflegen, kann somit nicht als Beginn echter Heilung der krankhaften Aktivität gelten, sondern ist nur ein Herumdoktern an Symptomen. Wo aber wäre dann die Heilung zu suchen? Die Frage ist deshalb nicht einfach zu beantworten, weil es keine Patentlösung eines organisierbaren



Verfahrens gibt. Man muß versuchen, aus der bisherigen Erfahrung zu lernen, und die zeigt jedenfalls die Notwendigkeit, auf einem Wege umzukehren, der nur immer tiefer in Betriebsamkeit und Arbeitsfuror hineinführt. Man muß eine neue Richtung einschlagen, um einen wirklichen Ausgleich gegen die Hast des neuzeitlichen Berufslebens zu finden — eines Berufslebens, das ja keine Prämie jenseitiger Auserwähltheit mehr gegen jede Anzweiflung seines Sinnes feilt.

Solcher Ausgleich kann zuletzt nur durch eine Wiederherstellung der menschlichen Substanz erreicht werden. Eben deshalb aber kann die damit gestellte Aufgabe nicht Sache einer allgemeinen Normung sein, die nur wieder zu einer neuen Sorte von „Betrieb“ mit der dazugehörigen Funktionalisierung führen müßte. Es bedarf vielmehr einer Besinnung jedes Einzelnen. Und nur darüber, was dabei zu vermeiden ist, kann man der Weisheit der Sprache ein paar nützliche Winke entnehmen. Sie bezeichnet das, was bislang dem Arbeitsmenschen als Erholung empfohlen wird, ganz allgemein als „Unterhaltung“. Darin steckt die unausgesprochene Einsicht, daß der moderne Mensch nichts dringender braucht als einen Halt, der ihn gleichsam seelisch auf eigene Füße stellt und eine Unterhaltung von außen her überflüssig macht. Einen negativen Hinweis darauf, wo dieser Halt zu finden sein möchte, gibt die Sprache, indem sie das, womit heute meist die freie Zeit angefüllt wird, „Zerstreuung“ nennt. Ein solches Verhalten erreicht offensichtlich das Gegenteil dessen, was nottut: neue Sammlung um die humane Mitte.

Freilich ist nicht zu übersehen, wie schwer es dem modernen Menschen gemacht wird, sich zerstreuernden Einflüssen zu entziehen. Scheint doch die Technik in vielen ihrer Erscheinungsformen es geradezu darauf abgesehen zu haben, den Menschen — wie wiederum eine Sprachwendung voll tiefer Bedeutung lautet — nicht „zu sich selbst kommen zu lassen“, ihn vielmehr dadurch stets weiter von sich zu entfernen, daß sie ihn mit Lautsprecher, Fernsehgerät und dergleichen bis in seine stillsten Stunden verfolgt. Der bedenklichste Teil solcher ständig zuströmenden Einwirkung ist als Propaganda bekanntlich ein bestimmendes Element unserer Zeit und ein zweischneidiges Instrument der Meinungslenkung und Menschenknetkunst geworden. Die Bereitschaft, mit der sich die meisten ihr hingeben, mutet oft genug wie eine Flucht vor sich selber an, wie ein Horror vor dem Vakuum, das man in sich anzutreffen fürchtet, sobald man einmal sich selbst überlassen bliebe.

Seltsame Feigheit des modernen Arbeitsmenschen, der sonst so stolz zu sein pflegt auf seine „Einsatzbereitschaft“! Ahnt ihm etwas davon, daß er eben im Abgrund der Langeweile, dem er krampfhaft in den Zeitvertreib auszuweichen sucht, am leichtesten dem eigenen Selbst begegnen könnte? Es ist ja nicht von ungefähr, daß die Existenzphilosophie die offenbarende Fähigkeit der Langeweile für das Dasein wieder entdeckt hat. Sicherlich ist die Unwilligkeit des modernen Menschen, sich selber zu begegnen, wesentlich daran schuld, daß die Hatz und Betriebsamkeit der Gegenwart den Eindruck eines krankhaften Wütens macht. Schon Pascal glaubte, in minder gedrängter Zeit, den Grund allen Übels der Menschenwelt zuletzt darin zu finden, daß man nicht fähig sei, „ruhig in einem Zimmer zu bleiben“. In der Gegenwart sieht es vollends so aus, als ob auch jene, die noch ein Zimmer besitzen, alles täten, die Ruhe darin nicht heimisch werden zu lassen. Soll sich aber die unrastige Nervosität der Zeit nicht so steigern, daß ihre Krankheit schließlich in explosiver Form zum Untergang führt, so kann die Parole nur lauten: nicht vermehrte Zerstreuung, sondern neue Sammlung des Menschen um seine Mitte. Vielleicht verhilft dazu ein neuer Glaube, vielleicht jene Meditation, welche die Weisheit Indiens nie preisgegeben hat und welche auch asiatischen Täufern wie Gandhi eine unerschütterliche Basis besonnener Gelassenheit sichert.

Den Weg dieser neuen Sammlung muß jeder selbst finden. Es gibt dahin keinen Baedeker und keine Prachtstraßen, auf denen sich kolonnenweise nach festen Kommandos vorrücken ließe. Aber das Ziel steht fest: eine neue Verbindung von Aktivität und Kontemplation, die sich ergänzen müssen wie Ein- und Ausatmen. Wer diesem Ziel zustrebt und die Ungewohnheit und Unbequemlichkeit des „Weges nach innen“ nicht scheut, dem mag Bestärkung seines Beginns aus einem weisen Spruch Goethes zufließen:

Wie das Gestirn,  
Ohne Hast,  
Aber ohne Rast  
Drehe sich jeder  
Um die eigne Last.

## Der Dichter Robert Boehringer

Gedichte hohen Rangs in deutscher Sprache sind heute selten, und die allgemeine Abstumpfung der Sinne hat die Fähigkeit des stillen Schauens und Horchens, aus welcher Kunst wächst und wirkt, nachgerade versiegen lassen. Der Jugend klingt es schon wie eine Mär, daß es eine Zeit gegeben hat, in der die Gottheit in deutscher Sprache durch den Mund ihres Dichters das diesem Volk und dieser Welt Notwendige von Jahresring zu Jahresring gekündet hat. Und doch können noch die heute Sechzigjährigen berichten, wie vom Erscheinen der ersten Gedichte Stefan George's an bis hin zum „Neuen Reich“ des Jahres 1928 zumindest jedes neue Jahrsiebt ein Werk des führenden Dichters brachte, wie dazwischen die „Blätter für die Kunst“ ihre reichen Schätze boten, wie Gedichtbände von Hofmannsthal und Wolfskehl, von Morwitz und Wolters und vielen anderen die empfänglichen Gemüter einer nicht kleinen Zahl von Menschen jeden Alters und jeder Herkunft anrührten und erhoben und verwandelten. Und wer das Ohr dafür hatte, der nahm wahr, wie in der Dichtung das Geschick der Deutschen und Europas sich vorverkündete, bald im stillen Lied, bald im herben Mahnwort, bald im prophetischen Ton. Als aber Stefan George am 4. Dezember 1933 in Minusio die Augen schloß, als Karl Wolfskehl die verblendete Heimat floh, verließen mit den Dichtern ihre und seine Götter das Unheilvolk, und jahrelang stand über der Dichter-Ode die unerbittliche Gewißheit des holländischen Sehers Albert Verwey<sup>1)</sup>:

Völker wo ein Dichter nicht kann leben  
Staaten wo ein Dichter nicht will sterben  
Sind verfallen zu dem Schutt der Erde . . .

---

<sup>1)</sup> Aus A. Verwey, *De Dichter en het derde Rijk*. Santpoort 1936. Übertragung vom Verfasser in: *Schweizer Annalen* 1944, S. 572 ff.



Als sich nach dem grausigen Ende der Tragödie der Vorhang wieder hob, war Unwiderrufbares nicht nur im politischen Bereich geschehen. Die Toten kehren nicht zurück — es sei denn als letzter der Schrecken. Die Versprengten, wenn ihr Dichtertum und das heißt: ihr Menschentum echt wuchs und blieb, können nicht dort anknüpfen, wo sie einst abbrachen — sie müssen sich lebendig wandeln in gewandelter Zeit, da sie die untern wie die obern Kräfte spüren, sie verwerfen oder aufnehmen, sich bilden und sie gestalten. Nur Doktrinäre verändern sich nicht — das Erstarrte ist lebensfeind und untersteht nicht mehr den lebendigen Wachstumsgesetzen . . .

Von der Wandlung, die Karl Wolfskehl in und an sich erfuhr, ist in dem Nachruf Einiges angedeutet worden, in dem das Bild des im Alter von fast 80 Jahren im Exil Dahingegangenen gezeichnet wurde<sup>2)</sup>. Nicht als Exul bei den Antipoden, sondern im helvetischen Gastland hat ein anderer der Gefährten aus dem Kreis um Stefan George sich steigend in einer Stärke entwickelt, daß er, Robert Boehring, heute nicht mehr nur als der berufene Erbe seines Meisters und als der stärkste Fortsetzer seines Werkes, sondern als der reinste Dichter im deutschen Sprachbereich zu gelten hat.

Der Name Robert Boehringers ist seit langem wohlbekannt unter den Archäologen. Zusammen mit seinem Bruder Erich hat er das monumentale Homer-Werk herausgegeben, das die Bildnisse und Nachweise der wichtigsten Homer-Büsten bringt — allein hat er das große Platon-Werk veröffentlicht, das durch die Reproduktion der bekannten Repliken und eines neugefundenen Kopfes zum erstenmal die große Wirklichkeit des Bildwerks des Silanion und des gewaltigen Hauptes des greisen Philosophen errahnen ließ. Zugleich hat er in zwei begleitenden Studien „Das Antlitz des Genius“ gedeutet<sup>3)</sup>. Nur Wenige wußten und verstanden, daß diese encyklopädische Archäologie ein anderer Weg zur Bewältigung, Gestaltung, Versinnlichung der inneren Gesichte war, die in einzelnen, kostbaren Gedichten der „Blätter“ Laut und Form gefunden hatten, und nur Wenige kannten das kleine Bändchen „Das Leben von Gedichten“<sup>4)</sup>,

---

<sup>2)</sup> Karl Wolfskehl zum Gedächtnis. Berliner Hefte. III. S. 122 ff.

<sup>3)</sup> Diese vier Werke und Schriften sind in den Jahren 1935 und 1937 im Verlag von Ferdinand Hirt in Breslau erschienen.

<sup>4)</sup> Ebenda 1932.

das in beschwingter Anmut zum richtigen Lesen, Lernen, Leben der Gedichte einlädt und erzieht.

Als Dichter eigenen Gepräges ist Boehringer erst im Jahre 1944 einer auch noch räumlich beschränkten Öffentlichkeit bekannt geworden. In diesem Jahre hat der Sechzigjährige unter dem Titel „Sang der Jahre“ einen Privatdruck in der Schweiz herausgegeben<sup>5)</sup>, der frühe Gedichte, die ohne Verfassernamen in den drei letzten Folgen der „Blätter für die Kunst“ erschienen waren, mit späteren Versen zu einem kostbaren Gebinde vereinigt, das — so wie ein reicher Blumenstrauß wohl Gräser des Feldes und Blätter des Waldes mit erlesenen Blumen eines Kunstgartens zusammenfügt — Verse des hohen und des schlichten Tons, Verse der rauhen und der weichen Fügung, Verse der Feier und Verse des Spiels zu einer magischen Einheit schließt.

Gedichte werden aufgenommen und erlebt, nicht indem über sie berichtet wird, sondern indem sie gelesen, laut gelesen und dann von Rhythmus und Sinn her dem Verständnis erschlossen werden. So sei auch nicht über diesen Sang gesprochen, sondern es seien einige Strophen aneinandergereiht, die den Leser verschiedener Richtung und verschiedenen Interesses zeigen mögen, daß für jeden in diesem Strauß sich eine Blume findet. Wer sollte nicht mit Spannung nach dem Ganzen greifen wollen, wenn ihm solcher Anfangsvers ins Blut klingt:

Von allen hügel'n ruft ein ruf dir zu:  
Du bist die helligkeit die süße du.

Wer wäre nicht begierig, die Bilder kennenzulernen, die dieser Dichter von seinen Freunden zeichnet, wenn er weiß, daß eines anschauungs-gesättigt so beginnt:

Er stürzt hinaus, ein falstaff und ein kämpe  
Sein mantel fliegt im widerwärtigen wind,  
Der regen träuft von seiner breiten krämpe,  
Er läuft und torkelt, ein barockes kind.

Wer könnte verkennen, wie Georgesche Weisen in diesem Dichter neu und eigen tönen:

Sie war von ursprung klug und kargte schier  
Wie unbewußte die sich nicht gebärden,  
Doch wer sie kannte lernte art von ihr, ♦  
Sie war von denen welche selten werden.

---

<sup>5)</sup> Privatdruck der AZ-Presse Aarau. — Jetzt im Verlag Helmut Küpper, vormals Georg Bondi, Godesberg.

Und wer fühlte sich nicht im Herzensgrund getroffen, wenn er die schlichten Kinderworte im schlichten Vers vernimmt:

Sie sprachen dir von Gott — „Gewiß ich lieb ihn sehr,  
Doch kenn ich ihn noch nicht“ — damals warst du grad sieben —  
„Es ist nicht recht, doch lieb ich meine eltern mehr,  
Vielleicht wenn ich ihn kenn, werd ich ihn besser lieben.“

Man kann jedem Leser dieser hinführenden Worte, der zu dem Gedichtband selber greifen wird, wohl kein besseres Geleit geben als den Kinderspruch, mit dem eine dieser Strophen schließt: . . . „ich wünsch dir eine gute Freude.“

Es ist nicht häufig, daß die Schöpferkraft eines Dichters über die Mitte des sechsten Lebensjahrzehnts hinausreicht. Es braucht wohl — so lehrt es der Vorgang im sinnbildlichen Leben Goethes — einen neuen Anhauch aus Natur und Geschichte, damit sich ein neuer Bereich der Weltseele öffnet und die Gestaltungsmacht ihm voll gewachsen ist. Dies ist Boehringer, dem gebürtigen Schwaben, dem Bürger von Genf in seiner neuen Heimat widerfahren — der Standpunkt „audessus de la mêlée“ hat ihm nicht nur die Ruhe des Überblicks über das europäische Chaos, sondern auch die Kraft des Innenblicks gegeben, und als großes „Zeitgedicht“ — soweit wir sehen können: als einziges seiner Art — wird derart sein Gedicht „Europa“ zum maßvollen und maßgebenden Wort des Gerichts und der Deutung, der Klage und der Hoffnung für rück- und vorwärts liegende Jahre.

Vom unberührten Gastland — das ihn gern aufnahm und dem er Dank weiß, daß es ihn behielt — vom unberührten Gastland aus sieht der Dichter das verstümmelte Europa. Sein Blick ruht auf Hellas, dem wahren Ursprung Europas, der den Dichtern teuren Stätte, wo noch die Tempel der attischen Schutzgöttin stehen; er sieht die griechischen Nachfahren, die Würde zeigten vor den Feinden aus der Ferne und nun, befreit, sich im Innern zerfleischen — nicht eingedenk, daß ihnen niemals vom Osten Heil kam, und heut wie einst bereit, einem weisen Mahner den Schierlingsbecher zu reichen. Des Sehers Blick folgt den Schiffen vom attischen Vorgebirge nach Sizilien, der Insel der Arethusa, und hinüber nach Italien — Dantes Italien, über das neu der Wehruf tönt, wo Wahn die Sinne schlug und Zwietracht herrscht und wo doch der Traum noch webt und ein bescheidenes



Volk in kargem Leben das Heute meistert und das Morgen in unverzagter Arbeit sich gewinnt. Beschützt vom greisen Papst, dem die Gnade nicht so viel Macht verlieh, als manche Beter hofften, und der doch in besorgter Liebe und in ernster Trauer noch Maß und Würde dieser Welt bewahrt.

Von Italien wandert der Blick nach dem Land der Franken, „dem Gott der Gnade lieb“, befreit, noch immer Hort der Anmut — doch:

Wenn die verwünschten brodler ruhe gäben,  
Wär gut zu leben in dem reichen land.  
Sie aber horchen auf die tollsten reden,  
Bedenken nicht, von wo vernichtung droht.

Den hohen Ruhm unter den europäischen Völkern haben die Briten gewonnen — sie ritterlich im Streit, dem Wandel der Väter treu, in ihrem nüchtern-klaren Sinn ein Wall gegen erhitztes Gericht der Neuerer:

Wirksames volk, bedächtig, zäh und stolz,  
Durch den verzicht auf fremdes besserwissen  
Auf zu viel denken, wenn es handeln gilt,  
Fiel eurem stamm das römische erbeil zu.  
Umklammert es zum wohl des Festen Lands.

Wie Großbritannien so haben die Völker des Nordens durch Bewahrung der monarchischen Staatsform sich eine bindende Mitte und einen ordnenden Stab erhalten — besonders bedeutsam in Jahren, in denen sonst Hölderlins Wort dahin ausgelegt wird, heut sei die Zeit der Könige nicht mehr. Daß auch Deutschland, „Europas Herz, jetzt nur Europas Wunde“ die Träger der Kronen verjagte, hat es möglich gemacht, daß dort sich Unflat auf dem Kaiserthronen brüsten, die Besten hängen und das Reich vernichten konnte. Verflucht ist das Jahr, in dem der Wahn die deutschen Menschen schlug und ihr Dichter die Heimat und das Leben ließ.

Als der erste Weltkrieg zu Ende ging, hatte George sich und sein Volk trösten können, daß ihm bereits ein junges Geschlecht ohne Fehl heranwuchs, im Bann verruchter Jahre gestählt, Keim und Hüter einer lichtereren Zukunft. Da nach dem zweiten Weltkrieg und den abermals verruchten Jahren, die ihm vorangingen, der Dichter Umschau hält, was von der hoffnungsvollen Jugend blieb, findet sein Blick nicht mehr von ihnen, als in Sodom waren. Die andern sind

Verführt, verjagt, gefoltert und gestorben.

Die Ehre gerettet hat der eine Klaus Graf Stauffenberg, der aus dem Dichterkreise kam und sein und seiner Brüder Leben wagte, um

den Stifter und Träger des frevlen Wahns zu vernichten. Sein Scheitern hindert nicht den späteren Ruhm.

Als der erste Weltkrieg sich dem Ende näherte, konnte George noch von Deutschland als dem Lande singen, das zu schön sei, als daß fremder Tritt es verheere. Als der zweite ausbrach, hatten die braunen Horden schon den Boden der Heimat ärger geschändet, als die Sieger von damals es vermocht hätten. Als nach seinem Ende der Dichter dieser Spanne um sich blickt, findet sein Auge keinen Fleck mehr ohne fremden Tritt und, schlimmer noch, das wunde Land wird von den Siegern zur Walstatt eines künftigen Krieges vorbereitet, in dem Europafremde den Rest, der heute steht, austilgen werden.

Doch endet nicht in solcher Dürsterkeit der Sang. Nach der Ode, in der kein Bild mehr leuchtet und kein Dom mehr steht, sieht des Sehers Blick schon eine lichtere Zeit, in der die Fremden zu ihren eigenen Sitzen kehren und das Leben zu frischem Blühen anhebt:

Die dann noch sind begrüßen ihren tag,  
In andren formen bilden sie den bau  
Und aus der wildnis wird ein neues wunder.

Als Robert Boehringsers großes Gedicht, das im Sommer 1946 in Villars entstanden ist, im Jahre 1947 zuerst in der „Atlantis“ erschien, ist mehr der politische Inhalt, den wir wiedergaben, verstanden, begrüßt oder bekämpft worden, nicht die Bedeutung der Dichtung. Das ist wohl selten anders gewesen. Selbst die Athener haben ihre hohen Dichter in die Ferne getrieben, wenn sie eine nicht genehme politische Sicht gestalteten. Und selbst die Divina Commedia hat ihrem Sänger nicht die Tore der Heimatstadt wieder aufgeschlossen . . . Wo politische Verblendung die Gemüter schlug, besitzt weder die Weisheit des Sokrates noch der Paradieseszauber des Florentiners die Kraft, um die Zeitgenossen zu heilen. Daher wird es auch bei diesem „Zeitgedicht“ einstweilen so bleiben, daß der Eine sich wundert über diese oder jene Anerkennung, der Andere über diese oder jene Verwerfung; daß ein Dritter den Gesamtaspekt zu eng, ein Vierter ihn zu düster findet; daß ein Belgier sich übergangen fühlt und daß ein Deutscher mit der heut üblichen Argumentation ver meint, nicht nur die Frevel und Greuel seines Volkes hätten angeprangert werden sollen, sondern auch seine zerbombten Städte als Frevel der Gegner.

Vielleicht läßt gerade von diesem letzten „Einwand“ aus sich auch

für die der Dichtung Entwöhnten der Zugang zu ihrem Sinn erschließen. Im Gedicht „Der Krieg“ hat George von dem Seher gesagt, daß er nicht schwärmen kann „von heimischer tugend und von wel-scher tücke“; gegenüber dem heutigen Einwand wäre hinzuzufügen, daß es auch nicht seine Aufgabe ist, zu rasonieren, sondern zu bilden, zu gestalten. Es mag ganz dahingestellt bleiben, ob ein Hinweis auf zerstörte Städte denjenigen überhaupt zukommt, deren Regenten zuerst die Ausradierung von Städten proklamierten und versuchten. Worum es geht, ist nur dies, der Dichter wägt nicht ein Mehr oder Minder von Schuld und Entschuldigung rasonierend gegeneinander ab, sondern er sieht Menschen und Völkern ins Herz, mißt sie an mehr als menschlichem Maß und nennt die Dinge und die Eigenschaften, die Formen und die Taten beim rechten Namen — gibt Ehre nur, wem Ehre gebührt, heißt Frevel nur, was Frevel ist. Und sieht und sagt und tut, ohne auf Dank zu rechnen, und ohne Groll über Undank und Unverstand.

So setzt sich auch das Europa-Gedicht nicht mit Meinungen auseinander und ebensowenig begründet es eine eigene Meinung, sondern es gestaltet eine echte — für den, der Ohren hat, zu hören, und Augen, zu sehen — verbindliche Sicht. Darum sind Lob und Fem des Sehers ein gültigerer Richtspruch als alle Argumente der Neunmalklugen. Und darum kann nur der, der Schmerz und Bitterkeit und Trauer der Verfemung in ihrer ganzen Tiefe nacherlebt und ihre Wahrheit sich zu eigen gemacht hat, auch den Endestrost als lebendige Hoffnung für sich und die Seinen und Europa beglückend mitempfinden: daß nach der Finsternis, die noch bevorsteht, ein neuer Morgen für Europa tagen und aus der Wildnis neues Leben steigen wird.

Das Zeitgedicht „Europa“ ist nun in einem kleinen Bändchen mit zwei andern Gedichten „Bebenhausen“ und „An Ernst von Weizsäcker“ vereinigt<sup>6)</sup>. Diese „Drei Gedichte“ — der Titel erinnert an Georges „Drei Gesänge“ von 1921 — sind in ihrer Zusammenstellung besonders gut geeignet, den dichterischen Reichtum ihres Verfassers und die menschliche Weite seiner Welt zu verdeutlichen. Bebenhausen, ein altes Kloster, dann Jagdschloß der württembergischen Herrscher, heute Sitz des Hölderlin-Archivs, ist der Ort, an dem der

---

<sup>6)</sup> Verlag Helmut Küpper, vormals Georg Bondi. Godesberg 1948.



Dichter Rückblick und Ausblick hält auf das eigene Leben und auf das Schicksal des Volkes seiner Geburt. An Hölderlins Grabmal hatte er „am Tag der frechen Schande“, am 1. April des Unheiljahres 1933, das Verhängnis heraufziehen sehen.

Der geist entfloh, das tier war von der kette.  
Erschrocken schrie die kreatur zum schöpfer,  
Ich kehrte um und ging aus diesem land.

Nun da der wüste Spuk verschwunden, das tausendjährige Reich vorüber ist, betritt er 1948 erstmals wieder die vertrauten Stätten und findet — Schutthaufen und Kulissenfetzen:

Das herz der alten Städte schlägt nicht mehr  
Und aus der Heiligen brüchen auf der brücke  
Tropft heimlich trän um träne in den strom.

Doch neben den Trümmern wächst wieder neues Grün, der Bauer wendet wie von alters seinen Pflug und die Not lehrt, aus Wenigem Viel zu machen. In Bebenhausen wird in der Stille gewirkt, aus den vergilbten Handschriften gelingt den Hölderlin-Forschern, ein wichtiger Fund, und der lebende Dichter hält Ausschau nach der hohen Jugend, deren Bild dem schwäbischen Ahnen einst erschien.

Aus der Handschrift des toten Sängers steigt dem „Mann aus Franken“ die Erinnerung auf, wie Hölderlin auf seiner letzten Fahrt im Süden Frankreichs weilte und wie George das Land der Franken pries, wo Freunde zu ihm traten, als sich die Heimat ihm und aller Dichtung noch verschloß. Von hier aus ergeht an die Völker des einstigen Frankenreiches, an Deutsche und Franzosen, der beschwörende Ruf, sich wieder als Kinder der gleichen Mutter zu erkennen, sich von dem Wahn des Erbhasses zu befreien, Gastfreundschaft zu halten und einträchtig die gemeinsamen Bilder, zu Europas Ruhm geschaffen, zu schützen vor dem Untergang:

Am nahen Himmel hangt die schwangre wolke.  
Vielleicht entriegelt angst die tauben ohren  
Der mitgebornen für des warners wort.

Das dritte Gedicht „An Ernst von Weizsäcker“ kehrt scheinbar aus der Weite Europas und des Schwabenlandes in den engeren Bereich des Anrufs an einen Freund zurück. Aber so wie manches Hölderlin-Gedicht einen Freund nennt und Stuttgart oder Schwaben, die Neckarlande oder Griechenland heraufruft, so ist auch dieses Gedicht Boehringers an Weizsäcker so persönlich wie schwäbisch und wie europäisch. „Gesegnetes Stuttgart“ hebt es an und schildert die Neckarstadt, wie sie dem Knaben erschien, der von Winnenden, dem Dörf-

chen seiner Geburt, zur Altfrau in die Hauptstadt fuhr, wo inmitten der braungoldenen Hügel das alte Schloß lag und im Hofe Mozarts kleine Nachtmusik erklang. Dorthier stammt Weizsäcker, Sohn des Ministers, Enkel des Tübinger Professors, der die Luthersche Bibel in Goethesches Deutsch schwäbischer Färbung übertrug. Nun aber ist das blühende Stuttgart dahin, der Freund ist in Haft und „ein Möchtegern“ trachtet ihm nach dem Leben. Da zeugt denn der Freund für den Freund und berichtet von den Tagen, da sie gemeinsam bedachten, welches Schicksal des Mannes harre, der einen Posten in der Teufelsküche übernahm —, mitten in einer Welt, die sich gegen jede Warnung vor den Giftmischern störrisch versperre.

Das Gedicht an Weizsäcker, im November 1948 verfaßt, stammt aus einer Zeit, in der seine Freunde noch mit ihm auf gerechtes Urteil hoffen durften. Daß der Spruch anders ausfiel, enttäuscht die nur zu begreiflichen, menschlichen Hoffnungen, bestätigt aber nur das Gesicht des Dichters. Und wenn der Verurteilte überhaupt eines Trosts bedürftig ist, — welch schönerer könnte ihm gereicht werden als diese Verse, in denen sein Schicksal verglichen ist mit dem Schicksal der großen Dulder?

In Einem wie im Andern aber zeigt sich der hohe Rang dieser Dichtung. In Jahren, in denen allerorts der älteste Glauben soviel Macht verlor, die festesten Sitten so unheimlich bröckeln, Moral und Recht mißbraucht, gelegnet und geschändet werden, waltet der Seher unbeirrt und unerschrocken seines schweren Amtes, teilt Tadel aus und Lob von höherem Bestand und zeichnet mit dem unerbittlichen Maß, das nur ihm eignet, das einzige, das bleibt, das Bild. Und mitten in der seelischen Wüstenei Europas sieht er nicht nur schon das Dämmern einer neuen Weltzeit, sondern gestaltet, weist, bezeugt die drei Grundkräfte seines und ihres Baus: Treue zu Mensch und Ding, Freundschaft und Liebe.

## An Ernst von Weizsäcker

Gesegnetes Stuttgart! Wenn ich zur Altfrau fuhr,  
Ein kind, das im finstern schützend die augen schloss,  
Unheimliches scheuend . . . Winnenden war mir lieb  
Und war mein mit stadt-turm und winkel, aber die gärten  
Des Königs, der marstall, stiftskirche und säulenbau  
Dünkten von grösserer welt mich. Die höhen ringsum,  
Bewaldet und braungolden leuchtend, wenn früher die nacht kam  
Umschlossen die stadt und lockten die knaben hinauf.  
Im alten schloss wo der Herzog war und die rampe  
Sich wand, da ritten einst ritter mit nickender helmzier,  
Da schwebte beseligend in der mitsommernacht  
Des Grossen Verzaubers kleine musik an den runden  
Bogen im steinernen hof, Amadeus, und drüben  
Ruhte der Ahn im Hoppelau mit seinen frauen.

Dein Vater diente dem allergnädigsten Herrn  
Und mit ihm dem volk das zufrieden genoss  
Die fruchte hausbackener klugheit, fürsorgender milde.  
Aber die Schrift übertrug in das deutsch seiner liebe,  
Heimischer färbung, des Vaters Vater am Neckar,  
Dort wo unsterbliche rhythmien der alternde Dichter  
Hin vor sich redete, traurige verse aufs brett schrieb  
Und langsam, ein leidvoller mann, zur burg in die luftige  
Höhe stieg überschauen das fruchtbare garten-  
Land und, verweilend, sein Tübingen aufgebaut,  
Wo freundesfüsse geschritten auf nächtlichen strassen  
Als fernstes erforschten die überquellenden herzen  
Und einer den andern, nicht endend, zur türe begleitete,  
Ganz unersättlich im guten gespräch, bis der erste  
Hahn hell krächte und der auf dem kirchturm erglänzte.

Nun aber, Ernster, ist unser blühendes Stuttgart  
Nur noch erinnerung, sinnlos zerstückelt am boden,  
Und arm an hoffnung muss jugend das nächste bedenken.



Dich halten sie fest in engem gewahrsam und spähen  
 Blätternd ob wo eine zeile zu deinem verderben  
 Deutelar sei und ein Möchtegern darf dich umklaffen,  
 Dich, der die meere befuhr für sein land auf der brücke  
 Und still beharrend ihm diene. Du wusstest wie bald  
 Hinschwindet was gross tut und schwach ist: der Laute Kaiser  
 Und nach ihm die anderen wohlmeiner ohne geschick.  
 Auch als die unteren oben waren und stampften  
 Hieltest du aus in der undurchdringlichen maske,  
 Freund du des friedens, nachdenker zwischen dem raubzeug,  
 Das bleckte und um sich biss, du hüter der hoffnung  
 Im schreck der verwirrenden jahre, als rasches gelingen  
 Der teuflischen gläubige irre machte am grossen  
 Allmächtigen Gott und kindern der atem stockte  
 Ob dem was er zulassen wollte in seiner schöpfung,  
 Hüter auch noch im erflehten, im grausigen absturz.

Wer aber kennt dein verschwiegenes harren, die wache  
 Der bänglichen nächte, gefahr des erkanntseins im spiegel,  
 Den ekel erzwungenen farbkleids? — nur stille! — dein murren  
 Gefährdet die liebsten, das offene auge enthüllt dich,  
 Ein laut und sie nageln die zunge dir an, sie verkehren  
 Gewogene worte, wie jene so nun die verkläger.  
 Wie viele gewundenen pfade hast du gesichtet  
 Ob sie ins freie führten aus undurchdringlicher  
 Wirrnis. Die drüben sie wollten nicht hören, nicht sehen  
 Was mit verhaltener stimme sie rief aus dem kessel  
 Und heimlich mit flüchtigen zeichen hinüber beschwor:  
 Eines tut not! Und nah ist der tag! So versteht doch!  
 Helft uns vor bilder-zerstörern das letzte bewahren  
 Was noch von göttlichem blieb und von menschlicher würde!

Gedenkt es dir, Freund, wie wir wandernd am ufer der Aare  
 Wogen gemeinsam, was dein, des entsagenden, warte?  
 Du sagtest: „Hernach sitzt der mann mit den schächern auf Einer  
 Schandbank. So muss ich, geduldiger pfleger des friedens,  
 Verkennung ertragen von denen für die ich mich opfre.“  
 Am ort wo du bist und der wahrlich dir nicht geziemet,  
 Bleibst du der gleiche, den unsere ehrende liebe  
 Umgibt wie vordem, dein name klingt hell und dein weisses  
 Haar ist den wissenden teuer, des prüfenden blickes  
 Stummes beredt-sein, wir leiden um dich in der ferne.  
 Doch nennst du dies ruhig verschwendete sorge. Dich kümmern  
 Andere dinge: gerechtes gericht und die einsicht:  
 Schuldlos seien, auch in Germanien, die opfer.  
 Doch wer ist berufen den bruder zu richten? Der rein ist.

Der Weiseste Mensch — bald zählst du wie er siebzig winter —  
Dem sie den becher zum ewigen schlafe geboten  
Weil er die söhne der bürger zum rechten ermahnte,  
Lebt über zeiten — du hast noch im einsamen kerker  
Was er den richtern erwiderte, prüfend gelesen . .  
Lorbeer umflucht, immer grünend, das haupt des Verbannten,  
Der seiner heimat als prior rühmlich gedient hat,  
Den sie zum tode durch feuer verdamnten, er ass dann  
Das salzige brot in der fremde . . Mein haus ist gerüstet  
Für dich, du willkommener gast, mit speise und linnen.  
Doch du, noch im glauben der väter, vertraust hohem walten  
Das dich in finsternis führt und ins blaue der sterne.  
Wenn du im dämmerlicht sinnst in der lieblosen zelle,  
Vernimmst du von oben ein tönen verborgener stimmen:  
Glorie dem Gottsohn, er bat um vergebung für jene,  
Die was sie taten, nicht wussten, ihn hörte der Vater.

## Freundschaft

Über sprung und sturz der jahre  
Wölbet sich die unsichtbare  
Brücke brüderlichen seins:  
Fern wird nah und viel wird eins.

Robert Boehringer

## Die Erzählung des Bettlers

So in der einen Manteltasche zwei Zechinen, in der anderen weißes Konfekt, feines Zuckerwerk und Pistazienkerne, komme ich von der Via Flaminia nach Castelnovo di Porto in das Wirtshaus zum „Linden Nicolo“. So wahrhaftig ich Stefano heiße und einst Söldner des Valentiners war, dies ist nicht alles, womit mich dieser glorreiche Tag belohnt.

Wirt, eine Kanne Malvasier! Ich bin eine Kanne wert, auch kann ich sie mir leisten. Sind das Zechinen oder nicht, he? Die sind so gelb wie das Gesicht der Sonne im Campagnasommer. Oh, die Flaminia! Sie ist eine gute Straße für mich, wahrhaftig meine Ernährerin. Ohne die Flaminia wäre schon längst mein Bauch eingesunken und mir davon geflogen.

Deshalb Ehre und Ruhm dem Gajus Flaminus, der, wie man erzählt, ein verdienstvoller Römer war, ein Straßen-Cäsar und ein Straßen-Augustus. Mag er auch schon lange tot sein, seine Straße ist es nicht. Aber solche Geschäftigkeit wie heute war noch nie auf der Flaminia. Wenigstens solange ich am fünfundzwanzigsten Meilenstein sitze und mein Sprüchlein aufsage: „Barmherzigkeit und Gottes Lohn“ für jene, die gen Rom wandern, aber „Glück und gute Heimkehr“ denen, die auf dem Wege nach Spoleto oder Rimini begriffen sind.

Wollt Ihr wissen, Nicolo, von wem ich die blanken Zechinen habe?

Von der Herzlichkeit, o Wirt, vom Reichtum und vom Überfluß, mein Herr Weinverwässerer! Wißt Ihr denn nicht das Neueste des Jahrhunderts? Ihr, der sonst das Gras wachsen hört, habt nichts gehört; da er doch sonst die dümmste Lüge im Umkreis von dreißig Meilen schon aufsnappt, bevor sie ausgesprochen ist. Nun: ich will Euch die fette Neuigkeit an die versoffene Nase hängen: ihre ausgezeichnete Hoheit, Lucrezia Borgia, deren Vater — pst — ein Heiliger Vater ist, befindet sich auf der Reise nach Ferrara, um in das Ehebett



des mundfaulen Don Alfonso von Este zu steigen. Noch sind keine zwei Stunden vergangen, daß der Zug am fünfundzwanzigsten Meilenstein Rast gemacht hat. Und wer saß zur rechten Zeit am fünfundzwanzigsten Meilenstein: Stefano, ich, wie er leibt und lebt, versteht sich, ohne linken Arm, der nach einem Scharmützel am Fluß Paro bei Fornovo zur ewigen Ruhe bestattet wurde, nahe bei einem Maulbeerbaum, von einem Priester, wie es sich für den Arm eines Christen geziemt.

Das war eine Kavalkade auf der „Flaminia“. Die glitzerte und blinkte und wollte kein Ende nehmen. Ich hörte die vielen tausend Dukaten in den Truhen des Brautschatzes klirren, als die Wagen, bewacht von den Reitern der Borgia und der Este, ächzend und knirschend, durch den Schnee auf der Straßendecke holperten und stolperten. Als nach den Wagen das Gefolge der Damen und Kavaliers herantänzelte, hundertstimmig schnatternd und lachend, da schrie ich: „Glück für die schöne Lucrezia, Liebe und Glück!"; denn die Kavalkade hielt an zum Pferdewechsel. Einer der Vornehmsten, der die Farben der Este, Weiß und Rot, trug, warf mir die Zechinen zu. Ich habe sie schnellfüßig aufgefangen, als wären sie gebratene Tauben, steckte sie zutiefst in die Finsternis meiner Manteltasche und rief zum zweiten Male: „Glück für die schöne Lucrezia und den edlen Herzog Alfonso!"

Die ganze Straße entlang wieherten die Pferde und Maultiere der tausendköpfigen Begleitung. Mehr als hundertfünfzig Wagen, Nicolo, alle mit gelben und braunen Tüchern überspannt, was, wie man weiß, die Lieblingsfarben der Lucrezia sind.

Und diese Pracht, Männchen! Das Reitpferd der Herzogin trägt eine prächtige Decke aus Goldbrokat, ihre Mauleselin hat einen Sattel aus karmoisinrotem Brokat mit darüber gespannten Silberschnüren. Und die Sänfte strotzt von Samt und Blattgold.

Bring mir geschwind noch einen Hasenbraten, damit mein Mund nicht allzu wässrig wird; denn jetzt erzähle ich dir einen Spaß, um auf die Schenkel zu klatschen. Hast du schon einen schwarzen Mädchenhintern gesehen, mit Verlaub zu sagen? Einen splitter nackten, so nah, wie mir hier dein ungeputzter Weinkrug steht. Doch wäre mir ein weißes Gesäß lieber gewesen. Das hätte mehr geleuchtet, und ich hätte manches genauer betrachten können. Allerdings das von der Jeromina Borgia hätte es nicht sein dürfen. Denn sie kratzt sich oft. Genau wie unsereins, wenn wir Läuse oder Flöhe haben. Man sagt: die Jeromina habe die Franzosenkrankheit. Doch kann es mir

gleich sein; ich brauche nicht mit ihr zu schlafen. Das mag der Orsini tun, der ihr Mann ist. Bei den Schwestern Cecarella hatte ich nicht Nein gesagt; nicht zur Caterina und nicht zur Cinzia... neapolitanische Pflanzen... die hockten turwehr wie zwei ironische Atinnen auf den Pferderücken, verdrehten jeden Augenblick die Kopie, lachten und kicherten, und warteten Blicke nach allen Seiten... Wenn es nur die Nachtigall von Perugia, die Elisabetha gewesen wäre... eine Juno... die Schönheitskönigin des ganzen Zuges... Sie sang ein Lied „Es aquel angel del cielo“, und man klatschte Beifall, daß die Krähen aus dem Olivenhain aufflogen, der, wie ihr wißt, unmittelbar dem Meilenstein gegenüber liegt. Auch die Caterina von Valencia hätte es sein dürfen; aber man erzählt, daß sie zuweilen sehr scheu und niedergeschlagen sei, obwohl solchen Weibern nichts fehlt, weder Essen, Trinken, Schmuck und Kleider, Tanz und Neckereien, Liebe so viel sie wollen... Aber was die Caterinella tat, hätte sie nicht gemacht, niemals, und auch nicht die fünfzehnjährige Angela Borgia. Die ist zu vornehm und zu steif. Aber die Caterinella ist ein Wildfang und ohne Zucht. Wie sehr hat die verehrungswürdige Lucrezia Borgia ihren Liebling mit Geschenken schon überhäuft, mit Schmuck und prächtigen Kleidern, mit auserlesenen Leckereien und feinen Duftwassern. Alles kann die Mohrin haben, die von einem venezianischen Schiff aus dem Heidenlande, aus dem Königreich Mauretania oder Arabia mitgebracht wurde.

Caterinella war's, Nicolo, die von der Straße weg auf mich zulief, als wäre ich ein spanischer Infant und jung und schön wie Apollo.

Sieh, was ich noch in den Taschen habe: Kringelchen und Pisaner Biskuits, Makrönchen und auch Anis- und Pistazienkonfekt, in eine Serviette eingeschlagen, und dazu noch einen parfümierten Zahnstocher. Das alles warf mir das schwarze Teufelchen zu. Und bevor ich mit einer Verbeugung und mit Worten mich bedanken konnte, hatte es schon die knisternden Röcke gehoben, so daß mir sein zweifach geteiltes Popöchen frei und blank sichtbar wurde. Sollte ich nun die Augen wegwenden, der nie einem Feind den Rücken zugekehrt hat. Ich denke, Gott verzeiht mir: es war ja nur ein Mohrenmädchen, das am fünfundzwanzigsten Meilenstein seine kleine Notdurft sprudeln ließ. Und als sie aufstand, war ein gelber Kreis im Schnee, wie gemalt. Am fünfundzwanzigsten Meilenstein, Nicolo, kannst du das öfter sehen. Wie auf vielen Straßen der Erde zur winterlichen Zeit...

# R U N D S C H A U

**Ungewisses Deutschland** Die Pariser Konferenz der vier Außenminister hat jenen Pessimisten recht gegeben, die von Beginn an nicht daran glauben konnten, daß sich die großen Vier über das Schicksal Deutschlands und vor allem über Deutschlands Einheit einigen könnten. Der tiefere Grund liegt eben darin, daß sich das diktatoriale System des Ostens nicht bereit findet, die politischen Spielregeln des freiheitliebenden Westens anzuerkennen. Daß bei einer freien Abstimmung nicht nur Westdeutschland, sondern ganz Deutschland sich zu einer Lösung bekennen würde, die den Absichten Sowjetrußlands zuwiderliefe, stand selbst für die verhandelnden Minister in Paris fest. Aber was nutzt schon diese Feststellung? Die Westmächte müssen nun aus der neuen Lage unbedingt die richtige Konsequenz ziehen, damit jener Zipfel des Friedens, den wir mit viel Mühe erhascht haben, ihnen nicht wieder entgleitet. Das Hauptproblem besteht aber nach wie vor darin, jener durch die alliierten Maßnahmen bedingten Überbevölkerung Westdeutschlands Brot und Arbeit zu geben. Das Brot wurde ihnen durch die Abschneidung der ostdeutschen Kornkammern genommen, und die Arbeit, die vorerst durch die Europahilfe des Marshallplans noch einigermaßen möglich gemacht wird, wird durch andere wirtschaftspolitische Maßnahmen erschreckend gefährdet. Dabei denken wir natürlich hauptsächlich an die auf englischen Druck durchzuführenden Demontagen jener Werke, die der Herstellung künstlichen Benzins und des Buna dienen. Der Widerstand der Arbeiterschaft und der Gewerkschaften sowie aller politischen und kirchlichen Stellen war bisher vergeblich. Es ist nicht nur eine überaus harte und unverständliche Maßnahme, den Erfindern der Herstellung des Benzins aus Kohle und der Herstellung des Buna für unabsehbare Zeit gerade diese Produktion zu verbieten, sondern durch eine Zerstörung dieser Werke muß auch eine Unrentabilität unseres Bergbaus mit in Kauf genommen werden, ganz abgesehen davon, daß zunächst einmal 30 000 Belegschaftsmitglieder existenzlos werden. Diese 30 000 Menschen können in dem übervölkerten Westdeutschland nicht ohne weiteres an einer anderen Arbeitsstelle eingesetzt noch untergebracht werden. Darüber hinaus fördern die Demontagebefehle zwei



Vorgänge, die sich die West-Alliierten sehr wohl überlegen sollten: einmal wird dadurch, vor allem in der Arbeiterschaft, ein neuer Nationalismus künstlich gezüchtet, dessen weitere Auswirkungen noch nicht abzusehen sind; zum anderen werden die Regierungen Westdeutschlands, die vor allem nach Beendigung des Marshallplanes auf einen halbwegs tragfähigen wirtschaftlichen Ausgleich mit dem Westen kaum noch rechnen können, durch die Not gezwungen werden, ein wirtschaftliches Arrangement mit den östlichen Ländern zu versuchen. Die deutschen Politiker können in allen außenpolitischen Fragen eine Mäßigung nur so lange predigen, als in der Bevölkerung nicht der Eindruck entsteht, daß das Ausland uns wirtschaftlich abwürgen will. Dazu gehört auch noch die Nichtanerkennung der internationalen Verpflichtung gegenüber den ausgewiesenen und vertriebenen Deutschen aus den Ostgebieten. Vor allem aber sollte an all diesen Fragen Frankreich besonders interessiert sein. Dessen Rechtsanspruch auf Sicherheit müssen wir Deutsche unbedingt anerkennen. Aber es muß sich natürlich dabei um wirksame Maßnahmen der Sicherheit handeln, also um Maßnahmen, die der Entwicklung der Zeit und der Technik angepaßt sind. Die vordringlichste Sicherheitsmaßnahme für Frankreich muß aber doch die sein, daß in Westdeutschland kein atmosphärischer Überdruck entsteht, das heißt also, daß diesem Bevölkerungsvolumen eine hinreichende Möglichkeit gegeben wird, sich selbst zu erhalten. Also müßte gerade Frankreich die sofortige Einstellung der befohlenen Demontagen fordern und alle Maßnahmen unterstützen, die zur Befriedung Deutschlands beitragen. Sollten trotz aller Hinweise der deutschen Regierungen diese vordringlichen Probleme keine rechtzeitige Lösung finden, dann ergibt sich zwangsläufig eine neue „deutsche Gefahr“, die zwar dem deutschen Volk gar nichts helfen wird, deren schädliche Auswirkungen die anderen jedoch fast ebenso empfindlich spüren werden. Denn der Hunger ist, wie Shakespeare schon sagte, immer „die Amme des Wahnsinns“.

**Glaubt England an Labour?** Wenige Dinge sind augenblicklich schwieriger zu beurteilen, als die vermutliche Entwicklung der britischen Innenpolitik während der nächsten zwölf Monate. Die innerhalb dieser Zeitspanne fälligen Parlamentswahlen werfen ihre Schatten voraus — drohend voraus, möchte wohl mancher Führer der Labourpartei sagen, wenn er die Ergebnisse der in den letzten Monaten abgehaltenen Gemeindewahlen betrachtet. Kein ernsthafter Beobachter der britischen Innenpolitik könnte heute noch behaupten, daß die Labourpartei mit Siegesgewißheit in den Wahlkampf gehen wird. Zwar hat der Pfingstkongreß der Partei mit allen gegen eine Stimme die für den Wahlkampf bestimmte Flugschrift der Parteileitung „England glaubt an Labour“ gutgeheißen, aber nicht nur in den Reihen der Opposition ist man geneigt, hinter diese Behauptung ein Fragezeichen zu setzen.

Die Konservativen haben während der letzten Monate taktisch geschickt operiert. Vor allem bei der Behandlung der Steel Bill — des Gesetzentwurfes zur Verstaatlichung der Stahlindustrie — im Oberhaus hat die Regierung eine Niederlage erlitten, die ihr so elegant beigebracht wurde, wie man es auch in Westminster seit sehr langer Zeit nicht mehr erlebt hat. Anstatt die Bill einfach zu verwerfen und damit der Regierung die sehnlichst gewünschte Wahlparole zu liefern, haben die konservativen und liberalen Peers nur ein kleines Amendment eingefügt, welches besagt, daß das Gesetz nicht vor dem Oktober 1950 in Kraft treten soll — also erst nach den Parlamentswahlen. Damit wird die Steel Bill zwar auch das Hauptthema des Wahlkampfes werden — aber auf Veranlassung der Opposition. Sollte nämlich die Regierung nun vorher noch mit Hilfe der Parliament Act das Stahlgesetz durchpauken, so würde sie damit bekunden, daß sie mit einer Wahlniederlage rechnet. Ein solches Eingeständnis würde einen vermutlich nicht gutzumachenden Prestigeverlust bedeuten.

Glaubt England an Labour? Niemand vermag diese Frage heute zu beantworten. Ja, nicht einmal eine Niederlage der Arbeiterpartei bei den Parlamentswahlen würde eine eindeutige Antwort sein; denn es ist sehr wohl möglich, daß eine große Zahl von Wählern des kleinen Bürgertums zu der Erkenntnis kommt, daß zwar insgesamt die bisherige Politik der Labour-Regierung recht heilsam gewesen sei, daß aber ein zweites fünfjähriges Mandat allzu viele Gefahren in sich schließe, weshalb es besser sei, nun erst mal wieder die Konservativen an die Regierung zu bringen, zumal diese ja den Großteil der bereits vollzogenen Sozialrevolution doch nicht rückgängig machen könnten. Solche Überlegungen würden der politischen Mentalität der Engländer durchaus entsprechen.

Nicht zuletzt werden aber die äußeren Verhältnisse den Ausschlag geben. Dabei spielt die Außenpolitik gegenwärtig eine untergeordnete Rolle. Im Vordergrund steht die Wirtschaftspolitik. Schatzkanzler Cripps hat auf dem Parteitag keinen Zweifel daran gelassen, daß die Krise der britischen Wirtschaft noch lange nicht überwunden sei und daß er nicht daran denke, seine Politik des Sparens und der Entbehrungen aufzugeben oder auch nur zu mildern. Ebenso scheint der Schatzkanzler mindestens nach außen immer noch entschlossen, eine Abwertung des Pfundes, die seit Wochen das wichtigste Gesprächsthema der internationalen Finanz ist, zu verhindern. Cripps ist ein kluger Mann, wahrscheinlich der beste Kopf im Kabinett. Es ist sehr wohl möglich, daß er der Schwierigkeiten Herr wird und damit vielleicht seiner Partei die Wahlen gewinnt. Dann würde er vermutlich im Herbst 1950 nach Downingstreet Nr. 10 übersiedeln und die Führung des Kabinetts auch äußerlich übernehmen.

Vielleicht aber werden die Verhältnisse stärker sein als Cripps. Vielleicht wird sich der Kassandraruf des erfahrenen Lord Strabolgi auf dem Pfingstkongreß der Labourpartei bewahrheiten, daß England einem wirtschaftlichen Sturm entgegenginge, weshalb es besser wäre, die Wahlen schon im

Herbst 1949 abzuhalten. Die ungewöhnlich scharfe Erwiderung Herbert Morrisons, daß diese Frage nicht vor den Parteikongreß gehöre, sondern vom Premierminister und seinen Beratern entschieden werde, bedeutet keine sachliche Widerlegung des edlen Lords, sondern eher eine Bestätigung dafür, daß dieser Gedanke auch im Kabinett schon erwogen worden ist.

Wie immer man die Leistungen der Labourregierung seit dem Juli 1945 beurteilen will — selbst die schärfsten Kritiker verkennen nicht, daß große Leistungen vollbracht wurden — eines steht heute eindeutig fest: Auch der Sozialismus ist kein Allheilmittel und kein Zauberstab, der imstande wäre, die Probleme, vor die sich England infolge seiner unerhörten Kriegsanstrengung gestellt sieht, über Nacht zu beheben. Die hartnäckigen Streiks der Eisenbahner und Transportarbeiter lieferten eine seltsame Begleitmusik zum Pfingstkongreß der Arbeiterpartei. Wenn in ganz England die Eisenbahner streiken, weil durch Verbesserungen im Sommerfahrplan etwa 90 (neunzig!) von ihnen einige Nachtschichten einlegen müssen, dann ist doch wohl allen Entschließungen zum Trotz die Frage gestattet: Glaubt England an Labour?

**„Das Soziale“** Angesichts der Verwirrung, die seit 1941 das Wort Demokratie im heißen und im kalten Kriege angerichtet hat, sollte man es vielleicht begrüßen, daß weiteren Begriffsverwechslungen dieser Art ein Riegel vorgeschoben wird. Unter dem Regime, das General Franco in Spanien führt, tritt bei zahlreichen Kundgebungen „das Soziale“ mit als Urelement der *res publica* auf. Seine Bezeichnung abzuwandeln, das Gemeinte etwa als spanischen Sozialismus oder Spanien als sozialistisch auf seine Art anzusprechen, bleibt hingegen verpönt. Die Zeitungen wissen, daß ein gutplacierter Abschnitt jeder längeren Rede des Caudillo bei der Aufmachung die Zwischenüberschrift „Das Soziale“ verlangt. Und wenn es hier in Spanien ein Grundgesetz zu beschließen gäbe, würde sicher „Das Soziale“, so und nicht anders, nach feierlicher Anstrahlung in der Präambel ein breites Kapitel für sich im Text selber beanspruchen (was in Bonn wohl auch die Sozialdemokraten als historisch überholt empfunden hätten).

Die Ausdrucksweise hat etwas Primitives an sich. An begrifflicher Ungenauigkeit steht sie den vertrauten Ismen nicht einmal nach und entbehrt überdies der Eleganz, nach der in Spanien alle politische Rhetorik strebt. Aber es ist ja auch eigentlich nicht die Begriffshygiene, die in jenem Falle der unbesehenen Demokratie und in diesem einfach einem -ismus den Krieg erklärt, es ist das Bedürfnis nach Deutlichkeit der politischen Fronten. General Franco denkt sozial, aber er ist auch Antisozialist. Um das klarzumachen, genügt es, zu verhindern, daß ein und dasselbe Wort für zwei verschiedene Dinge herhalten muß. Der vorgeschobene Riegel stammt vom Grobschmied, er ist keine Präzisionsarbeit, aber handfest.



Franco will in der Kenntnis und Behandlung der sozialen Probleme oder, besser gesagt, der Arbeiteriragen niemandem nachstehen, im Gegenteil. Nur dari das Soziale nicht als Triebkraft politischer Ansprüche wirksam werden. Wo es die Machtfrage berührt, fällt den Sozialisten inner- und aubernalb der Falange, wiewohl mit ungleicher Wucht, das Gewicht des Einheitspartei-staates oder, wenn man will, einer parteilosen Ordnungsbükratie auf die Köpfe. Die Sozialpolitik des Regimes dient dazu, künftigen sozialen Um-walzungen gewaltsamer Art vorzubeugen; aber sie ist kein Beitrag zur Aussöhnung der vor und im Bürgerkrieg entstandenen politischen Fronten.

Im übrigen wird jedem klar sein, daß der Schnitt, der das -istische An-hängsel des Sozialen beseitigt, zugleich den Trennungsschnitt zwischen Franco und dem marxistischen Sozialismus bedeutet. Die Denkweise des Caudillo hat in dieser Hinsicht etwas vom optimistischen Fatalismus des Beduinen, der vor seinem Zelte sitzend des Tages harrt, an dem die Leiche seines Feindes vorübergetragen wird. Diese Haltung, so wenig neu sie sein mag, ist aber nicht zuletzt um einer bestimmten außenpolitischen Note willen beachtlich. Vom Kommunismus brauchte hier eigentlich nicht die Rede zu sein, doch ist General Franco der Überzeugung, daß den euro-päischen Irrfahrer von heute alle Wege nach Moskau bringen, die nicht nach Rom führen. Das Owensche Geisteserbe der Labour Party macht diese zu keiner Ausnahme, von den sozialistischen Parteien Frankreichs und Italiens nicht zu reden. Auch die vielrevidierte Doktrin der deutschen Sozialdemo-kratie würde demselben Urteil verfallen, wenn nicht althergebrachter Mangel an außenpolitischen Interessengegensätzen dem Caudillo Nicht-einmischung in innere deutsche Angelegenheiten empföhle und ihn kürzlich sogar freundliche Worte für Deutschland als Ganzes hätte finden lassen.

Für den wahrhaft zuverlässigen, den spanischen Antibolschewismus sind diese Parteien nicht koalitionsfähig. Die unleugbaren Erfolge der „troisième force“ bedeuten bestenfalls eine lokale Schwächung des Kommunismus. Auf wie lange? Vielleicht kann man von Franco nicht erwarten, daß er viel von den im Schutz der troisième force zustande gekommenen Sicherungen halte, vom ERP, der Westlichen Union und dem Atlantikpakt, aus denen er und sein Regime ausgeschlossen bleiben. Wer aber sorgt hauptsächlich für die Fortdauer dieses Ausschlusses, seitdem das Washingtoner Staatsdeparte-ment die Entscheidung darüber seinen europäischen Freunden überlassen hat? Unstreitig die sozialistischen Parteien Westeuropas. Starrheit gegen Starrheit.

Solche außenpolitische Interessenfragen färben das Bild der spanischen Sozialpolitik. Es wäre übertrieben zu sagen, daß sie seine charakteristischen Linien bestimmten. Ebenso wie es gut spanische Übertreibung im entgegen-gesetzten Sinne ist, davon auszugehen, daß Spanien „das Soziale“ als Ding an sich entdeckt habe und zum erstenmal unparteilich pflege. Das Regime Francos hat die sozialen Lehren Leos XIII. (Enzyklika Rerum Novarum, 1891) und Pius' XI. (Quadragesimo Anno, 1931) aufgenommen, versucht damit

gesetzgeberisch Ernst zu machen und hat durch eine wirtschaftliche und soziale Krise von mehreren Jahren hindurch diese Gesetzgebung zu halten vermocht, in der Hoffnung auf bessere Zeiten.

Und doch . . . man wird zu den außenpolitischen Zusammenhängen des Themas immer wieder zurückgedrängt. Die päpstliche Soziallehre war weder bestimmt noch geeignet, irgendein Land in Europa auf sich selbst und seine Vergangenheit zurückzuwerfen. Sie entsprach einer europäischen Geistesströmung, und spanische Schriften aus jener Zeit bringen lebhaft zum Bewußtsein, daß dieses Land in ihr mitzuschwimmen verstand (so die Studien des betagten sozialpolitischen Vorkämpfers Severino Aznar, die ein halbamtlicher Madrider Verlag zur Zeit gesammelt herausgibt). Warum muß, was damals so europäisch wirkte, sich heute zu einer Geste nationaler Isolierung zuspitzen? Die Schuld mag sich verteilen; je mehr Spanien von den andern isoliert wird, desto mehr isoliert es sich selbst. Doch wie immer dem sei, am Ende hat „das Soziale“ mit jenem ruhmlosen Kapitel internationaler Nachkriegspolitik, der immer noch schwebenden „spanischen Frage“, mehr zu tun als man glaubt.

**Krise des ERP?** Wir meinen damit nicht den heftigen Ausfall des alten Tennessee-Demokraten McKellar im Senat gegen den ECA-Administrator Paul Hoffman mit der Forderung seines sofortigen Rücktritts „im Interesse der USA wie Europas“. Ebenso wenig das Geplänkel im Kongreß um die Kürzung der Dollaranweisungen für die zweite Jahresrate. Das sind Erscheinungen, die sich wieder einrenken werden. Wenn man trotzdem von einer Krise des ERP sprechen muß, so liegt sie auf dem Gebiet der veränderten Aufgabenstellung in Europa und des neuen Klimas der Weltwirtschaft mit seiner allgemeinen Tendenz zur Deflation, zum Sinken der Preise, des Wandels vom Produzenten- zum Konsumentenmarkt und der schrumpfenden Märkte bei steigender Konkurrenz.

Denken wir zurück. Im ersten Jahr war es die Aufgabe des ERP, ganz einfach den Hunger zu beheben und die Produktion Europas anzukurbeln. Sie ist erstaunlich schnell gelöst worden, bei einem Stand der industriellen Erzeugung, der heute (einschließlich Deutschlands) 108 Prozent der Friedensproduktion erreicht. Die Aufgabe des zweiten Jahres lautet nun: Ankurbelung des Handels, ohne die es auf einzelnen Gebieten bereits wieder zu einer unechten Überproduktion kommen muß. Ihrer Lösung stehen Schwierigkeiten entgegen. Sie liegen erstens im intereuropäischen Handel (der sich erst auf 70 Prozent des Friedensstandes erholt hat), und zwar sowohl auf fiskalischem (Einfuhrsperren und Kontingentierungen), wie auf finanziellem (Nichtkonvertierbarkeit der bewirtschafteten Währungen) Gebiet. Zweitens in den politischen Hemmungen einer in das ERP einkalkulierten Wiederbelebung des Ost-West-Handels (heute erst 42 Prozent von 1938). Und drit-

tens in der europäischen Drosselung der Einfuhren aus USA, die bei der dort steigenden Produktion im Falle einer schärferen Deflation den Ast des ERP absägen muß.

Die aussichtsreichsten Möglichkeiten bietet der intereuropäische Handel. Er ist heute im Bilateralismus, der die 19 Länder durch 78 zweiseitige Handelsabkommen ohne natürlichen Ausweitungsspielraum verbindet, erstarrt. Man hat dafür das sehr treffende Bild gebraucht, daß dieser Handel früher einem großen Teich glich, an dem jedes der Länder seinen Pier hatte, zwischen denen die Waren auf dem Wasser der freien Währungen ungehindert hin und her schwammen. Heute ist aus dem Teich ein System von Kanälen geworden, die nur je zwei Länder miteinander verbinden und zudem noch mit Schleusen versehen sind. Das mag vorübergehend notwendig gewesen sein, aber — das Wasser des Teichs ist dadurch fast versiegt und ebenso der Verkehr. Eine Liberalisierung des Handels in Richtung des Multilateralismus ist also das Hauptgebot von 1949. Darauf drängen die USA. Darauf drängt auch der optimistische Teil Europas, der wie Belgien, Frankreich, die Schweiz, das Heil nicht in Einschränkungen, sondern in einer Ausweitung des Handels und Konsums sieht, während England und Skandinavien für Enthaltensamkeit sind, bis das Dollar-Defizit behoben ist. Das Europäische „Wirtschaftskabinett“ hat sich auf seiner letzten Tagung erst zu einer Lockerung der fiskalischen Schranken entschließen können. An die finanzielle Lockerung, die freiere Währungskonvertierung, will man dagegen unter dem Einfluß Cripps', der eine Abwertung des Pfundes ablehnt, nicht heran, obwohl der bisherige intereuropäische Währungsausgleichsplan, das ERP innerhalb des ERP, am 30. Juni abläuft.

Es ist gewiß besser eine Ausweitung des Handels durch Senkung der Produktionskosten zu erzielen, statt durch Senkung der Währungen. Aber es ist fraglich, ob das Regime des engen Leibriemens in England noch eine weitere Verengung gestattet. Es wäre aber die einzige Alternative zu einer Pfundabwertung, um den jetzt, infolge zu hoher Preise, wieder rückläufigen Export Englands und damit das Rückgrat seiner Sanierung, die auch für Europa unerlässlich ist, zu stützen. Die Amerikaner versprechen sich auch hier, neben einer Dollaraufwertung durch Freigabe der Währungen, den Ausweg aus der Klemme durch eine Liberalisierung des Handels, die den freien Wettbewerb wieder zum Regulator der Kosten macht, eine Funktion, die durch das System der Eingleisigkeit mit festen Preisen und sicheren Märkten ausgeschaltet war. Sie drängen zudem auf die Erschließung neuer Märkte — und hier ist es vor allem die Wiedereinschaltung Deutschlands (unter Lösung der D-Mark vom Dollar) — um das verkrampte europäische System wieder flott zu machen. Die Europareise des USA-Finanzministers Snyder, der „hart“ sein will, wird im Juli wohl Entscheidendes für die Lösung dieser Krise und den künftigen Kurs des ERP bringen.



**„Rapallo“** Nachdem — wohl im letzten Herbst — von der sowjetisch- und **„Neutralität“** lizenzierten Berliner Presse der „Geist von Rapallo“ wohlwollend und mit offensichtlich werbender Geste beschworen wurde, treibt dies Gespenst in unzähligen Leitartikeln des In- und Auslandes sein Unwesen. Es ist üblich geworden, auf die geheimen Verbindungen zwischen Reichswehr und Rotem Generalstab in der Epoche der Weimarer Republik hinzuweisen, um zur geheimen Paulusarmee und der Sowjetzonenpolizei unter dem Kommando umgeschulter Hitler-Offiziere überzuleiten. Kaum jemand wird den Text des Vertrages vom 17. April 1922 hervorgeholt und durchstudiert haben, den Rathenau und Tschitscherin in dem eine Autostunde von Genua entfernten Rivierahotel zu Zeiten jener europäischen Konferenz unterzeichneten, zu der Deutschland und die damals noch von niemandem de jure anerkannte revolutionäre Sowjetregierung Rußlands erstmalig eingeladen waren. 28 europäische Staaten, dazu Japan und die britischen Dominien, nicht aber die Türkei und Amerika waren vertreten. Acht Tage nach Konferenzbeginn war es Tschitscherin klar, daß er ohne Anerkennung der zaristischen Schulden keine politische Anerkennung seiner Regierung erreichen werde. Für die deutsche Delegation unter Reichskanzler Wirth bestand keine Hoffnung, in der Reparationsfrage Verständnis bei den westlichen Gläubigern zu finden. Tschitscherins Vorschlag einer Abrüstungsdebatte fiel unter den Tisch. Im Rapallovertrag einigten sich deshalb Deutschland und die Sowjetregierung über die Aufnahme diplomatischer Beziehungen, gegenseitigen Verzicht auf Entschädigungen für Kriegs- und Verstaatlichungsschäden und Meistbegünstigung im Wirtschaftsverkehr. Politisch war eine gegenseitige Konsultationspflicht angedeutet. Es handelte sich also hauptsächlich um einen Wirtschaftsvertrag mit weitgehenden politischen Konsequenzen: für den Botschafteraustausch hatte die russische Regierung darauf verzichtet, zukünftig von Art. 116 des Versailler Vertrags Gebrauch zu machen, worin ihr ein Anspruch auf deutsche Reparationen offen gehalten worden war. In Frankreich bestand einige Hoffnung, Rußland würde wenigstens bereit sein, die zaristische Schuldenlast zu den deutschen Reparationspflichten zu addieren. Damit war es nun auch nichts. Die Konferenz von Genua scheiterte. Wollte man heute das rechte Zeichen zur Beschwörung des Geists von Rapallo wählen, so müßte man ihn auf dem Hintergrund des Schlagworts „Ost-West-Handel“ und im freundlichen Schimmer russischer Großzügigkeit gegenüber deutschen Wiedergutmachungspflichten erscheinen lassen.

Obwohl Wirth und Tschitscherin feierlich und der Wahrheit entsprechend versichert hatten, daß der Rapallovertrag kein gegen Polen gerichtetes geheimes Militärabkommen als Annex enthielte, hatte er dennoch militärische Konsequenzen, allerdings in einem der heutigen landläufigen Deutung entgegengesetzten Sinne. Seit dem polnisch-sowjetischen Krieg von 1920 bestanden gewisse Verbindungen zwischen Seeckt und dem Roten Generalstab, die aus der gemeinsamen Angst der weitgehend waffenlosen östlichen

und westlichen Nachbarn Polens vor Abenteuern (à la Wilna-Aktion gegen Litauen) geboren und somit nicht unbegründet waren, zumal Polen als Frankreichs Verbündeter politisch und militärisch überlegen erschien. Von diesen militärischen Dingen wußten Ebert und der jeweilige Reichskanzler etwas, wenn auch nicht alles. Als Graf Brockdorff-Rantzau erster deutscher Botschafter am Kreml werden sollte, mußte auch er ins Bild gesetzt werden; er war entsetzt, wie seine — vor einigen Monaten in einer in Berlin von der amerikanischen Besatzungsmacht herausgegebenen Zeitschrift erstmalig veröffentlichte — Denkschrift beweist. In einer Gegenschrift ließ Seeckt keinen Zweifel darüber, daß er diesen Diplomaten für einen Feigling und vaterlandslosen Gesellen, also für ungeeignet hielt. Brockdorff-Rantzau weigerte sich zunächst, seinen Posten anzutreten, bevor diese Beleidigung nicht gesühnt und die Forderung, den Verkehr der deutschen Militärs mit Moskau seiner Kontrolle zu unterstellen, nicht erfüllt war. Unter der Drohung der Besetzung des Ruhrgebiets durch die Franzosen kam dann eine steife Versöhnung zustande und der Graf überreichte im Kreml seine Briefe. Faktisch hat Rapallo also die geheimen militärischen Verbindungen, deren Abbruch ohne größtenteils Verletzung der Sowjets unmöglich war, an die diplomatische Kandare genommen mit dem erreichten Zweck, sie so klein und ungefährlich wie möglich zu halten. Im Verhältnis zu dem 1928 einsetzenden Industrialisierungsprogramm der Sowjets hatten die kleinen waffentechnischen Versuchsanstalten, die gemeinsam betrieben wurden, überhaupt keine Bedeutung. An den deutschen Milliardenlieferungen für den Aufbau der sowjetischen Schwerindustrie, die sich vor aller Öffentlichkeit und im heftigen internationalen Wettbewerb vollzogen, verdienten nicht nur die deutschen Fabriken und die das „Russengeschäft“ finanzierenden Banken, sondern auch ihre amerikanischen Kapitalgeber, die im übrigen genau im Bilde waren.

„Rapallo“ hat niemals eine Ostorientierung der deutschen Außenpolitik bedeutet, was heute gern unterstellt wird. Eine solche Orientierung hat keine einzige der vielen Regierungen der Weimarer Republik gehabt, weil sich weder die vom Zentrum noch die von der Sozialdemokratie her kommenden Politiker hierzu verstanden, geschweige denn Stresemann, der die Verständigung mit Frankreich mit dem Verstand und dem Herzen betrieb. Eine politische Basis erhielt das deutsch-sowjetische Verhältnis erst 1926 in dem Berliner Vertrag, der ein schlecht funktionierender Konsultativpakt war und nur zusammen mit dem Locarno-Vertrag gesehen werden kann, ja auch damals gesehen wurde. Beide zusammen waren Steine am mühseligen Weg mit dem Ziel, die abgerüstete Weimarer Republik durch eine Politik des Gleichgewichts weltpolitisch zu neutralisieren, was nur gelingen konnte, solange das Problem der allgemeinen Abrüstung wenigstens formell noch auf der Tagesordnung des Völkerbunds stand.

Es ist leicht zu sehen, daß eine Beschwörung des Rapallogesichts in der heutigen deutschen Situation zu keinerlei Parallelen ermutigen kann, es sei

denn, daß wir die Russen daran zu erinnern wünschen, ihre Reparationsforderungen heute wie damals zu streichen. Da heute die Deutschen jedoch zu keinerlei politischen Gegenleistungen fähig sind, wäre dies ein platonischer Appell an die Großmut. Nur noch eine wertvolle Klarstellung läßt sich aus dieser Erinnerung ableiten: daß der Wunsch einer weltpolitischen Neutralisierung, den jeder Staatsraum, der waffenlos ist, haben muß, nicht gleichbedeutend ist mit dem Streben nach international anerkannter Neutralität, wie sie die Schweiz besitzt und wahren konnte, nicht aber Belgien und Holland.

**Die Cyrenaika —** Der ständige Unterstaatssekretär im Foreign Office, **ein erster Schritt** Sir William Strang, hatte jüngst in Libyen seine Reise nach dem Mittleren Osten begonnen. Am 1. Juni erklärte dann Sayyed Jdri, Emir der Senussi, die Cyrenaika für unabhängig. Der britische Administrator deutete diesen Schritt, den er sofort anerkannte, in Worten, die den Begriff der Unabhängigkeit eigentlich aufheben: der internationale Status des Landes bleibe unberührt, es handle sich um innere Selbstverwaltung. Beide Partner kennen sich zu lange, um sich durch Reden überspielen zu wollen. Sie haben mit verteilten Rollen erklärt, daß jetzt ein (bescheidenes) Teilstück arabischer Emanzipation in Nordafrika vor sich gehen soll. Der Führungsanspruch der Senussi in der Cyrenaika ist unbestritten, setzt man doch vielfach die arabische Bevölkerung mit dem herrschenden Senussi-Orden einfach gleich. Hundert Jahre alt ist diese Islambruderschaft, deren erstes Kloster bei Derna stand und deren militanter Charakter ihr staatsbildende Kraft gab. Die Cyrenaika wurde Mittelpunkt eines Wüstenreiches, das sich den Türken erst 1909, kurz vor deren Verdrängung aus Nordafrika, unterwarf. Die Italiener aber brachen den letzten Widerstand der Senussi erst 1931. Sayyed Jdri ist ein Enkel des Ordensgründers. Sein Vorgänger und Vetter hielt es im ersten Weltkrieg mit den Deutschen, machte den Engländern in Ägypten zu schaffen und mußte 1916 besiegt in die Türkei entweichen. Er selbst unterstellte sich damals den Italienern, um sie später zu bekämpfen und endlich ebenfalls in die Emigration zu gehen. Die letzten Kampfbahre machte er nicht mit, aber ihm kam auch die Versöhnungspolitik Mussolinis nicht zugute. Er blieb in Kairo und stellte sich 1939 den Engländern zur Verfügung, als deren Verbündeter er siegreich in das Land einzog, das inzwischen Rommels Panzer durchfahren hatten. Mehr als auf ihn, dessen Autorität als geistliches und weltliches Oberhaupt der Seinen auch ohne überragende Führereigenschaften anerkannt wird, hoffen die Nationalisten auf seinen Neffen Sayyed Belgasse, einen der leitenden arabischen Beamten, die die Briten schon längere Zeit an der Verwaltung beteiligen. Die Selbstverwaltung wird ein Fortschritt, aber nichts umstürzend Neues sein. Von einem neuen Staat zu sprechen wäre verfrüht. Doch haben die Eng-



länder am Beispiel des Irak gezeigt, daß sie es mit der Erziehung arabischer Völker zur Freiheit ernst meinen, und am Beispiel Transjordanien, daß sie gute Verbündete sind, bleibendes Interesse am Land vorausgesetzt — und dafür sorgt die strategische Rolle der Cyrenaika.

Und die Einheit Libyens? Den Fezzan, den Südwesten des Riesengebiets, verwaltet und wünscht Frankreich. Tripolitanien hatte Bevin für die Zeit ab 1951 Sforza versprochen, und unter den Staaten der Vereinten Nationen kann im Herbst mancher anders stimmen als im Mai! — Italien verwaltete Libyens Ost- und Westhälfte zeitweilig (1919—1935) als zwei getrennte Kolonien, auch die frühere Geschichte zwingt nicht zur Anerkennung des „up ewig ungedeelt“. Auch in Tripolis hat erst der Widerstand gegen Italien (und England!) die Parteigruppen zum Bekenntnis „Einheit und Idris“ zusammengeführt. Der Emir selbst hat, auch hierin Realpolitiker, zunächst nur vom erwünschten Anschluß Tripolitaniens in föderativer Form gesprochen. Die freie arabische Welt freut sich der halben Maßnahme nicht, sie glaubt die volle Freiheit und libysche Einheit verraten. Aber das Oberhaupt der Senussi, einer Gemeinschaft, die fanatisch immer aufs Ganze ging, treibt, sicherlich auch er mit kühneren Endzielen, die Kunst des Möglichen.

**Realpolitik** Das weise Kompromiß der Commonwealth-Konferenz trägt in Südafrika bereits seine ersten Früchte. Wie wir erwartet hatten (vgl.

Seite 489 im Juniheft der DR), ist durch den Beschluß, die Republik Indien als vollberechtigtes Mitglied des Commonwealth anzuerkennen, der republikanischen Agitation der extremen Nationalisten in der Südafrikanischen Union die Spitze abgebrochen worden. Nach der Rückkehr des Premierministers Dr. Malan aus London hat im Parlament der Union eine überaus bemerkenswerte Debatte stattgefunden. Dr. Malan selbst bekannte sich nach wie vor zum Gedanken einer südafrikanischen Republik, erklärte jedoch gleichzeitig, daß diese Frage gegenwärtig nicht akut wäre. Große Überraschung rief aber besonders auf dem extremen Flügel der Nationalisten die Erklärung Malans hervor, daß es im Interesse Südafrikas läge, Mitglied des Commonwealth zu bleiben, und zwar auf unabsehbare Zeit.

So unerwartet war diese realpolitische Erklärung des Premierministers, daß der Oppositionsführer, Feldmarschall Smuts, sich auf einige Einwände zweitrangiger Art beschränkte, und daß man den Eindruck gewann, es handelte sich zwischen Malan und Smuts eher um einen graduellen als um einen prinzipiellen Unterschied der Auffassungen. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt durch die anschließende Rede des Finanzministers Havenga, der als Vertreter der kleinen, aber für die Regierungsmehrheit entscheidenden Afrikanerpartei sprach. Havenga erklärte, eine Republik würde auch nicht ein Iota zu der Freiheit hinzufügen, deren sich die Union erfreute. Auch er sprach sich persönlich für eine Republik aus, gab aber gleich-

zeitig zu verstehen, daß auf absehbare Zeit der jetzige Zustand erhalten bleiben sollte.

Unter diesen Umständen müßte die United Party unter Smuts künftigen Wahlen geradezu mit Sorge entgegensehen, wenn nicht die Vertreter des radikalen Regierungsflügels in der Debatte nachdrücklich erklärt hätten, daß sie nach wie vor den Wunsch hätten, nicht dem indischen, sondern dem irischen Beispiel zu folgen und lieber heute als morgen aus dem Empire auszuscheiden.

Angesichts dieser Diskrepanz ist es nicht erstaunlich, daß man in Kapstadt über die Möglichkeiten einer Spaltung der nationalistischen Regierungspartei zu spekulieren beginnt. Es wäre vorläufig zweifellos verfrüht, mit einer solchen Entwicklung zu rechnen. Ausgeschlossen ist sie aber nicht, zumal es in der südafrikanischen Geschichte Vorbilder dafür gibt. Dr. Malan selbst führte vor zwanzig Jahren den radikalen Flügel der von General Hertzog geleiteten Partei und rief dann schließlich die Spaltung hervor, die Hertzog zum Bündnis mit Smuts veranlaßte. Es wäre ein Witz der Geschichte, wenn nun Malan von den radikalen Elementen seiner Partei, deren maßgebliche Vertreter die beiden Führer der Nationalisten im Transvaal und Oranje-Freistaat — beides Provinzen der Union —, Strydom und Swart, sind, ein ähnliches Schicksal bereitet würde.

Die übrige Welt wird diese Entwicklung in Ruhe abwarten können. Sie kann das um so eher tun, als die Ereignisse der jüngsten Wochen gezeigt haben, daß die Sorge vor einer faschistischen Entwicklung in Südafrika, die sich auf mancherlei bedrohliche Anzeichen gründete, wohl mindestens solange nicht akut werden dürfte, wie Dr. Malan als Premierminister im Amte bleibt. Die Entwicklung zur Realpolitik hin, die wir gegenwärtig in Südafrika erleben, ist nur ein weiteres Beispiel dafür, wie verschieden sich die Dinge doch ansehen, ob man auf der Bank der Opposition oder ob man in der Regierung sitzt.

**Politik im Jupiterlicht** Es ist gut und richtig, wenn den Regierungen scharf auf die Finger gesehen wird. Das ist eine der Aufgaben der Parlamente und der Öffentlichkeit. Aber wenn man das öffentliche Leben der USA betrachtet, so scheint sich hier in der letzten Zeit des Guten fast etwas zu viel zu tun. Als Gegenreaktion auf die ausgebliebene Nachkriegsentspannung der Nerven und im Zuge des allgemeinen amerikanischen Hangs zur „Dramatisierung“ hat sich eine Unruhe entwickelt, die in der Furcht vor einer Wirtschaftsdepression und in der Strategie des Kalten Krieges nahezu an Hysterie grenzt.

Als die Preise kletterten, sprach man von Inflation und einem „Delirium trumans“. Jetzt fürchtet man die Deflation, und allein das Gerücht, daß die amtliche Statistik die Arbeitslosenziffer unterbewertete, brachte an der Börse an einem Tage Kursverluste von einer Milliarde Dollar. Dabei sind

sich die Sachverständigen einig, daß es sich weniger um eine Krise der nur in einem gesunden Anpassungsvorgang auspendelnden Wirtschaft, als um eine Depression der Nerven handelt. Daneben rast die Jagd nach den überall gewitterten Spionen. Im Herbst war es der „Rote Hering“ der Miß Bentley. Im Frühling ist es der „Gelbe Kürbis“ mit seinem mysteriösen Inhalt an (recht harmlosen) Geheimdokumenten des State Department, die von Alger Hiss einem roten Agenten ausgehändigt worden sein sollen und zu einem Prozeß emporwucherten. Außerdem laufen der Prozeß gegen das „Politbüro“ der elf führenden Kommunisten, die einer „Verschwörung“ verdächtig sind, und das Verfahren gegen die Angestellte des Justizministeriums Judith Koplon. Statt froh zu sein, einen Mann wie Eisler vom Halse zu haben, ließ man ihn in England von seinem polnischen Schiff zerren, um sich von einem Londoner Richter eine Lektion in Demokratie und besseren Nerven zu holen, und auch die Behandlung der „Batory“ bei ihrer Rückkehr nach New York erinnerte im Urteil mancher Amerikaner stark an die Methoden eines Polizeistaates dritter Güte. Und dann die scharfen „Verhöre“ verdienter und bewährter Männer vor den Ausschüssen des Kongreß — angefangen von Acheson bis zum Treuhänder der Atombombe, David Lilienthal, dem „unglaubliche Mißwirtschaft“ vorgeworfen wird.

Fast alle diese Prozesse und Vernehmungen haben Opfer gefordert. Harry White, die rechte Hand Morgenthau, der auch seinen „Plan“ verfaßt haben soll, verschied am Herzschlag. Marvin Smith stürzte sich aus einem Fenster des Justizministeriums. Laurence Duggan, der Direktor des Instituts für Internationale Erziehung, früher im State Department, sprang aus dem 16. Stock auf den Broadway. Alle wegen des „Roten Herings“. Morton Kent, früher im State Department, wurde aus dem Potomac gefischt. Auch den an solchen Prozessen nicht Beteiligten versagen oft die Nerven. Sumner Welles, der ehemalige Unterstaatssekretär des Auswärtigen, brach auf einem Spaziergang in der Weihnachtsnacht zusammen und konnte seine journalistische Tätigkeit bis heute nicht wieder aufnehmen. James Forrestal, des Kesseltreibens gegen sich und der schweren Entscheidungen im Verteidigungsministerium müde, stürzte sich in einem unbewachten Augenblick aus dem Marinehospital in die Tiefe. Bei der Heimkehr von Forrestals Beisetzung fand Admiral Roper, der Sohn des früheren Handelsministers, daß sein Bruder Selbstmord verübt hatte. Einzelne und besonders tragische Fälle der 16 000 „erfolgreichen“ Selbstmorde, die heute jährlich in den USA registriert werden. Es hat solches auch zu anderen Zeiten und in anderen Ländern gegeben; Castlereagh, englischer Außenminister und die Seele der Koalition gegen Napoleon, nahm sich nach dem Siege in einer Nervenkrise mit einem Federmesser das Leben. Die Häufung ist es, die erschrecken läßt. Der Verschleiß gerade an den besten und geistig empfindsamsten Männern ist groß. Sie ernten weniger Dank und sind dem Mißtrauen mehr ausgesetzt als es der natürlichen Stabilität dieses großen, innerlich wie äußerlich gesicherten Landes ziemt, und als ihre Nerven heute vertragen. Die Kehr-



seite einer faszinierenden, bunten und lebendigen, aber mitunter auch tödlichen Dramaturgie der Politik.

Forrestal hinterließ einen Band Sophokles, aufgeschlagen an der Stelle: „Wenn die Tage der Vernunft sich verdunkeln, ist es besser zu sterben und zu schlafen...“ Auch die USA sehnen sich nach Ruhe und Frieden der Geister. Wäre es sonst denkbar, daß das Buch des Rabbi Liebmann „Peace of Mind“, das lange hindurch die Spitze der Best-Seller hielt, jetzt von Sheens „Peace of Soul“ abgelöst wurde, und daß Dale Carnegies „How to stop worrying and start living“ ein dritter Best-Seller ist? Das Jupiterlicht allein ist kein Nervenberuhigungsmittel. Es mag Klarheit schaffen und gute Sicht. Aber der Preis ist hoch.

**Ein politisches Spektakelstück** Zum Glück gab es noch Journalisten, die es fertigbrachten, die Kalifenhochzeit in Tetuan anfangs Juni einfach zu beschreiben. Ein Mahl für dreihundert Gäste im Palast, zu dem sie eingeladen waren, ertöte in ihnen wohl die letzte Neigung, zu argumentieren und zu spekulieren, wie andere Journalisten, oder grobe Indiskretionen über das Ereignis zu verbreiten. Gerne gab man sich mit ihren einzigen beiden Neuigkeiten zufrieden: Der Kalif hatte nicht darauf bestanden, den Europäern vierzig Gänge aufzutischen; er hatte auch auf den alten Brauch verzichtet, seine Braut in einem Käfig nach der Hauptstadt bringen zu lassen. Für Beteiligte, Zuschauer und Zeitungsleser ging also das Fest mit all seinen Ausschreitungen in Farben, Tönen, verschwenderischen Geschenken, wildem Galoppieren und Indieluftschießen — ging der grelle, betäubende Augen- und Ohrenschmaus, wenn man so sagen darf, in vollster Harmonie über das spanische Protektorat dahin. Die dankbaren Kinoreporter waren überzeugt, sie würden dergleichen nie wieder im Leben zu „drehen“ bekommen, und wahrscheinlich hatten sie recht. Der Islam bezaubert immer noch durch den Rest von Zeitlosigkeit, der ihm verblieben ist, aber auch im abseitigen Spanisch-Marokko werden die vierzig Gänge schon herabgesetzt und der Brautkäfig aus dem Zeremoniell gestrichen. Zeitlosigkeit ließ aus dem verworrenen Krach von Tetuan noch einmal eine Ahnung von gelassener Ruhe aufsteigen wie die Rauchsäule vom alttestamentarischen Opfertisch an einem windstillen Tage. Fern in Madrid wenigstens kann man nicht umhin, die Kalifenhochzeit erholsam für uns alle zu finden.

Keineswegs aber läßt sich dies der Abwesenheit des Politischen zuschreiben. Die Heirat Muley Hassans und der Prinzessin Lala Fathma Zohra bedeutet zum mindesten eine ansehnliche Etappe in der Familienpolitik der Kalifen von Tetuan. Das von den Spaniern ins Leben gerufene Kalifat ist jungen Datums (1912). Wie das damals gegründete spanische Protektorat überhaupt, dessen militärischen Stahlrahmen es mit zivilem Inhalt ausfüllen half, war es einem einstweiligen Abschluß der europäischen Rivalitäten in

Nordwestafrika zu verdanken, der sich als unvermutet dauerhaft erwies. Spanien, das seit einer Reihe von Jahren schon dem wachsenden Druck der französischen Kolonialpolitik nachgegeben hatte, brachte diesem Abschluß seine übrigen Hoffnungen in Marokko zum Opfer. Eine Weile zwar spielten einflußreiche Spanier mit dem kühnen Gedanken, zum ersten Kalifen von Tetuan niemand Geringeren als Muley Achmed el Raisuli zu bestellen, den Todfeind der Franzosen, der als Scherif (Abkommling des Propheten) dem im französischen Fez residierenden Sultan von ganz Marokko wenigstens an religiöser Autorität ebenbürtig war. Doch Raisuli war dank späteren Ungeschicklichkeiten Spaniens zu einer für die paktierenden europäischen Mächte gefährlichen Rolle bestimmt. Die Vakanz in Tetuan erledigte sich auf nicht allzu wählerische Weise. Der erste Kalif war der Sohn eines Provinzialgouverneurs des Sultans von Fez und bekleidete, wie es scheint, selber den Posten eines Sekretärs des Sultans. Seine Familie zeichnete sich weder durch dynastische noch religiöse Privilegien aus. Im Protektorsvertrag von 1912 wurden die Vollmachten des Kalifen von Tetuan durch den Sultan von Fez ausdrücklich delegiert, mehr nicht, und der Sultan behielt das Recht, jeweils die Nachfolge der Kalifen durch seine Auswahl aus zwei Kandidaten zu bestimmen, die ihm die Regierung von Tetuan vorschlägt. Lauter Gründe, die verständlicherweise Spanien und die Bevölkerung seiner marokkanischen Zone, soweit sie nicht das Protektorat überhaupt bekämpft, begierig auf eine Gelegenheit machten, das selbständige Ansehen des Kalifats zu erhöhen. Der Status von Tetuan hatte aber auch unter dem heutigen zweiten Inhaber, einem Sohn des ersten Kalifen, bisher keine Änderung erfahren.

Diesem Verlangen ist nun die Hochzeit von Tetuan zu einem beträchtlichen Teil gerecht geworden. Lala Fathma Zohra ist eine Nichte des gegenwärtigen Sultans von Fez und bringt nach Tetuan außer dem Prestige ihrer regierenden Familie auch deren religiöses — scherifisches — Vorrecht mit, die „baraka“, den Segen des Propheten, zu erteilen. Die religiöse Oberhoheit des Sultans erlischt allerdings damit nicht, noch wird sie es an dem Tage, an dem ein Sprößling der Neuvermählten und Erbe der mütterlichen Scherifenwürde in den Kalifenpalast einziehen sollte. Daß dieser Tag kommen wird, bleibt ebenfalls infolge der erwähnten Mitbestimmung des Sultans über die Nachfolge des Kalifats unverbürgt, ist aber in Anbetracht der Umstände hochwahrscheinlich geworden. Fez hat bisher nur eine einzige Gelegenheit gehabt, sich als Mithüter des Tetuaner Nachfolgerechts geltend zu machen. Soviel man weiß, hat aber damals (1925) der Sultan nicht versäumt, sein Ohr auch den spanischen Wünschen zu leihen, indem er Muley Hassan seinem mitvorgeschlagenen älteren Bruder vorzog.

Oder wird, lange bevor die Nachfolgefrage wiederkehrt, der Hof von Tetuan den politischen Einfluß seiner neuen Hausherrin zu spüren bekommen? Selbst ein so unerhörtes Novum kann nicht mehr zu den Dingen der Unmöglichkeit gerechnet werden. Lala Fathma Zohra, in Tanger geboren

und dreiundzwanzigjährig, kennt von ihren Reisen verschiedene Länder Europas und spricht mehrere europäische Sprachen, wenn auch kein Spanisch. Sie ist die erste vollberechtigte Gemahlin des in den Vierzigern stehenden Kalifen. Doch ist Muley Hassan bereits Vater von mehreren aus seinem Harem von unfreien Frauen hervorgegangenen Söhnen, von denen einer, fünfzehnjährig, in Madrid studiert.

**Erzbischof Damaskinos** Unsere entgötterte Zeit gibt den Kirchenfürsten aller Bekannnisse, die sich in ihr bewähren, neue Würden: dem die Krone des Märtyrers, jenem die Führung seines Volkes. Der vor einigen Wochen verstorbene Erzbischof von Athen und ganz Griechenland, Damaskinos, verkörperte als Regent den griechischen Staat, bevor der König nach dem Ende des Krieges ins Land zurückkehrte. Der König aber kam erst, nachdem die Volksmehrheit sich dafür erklärt hatte, während das Mandat des Regenten sich von selbst verstand. Und vorher, in der Besetzungszeit, war die Rolle des Erzbischofs noch augenfälliger. Von den drei Regierungen, die es gleichzeitig gab — die von den Besatzungsmächten eingesetzte in Athen, die Exilregierung in Kairo und die (schon damals) rote Regierung „irgendwo in den Bergen“ —, durfte keine zu Recht behaupten, sie vertrete das ganze griechische Volk. Damaskinos aber konnte es. Nicht weil er heimlich oder offen mit allen Gewalten im Bunde stand, sondern weil er ohne Scheu erklärte, er sei Oberhirte aller orthodoxen Griechen, auch derer auf der andern Seite. Er war nicht bloß ein mutiger Mann, wenn er verfocht, was er für gut hielt. Er war auch ein Meister der Wege und Auswege, wußte Menschen zu behandeln und zu gewinnen. Wer mit ihm verhandelte, hatte bald den Priester voll beschwörender Glaubensinbrunst, bald den schlagfertigen, ironischen Redner, bald den klugen, von hoher Warte her argumentierenden Diplomaten, bald den Kämpfer vor sich, der sich in der Leidenschaft selbst schonungslos preisgab. Erst in der Besetzungszeit, als die Athener Regierung unter Duldung der Achsenmächte seine vorher vom Diktator Metaxas annullierte Wahl wiederholen ließ, trat er sein Amt an. Der selbstherrliche Mann war deutschen, griechischen und italienischen Stellen ein vielfach recht unbequemer Partner, aber er suchte und fand Helfer in allen Lagern, wenn er dem Unrecht steuern wollte, denn sein reines, leidenschaftliches Wollen wußte Herzen zu öffnen. Er hielt eine weitgehende Zusammenarbeit mit den Machthabern, auch das Bestehen einer griechischen Regierung mit dieser Grundlinie, für nötig. Der Eid der Minister wurde in seine Hand abgelegt. Er selbst bestimmte manchen dazu, die schwere Bürde eines solchen Amts auf sich zu nehmen. So mag er in schwere Konflikte gekommen sein, als später, unter seiner Regentschaft, eben diese Männer abgeurteilt wurden. Die Doppelrolle des Widerstandskämpfers und „Kollaborateurs“, deren von Außenstehenden so schwer



zu würdigende Problematik wir Deutsche, nicht erst aus dem Fall Weizsäcker, kennen, auch ein Damaskinos hat sie gespielt. Neben seinem amtlichen Wirken stand das illegale, das er trotz aller Überwachung — den gefährlichen Gegner durch volle Internierung zum Märtyrer zu machen, scheute man! — betrieb. Wie umfangreich es war, läßt sich kaum bestimmen. Die schon im Krieg um seine Person rankende Legende, die manche seiner Wesenszüge nicht kennen will, macht ihn heute zum heimlichen Leiter der Widerstandsbewegung. Sicher aber hat er ihren roten Flügel nicht mißachtet, wie er denn auch nie für eine öffentliche Verdammung des Bolschewismus zu haben war. Erst später, als Regent, sah er sich veranlaßt, diese Haltung aufzugeben und, dann freilich vernehmlich, gegen das landmordende rote Wüten aufzurufen. Darum äußerte auch der Sender des „Freien Griechenland“, sein Tod lasse jeden Griechen kühl. Die Wahrheit dürfte anders sein.

**Nein, Nein** Meistens wird man mit tiefstem Bedauern feststellen, daß  
— **Ja, Ja** innenpolitische Fragen und Entscheidungen auch von außenpolitischer Bedeutung sind. So hat das gesamte Ausland bei der Verabschiedung des Bonner Grundgesetzes mit einiger Verwunderung auf den Bayerischen Landtag geblickt, der dieses Gesetz, das die erste Sprosse auf jener Leiter bedeuten soll, die uns wieder zu einer Eigenstaatlichkeit führen kann, mit einem Nein, Nein — Ja, Ja verabschiedet hat. Die CSU und damit die Bayerische Regierung glaubten ihr Nein aussprechen zu müssen, weil die Bayernpartei allzu wirksame Polemik aus einem Ja hätte schmieden können, jene Partei, deren Führer Dr. Baumgartner das Grundgesetz als Schundgesetz bezeichnet hat. Nach dem Nein bemühte sich die Regierung jedoch, die Rechtsverbindlichkeit des durch die anderen Länder Westdeutschlands angenommenen Grundgesetzes auch für Bayern zu bejahen. Wenige Tage vor der Abstimmung im Landtag hatte allerdings der Kultusminister Dr. Hundhammer noch verlauten lassen, daß notfalls Bayern auch außerhalb des deutschen Bundes, vielleicht als Bayerische Monarchie, leben könne. Für jene ausländischen Kreise, die immer noch glauben, man könne in Europa nach der alten These „divide et impera“ Politik machen, hätten derartige Formulierungen noch vor wenigen Monaten wie Aolsharfen geklungen. Heute hat sich aber das Gefühl der Verantwortung gegenüber Europa, das keinerlei Separatismus einzelner deutscher Länder mehr zuläßt, so gestärkt, daß die ewig Vorgestrigen es nicht mehr wagen können, ihr Haupt zu erheben, und sogar darauf verzichten müssen, ihre finanziellen Mittel fließen zu lassen. Unter Nichtbeachtung dieser außenpolitischen Konstellation hat die Bayernpartei es aber noch für richtig gehalten, gegen die vom Landtag anerkannte Rechtsverbindlichkeit des Bonner Grundgesetzes für Bayern eine Klage beim Verfassungsgerichtshof zu beantragen. Sie will das bayerische Ja lediglich als eine de-facto-Aner-

kennung eines militärischen Befehls gelten lassen, nicht aber als eine de-jure-Anerkennung der deutschen Bundesrepublik durch Bayern. Dabei gibt es aber auch Kreise innerhalb der CSU, die an derartigen Manipulationen ihre Freude haben, weil auch sie noch glauben, Bayern könne es sich leisten, auf eine „Extrawurst“ Anspruch zu erheben. Die Entwicklung drängt dahin, eine klare Scheidung zwischen einer CSU-Landespartei und einer Deutschen Bundespartei herbeizuführen. Eine derartige Klärung hatte man von dem Parteitag der CSU in Straubing am 29. Mai erwartet. Wäre es dazu gekommen, dann hätte nach der Ansicht von Kennern der bayerischen Mentalität das außenpolitische Bewußtsein der jüngeren Generation in Bayern dafür gesorgt, daß die „Landespartei“ in eine verschwindende Minorität verwandelt worden wäre. Eine Kostprobe davon bekam man, als der offizielle Kommentator des Bayerischen Rundfunks, Walter von Cube, am Samstag vor der Landtagsabstimmung über das Grundgesetz die haarsträubende Version aufstellte: Wer für das Grundgesetz stimmt, stimmt für Moskau! Er formulierte dahin, daß die Pariser Konferenz nur zustande gekommen wäre, um Deutschland durch die Alliierten an die Moskowiter auszuliefern. Für jeden, der nur eine geringe Kenntnis über die außenpolitischen Zusammenhänge und die Situation Frankreichs, Englands und sogar der USA in Europa hat, ist diese Version so abwegig, daß man darüber gar nicht diskutieren kann. Was geschah? Selbst die einfachsten Leute im Lande empörten sich über diesen Nonsens. Das wäre, sagen wir vor zwanzig Jahren, noch nicht der Fall gewesen. Die Bevölkerung lernt es langsam, in größeren Zusammenhängen zu denken — was natürlich für engstirnige Nationalisten und Separatisten nur unangenehm ist. Eine Spaltung der CSU wurde jedoch in Straubing dadurch verhindert, daß sich der Ministerpräsident Hans Ehard bereit erklärte, den Landesvorsitz seiner Partei zu übernehmen. So wurde Josef Müller gestürzt, ohne daß Alois Hundhammer seine Ambition auf den Landesvorsitz hätte verwirklichen können. Aber neben den nicht leichten Staatsgeschäften wird Dr. Ehard jetzt auch noch versuchen müssen, sich aus dem allzu eindeutigen, engbegrenzten, allem Urbanen abholden Fahrwasser Alois Hundhammers herauszuhalten.

Einst konnte sich die Bayerische Volkspartei nicht mit dem Zentrum einigen, und Hindenburg wurde Reichspräsident, einst wurde der „Feldherr“ Ludendorff ebenso wie der ominöse „Gefreite des ersten Weltkrieges“ in München aus falsch verstandenen „nationalen Gründen“ mit Glacéhandschuhen angefaßt — und die Kosten zahlten Deutschland, Europa und die Welt. Heute kann sich die CSU mit der CDU nicht einigen; heute röhrt die Bayernpartei in allzu bekannten Urlauten, und wieder bahnt sich eine gefährliche Entwicklung an. Videant Consules!

**Deutscher Evangelischer Kirchentag** Zu den schwierigsten und zugleich wichtigsten Problemen der Gegenwart gehört die Frage, ob die Kirchen in ihrer heutigen Form imstande sind, der unbezweifelbaren religiösen Sehnsucht des heutigen Menschen Erfüllung zu bringen. Daß das schließlich eine Frage an Gottes Gnade ist, weiß jeder Christ. Zugleich ist es aber eine sehr ernste Frage an die Männer der Kirche. Mit einer sehr großen Zahl von Christen sind wir der Überzeugung, daß die Kirchen ihre Aufgaben heute jedenfalls dann nicht erfüllen können, wenn nicht den Laien sehr viel größerer Einfluß auf das Leben der Kirche zugestanden wird.<sup>1)</sup>

Daher ist man zunächst geneigt, die Nachricht, daß erstmalig im Juli in Hannover ein allgemeiner „Deutscher Evangelischer Kirchentag“ geplant sei, der gleichsam ein Gegenstück zum Deutschen Katholikentag bilden und vornehmlich der Aktivierung der evangelischen Laien dienen solle, mit ungeteilter Befriedigung aufzunehmen. Die Wochenschrift „Christ und Welt“ meldet dazu, daß die Bischöfe Dibelius und Lilje, Kirchenpräsident Niemöller und Dr. Reinhold von Thadden einen diesbezüglichen Aufruf erlassen hätten. Die eigentlichen Träger sollten die evangelistischen und missionarischen Werke, nicht zuletzt auch die „Evangelischen Akademien“ sein. Die Dauerleitung werde in der Hand eines Präsidialausschusses liegen, der auf dem ersten Kirchentag gewählt werden würde. Vor allem erhoffe man sich, daß die Jugend in diesem gerade auch für sie bestimmten Versuch ihre persönliche Angelegenheit erblicke. Kernpunkt aller Überlegungen aber bleibe, durch den Kirchentag die Laien in den Stand zu setzen, ihr eigenes Anliegen selbständig zu vertreten und ihren Willen zur Mitverantwortung und zum Dienst in die Tat umzusetzen. Soweit der Bericht über das Vorhaben.

Es wäre ganz gewiß verfehlt, wollte man nun von vornherein nur mit Bedenken und Einwänden gegen einen Plan auftreten, der sicherlich aus besten Absichten entstanden und aus der ernststen Sorge um den gegenwärtigen Zustand der evangelischen Kirche geboren worden ist. Eine gründliche Kritik wird jedenfalls erst möglich sein, wenn ausführliche Berichte über den Verlauf des ersten Kirchentages in Hannover vorliegen. Immerhin stimmt doch ein Moment äußerst skeptisch: Der Aufruf zu einem Werk, das erklärtermaßen der Stärkung der verantwortlichen Mitarbeit der Laien in der Kirche dienen soll, ist unterzeichnet von drei Theologen und nur einem einzigen Laien, dem hochverdienten Dr. Reinhold von Thadden.

Darum erhebt sich die Frage, ob es sich hier wirklich um eine echte Initiative der evangelischen Laien handelt. Wir haben in diesen Nachkriegsjahren in Deutschland mehr als einen Fall erlebt, in welchem eine von evangelischen Laien ausgehende Initiative nach sehr kurzer Zeit von den

---

<sup>1)</sup> Vgl. die Glosse „... und der Laie wundert sich“ in Nr. 2/1949 der DEUTSCHEN RUNDSCHAU.



Theologen entweder überhaupt unterdrückt oder doch mindestens so sehr eingeschränkt, umhegt und mit „theologischen Sicherungen“ ausgestattet wurde, daß, bei Lichte besehen, nachher von dem ursprünglichen Vorhaben nicht mehr viel übrig blieb. Die Folge ist leider mehrfach gewesen, daß sich die Urheber solcher Pläne dann enttäuscht zurückgezogen haben, weil sie erkennen mußten, daß der Zeitpunkt für ein echtes Laienwerk in unserer Kirche, wie es deren beispielsweise in den Vereinigten Staaten zahlreiche gibt, noch nicht gekommen zu sein scheint.

Es ist daher nicht verwunderlich, wenn man einem so großen und schönen Plan, wie es ein evangelisches Gegenstück zu dem Deutschen Katholikentag darstellt, mit einiger Skepsis entgegensieht, da schon der Aufruf dazu das Mißverhältnis von Laien und Geistlichen in unserer Kirche deutlich widerspiegelt. Warum mußte das sein? Sollte es hier wiederum so liegen, daß eine Laien-Initiative von der Geistlichkeit sorgfältig kanalisiert und ihrer mitreißenden Wirkung von vornherein beraubt worden ist? Oder geht die Initiative überhaupt von den Bischöfen aus? Im zweiten Falle müßte man den Bischöfen dankbar sein, daß sie zu dem Evangelischen Kirchentag aufgerufen haben. Man müßte allerdings auch Zweifel hegen, ob ein unter solchen Auspizien zustandekommendes Werk nun von den Laien wirklich als ihr Anliegen aufgefaßt wird. Insbesondere aber stimmt der Satz nachdenklich, daß man hoffe, die Jugend werde diesen Versuch als ihre persönliche Angelegenheit betrachten. Wir befürchten mindestens insoweit eine gründliche Enttäuschung. Die vergangenen vier Jahre haben doch wohl auf allen Gebieten eines sehr nachdrücklich gelehrt: daß nämlich unsere Jugend sich nur solchen Plänen, Veranstaltungen und Bewegungen innerlich verbunden fühlt, die aus ihr selbst hervorgegangen sind.

Darum wäre es uns richtiger erschienen, wenn der Aufruf zu diesem Deutschen Evangelischen Kirchentag etwa die Unterschriften eines jungen Heimkehrers, eines Arbeiters, eines Unternehmers, eines Hochschullehrers und eines Studenten getragen hätte, zu denen dann der Name des Bischofs Dibelius als Zeichen des Einverständnisses mit dem Rat der evangelischen Kirche in Deutschland hätte hinzutreten müssen. Aber auch diese Unterschriften hätten nicht zwischen kirchenamtlichen Stellen und Parteien ausgehandelt werden dürfen, sondern hätten aus dem ursprünglichen Verlangen der evangelischen Laienschaft zusammenkommen müssen. Dann wäre von menschlicher Seite wohl alles getan worden, was nächst dem Wirken des Heiligen Geistes dem Deutschen Evangelischen Kirchentag einen Erfolg verheißen könnte.

**Otto von Taube** Was der nunmehr siebzigjährige Dichter im echten Sinne  
**70 Jahre** des Wortes „bedeutet“, das wird der gewöhnliche Literaturfreund nicht auf den ersten Blick ermessen können, zumal da das Opus in seiner Ganzheit nur schwer zu erreichen und zu übersehen ist. Mit einer gewissen lyrischen Unbekümmertheit hat der Dichter

seine Werke sich zerstreuen lassen, während andere, an Substanz sehr viel Ärmere, mit Geschick und Selbstbewußtsein ihr Schaffen gelenkt und ihre Opera sorgfältig beisammengehalten haben. Otto von Taube ist kein sehr erfolgreicher Haushalter seines Werkes; immer hat er sich und seine Werke „hingegen“. Den liebevollen Bemühungen seines treuen Merseburger Verlegers Helmut Schöpke (Verlag Friedrich Stollberg) ist es zu danken, daß immerhin an einer Stelle Wesentliches aus der späteren Schaffensperiode des Dichters vereinigt wurde: die „Wanderlieder“, der Roman „Die Metzgerpost“ und einige der vorzüglichsten Novellen. Die früheren Gedichte und Romane brachte der Insel-Verlag, während sich neuerdings der Verlag August Bagel in Düsseldorf der Novellensammlung „Wassermusik“ angenommen hat und eine Sammlung von Gedichten in Aussicht stellt. Wer sich ein wenig in den Wanderwegen des Dichters auskennt, der ist voll Staunens über die Vielfältigkeit seines Wirkens und Schaffens, der ist voll der Verwunderung über die Fülle des Lebens; und so mögen am Ende die selbstbiographischen Bücher Otto von Taubes erst ganz an den Tag bringen, was er im obengenannten Sinne bedeutet, also repräsentiert: nämlich etwas vom wesentlichen Europäertum. Der baltische Baron ist ein Wanderer nicht nur in den Ländern des Kontinents zwischen Reval und Rom; er ist ein Wanderer in den geschichtlichen Zeiten Europas. Von dieser Bewandertheit zeugen seine streng gefügten Novellen, davon zeugt namentlich auch seine „Geschichte unseres Volkes“ (Eckart-Verlag Berlin, 1938/42), zeugen seine Übersetzungen aus dem Russischen, Spanischen, Englischen und Französischen. Nicht zuletzt aber zeugt davon für die, die sich seiner Freundschaft erfreuen, sein wundersames Fabulierertum, die urbane Kunst der Unterhaltung, die Gabe, aus einem nicht zu erschöpfenden Born der Erinnerung mit pointierter Charakterisierung und anekdotischer Zuspitzung, mit viel Heitersinn und Herzensgüte Geschichten aus dieser europäischen Welt zu erzählen. In dieser Fabulierkunst, die Künstler und Fürsten, Diplomaten und Handwerksburschen, Russen, Italiener und Juden Revue passieren läßt, wirkt sich aber, sehr liebenswürdig eingekleidet, eine Fähigkeit der Kritik aus, die nicht gering zu veranschlagen ist. Die Leser der „Deutsche Rundschau“ haben in den Zeiten des großen politischen und geistigen Wirrsals Otto von Taube als den unbeirrbar lauterer Wächter der inneren Ordnung kennengelernt, der mit ernster Unbekümmertheit um die möglichen Folgen die Scheidung der Geister, wie es die Bibel gebietet, vollzog. Seinem geselligen Dichtertum, seiner lyrischen Weltseligkeit, seiner ästhetischen Kulturfreudigkeit hat er von der Bibel her selbst die Grenze gesetzt. Otto von Taube ist nicht nur nebenher, neben seinem Dichterberuf, Lektor seiner lutherischen Landeskirche in Gauting bei München; er bewährt christliches Verantwortungsbewußtsein auch da, wo er dichtet. Wer darauf verzichtet hat, die Frage nach der Bestimmung christlicher Dichtung auf naive Weise zu beantworten, wird begreifen, in welcher Spannung ein ernster, ja dogmatisch strenger Christ wie Otto von Taube zu seinem Dichtertum sich be-

findet. Die kleine Novelle „Der Sieg Don Alonso Gureas“ deutet jenes tiefe Ringen an; da sagt es der junge spanische Dichter, dessen Drama eben in Anwesenheit des königlichen Hofes und unter den Augen des großen Lope de Vega aufgeführt werden soll: „Was ich fürchte, ist diese sinnlose Verliebtheit in mein Werk und dieses Haften an mir selbst als an seinem Schöpfer.“ Plötzlich ist ihm die vernichtende Erkenntnis seiner Ichsucht zur unaufschiebbaren Entscheidung geworden: „Du wirst immer wieder, wenn du dein Ich nicht gewaltsam zerstörst, wenn du es nicht aushungerst, Ich sagen.“ Don Alonso aber hungert tatsächlich sein Ich aus: Als man ihn im Augenblick seines höchsten Triumphes sucht, um ihm den königlichen Auftrag zu übermitteln, das Festspiel auf den Untergang „Valdistans“, nämlich Wallensteins zu dichten, — da ist er bereits entwichen, um als Novize in ein Barfüßerkloster einzutreten. Wie Otto von Taube in der Novelle „Das Ende der Königsmarcks“ an die Tragik geschichtlichen Wirkens rührt, so in dieser Erzählung an die Fragwürdigkeit des rein ästhetisch dichterischen Seins. Das ästhetische Künstlertum seiner Frühzeit ist ganz und gar aufgesogen von dem theologischen Bewußtsein der christlichen Wirklichkeit, ohne daß jedoch die Wanderseligkeit des Poeten gemindert wäre; nur ist das Bild des den Handwerksburschen brüderlich gesellten Wanderers transfiguriert in das Bild des getrosten frommen Pilgersmanns, der stets gerüstet ist zum „allersehnstüchtigsten letzten Flug“.

Lesen Sie in dem nächsten Heft der „Deutsche Rundschau“

Rudolf Pechel:

DER DEUTSCHE IN EUROPA?



# FILMRUNDSCHAU

## „An ihren Filmen sollt ihr sie erkennen . . .“

### Zum englischen Film

#### I.

Der Mensch des englischen Films trägt ein Korsett. Er trägt es unauffällig und meist unter tadelloser Garderobe verborgen, aber er trägt es. Immer hat man bei diesen (übrigens ausnahmslos gutsituierten) Damen und Herren das Gefühl, sie hätten etwas zu repräsentieren: einen Modesalon, eine Gesandtschaft, einen Börsenmaklerklub, eine Gesellschaftskaste. Alles an ihnen ist exakt und von gedämpfter Eckigkeit, ist eingeübt, abgemessen und zivilisatorisch gestoppt. Selbst ihre Verbrechen geschehen unter zeremoniellem Aspekt.

Diese halbsteife Rechtwinkligkeit ist ebenso nachweisbar in den umständlich zelebrierten Gesinnungen des englischen Films, wie in seiner brav werkelnden Technik, in seinen (so furchtbar ernst genommenen) Kulissen und Kostümen, wie in der pedantischen Maßarbeit seiner Regie. Stets nämlich hat man es hier mit

sauberstem Handwerk, selten mit wirklicher Kunst zu tun. Wirklich, man kann das Winkelmaß konventioneller Bescheidung anlegen, wo immer man will, es paßt überall.

Allerdings, wie das meistens so ist: die redlichen Menschen treiben es, wenn sie es sich schon einmal leisten, aus dem polierten Mahagoni-rahmen ihrer guten Kinderstube zu fallen, dann auch am ärgsten. Und so plumpst denn auch der englische Film mit seiner so faustdick plakatierten Redlichkeit frappierend abrupt ins andere Extrem. Ja, es macht sich hier (übrigens schon verblüffend dicht unter der Oberfläche des trivialsten englischen Dutzendfilms aufspürbar), eine regelrechte Flucht aus der Konvention bemerkbar, bei welcher sich deutlich vier Etappen unterscheiden lassen.

#### II.

Beginnen wir zunächst mit der ersten, die diktiert ist von einer Reihe geschäftstüchtiger Produzenten und die mit einem organisch gewachsenen Publikumsgeschmack kaum etwas zu tun haben dürfte. Es ist dies die bewußt forcierte psychoanalytische

Trübung des angelsächsischen Seelengewässers. Dieses Gewässer ist von Hause aus von einer geradezu unwahrscheinlich anmutenden Klarheit. Was Wunder also, wenn die englischen Produzenten, von der an sich gar nicht einmal so unrichtigen Erwägung ausgehend, man könne sich doch nicht zeitlebens an der eigenen Problemlosigkeit goutieren, ihrem Publikum nun kurz entschlossen psychologisch verkorkst kommen.

Nun ist aber der englische Film seinem Wesen nach ebenfalls alles andere als zwielichtig und problematisch. Er ist vielmehr, der eben angedeuteten Mentalität seines Publikums entsprechend, praktisch genau so gesund (so paradox das vielleicht im Augenblick auch noch klingen mag). Woher sich denn auch nachweisbar die meisten Abstecher des englischen Films in die Psychoanalyse als qualvoll-peinliche Versuche am untauglichen Objekt erwiesen haben. (Die einzigen Ausnahmen hier: „Der siebente Schleier“ und „Irrtum im Jenseits“.)

### III.

Die zweite Etappe auf der Flucht vom klaren Zentrum der eigenen inneren Geradheit hin zu den zwielichtigeren Randbezirken ist im Gegensatz zur eben umrissenen, verhältnismäßig noch harmlosen ersten, schon wesentlich beängstigender. Denn hier geht es um mehr als die Privatansichten irgendwelcher spekulationssüchtiger Produzenten, hier geht es jetzt um das englische Filmpublikum und seine Lieblingsbelustigung selbst. Es geht um die

„Pathologitis“, d. h. den unseligen Hang des englischen Films, sich so seelisch schlüpfzig und charakterlich verwurstelt wie nur möglich zu geben.

Seltsamerweise bietet jedoch gerade diese fast schon anomal anmutende Hinneigung des englischen Films zum Pathologischen eine der Haupthandhaben, die eingangs aufgestellte These von der inneren Geradheit und Unkompliziertheit seiner Besucher zu erhärten. Denn nur ein seelisch noch so beneidenswert unstrapaziertes, erfahrungsarmes Publikum wie das englische kann an einer solchen Häufung von Schau-morden, pseudosadistischen Prügel-exzessen und psychopathisch aufgezäumten Moritaten Gefallen finden. Man sollte sich daher hüten, hier von der Stärke der Drogen auf die Süchtigkeit des „Patienten“ zu schließen. Und zwar einmal schon deshalb, weil es hier ja in Wirklichkeit einen Kranken im eigentlichen Sinne gar nicht gibt, sondern, im Gleichnis, nur ein, wenn auch nicht gleich pausbäckiges, so doch er-zgesundes Kind, das, um sich interessant zu machen, sich selbst ein Wehwehchen vorheuchelt; und dann vor allem aber, weil der Freude an diesen verkorksten Streifen eben nicht die „Dekadenz“ des englischen Filmpublikums, sondern im Gegenteil gerade seine, fast fühlte man sich versucht zu sagen: all zu propre moralisch-seelische Intaktheit zugrunde liegt.

### IV.

Wir kommen zur dritten Etappe der englischen (Film-)Flucht aus der

eigenen Unverdorbenheit. Sie umschließt diesmal niemand geringeres als — den englischen Kriminalfilm; ein nun allerdings nicht sonderlich ernst zu nehmendes Kapitel. Denn hier wird mit einer solchen, anscheinend noch von der alten Shakespeare-Bühne übernommenen, feierlich stehenden Grandezza und Unbekümmertheit gestochen, gewürgt, geprügelt und geschossen, daß — eigentlich — auch der unerbittlichste Gegner dieser blutriefenden Schauerballaden vor solchen derart ins Unfreiwillig-Groteske überdrehten Gänsehauterzeugungspräparaten die Waffen strecken müßte.

Gerade die Primitivität dieser Kriminalstreifen stimmt jedoch auch wieder ein wenig nachdenklich. Denn vom Geburtsland der Schöpfer des klassischen Detektivromans vom Schlage eines Edgar Wallace und Conan Doyle sollte man hier Packenderes erwarten dürfen. Aber vielleicht ist die kindlich-theatralische Naivität dieser Gruselschmarren auch nur wieder ein Beweis für die oben erwähnte innere Sauberkeit des englischen Filmpublikums? Fast möchte man es annehmen.

## V.

Die letzte Fluchtetappe aus dem langweilenden Bannkreis jener eigenen Unkompliziertheit ist der Absteher ins Geisterreich. Hier allerdings, das muß zur Ehrenrettung des englischen Films gesagt werden, fällt fast jeder Kampf und jedes Pathos konzessionslos unter den Regietisch, Furcht, gar Ehrfurcht zählt nicht; man steht mit den Geistern auf Du, und läßt sie munter und ir-

disch unbefangen ihre (wenn auch meist reichlich unmetaphysischen) Kapriolen drehen.

Englische Geisterfilme sind immer Lustspiele; das ist bezeichnend. Das Hintergründige, Doppelbödige amerikanischer Filmgeister geht ihren englischen Kollegen ab. Englische Geister sind Belustigungsobjekte, Programmbereicherungen; man bedient sich ihrer, wie etwa der König sich des Narren bediente: sie erscheinen nicht mehr, sie haben zu erscheinen.

## VI.

Mit das Augenfälligste am englischen Film ist seine oft schon fatal anmutende Hyperkorrektheit. Selten gibt er sich mit Streiflichtern, fast nie mit puren Hinweisen zufrieden. Die Kunst der Andeutung, des Weglassens ist ihm fremd; er scheut das Zwielficht, die technische Blende; immer operiert er mit vollen Scheinwerfern. Er liebt nicht den „Umweg“ übers Symbol, übers Gleichnis; immer gibt er der „direkten“ Chaussee des Greifbar-Plakativen vor den abkürzenden Schleichpfaden des Abstrakten den Vorrang. Großen Wert legt er daher auf die Attrappe, auf das Kostüm und die Dekoration; oft so großen, daß die schauspielerischen Leistungen — wenn überhaupt vorhanden — in den rauschenden, sich bauschenden Kostümfalten buchstäblich ersticken.

Wie überhaupt der englische Film in seinem manchmal geradezu deutsch anmutenden Hang zur Monumentalität sehr häufig die Fassade wichtiger nimmt als den eigentlichen Gehalt. So überschätzt er zum



Beispiel maßlos das Atelier und mißachtet die Außenaufnahme. („Kein englischer Film ohne den obligatorischen Atelierrasen!“) Milieudichte gelingt ihm daher auch nur in den seltensten Fällen; das heißt meist will er sie gar nicht. Denn Milieu (denken wir nur an die meisterhaften Milieuschilderungen im französischen Film) setzt Abgenutztheit, setzt Verbrauchtsein voraus. Gerade das aber ist shocking für den englischen Film. Daher auch das einen so oft beschleichende Gefühl, die englische Kamera hätte durch die Lorgnette einer Provinzgouvernante gestarrt.

## VII.

Was sich avantgardischen Bestrebungen, wie denen Covards mit „Begegnung“ und Watts mit dem „Großen Treiben“, jedoch am hartnäckigsten widersetzt, ist die unselige Vorliebe des englischen Films für den troddelbehangenen, den samtdrapierten und möglichst noch in Technicolor getauchten Bombast, jene traditionell-patriarchalische Pseudogediegenheit, die einem englische Streifen so unheimlich machen kann.

Es ist wirklich beinahe schon tragikomisch: aber es gibt einfach kein englisches (Film-)Zimmer, dem man ansähe, daß auch in ihm gewohnt würde. Spinnweben, Staub oder gar Schmutz im englischen Filminterieur sind unmöglich. Papier hat bis jetzt nur in „Begegnung“ und „Zwielicht“ auf der Straße gelegen. Eine nachlässig gebundene oder gar schiefesitzende Krawatte im englischen Film — ausgeschlossen. Alles in ihm muß „stimmen“, muß intakt

und „im Lot“ sein; aber stimmen eben nicht so sehr nach künstlerischen als nach dekorativen Gesetzen: Je glänzender, je „repräsentativer“, desto besser. Mensch und Möbel kulminieren in der Würde.

## VIII.

Allerdings täte man den englischen Filmleuten Unrecht, erwähnte man nicht auch eine ihrer rührendsten Bestrebungen: nämlich das (irgendeinem, wenn auch mehr unterbewußten Unbehaglichkeitsgefühl entspringende) Bedürfnis, jenem „Bombastizismus“, da er nun schon als realer Faktor nicht zu umgehen ist, wenigstens eine saftige Zwangs-injektion mit Aktualität zu verpassen. Das sieht dann so aus, daß die Geister ihre Schattenexistenz jetzt nicht mehr einem Autounfall, sondern einem abgeschossenen Flugzeug verdanken. Oder: die Ehe Lord Y's bröckelt nun eben nicht mehr, weil Mylord Mylady mit dem garantiert reinscidenen WürGESchal nachschleicht, sondern jetzt liegt es eben daran, daß Mylord, soeben aus dem bösen, bösen Krieg heimgekehrt, Mylady auf Anordnung des Secret Service nicht erzählen darf, was er in Old Germany getrieben hat.

Dieser, jenseits des Kanals momentan ziemlich heftig grassierende Veraktualisierungsprozeß hat jedoch, zum Beispiel mit den deutschen Preßlufthammerbestrebungen in dieser Richtung verglichen, etwas durchaus Sympathisches. Aber zuletzt gilt eben doch auch hier die Erkenntnis, daß Wirklichkeit und echte Aktualität nicht von außen

herangetragen und nachträglich auf-  
gepfropft werden können. Sie müs-  
sen, wie das heute am vorbildlich-  
sten wohl der italienische Nach-  
kriegsfilm zeigt, vielmehr von vorn-  
herein Kernstück sein.

## IX.

Wie sieht es nun aber mit dieser  
echten Wirklichkeit im englischen  
Film aus? Schlecht. Seit dem Krieg  
haben wir ganze vier Streifen hier  
gehabt, deren Hersteller den Mut  
hatten, diese Wirklichkeit nicht nur  
zu erkennen, sondern sie auch ernst  
zu nehmend künstlerisch zu ver-  
arbeiten. Es waren das die Filme  
„Begegnung“ (Brief encounter), „Das  
große Treiben“ (The Overlanders),  
„Withecheapel“ (It always rains on  
Sunday) und „Ausgestoßen“ (Odd  
man out). Diese Filme hatten zu-  
gleich auch ein hohes künstlerisches  
Niveau; ein Beweis, daß echte Wirk-  
lichkeit künstlerische Wirkungs-  
möglichkeiten keineswegs auszu-  
schließen braucht.

Bezeichnenderweise ist die Dichte  
dieser Streifen (außer vielleicht in  
den Dickensverfilmungen „Die ge-  
heimnisvolle Erbschaft“, „Nicholas  
Nickelby“ und dem in Berlin jüngst  
unter so unrühmlichen Umständen  
nur für zwei Tage angelaufenen  
„Oliver Twist“) in kaum einem an-  
deren englischen Film wieder er-  
reicht worden. Und dabei ist die  
Skala der Spielarten gerade des  
englischen Films außergewöhnlich  
reich. Sie reicht vom harmlos-  
asthmatischen Lustspiel („Nur keine  
Angst“) bis zur verquollen verfilm-  
ten psychopathischen Zwangsvor-  
stellung („Traum ohne Ende“); vom

pseudohistorischen Kalte-Pracht-  
Film mit Musikeinlage („Paganini“) bis zum wohltemperierten Zeitstück  
(„Die Jahre dazwischen“); von der  
blutrünstigen Schauerballade („Die  
Frau ohne Herz“) bis zur hinreißend  
gestalteten Wirklichkeitsreportage  
(„Das große Treiben“); vom ver-  
mantschten psychologischen Reißer  
(„Madonna der sieben Monde“) bis  
zur wirklich künstlerisch gestalteten  
Seelenzergliederung („Der siebente  
Schleier“); von der sympathischen  
Jenseitsmontage („Irrtum im Jen-  
seits“) bis zur unfreiwilligen Krimi-  
nalgroteske („Der grüne Finger“).

Die eigentliche Stärke des engli-  
schen Films dagegen ist fraglos die  
Vergewaltigung, pardon, soll heißen:  
Bewältigung historischer Stoffe. Das  
dürfte jedoch kaum eine Empfehlung  
sein. Brokatne Gewänder und histo-  
rischer Dekor haben schon immer  
ihr fasziniertes Klein-Moritz-Publi-  
kum gehabt. Und wenn sich kürz-  
lich die Fachwelt in Lobeshymnen  
über Laurence Oliviers Hamlet-Film  
erging (der nichts als photographier-  
tes Theater war, und in dem die  
allem Anschein nach von einem ehe-  
maligen Bühneninspizienten gehand-  
habte Kamera die leeren Hallen,  
Prunksäle und Gemächer des Film-  
architekten für wichtiger nahm als  
der Regisseur die Gesichter der  
Schauspieler), so zeigt das, daß  
nicht nur das englische Film-  
publikum, sondern auch bereits viele  
kritische Köpfe jeden echten filmi-  
schen Maßstab gegen die Bevor-  
zugung einer theatralisch-patheti-  
schen Standphotographie, wie sie  
der englische Film kultiviert, einge-  
tauscht haben.

Hierher gehört auch die einseitige Überschätzung des englischen Farbfilms, der mit „Film“ im eigentlichen Sinne jedoch kaum noch etwas gemein hat, sondern das obligatorische Exzesse-feiern aus der Handlung, die völlig nebensächlich bleibt, ganz in die Farbe verlegt hat.

Seltsamerweise leidet, um auch dieses Kuriosum noch zu erwähnen, das englische Lustspiel an der Auszehrung. Spaß in unserem, auch im amerikanischen Sinne liegt dem Engländer nicht sonderlich. Sein Witz ist eine Art Nußknackerhumor. Er wird mehr gekaut als pointiert. Ins Filmische ist das nur schwer zu übersetzen; vielleicht liegt es daran.

## X.

Wohin weist nun die Entwicklung des englischen Films, bzw. birgt sie zukunftsweisende Elemente in sich? Der englische Film befindet sich auf dem Rückzug; darüber täuscht auch seine augenblickliche wirtschaftliche Vormachtstellung nicht hinweg. Er wird, entschließt er sich nicht, sich zu einem unkonventionellen Realismus zu bekennen (d. h. Menschen und keine Bestien, wirkliches Leben und keine

Schauerromane zum Vorwurf zu nehmen und die Wirklichkeit, statt im Atelier, auf der Straße zu suchen) in einer formalistisch-konventionellen Sackgasse landen, aus der ein erneutes Umkehren mit unendlichen Schwierigkeiten und erheblichen Prestigeverlusten verknüpft sein dürfte.

Die Chance des englischen Films liegt heute in der Hand einiger Weniger etwa vom Schlage Cavalcantis, Noël Covards und Harry Watts. Für Leute von ihrem Elan wäre es jetzt an der Zeit, unauffällig, schrittweis, aber mit Nachdruck in ihren Werken künstlerische Publikumserziehung zu treiben; das heißt: den englischen Filmbesucher endlich wieder das Leben, die optische Wirklichkeit sehen zu lehren, ihn, möglichst ohne schockierenden, „operativen“ Eingriff, wegzuführen vom Pomp, vom Kothurn und von der Wollust am pathologischen Orgasmus hin zur Erkenntnis, daß fortschrittlicher Film und bürgerliche Tradition genau so unvereinbare Begriffe sind wie Wirklichkeit und Konvention, wie Kunst und Schablonentum.

(Die Aufsatzreihe wird fortgesetzt.)

Wolfdietrich Schnurre



# LITERARISCHE RUNDSCHAU

## Hugo von Hofmannsthal

„Dunkel ist das meiste um uns und verworren, was zutage liegt, aber doch kann eines großen Volkes Lebenszeit nie dürr und vereinsamt sein — da ja doch das übergewaltige Leben des Ganzen immer vorhanden; aber es stockt wie Blut in den Adern, das freudige Fließen von Vergangenheit zu Gegenwart ist unterbunden, wenn die Geschicke dumpf und zweifelswürdig daliegen: da kann nur die innige Betrachtung einer einzelnen großen Gestalt uns aufrichten. Das Allgemeine, wie wir es zu erkennen glauben, ist trügerisch und wesenlos; in wenigen Wesen aber lebt das Menschengeschlecht ganz; ihnen ist nicht leicht zu begegnen, aber wir suchen beständig nach ihren Spuren, und sie in ihren geistigen Werken zu gewahren, ist unser höchster Lebensgewinn.“

Diese schönen, an tiefe Zusammenhänge im Leben des Volkes rührenden Sätze sprach Hugo von Hofmannsthal in der Gedenkrede, die er am 7. Mai 1922 in Hannover für Grillparzer hielt. Die hier ausgesprochenen Gedanken gehen uns sehr nahe, und wir können sie, was die Betrachtung der Epoche angeht, wohl auf unsere eigene Gegenwart beziehen; wir wollen sie aber, was das Verhältnis des Volkes zu den großen Individuen betrifft, besonders nachhaltig in einem Augenblick zu uns sprechen lassen, da wir uns auf das Werk Hugo von Hofmannsthals besinnen.

Es gab eine Zeit, in der Hofmannsthal meist in Verbindung mit dem Namen Rainer Maria Rilkes und Stefan Georges genannt wurde. Wie weit das mit innerem Rechte geschah, möge hier unbesprochen bleiben, wenn es aber geschah, um ihn damit unter die großen, wirklich dichterischen Gestalten im ersten Drittel des Jahrhunderts zu rücken, so mag die Verbindung zu Recht bestanden haben, insofern seinem geistigen Range nach sein Platz an ihrer Seite war. Nach dem viel zu frühen Tode Hofmannsthals am 15. Juli 1929 zeigte es sich aber, daß sein Werk merkwürdig rasch dem lebendigen Bewußtsein der Nation entfiel. Während die Dichtung Rainer Maria Rilkes nach seinem Tode in immer größere Breite und wohl auch in die Tiefe zu wirken begann, während sich um sein Werk ein immer reicheres Schrifttum

entwickelte, und während sich Stefan Georges Ruhm in mancherlei, teilweise mißverständlichen Formen weiter ausbreitete, blieb die Erinnerung an Hofmannsthal nur in einer vernachlässigbar kleinen Gemeinde wach, nur wenige wußten, was der Dichter in seinem Gesamtwerk als Erbe und Vermächtnis hinterlassen hatte. Dazu mögen freilich die Jahre der deutschen Selbstenttötung beigetragen haben, in denen sein Name verbannt und sein Werk, wenn nicht geradezu verboten, doch in seiner Wirkung völlig ausgeschaltet war. Unvergessen soll freilich bleiben, daß er während dieser Jahre im Ausland als einer der letzten großen deutschen Dichter von europäischem Rang gewürdigt wurde.

Wohl war das kostbare Jugendwerk des Dichters, das einmal gleich Goethes „Werther“ geistiger Besitz einer ganzen Generation geworden war, wohl waren die schon klassisch gewordenen Gedichte, die kleinen Dramen „Der Tod des Tizian“, „Der Tor und der Tod“, „Das kleine Welttheater“, „Die Frau im Fenster“ und „Das Bergwerk zu Falun“ auch noch beim Tode des Dichters im lebendigen Bewußtsein der Gebildeten, wohl wurde der „Jedermann“ immer wieder gespielt und „Der Rosenkavalier“ ging Jahr um Jahr über die großen Bühnen des Abendlandes; aber das ernste und reife Werk des Mannesalters, die Dramen und die kostbare Prosa der Aufsätze und Reden, das Märchen „Die Frau ohne Schatten“ wurden nur noch von einer kleinen, aber treuen Gemeinde erkannt und ergriffen. Auch diese Arbeiten wurden gerühmt und als das bezeichnet, was sie waren, Schöpfungen eines seltenen, sowohl in der großen klassisch-deutschen wie in der barock-österreichischen Tradition verwurzelten und beiden verpflichteten Dichters. Aber auf eine merkwürdige Weise wurden diese Werke, vor allem das „Salzburger Große Welttheater“, „Der Turm“ und die Münchner Rede „Das Schritttum als geistiger Raum der Nation“, nicht mehr Besitz der ganzen Nation, wie es im Sinne des Dichters und im Wesen der Werke lag.

Wäre dieses Dichters Vermächtnis wahrhaft vernommen worden, so wäre uns und dem Abendland unendliches Leid erspart geblieben, waren doch in ihm Warnungen und Mahnungen ausgesprochen, wie sie nur ein berufener, ein mit dem Gefühl für Kommendes begnadeter Dichter auszusprechen vermag. Aber man hatte sich wohl daran gewöhnt, die einmal geprägte Formel von dem „Ästhet“ Hofmannsthal nachzusprechen, und so sahen viele auch derer, von denen zu erwarten war, daß sie dazu fähig gewesen wären, nicht den harten und schweren Weg, den der Dichter für die Nation stellvertretend gegangen war, seitdem er aus der Bezauberung seiner Jugend herausgetreten war: einen Weg hinein in die Weltwirklichkeit, und durch diese Weltwirklichkeit hindurch zu ihrer Überwindung. Wer sah im „Turm“ die große Prophetie eines Weltschicksals, das wir durchleben mußten? Wer sah im „Salzburger Großen Welttheater“ das Zeitgedicht, das die soziale Ordnung des Lebens zum Thema hatte, freilich wie es sich für diesen Dichter ziemte sub specie aeternitatis, und die soziale Frage in eine

religiöse Frage aufgelöst? Wer sah im „Turm“ die Frage der Dämonie der Macht ebenfalls zurückbezogen auf die metaphysisch-religiöse Frage des Verhältnisses des Menschlichen zum Göttlichen? Es waren nicht allzu viele, die diese Dichtungen damals in diesem ernstesten Sinne aufnahmen, in dem sie aufgenommen werden müssen und in dem sie vom Dichter gemeint waren.

Auch die Prosaschriften, wie sie im zweiten und dritten Band der Gesamtelten Werke, vor allem aber in dem nach dem Tode Hofmannsthals veröffentlichten Buch „Die Berührung der Sphären“, vorliegen, wurden nicht mehr allgemein als das erkannt, was sie waren: die aus einer tiefen Besorgnis um die Zukunft der abendländischen Kultur erwachsenen Bemühungen eines Dichters, der sich hier — ähnlich wie auch Schiller in seinen Prosaschriften — als Lehrer und Erzieher der Nation und als Hüter und Wächter des geistigen Erbes des Abendlandes bewährt. Hier sprach nicht ein Literat, wie es deren viele gab, hier sprach auch nicht ein Forscher oder Gelehrter, hier sprach ein Dichter, von dem man damals so gerne sagte, er schreibe „die schönste deutsche Prosa“. Aber er schrieb diese Prosa nicht um ihrer Schönheit willen, diese Schönheit war, wie in seinen Dichtungen so auch hier, lediglich Ausdruck seines eigenen edlen und feinen Wesens, seiner geistesaristokratischen Haltung. Hofmannsthal schrieb diese Arbeiten vielmehr aus dem Verantwortungsbewußtsein heraus, das ihm gebot, für die hohen geistigen Besitztümer, die er in Gefahr sah, einzutreten. Schöpferische Kraft der Gestaltung, ererbtes Kulturbewußtsein und Gefühl für geistige Werte verbanden sich in ihm auf eine ebenso wunderbare Art, wie Natur und Geist, Herz und Kopf sich in seiner Gesamthaltung das Gleichgewicht hielten. Als Hofmannsthal alle diese Arbeiten vorlegte (es geschah dies vor allem in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg bis unmittelbar zu seinem Tode), war die Empfänglichkeit für dergleichen Werke bereits in weitem Maße geschwunden. Die laute Betriebsamkeit herrschte auch im Geistigen vor, die Zeitdichtung, die im Gleichnis erschien, war von der Literatur, die der unmittelbaren Wirklichkeit diente, verdrängt. Aber Dichtung, wie sie Hofmannsthal gab, und geistige Führung, wie sie im höchsten Sinne des Wortes seine Aufsätze und Reden, die Sammlungen und Herausgaben vermitteln, wendet sich niemals nur an die Zeit, sondern hat einen überzeitlichen Auftrag. Das wußte Hofmannsthal wohl und ließ sich darum in seinen Bemühungen nicht beirren, es war ihm klar, daß er nicht mit dem Beifall der Vielen rechnen konnte, aber er war auch davon überzeugt, daß er im Sinne einer großen Tradition wirkte, wenn er seine ganze Kraft dieser Aufgabe hingab.

In einem Aufsatz über Stiffters „Nachsommer“ hat er in diesem Sinne von Stifter geschrieben: „Durch sein ganzes Lebenswerk nämlich will er mit einer Geisteskraft, die fast unvergleichlich zu nennen ist, unablässig und unbeirrbar hindeuten auf ein höchstes Dichterisches, das zugleich unmittelbare Lebensmacht wäre — und alles, was er in der Hingabe seines ganzen Lebens zu leisten vermag, sieht er an als eine Wegbereitung für dieses



Höchste." Hugo von Hofmannsthals Gesamtwerk, das dichterische wie das bildnerisch-erzieherische, will als eine „Wegbereitung für dieses Höchste“ betrachtet werden. So steht es nun zwanzig Jahre nach des Dichters Tod erneut vor uns, und es wird an uns liegen, uns ihm in diesem hohen Sinne zuzuwenden.

Hofmannsthal schrieb in einem Brief in Rainer Maria Rilkes Tochter, daß die Werke des Dichters nach seinem Tode „diesen schweren, geheimen Kampf aufzunehmen hätten mit den feindseligen nächstfolgenden Dezennien — diesen fast hoffnungslos scheinenden Kampf —, aus dem dann, wenn er siegreich bestanden ist, ein neues geisterhaftes Wesen mit solcher Kraft als Sieger hervorgeht und unantastbar dasteht“. Wir möchten glauben, daß Hofmannsthals Werk diesen Kampf nun siegreich bestanden hat. Es wäre freilich ein Irrtum, wollten wir nun das Werk der reifen Mannesjahre gegen die zauberhaften Dichtungen der Jugend stellen. Nichts könnte uns tiefer liegen als dies, haben wir doch selbst vor mehr als dreißig Jahren die geheimnisvolle Kraft dieser frühen Dichtung erfahren dürfen. Wir wollen aber immer wieder darauf hindeuten, daß beides zusammengehört und daß ein ununterbrochener Weg geht vom Werk des Jünglings zum Werk des Mannes. An uns liegt es nun, das Lebenswerk dieses seltenen, feinen Geistes als die reife Schöpfung eines Mannes zu erfahren, der, stehend in einer Welt- und Zeitenwende, um die lebendige Erhaltung des Erbes mit der Hingabe seiner ganzen zarten, aber in ihrer Zartheit starken Kraft rang; der, ausgestattet mit feinen Nerven, das Drohende kommen sah. Er suchte dieses Drohende zu bannen, indem er es mit der Kraft seines Wortes im dichterischen Werk beschwor.

Werfen wir von seinem Werk noch einmal einen Blick auf das Schaffen der beiden Großen neben ihm, so werden wir erkennen, daß seine Dichtung breitere Sphären umfaßt als die ihre. Er fand auch den Weg zum Christentum, das für ihn neben der Welt der Antike das unerschütterliche Fundament des Abendlandes ausmachte. Die Antworten, die er auf der Höhe seines Lebens im gestalteten Werk wie in der deutenden Prosa auf die großen Lebensfragen der Epoche gab, waren christliche Antworten. Er wuchs damit, je länger er lebte, in den Muttergrund der großen österreichisch-katholischen Tradition, der er immer angehört hatte, hinein. Österreich war ihm Heimat, Europa war ihm Vaterland. Es sind die großen, leitenden Ideen, die der abendländischen Kultur ihr Wesen und ihre Form gaben, die in seinem Werke neu gestaltet wurden, es sind die ewigen Ideen, die durch die Jahrhunderte gültig blieben, die aber, sollen sie ihre lebenformende und lebenbildende Kraft bewahren, immer wieder aus schöpferischem Urgrund erneuert werden müssen. Hofmannsthal hat sie in seinem Werke in vielfältiger Weise für unsere Gegenwart erneuert, und dies auf eine edle, feine und zarte Art, wie es der Tradition ziemt, der er verpflichtet war und deren Erbe in ihm noch einmal in seiner ganzen Fülle und seinem ganzen Reichtum zutage trat.

Otto Heuschele

## 5× Erich Kästner

So wie Feigen und Datteln, die uns so lange vorenthalten waren, wieder zu uns kommen, so dürfen wir uns langsam auch an Köstlichkeiten literarischer Art erfreuen, die wir so lange entbehren mußten. Dazu rechnen wir auch jene Bücher Erich Kästners, die in der Schweiz erschienen waren. Nennen wir an erster Stelle „Dr. Erich Kästners Lyrische Hausapotheke“, die allopathische wie homöopathische Mittel für sämtliche Lebenslagen enthält. Alphabetisch ist alles schön geordnet, und es reicht von „Alter“ über „Besserwissen“, „Dasein“, „Ehe“, „Faulheit“, „Gefühlsanämie“, „Heimweh“, „Kinder“, „Lebensüberdruß“, „Mädchen“, „Natur“, „Problem“, „Selbstvertrauen“, „Träume“, „Unrecht“, „Wetter“ bis zu dem, ach so problematischen „Zeitgenossen“. Wer Kästners Geist und Atem kennt, weiß, welch gutes Herz, hinter viel Ironie und Sarkasmus verborgen, brauchbare Ratschläge erteilt. Die Moral dieser Gedichte drückt er selbst in einem Zweizeiler treffend aus:

Es gibt nichts Gutes,  
außer: man tut es!

Ähnliches läßt sich von seinem Buch „Der tägliche Kram“ sagen, das ursprünglich gleichfalls wie die „Hausapotheke“ im Atrium-Verlag, Zürich, erschienen ist. Während nun die „Hausapotheke“ im Berliner

Atrium-Verlag erscheint, konnte sich der Oberbadische Verlag in Singen die Lizenzausgabe des „Täglichen Krams“ für Deutschland sichern. Chansons und Prosa von 1945 bis 1948 enthält dieses Buch. Chansons, die in der Münchner „Schaubude“ schon zündeten, und Prosa, die im Feuilleton der „Neuen Zeitung“ nachhaltige Resonanz fand und jenen Weg wies, den leider die Lizenzträger der deutschen Presse meistens nicht gegangen sind. Sehr vieles ließe sich dazu sagen, und die „Deutsche Rundschau“ wird in einem der nächsten Hefte eine ausführliche Würdigung des Gesamtwerkes von Erich Kästner bringen. Hier sei nur angemerkt, daß der Beitrag aus den Berliner Tagebuchblättern „Mama bringt die Wäsche“ dichterisch und gegenständlich mehr über „das Deutsche“ aussagt, als es dicke Wälzer vermöchten.

Wir müssen auch noch drei Bücher vermerken, die endlich wieder in Neuauflagen zu erhalten sind: „Emil und die Detektive“, „Pünktchen und Anton“ und „Der 35. Mai“. Wer sich nicht so viel kindliches Gemüt bewahrt hat, daß ihn diese drei Bücher immer wieder ergötzen können, und wer seine Kinder lieb hat und ihnen diese Kinderbücher noch nicht schenkte — denen ist einfach nicht mehr zu helfen. Mehr dazu zu sagen, wäre vom Übel.

h. e. h.

---

Die Gedichte von Robert Boehringer „An Ernst von Weizsäcker“ und „Freundschaft“ haben wir mit Zustimmung des Verlages Helmut Küpper vormals Georg Bondi dem Band „Drei Gedichte“ sowie der Sammlung „Sang der Jahre“ entnommen. Auf diese beiden Werke des Dichters Robert Boehringer weisen wir nachdrücklich hin.

## Der Deutsche in Europa?

Unsere Zukunft liegt nach wie vor im Geiste. Seien wir Imperialisten des Geistes.

Christian Morgenstern

In der letzten Zeit sind wiederum Fortschritte erzielt worden auf dem Wege zum Vereinigten Europa, dem Wunschtraum so vieler Menschen auf unserem Kontinent. Die Schwierigkeiten auf dem Wege zu diesem Ziele sind gewiß noch gewaltig, aber da Europa als Einheit eine geschichtliche und politische Notwendigkeit ist und es im Grunde nur darum geht, aus historischen Gewordenheiten die Folgerungen zu ziehen, steht zu hoffen, daß alle Widerstände der Menschen von gestern in geduldiger Arbeit sich überwinden lassen werden. Die geschichtsbildende Kraft einer zukunftssträchtigen Idee wird sich stärker erweisen als überholte und eingewurzelte Vorstellungen, wie die des Nationalstaates aus dem 19. Jahrhundert, und wird die Staatsmänner, die sich heute noch an überalterte Gedankengänge anklammern, zu den unabdingbaren Opfern eigener Souveränität bereitmachen. Sie werden folgen müssen, weil die Völker vorangehen.

Die Vorbereitung des neuen Europa, soweit sie die innere Verfassung der künftigen Europäer angeht, wirft aber für uns Deutsche sehr ernste Fragen auf, vor deren Beantwortung wir nicht länger zurückschrecken dürfen.

Es gilt also, nicht nur den Deutschen von heute gründlich zu prüfen, sondern auch den Weg von allen Hemmungen frei zu machen, die noch dem Ziel entgegenstehen, die Deutschen zu guten Bürgern des künftigen Europa vorzubereiten. Dabei dürfen wir nicht an der Fassade kleben bleiben, die nicht eben einen erfreulichen Anblick bietet, sondern müssen durch sie hindurchblicken, um zu einer sachlichen Inventuraufnahme im Innern des Hauses zu gelangen.



Daß sich das ganze deutsche Volk nach dem Zusammenbruch in einem einfach trostlosen inneren und äußeren Zustand befand, ist eine aus dem vorausgegangenen Geschehen nur zu verständliche Tatsache. Selbst die Kreise, die auf die Beseitigung der Hitler-Herrschaft ihre einzige Hoffnung für die Zukunft ihres Volkes gesetzt und dafür gekämpft hatten, haben sich nicht völlig von der schweren Neurose freihalten können, die das ganze Volk befallen hatte. Es war so etwas wie eine völlige Verantwortungsunfähigkeit eingetreten, nicht zum letzten bewirkt durch die Erfüllung der verhängnisvollen Forderung des amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt auf „unconditional surrender“, von der kürzlich Winston Churchill im britischen Unterhaus unter Zugeben seiner Mitverantwortlichkeit deutlich abgerückt ist.

Nun sind neurotische Menschen im akuten Stadium ihrer Erkrankung anfälliger gegenüber alten und neuen Übeln und Fehlern als gesunde und normale Menschen.

Es war deshalb nicht verwunderlich und durchaus erklärbar, daß die Fehler des deutschen Nationalcharakters, die entscheidend das deutsche Unglück mitverursacht hatten, bald wieder sichtbar wurden und auch bei besonnenen Menschen Eingang fanden.

\*

Das deutsche Verhängnis wollte es außerdem, daß uns viel zu früh auf Befehl der Sieger die deutschen Parteien wiederbeschert wurden, deren Führung beim Fehlen geeigneten Ersatzes in die Hände der alten Parteimänner geriet, deren Versagen in der Vergangenheit mit wenigen Ausnahmen gerichtsnotorisch ist. Die Wiederholung ihres alten Spiels ohne die Erkenntnis, daß die ganze Welt grundlegend verändert war und man vor Aufgaben stand, die mit keinem Rezept von gestern zu lösen waren, führte dazu, daß die Parteien nur aus den Ministern, den Abgeordneten und der Parteibürokratie bestehen ohne Rückhalt im deutschen Volke, und vor allem von der deutschen Jugend radikal abgelehnt werden. Die selbstverschuldeten Blamagen in Frankfurt und Bonn haben dazu beigetragen, die schmale Vertrauensbasis noch weiter zu verengen. Die Unlust über diese Art der politischen Vertretung ist durch die Aufstellung der Wahllisten, auf denen die wenigen pflichtbewußten, durch Sachkenntnis und Charakter qualifizierten Männer die rühmliche Ausnahme bilden, weiter gesteigert. Daran ändert sich auch nichts, selbst wenn der Wahlkampf mit

Fanfarenklängen, Reitermärschen und einer Aufmachung eröffnet wurde, die in fataler Weise an jüngst vergangene Zeiten erinnert.

Ein sehr kluger und alter Politiker äußerte jüngst, daß es doch für alle diese Herren in den Parlamenten einigermaßen kompromittierend sei, daß er, seit vielen Jahren loin du bal, fast alle diese Herren noch persönlich kenne. Das aber sind die Männer, die über unsere Zukunft in den nächsten zwei Jahren entscheiden werden, da sie die Gesetze zu machen haben. Ob die Aufstellung von Kandidaten außerhalb der Parteilisten, unter denen Köpfe und nicht nur Nummern sind, grundlegend Wandel schaffen und die Partei herrschaft wird zurückdrängen können, bleibt eine offene Frage.

Aus der allgemeinen politischen malaise heraus hat sich nun im deutschen Westen ein Zustand entwickelt, der zutreffend als die Sammlung der Unzufriedenen bezeichnet worden ist. Man muß aber hierbei sehr wohl zwischen den verschiedenen Gruppen der Unzufriedenen unterscheiden. Als erste und stärkste Gruppe sind diejenigen anzusprechen, die in ernster Sorge um die Zukunft unseres Volkes und in der Enttäuschung über das Versagen der alten und das Fehlen neuer Kräfte aus patriotischen Gründen nach einem Ausweg suchen. Es ist ein bunter, nicht durchweg wohlriechender Strauß von Kreisen, Organisationen und Gesellschaften mit und ohne Lizenz der Besatzungsmächte entstanden, die von ehrlich strebenden und verantwortungsbewußten Männern, aber auch von so manchem Unbelehrten und auch reinen Scharlatanen zusammengerufen sind.

Fast alle diese Männer aber kennen nicht die Spielregeln der andern Gruppen der Unzufriedenen, die übrigens nur die Wiederholung früherer Praktiken sind. Die unzufriedenen Reaktionäre Hugenberg'scher Prägung, die einsichtslosen Nationalsozialisten und die Kommunisten begriffen ihre Chance. Sie schoben in diese neu entstandenen Organisationen und Kreise, die überwiegend von Idealisten gegründet wurden, äußerlich wenig belastete Männer ihres Vertrauens ein, hinter denen sich dann die Masse ihrer Anhänger keilförmig formierte. Es ist eine nicht zu leugnende Tatsache, daß die Formierung dieser Gruppen sehr weit gediehen ist.

Besonders rührig sind dabei die Nationalsozialisten, die einzigen, die nach einem großen strategisch-taktischen Plan einheitlich arbeiten und sowohl zur Reaktion wie zu den Kommunisten Querverbindungen herstellten. (Die virulenteste Gruppe unter ihnen sind die

Nationalbolschewisten.) Die Nationalsozialisten haben es verstanden, gegenseitige „Mohrenwäsche“ vor ahnungslosen oder unter Terror stehenden Spruchkammern durchzuführen.

Aber das ist mit einer größeren Publizität, als diese Herren annehmen, vor sich gegangen, wodurch die Gefahr eines wirklichen come back dieser Kreise erheblich vermindert wird. Dieses Treiben hat aber dazu geführt, daß das Erwachen eines schüchternen Vertrauens der anderen Völker gegenüber dem deutschen Volke gehemmt wurde.

Sehr zu Unrecht. Denn dabei wird übersehen, daß sich überall in Deutschland auch Kristallisationspunkte und Kreise besonnener Deutscher gebildet haben, die in klarer Erkenntnis der Fehler des eigenen Volkes in der Vergangenheit alles daransetzen, eine Wiederholung zu verhindern und ihr Volk aufnahmefähig für die Denk- und Gefühlskategorien von morgen zu machen. Diese Männer neigen nun freilich nicht dazu, sich vorzudrängen und mit lautem Getöse, was einige Ausländer fälschlicherweise für Offenheit nehmen, sich anzubiedern. Die ernsthaften Deutschen sind still, zurückhaltend und schweigsam. Vielleicht erscheinen sie dadurch gerade der amerikanischen Mentalität unverständlich und liegen ihr nicht. Es bedarf aber nur eines Anstoßes, daß unter günstigen Umständen diese Kristalle der Besonnenheit und der Vernunft zu einer festen Mitte zusammenschießen.

Aber sie brauchen wie eine Pflanze die Sonne und Wärme eines echten Vertrauens. Sie allein geben die Gewähr, daß das Deutschland von morgen nicht wiederum das Deutschland von gestern werden wird.

Daß die Masse der Flüchtlinge und der Vertriebenen, für die Entscheidendes noch nicht getan ist und in der es immer lauter gärt und brodelt, ein Element der Unruhe darstellt, ist nur zu begreiflich. Man hätte alle Maßnahmen, die im Nachkriegsdeutschland getroffen sind, auf die Ärmsten der Armen beziehen müssen, und nicht auf eine erstaunlich schnell wieder zu innerer Trägheit und Satttheit durch die äußeren Umstände normalisierten Schicht.

Das gefährlichste Moment aber, dem zu wenig Rechnung getragen wird, ist die Tatsache, daß es ganze Jahrgänge in Deutschland gibt, die bar aller menschlichen Werte sind, deren Bande mit ihren Mitmenschen so schwach geworden sind, daß sie ihr Fehlen gar nicht empfinden. Sie sind in Wahrheit zu Robotern geworden, wie es



Antoine de Saint-Exupéry („Témoignage Chrétien“, 24. 12. 1948) so erschütternd ausgeführt hat. Für diese Menschen ist der einzige Weg zum Heile, wieder zu entdecken, daß es ein Leben des Geistes gibt, das höher steht als das Leben der Intelligenz, und welches das einzige ist, das den Menschen Befriedigung geben kann. Dieses Leben des Geistes beginnt dort, wo das Einzelwesen von einem höheren Gesichtspunkt aus betrachtet wird als nur vom Stofflichen her. Saint-Exupéry hat erkannt, daß die erste Forderung ist, den Menschen einen religiösen Lebensinhalt zurückzugeben, sie zu erlösen von dem universellen Totalitarismus, unter dem sie zum zahmen Vieh werden, und daß eine gewisse Einordnung der Dinge notwendig ist, die allein einen Wert bedeutet.

Die ratio allein wird einen solchen Weg nicht finden. Wir brauchen die Liebe. Das gilt nicht nur für die verzweifelten Schichten des deutschen Volkes, sondern für alle Völker, wie der große französische Mensch und Dichter es klar erkannt hat.

Damit stehen wir an einem entscheidenden Punkte unserer Untersuchung. Wie bei allen andern Schwierigkeiten, bei der erdrückenden Masse von Not und Elend, von Haß und Neid, von Unrecht und Gewalt, von Ressentiment und Verkrampfung kann auch diese Frage auf keiner der bisherigen Ebenen ihrer Lösung nähergebracht werden.

Wir verzeichnen mit Genugtuung, daß sich in Frankreich, besonders in der weitverbreiteten Pariser Wochenzeitung „Carrefour“, im Rahmen einer Enquête „Pour ou contre l'annistie“ eine Debatte, an der Marc Saignier, André le Troquer, Raymond Aron, Jacques Soustelle u. a. teilnahmen, entwickelt hat über die Wege, die Einheit des ganzen Volkes wieder herzustellen durch eine allgemeine Amnestierung der von der „l'épuration“ Betroffenen. Diese in ritterlicher Form durchgeführte Debatte, in der einer der Hauptwortführer der katholische Geistliche Pater Bruckberger ist, findet auf einer bemerkenswert hohen sittlichen Ebene statt. Wir können aus ihr nur lernen, diese brennende Frage auch in Deutschland zu lösen.

Die Entnazifizierung hat, statt eine Reinigung und Klärung zu bringen, wie ein Fluch unser unseliges Volk erneut völlig aufgespalten zu einer Zeit, in der wir gerade gegenüber allen großen Fragen, die über unsere Zukunft entscheiden, der inneren Geschlossenheit bedürfen.

Die uns von den Alliierten befohlene Form der Entnazifizierung, die

durch die unzulänglichen deutschen Stellen noch verhängnisvoller wirkte, hat eine neue Saat des Hasses ausgestreut, die jetzt aufzugehen beginnt. Die Situation ist völlig verfahren, und sie kann nur gebessert werden, durch eine großzügige Geste, die mehr als eine Geste sein muß: eine Handlung des Herzens und der Liebe.

Ich stehe sicher nicht im Verdacht irgendeiner Freundschaft für ehemalige Nationalsozialisten. Mein Gedächtnis an die Leiden, die über uns im Dritten Reich verhängt worden sind unter Duldung der überwiegenden Mehrzahl unseres Volkes, an die unersetzlichen Verluste durch den Mord an unseren Besten, hat nicht nachgelassen. Aber gerade weil ich an dieses Unrecht denke, fühle ich mich verpflichtet, gegen das unverdient über andere Menschen verhängte Unrecht einzutreten. Wir können uns nur wieder zusammenfinden und nur gemeinsam unsere Not lindern, wenn wir im eigenen Volke wieder eine Basis echter Gemeinschaft und verzeihender Liebe schaffen. Daß von dieser Gemeinschaft die Verbrecher der Hitler-Zeit ausgeschlossen bleiben, ist eine klare Selbstverständlichkeit.

Eine große Gruppe von Nutznießern und Förderern des Nationalsozialismus ist von der Entnazifizierung überhaupt nicht erfaßt worden. Sie hielten sich unterhalb der Öffentlichkeit, lebten gut dank der Unterstützung ihrer Nazi-Freunde in Argentinien und tauchen nun nach Beendigung der Entnazifizierung als harmlose Zeitgenossen unbehelligt wieder auf.

Es muß auch endlich der Verfemung unserer Soldaten ein Ende bereitet werden, deren Leistung für ihr Vaterland nicht dadurch herabgesetzt wird, daß sie einer satanischen Führung gehorcht haben — ausgenommen auch hier die hohen Militärs, die zu politischem Handeln verpflichtet waren.

Die Aufgabe, eine Einheit in unserem Volke wieder herzustellen, ist uns — das muß offen ausgesprochen werden — von Anfang an von den Alliierten in nahezu unerträglicher Weise erschwert worden. Sie sind nach Deutschland gekommen mit einer mehr als mangelhaften schwarzen Liste. Eine weiße Liste hatten sie vergessen oder haben von ihr keinen Gebrauch gemacht. Diejenigen Deutschen, die wegen ihres Verhaltens in der Hitler-Zeit einen gewissen Anspruch auf das Vertrauen der Alliierten hatten, sind nahezu nirgends zu dem herangezogen worden, zu dem man sie hätte hören sollen! Einen Ehrgeiz auf irgendeinen Posten hatten von diesen Menschen wohl nur

sehr wenige, aber alle hätten ihre Personalkenntnisse bereitwillig zur wirklichen Säuberung zur Verfügung gestellt, und dadurch wären so viele schwerwiegende Fehlgriffe vermieden worden. Statt dessen sind diese Männer und Frauen anscheinend den alliierten Stellen in Deutschland unbequem und irgendwie unheimlich erschienen, und sie blieben und sind isoliert.

So erlebten wir, daß die Schwadroneure nationalsozialistischer Provenienz durch ihre Aufdringlichkeit bei den Alliierten arrivierten und heute wieder wie damals als Wirtschaftshyänen praktizieren und leichter nach Paris, London, Rom, Washington und in die Schweiz fahren können als die anständigen Deutschen. Das trägt dazu bei, daß die Meinung draußen entstanden ist, in Deutschland sei überhaupt keine Änderung eingetreten.

Selbst in den Nürnberger Prozessen ist der Anschein nicht vermieden worden, daß gewichtige Einflüsse in den Siegerländern sich zugunsten schwerbelasteter Nationalsozialisten geltend machten, wie ja auch kapitalistische Kreise des Auslandes Hitler unterstützt haben.

Nürnberg war eine Fehlkonstruktion. Völkerpsychosen lassen sich nun einmal nicht durch ein Gerichtsverfahren klären. Nach dem Sturz Napoleons hat niemand daran gedacht, das französische Volk vor Gericht zu stellen, ebensowenig nach der Französischen Revolution, oder das englische Volk nach Cromwells Tode.

Es ist in Deutschland eine Begriffsverwirrung eingetreten, so daß viele nicht mehr wissen, was Recht und was Unrecht ist, wenn heute Menschen die gleichen Gewinne durch heuchlerisches Konvertieren einheimssen wie vorgestern durch Denunziationen. Wir müssen durch die Rehabilitierung der zu Unrecht Verstoßenen einen festen Kern der Anständigkeit bilden, von dem die unsauberen Elemente allein durch seine atmosphärischen Kräfte ausgeschlossen bleiben.

Wenn wir auf das Vertrauen und die Liebe der andern Völker wieder zählen wollen, müssen wir auch auf dem moralischen Gebiet zu Vorleistungen bereit sein und zeigen, daß wir auch bei uns zum Verzeihen und zum Vergessen bereit sind.

So müssen wir daraufhin arbeiten, daß der Deutsche jene tolerante Großzügigkeit erwirbt, die der wahren abendländischen Tradition entspricht und über die politische Einigung Europas hinaus für die Einheit des europäischen Menschen unerläßlich ist.

Wir wollen uns zu dem Grundsatz bekennen, den Menschen zu lieben trotz der Menschen.



## Finnland als Beispiel

Helsinki, im August

Finnland gehört zu den Ländern, die einen Parkettplatz in einer der ersten Sitzreihen vor dem eisernen Vorhang erhalten haben. Es ist nicht übertrieben zu behaupten, daß gewisse Kreise hier neugierig darauf gewartet haben, daß der Vorhang nach dem Waffenstillstand vom Herbst 1944 in die Höhe gehen würde, so daß man am Schauspiel teilhaben könnte. Daraus ist aber nichts geworden.

Es ist daher ganz natürlich, daß die allgemeine Vorstellung der Finnen von Rußland während der letzten Jahre langsam wieder zu dem zurückgekehrt ist, was sie früher war. Inwieweit sie mit der Wirklichkeit übereinstimmt oder aber ganz oder teilweise auf Einbildung beruht, läßt sich nicht allein auf Grund der hier zugänglichen Informationen entscheiden. Hin und wieder reisen ein paar garantierte Sowjetfreunde nach Rußland, wo sie in Leningrad und Moskau ins Theater gehen und in Grusien die schöne Landschaft bewundern dürfen; nach einigen Wochen kehren sie dann heim und geben in der kommunistischen Presse begeisterte Schilderungen ihrer Erlebnisse. Hin und wieder kommen sowjetrussische Künstler und treten in Helsinki auf, und da sie wirklich erstklassig sind, erhalten sie in der Presse rühmliche Kritiken. Wenn man dann noch hinzufügt, daß Mitglieder der finnischen Regierung hin und wieder in amtlichem Auftrag Moskau zu Verhandlungen besuchen, so hat man damit eine erschöpfende Darstellung der finnisch-sowjetischen Beziehungen gegeben.

Gleichwohl verdienen diese Beziehungen größtes Interesse, zumal es im Augenblick nahezu unmöglich ist, ihren wirklichen Charakter festzustellen. Rußland ist von jeher das große Problem für Finnland gewesen. Ähnliches gilt für Rußland: Finnland ist ein Problem für die Russen, aber natürlich nur eins von vielen und kein so großes wie Rußland für die Finnen. Reist ein Finne über Skandinavien hinaus ins Ausland, so pflegt er nach seiner Heimkehr mit unver-

kennbarem Erstaunen zu berichten, daß man dort glaube, Finnland liege hinter dem eisernen Vorhang. Bedenkt man die geographische Lage des Landes und seine Teilnahme am Kriege auf deutscher Seite, so ist es in der Tat erstaunlich, daß dem nicht so ist. Unter Hitlers ehemaligen Bundesgenossen in Osteuropa ist Finnland die große Ausnahme: In keiner Hinsicht erinnert sein Nachkriegsschicksal an die sogenannten Volksdemokratien in Südosteuropa.

Nichtsdestoweniger läßt sich nicht leugnen, daß man in weiten Kreisen Sorge verspürt und sich fragt, wie lange es in der bisherigen Weise weitergehen kann. Nirgends dürften die verantwortlichen Staatsmänner mit größerem Interesse die Berichte der schwedischen Presse aus Deutschland über die Verhandlungen des früheren Moskauer Botschafters Nadolny mit westdeutschen Politikern gelesen haben. Die finnische Presse brachte nur kurze, nichtssagende Meldungen über Nadolnys Reise durch den eisernen Vorhang; in unterrichteten politischen Kreisen erinnert man sich aber desto genauer der Theorie Nadolnys, daß die Sowjetunion an einer neutralen Zone in Europa interessiert wäre, welche aus der Schweiz, Deutschland, Schweden und Finnland bestände. Natürlich ist man nicht völlig überzeugt davon, daß Moskau im innersten Herzen eine solche Zone wünscht, aber diese Theorie ist einer der wenigen Anhaltspunkte, mittels derer man hier die Position des eigenen Landes in der immer deutlicher zwiegespaltenen Welt beurteilen kann.

Die Einstellung der Finnen zu den Russen im Laufe der Zeiten bildet ein interessantes Kapitel im Buch der zwischenstaatlichen Beziehungen. Die Einstellung hat zwischen unbedingter Loyalität und erbittertem Widerstand gewechselt. Eine nennenswerte Zwischenform gibt es nicht. In der Zeit der Abhängigkeit von Rußland zwischen 1809 und 1917 entstand das finnische Nationalbewußtsein. Es wuchs um die Wette mit den Bestrebungen der Petersburger Regierung, die finnische Verwaltung zu russifizieren. Als die Bolschewisten schließlich während des finnischen Bürgerkrieges von 1918 die rote Partei begünstigten, wurde der Grund zu einem zähen Haß gelegt, welcher unmittelbar an den Russenschreck des 18. Jahrhunderts anknüpfte und die Periode der Freundschaft, die es zu Anfang des 19. Jahrhunderts gegeben hatte, einfach übersprang.

Die Abtrennung von Rußland führte dazu, daß Finnlands Handel, der bis dahin überwiegend nach Osten ging, in den zwanziger Jahren eine radikale Schwenkung vornahm, so daß England der größte Handelspartner der Finnen wurde. In jenen Jahren wurde Finnlands Ost-

grenze durch einen eisernen Vorhang abgeschlossen, wenn auch diese Bezeichnung damals noch nicht erfunden war. Dann folgte der finnisch-sowjetische Krieg von 1939/40, der unmittelbar dazu führte, daß Finnland 1941 in den Krieg hineingezogen wurde. Der Sowjethaß erlebte in Presse und Rundfunk eine ungeahnte Blüte. Die offizielle Propaganda behauptete, der Krieg solle verhindern, daß das finnische Volk nach Sibirien deportiert würde. Die deutsche Propaganda-Phrase, daß Finnland der „Schutzschild im Norden“ sei, wurde nur zu gern übernommen.

Wenn man den Verlauf der Ereignisse während der Jahre 1939 und 1940 vom sowjetischen Standpunkt aus betrachtet, oder vielmehr zu betrachten versucht, so erhält man ein schlagendes Beispiel für die Gefährlichkeit des finnischen Problems. Der Krieg von 1939 wurde mit der Begründung begonnen, das die finnisch-sowjetische Grenze der Millionenstadt Leningrad allzu nahe läge. Durch den Moskauer Frieden wurde die Grenze um einige hundert Kilometer nach Westen verschoben; und während des nächsten Krieges (1941/44) sind die finnischen Truppen niemals bis nach Leningrad vorgedrungen. Also muß man sagen, daß das sowjetische Ziel durch den Krieg 1939/40 erreicht worden ist. Inwieweit die Beteiligung Finnlands an Hitlers Krieg zu vermeiden war, und ob Finnland seine Neutralität hätte bewahren können, wenn nicht die Sowjetunion 1939 der Angreifer gewesen wäre, ist eine Frage, um deren Lösung man sich nicht den Kopf zu zerbrechen braucht. Eine Antwort wird man ja niemals finden.

Die Zeit nach dem Waffenstillstand vom Herbst 1944 ist in mehr als einer Hinsicht bemerkenswert. Die maßgeblichen finnischen Kreise machten sich sofort den Grundsatz zu eigen, daß Moskau in Zukunft in Helsinki niemals eine Regierung dulden könnte, auf die sich die Sowjets nicht unerschütterlich verlassen könnten. Der damalige Premierminister und jetzige Staatspräsident Paasikivi betonte in einer Rede nach der anderen, daß der während des Krieges so beliebte Begriff vom Erbfeind ein für allemal ausgerottet werden müsse.

Zunächst war diese finnische Einstellung um so natürlicher, als die ganze Welt sich der Illusion hingab, daß die Zusammenarbeit zwischen den Großmächten das künftige Schicksal der Welt bestimmen würde. Aber die Zeiten haben sich bekanntlich geändert. Zwischen Ost und West wurde ein scharfer Strich gezogen, und auf beiden Seiten haben sich die Verhältnisse versteift. Finnland jedoch ist dem System der osteuropäischen Staaten nicht in der Weise einverleibt worden, die von vielen kurz nach dem Kriege für selbstverständlich



gehalten wurde. Gewiß hat Finnland im Frühjahr 1948 einen „Freundschafts- und Beistandspakt“ mit der Sowjetunion abgeschlossen, doch sind dessen praktische Folgen gleich Null. Für die heutige Lage Finnlands war es typisch, daß der Jahrestag der Paktunterzeichnung im vergangenen Frühjahr zu einem heftigen Meinungsstreit zwischen Sozialdemokraten und Volksdemokraten über die eigentliche Bedeutung des Paktes führte.

Die Volksdemokraten behaupteten, der Pakt bedeutete, daß die Finnen im Kriegsfall unter allen Umständen auf sowjetischer Seite kämpfen müßten. Die Sozialdemokraten stützten sich auf den Buchstaben des Vertragstextes und machten geltend, daß der Pakt nur dann in Kraft träte, wenn Deutschland oder mit Deutschland verbündete Mächte über finnisches Gebiet hinweg die Sowjetunion angriffen. Wer von den beiden Parteien recht hat, wird man nicht feststellen können, sofern kein Krieg ausbricht, was Gott verhüten möge. Moskau hat sich zu diesem Meinungsstreit nicht geäußert. In der Präambel zum Vertrag findet sich jedoch ein Satz, der beachtet zu werden verdient. Darin heißt es, der Pakt werde geschlossen, „im Hinblick auf Finnlands Streben, sich aus den Interessen-Konflikten der Großmächte herauszuhalten“.

Die Entwicklung in den östlichen Volksdemokratien nach dem Prager Staatsstreich im Jahre 1948 zeigt, wie die Dinge laufen können. Finnland jedoch zeigt, daß sie auch anders laufen können.

Es wäre vermessen, wollte man eine erschöpfende Erklärung dafür abgeben, warum Finnlands Lage heute so ist, wie sie ist. Immerhin kann man folgendes feststellen: Offizielle finnische Vertreter erklären in einer Rede nach der andern, daß Finnland sein Äußerstes leiste, um die bestmöglichen Beziehungen zur Sowjetunion aufrechtzuerhalten. Das finnische Volk kann diesen Satz schon auswendig. Gleichzeitig ordnen die Finnen ihre eigenen Verhältnisse vollständig nach eigenem Wunsch. Die Kommunisten werden aus allen Positionen zurückgedrängt, ihr Einfluß ist gleich Null, und die Verhältnisse in den Volksdemokratien — mit Ausnahme der Sowjetunion — werden in den schwärzesten Farben gezeichnet und als warnendes Beispiel hingestellt.

Als kleine Pikanterie mag erwähnt werden, daß Sozialminister K. A. Fagerholm im Herbst 1944 aus dem Kabinett Castrén mit der Begründung austrat, daß die Regierung sich nicht hinlänglich bemühe, gute Beziehungen zu Moskau zu bekommen. Heute wüten die sowjetische Presse und das sowjetische Radio tagein tagaus gegen Finnland. Der-

selbe K. A. Fagerholm, heute Ministerpräsident, sieht sich nun keineswegs veranlaßt, zurückzutreten. Dabei hat die sowjetische Propaganda keine Kleinigkeiten zu vermelden: Finnland geht zum Atlantik-Block über. Finnland unterdrückt die arbeitenden Massen. Finnland fällt in die Verhältnisse von 1939 zurück, als die Regierung es angeblich hauptsächlich darauf anlegte, gegen die Sowjetunion zu intrigieren. Nur der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß diese sowjetischen Behauptungen von den Tatsachen nicht bestätigt werden.

Offiziell herrschen mindestens erträgliche Verhältnisse zwischen Finnland und der Sowjetunion. Der Warenaustausch ist beträchtlich, und vielleicht kann man die Presseangriffe gegen die Regierung Fagerholm einfach als Bestandteil der allgemeinen Moskauer Kampagne gegen alle sozialdemokratischen Regierungen der Welt ansehen.

Betrachtet man Finnlands Lage heute von Helsinki aus, so scheint die Gelegenheit, die Entwicklung nach dem Muster der Tschechoslowakei voranzutreiben, endgültig verpaßt zu sein. Das wäre 1944 oder 1945 vielleicht gegangen. Jetzt aber haben die Finnen ihr Selbstvertrauen völlig wiedergewonnen, was um so leichter war, als sie trotz der Niederlage niemals irgendwelches Schuldgefühl gekannt haben.

Ob die Sonderstellung Finnlands in Osteuropa auf der Geschicklichkeit der Finnen selbst beruht oder nur ein Glücksfall ist oder vielleicht ein Ausfluß der allgemeinen weltpolitischen Atmosphäre, ist schwer zu sagen. Oder entspricht sie etwa Moskaus Absichten, die sich jederzeit ändern könnten? Oder ist sie eine Folge des Wohlwollens, dessen sich Finnland in den USA und Großbritannien erfreut, und das vielleicht insbesondere in der ersten Nachkriegszeit mitgewirkt haben könnte?

Wer wie der Verfasser dieser Zeilen in Finnland lebt und wohnt, kann leicht in den Verdacht geraten, Wunschträumen zu verfallen. Aber obwohl man letzthin eine Inflation der Worte erlebt hat, läßt sich vielleicht doch einer Äußerung Stalins eine gewisse Bedeutung beimessen. Auf einem offiziellen Bankett zu Ehren der finnischen Paktunterhändler im Frühjahr 1948 sagte er nämlich: „Die Finnen sind ein Volk, auf dessen Wort man sich verlassen kann!“ Sehr viel früher hatte Alexander II. die Finnen „seine treuen Untertanen“ genannt. Die unverbrüchliche Loyalität der Finnen gegenüber den Russen im 19. Jahrhundert ist außerdem ein Beispiel dafür, daß ein kleines und ein großes Volk in gegenseitiger Achtung nebeneinander leben können. Schließlich kann man vielleicht auch den oft miß-

brauchten Ausdruck „strategische Interessen“ als Beweis dafür anführen, daß Finnland weiterhin selbständig bleiben darf. Finnland ist zu schwach, als daß es die Sowjetunion selbst angreifen könnte (wenn auch die sowjetische Propaganda das Gegenteil behauptet), und das Abenteuer der Bundesgenossenschaft mit Hitler hat die Finnen vielleicht gelehrt, sich nicht zu stark unter ausländischen Einfluß zu begeben.

In Kriegszeiten pflegen die Großmächte kleine Staaten, welche aus den Gegensätzen der Großmächte Nutzen ziehen, aufs schärfste zu verurteilen. Das war auch während des letzten Weltkrieges der Fall, und es gab eine Zeit, da die Großmächte erklärten, daß kleine Staaten, welche ihr Dasein nur der Gleichgewichtspolitik der Großmächte verdanken, unweigerlich verschwinden müßten. Ein Teil von ihnen ist in der Tat verschwunden, so zum Beispiel die baltischen Länder. Man kann sich aber nicht des Eindrucks erwehren, daß die Gleichgewichtspolitik der Großmächte entscheidend dazu beigetragen hat, daß Finnland heute der Welt das gleiche Antlitz zeigt wie vor dem Jahre 1939.

Im Staat der Sozialisten wird einer auf den andern aufpassen. Und Faulenzer werden nicht geduldet, dulden sich selber nicht. Wer aber will vorher wissen, wer ein Faulenzer und wer ein — Schwangerer ist? Man würde den Faulenzer samt dem Schwangeren verurteilen und damit das Beste der Erde: das stille, langsame Reifen neuer Gedanken.

Christian Morgenstern



## Demokratie ohne Demokraten

Einer der klarsten politischen Köpfe unseres Volkes, Constantin Frantz, hat vor hundert Jahren den Satz geschrieben:

„Der Mensch steht auf der Erde und sein Antlitz blickt in den Himmel. Seine Idee von Gott und die Bedürftigkeit seiner irdischen Natur sind die beiden treibenden Kräfte und Staatsformen nur das Resultat derselben; sie haben keine selbständige Existenz. Staatsformen aus rein politischen Begriffen beurteilen zu wollen, ist ein Irrtum, und wo man auch versucht hat, rein politische Formen zu konstruieren, haben sie sich stets ganz haltungslos erwiesen.“

Wer glaubte, daß die Verfassung von Bonn die Deutschen zur Demokratie erziehen könnte, hätte vom Wesen der Demokratie nichts begriffen.

Bonn ist ein Notdach. Es erzeugt nicht die Mauern, die es tragen! Sie können in seinem Schutze nachträglich entstehen. Heute ist dieses Dach keinem Sturm gewachsen.

Heute ist Deutschland etwas sehr Unglückliches. Es ist so komisch und so tragisch wie das Deutschland von Weimar: eine Demokratie ohne Demokraten, ein Volksstaat ohne Volksbürger!

Dieser Verfassung von Bonn fehlt nicht nur ihr wesentlichster Faktor, der Mensch. Sie ist nicht nur in dem, was sie zu vergessen scheint, sondern auch in dem, was sie deutlich werden läßt, ein ernstes Dokument für die Gefährdung unserer politischen Existenz. Denn sie erscheint in ihren viel zu zahlreichen und ausführlichen Paragraphen getränkt vom Mißtrauen der Deutschen gegeneinander und von der Furcht vor einem neuen Gewaltherrscher!

In den Herzen der Deutschen fehlen bis zur Stunde die Voraussetzungen für einen freien Volksstaat.

---

\*) Der Verfasser dieses Artikels ist der Autor von „Irrweg und Umkehr, Betrachtungen über das Schicksal Deutschlands“, Stuttgart 1948, ein Buch, über das wir in Heft 3 der D. R., Seite 280, eingehend berichtet haben.

Die Frage nach dem Warum ist im Grunde die Frage nach dem Weg unserer Geschichte. Betrachten wir ihn nach den beiden Faktoren, die Constantin Frantz vor hundert Jahren uns angedeutet hat.

Freilich können wir hier nur die ganz große Linie mit einem Blick zu erfassen versuchen. „Die Bedürftigkeit unserer irdischen Natur“ umfaßt, so will es mir scheinen, zwei irdische Dinge — unsere Anlagen und unsere wirtschaftlichen Kräfte. Unter den Anlagen müssen wir jenes weite Gebiet biologischer Verschiedenheit verstehen, welches in neuester Zeit durch vielen Mißbrauch — man denke an das Wort „Rasse“ — stark diskreditiert ist.

Aber eine entscheidende Tatsache unseres geschichtlichen Lebens beginnt an diesem Punkt.

Das deutsche Volk kommt aus zum Teil inhomogenen Bestandteilen her. Diese Inhomogenität der Menschen in Mitteleuropa hat schon in der vorchristlichen Zeit ein soziales Ordnungsprinzip heraufgeführt, das die deutsche Entwicklung bis heute besonders tief beeinflußt hat. Es ist dies das Prinzip der Unterwerfung. Fürsten und Adel einerseits, Bauern und später auch Bürger andererseits sind wahrscheinlich überall im Abendland in ihrem Ursprung aus verschiedenen begabten und veranlagten Stammeselementen hervorgegangen. Erst allmählich tritt eine biologische Angleichung ein. Zugleich fügt die christliche Ordnung des beginnenden Mittelalters diese Gruppen als Stände in das Weltbild eines gemeinsamen großen Körpers.

Doch die Grundsätze des Christentums verschmelzen sich mit dem schon durchgesetzten Prinzip der Unterwerfung. Die Herrschaft des Stärkeren über den Schwächeren bleibt, gemildert und notdürftig eingeordnet in ein neues Weltbild.

Nur an zwei Stellen in der sozialen Geschichte Mitteleuropas wird das Prinzip von Herrschaft und Unterwerfung in den Jahrhunderten des Mittelalters durchbrochen. Die eine Stelle ist lokal, die andere bezieht sich auf den ganzen Raum des mittelalterlichen Reiches. An der einen Stelle vollzieht sich ein Austritt aus dem Reich, auf der anderen Ebene scheint sich eine innere Evolution des Reiches vorzubereiten.

Der Schwur der Eidgenossen auf dem Rütli — am Ende des 13. Jahrhunderts — war ein stilles Ereignis der Zeit, unbeachteter Akt von Bauern auf der Alpenhöhe, aber es blieb ein immer bedeutsamer werdendes Faktum bis auf unsern Tag. Der Glanz der mittelalterlichen Städte und die Luft ihrer Freiheit aber verhießen zunächst viel mehr: den Anbruch neuer Entwicklungen, die vom Prinzip der Herrschaft

zu dem der Bruderschaft zu führen schienen, jenem Prinzip des „einig Volk von Brüdern“, das im Brief der Eidgenossen postuliert ist.

Die Bürgerfreiheit des Mittelalters ist der Befähigungsnachweis unseres Volkes für eine Ordnung seines sozialen Zusammenlebens nach dem Prinzip eines freien Miteinander. Der Bruderbund der deutschen Hanse, dessen friedliche Macht nach London, Bergen und Novgorod reichte, ist das einzige Beispiel unserer Geschichte dafür, daß wir einmal gewußt haben, was Föderalismus ist! Die Bauern auf den Alpen, die Bürger in den Städten zeigen uns beide die Grundlagen jener Gemeinwesen, die nicht auf dem Prinzip der Unterwerfung beruhen. Ein großes Maß wirtschaftlicher Selbständigkeit und Gleichheit zeigt sich bei den Bauern der Urschweiz in verhältnismäßiger Armut, bei den Bürgern der freien Reichsstädte in Wohlstand und Reichtum. Die Idee von Gott ist die Idee persönlicher Verantwortung vor Gott, wie sie jeder Form des Christentums immanent ist!

Es ist die Tragik der deutschen Geschichte, daß diese Evolution unterbrochen wurde.

Die Entdeckung Amerikas leitete den Niedergang der Hanse ein, der Bauernkrieg fand kein Bürgertum an der Seite revoltierender Landbevölkerungen, der Dreißigjährige Krieg aber machte die deutschen Bürger und Bauern zu Bettlern. Dieser Krieg ist die große Cäsar der Entwicklung. Das Herrschaftsprinzip kommt durch ihn erneut mit voller Kraft zum Durchbruch. Der Weg vom Mittelalter in die Neuzeit ist bei uns (im Gegensatz zu England und der Schweiz) der Weg in eine zunehmende Unterwerfung! Der Territorialstaat, der aus der Katastrophe als der eigentliche Sieger hervorgeht, bedeutet das Ende aller Ansätze mittelalterlicher Freiheit.

Die deutsche Sozialstruktur wird nunmehr bis auf den heutigen Tag auf das Prinzip von Herrschaft und Unterwerfung ausgerichtet. Die Freiheit des Adels wie des Bürgertums verschwindet. Der Bauer hatte sie nie erreicht. Der Adel wird Dienstadel, seine bevorzugte Stellung ist im Grunde nur die des Fürstendiener, der die Fürstenmacht über die übrigen Untertanen ausübt. Er vermischt sich mit dem Zustrom bürgerlicher Elemente zu einem neuen Beamten- und Offiziersadel des absoluten Fürstenstaates. Dieser Staat, als dessen ausgeprägteste Form mit Recht der preußische gelten darf, ist ein reiner Herrschaftsstaat, in dem der ständische Gedanke des Mittelalters immer mehr zur Form wird.

Die Gründe dieser Entwicklung werden uns bei der Definition von Constantin Frantz klar. Was die „irdische Bedürftigkeit“ angeht, so



war die Vernichtung von Reichtum und Wohlstand der deutschen Bauern und Bürger im 16. und 17. Jahrhundert, vor allem durch die Katastrophe von 1618—1648, die eine Voraussetzung dafür, daß die Fürsten ein leichtes Spiel hatten, sie zu unterwerfen.

Die andere Voraussetzung aber liegt hier in der „Idee von Gott“. Das katholische Christentum hat zwar in dem großen Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum einst den Kampf zwischen weltlicher und geistlicher Herrschaft sichtbar werden lassen. Aber im Grunde ging es dabei weniger um das Prinzip der Unterwerfung als darum, wer sein Subjekt sein sollte. Gegen das Prinzip der Unterwerfung als Prinzip der deutschen Sozialstruktur ist der Katholizismus nicht aufgestanden.

Genau so wenig aber, das müssen wir ganz klar sehen, hat dies der deutsche Reformator getan. Der Eislebener Bergmannssohn hat nie an einen Gottesstaat auf Erden gedacht, nie an eine Kirche der Bürgerfreiheit, wie Calvin und Knox sie in Genf begründet haben. Er ist der Untertan geblieben, als der er geboren war. Sein Christentum sieht die Einzelseele, von der jede christliche Auffassung ausgehen muß. Luther will die Einzelseele retten — aus der Welt, gegen die Welt! Die Welt ist böse; der Untertan verzichtet darauf, sie zu gestalten. Diese Resignation vor dem Diesseits wird nicht dadurch aufgehoben, daß Luther auch die Widerstandspflicht gegen die Staatsgewalt proklamiert hat. Denn der Sinn dieser Pflicht zielt nicht auf die Verantwortung des Christen für die irdischen Formen menschlicher Gemeinschaft, sondern auf die Rettung der Einzelseele im Konflikt mit dem Bösen. Wo der Staat, die Obrigkeit vom einzelnen etwas fordert, was seine Seligkeit gefährdet, da „muß man Gott mehr gehorchen als den Menschen“.

Luther hat nie den Gedanken vollzogen, daß der Christ, um seine Seele und die der anderen zu retten, die Welt handelnd gestalten müsse. Die irdische Form des Gemeinwesens schien ihm abseits christlichen Tuns. Seine Idee vom Gemeinwesen ist immer eine Idee der Obrigkeit. Sie schwankt dabei zwischen zwei Polen — der Obrigkeit, die von Gott eingesetzt und daher gut ist, und der Obrigkeit, die ein Teil des Bösen in der Welt ist und als solcher hingenommen werden muß, solange sie des einzelnen Seele nicht gefährdet.

So hat die deutsche Reformation keine neue Idee von Gott gegeben, die dem Prinzip der Unterwerfung widerstand. Sie hat im Gegenteil — ohne den Willen des Reformators und erst lange nach seinem Tode — dazu beigetragen, das Prinzip der Unterwerfung zu festigen und zu

vertiefen. Nicht nur durch ihre Rolle bei der Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges. Mehr noch dadurch, daß der Gedanke der „von Gott verordneten Obrigkeit“ bei Luthers Nachfolgern den Sieg davontrug. Die Kirche des deutschen Protestantismus aber wurde damit eine Fürstenkirche, Predigerin des Gehorsams gegen die Obrigkeit. Die Idee von Gott wurde neben der Armut und Enge des deutschen Lebens somit zum anderen tragfähigen Pfeiler des territorialen Herrschaftstaates.

Weder die Wirkungen der französischen Revolution noch die Ansätze der Freiheitskriege haben das Prinzip der deutschen Sozialstruktur zu ändern vermocht.

Auch die Revolution des 19. Jahrhunderts in Deutschland, wie sie uns Ricarda Huch in ihrem wundervollen letzten Werke beschrieben hat, ist im Grunde keine Revolution im Prinzip unserer Sozialstruktur geworden. Das Scheitern von 1848 birgt eine tiefe Tragödie. Das Bürgertum hatte sich endlich, fast zwei Jahrhunderte nach der großen Katastrophe, soweit erholt, daß es sich als Faktor im Gemeinwesen zu fühlen begann. Die wirtschaftlichen Voraussetzungen politischer Freiheit begannen sich zu formen. Aber schon die „Idee von Gott“ reichte nicht aus. Die Säkularisierung gab nicht die geschlossene und starke geistige Kraft, um das Prinzip der Sozialstruktur zu ändern.

Dazu aber trat noch ein anderes Faktum, um die Tragödie zu vollenden. Die neue Stellung des Bürgertums erwuchs zum Teil mit der Industrialisierung. Diese schuf zugleich einen neuen Stand unterhalb des Bürgertums. Die Revolution des Bürgertums wurde von der Revolution des vierten Standes überschritten, durchkreuzt und schließlich beide Revolutionen durch dieses Gegeneinander überspielt durch die dritte Kraft des alten dynastischen Prinzips. Auf dem Schlachtfeld von Sedan einigte ein genialer Meister aus der alten Schule des territorialstaatlichen Machtdenkens Deutschland nach dem alten Herrschaftsprinzip.

Damit aber wurde unmittelbar der Weg beschritten, der aus außen- wie innenpolitischen Gründen zu den Katastrophen dieses Jahrhunderts führen mußte!

Außen- und Innenpolitik werden immer von demselben Prinzip beherrscht. Ein Staat, der auf den Prinzipien der Unterwerfung, der Herrschaft, der Macht beruht, kennt auch in seiner Außenpolitik nur den Gedanken der Macht. Darum folgte aus dem Werke Bismarcks letzten Endes unabwendbar jener romantische und verspätete machtpolitische Vorwärtsdrang, der dieses Werk früher oder später zum

Scheitern bringen mußte. Der Wilhelminismus, bis heute nicht überwunden, ist die Frucht eines Pyrrhussieges des Unterwerfungsgedankens. Der deutsche Bürger, auch der Bauer und Arbeiter, wurden erneut und noch einmal im Spiegelsaal von Versailles vom dynastischen Prinzip überwältigt. Ihre Idee von Gott war nicht ausreichend, um ihre Kräfte zu einigen und ein neues soziales Strukturprinzip zum Durchbruch zu bringen. Aber sie sahen sich im Rahmen des alten Unterwerfungsprinzips in eine scheinbar glänzende Welt des politischen Erfolges und des wirtschaftlichen Wohlstandes gestellt.

Darum vollzieht der deutsche Bürger seit 1870 eine geistige Kapitulation. Er verleugnet die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, vielleicht auch weil es das Vergessen des eigenen Mißerfolges ist. Der Bürger wird zum Bismarckverehrer auf seine Art, das heißt zum blinden Anbeter des Machtgedankens. Hier entsteht die deutsche „Megalomanie“, die bis zur Stunde unser Denken verwirrt. Wir empfinden nur noch die „Größe“ im Sinne von Quantität als ernstesten Faktor des Weltgeschehens. Kein Volk scheint mir so sehr wie wir vergessen zu haben — trotz seiner naturwissenschaftlichen Begabung —, daß Gott die wahre Größe und Kraft oft in das Kleine und Kleinste gelegt hat, daß der Samenfaden, der einen Menschen entstehen läßt, nur unter dem Mikroskop sichtbar ist!

So ging Deutschland den Weg nach 1918. Doch warum wurde Weimar nicht die Wende zum Volksstaat? War nicht mit dem Sturz der Dynastien auch das Sozialprinzip der Unterwerfung beseitigt?

Hier stehen wir an einer Kernfrage.

Die Wirklichkeit besteht nicht aus Prinzipien, sondern aus Menschen. Prinzipien und Ideen sind eine gewaltige, stille Macht, aber nur soweit und solange, wie sie — als der Ausdruck menschlichen Denkens und Empfindens — sich in Menschen verkörpern! Die Idee formt den Menschen, erst der Mensch den Staat, das heißt die Formen des Gemeinschaftslebens. Der Umbruch von 1918 war keine innere Revolution. Er war der Zusammenbruch eines Machtstaates von außen her.

Es war dasselbe, was wir heute erleben. Der deutsche Machtstaat — folgerichtiger Ausdruck seines Sozialprinzips — wurde im Zusammenstoß mit der Außenwelt von außen niedergerungen.

Das Scheitern von Weimar und die Gefahr des Scheiterns von heute beruhen auf der einfachen Tatsache, daß ein von äußerer Gewalt, nicht aus innerer Kraft beseitigter Herrschaftsstaat nicht den Menschentypus besitzt, der einen freien Volksstaat zu tragen vermag.



Die Deutschen von 1918 waren die Untertanen des Kaiserreiches, die Deutschen von 1949 sind im Grunde noch immer die Deutschen der Hitlerzeit! Sie sind ein Menschentypus, der aus der Sozialstruktur des Unterwerfungsprinzips geformt ist.

Die Zeit von Weimar hat bewiesen, daß eine Nation von „Untertanen“ nach den Prinzipien eines Volksstaates nicht integrationsfähig ist. Wenn bei einer solchen Nation plötzlich die Träger der Herrschaft fortfallen, entsteht keine neue Ordnung, sondern ein Chaos, aus dem Ruf und Sehnsucht nach dem „starken Mann“ sich erheben!

Wir müssen den Mut haben, zu erkennen, woran das liegt!

Selbstkritik ist der erste Schritt, um ein freies Volk zu werden. In unserem Volkscharakter liegen Züge, die unser Schicksal erklären. Sie erkennen wäre der erste große Schritt zur Änderung. Diese Änderung ist möglich. Es handelt sich viel weniger um anlagemäßig unveränderliche Eigenschaften als um ein bestimmtes Lebensgefühl. Dieses Lebensgefühl ist durch fast zwei Jahrtausende durch das Prinzip der Unterwerfung beeinflusst.

Jeder Deutsche möchte — vor sich und der Welt — mehr sein als der andere. Er möchte besser, reicher, stärker, mächtiger sein. Der Beherrschte findet sein ganzes Glück darin, selbst irgendwie herrschen zu können. „Oben“ und „unten“ sind die grundlegenden Begriffe unseres sozialen Denkens.

Aus diesem Lebensgefühl entstehen Empfindungen besonders ungünstiger Art. Man will den anderen nicht gelten lassen, weil man ja auf jeden Fall selber mehr sein will. Man will ihn nicht achten und anhören. Und wo er dennoch Erfolg hat, folgt daraus nicht die Anerkennung, sondern der „Neid!“ Ist es Zufall, daß Tacitus schon von der „invidia Germanorum“ schreibt? Ist es nicht das Bild unserer partikularistischen Fürstengeschichte, das da bereits angekündigt wird?

Solange sich der Wert eines Menschen bei uns danach bemißt, auf wie viele andere er herabblicken kann, solange er sein höchstes soziales Glück darin sieht, mehr zu sein als möglichst viele andere Menschen, solange sein Ziel bleibt, „Herr“ zu sein, das heißt andere hinabzustößen, beiseite zu drängen und auszustecken, solange ist eine soziale Integration unseres Volkes nur durch das Herrschaftsprinzip möglich!

Das Lebensgefühl des unbedingt Mehr-sein-Wollens als der andere führt ins Chaos — zum Beispiel ins Chaos der Parteizersplitterung und des Kampfes aller gegen alle — und schließlich — zur Rettung aus dem Chaos — in neue Unterwerfung, bei der allein ein solches Lebens-

gefühl aus einer die Nation desintegrierenden zu einer sie integrierenden Kraft werden kann.

Der Staat von Bonn wird in neuen autoritären Formen enden, wenn es nicht gelingt, Deutschland mit einem neuen Lebensgefühl zu erfüllen. Zwei Fragen erheben sich dann: Wollen wir eigentlich einen Volksstaat? Können wir unser Lebensgefühl denn noch umstimmen?

Die erste Frage sowohl wie zum Teil auch die zweite ist im Grunde die Frage nach Werden und Wesen der Demokratie. Die beiden entscheidenden Faktoren, deren Resultat der Menschentypus und über ihn die Staatsform darstellen, sehen hier anders aus. Die irdische Bedürftigkeit hat hier, sei es in Armut oder Reichtum, die Form ähnlicher menschlicher Anlagen und ähnlicher wirtschaftlicher Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Denken wir an die Schweizer Bauern, an die englische Adelsgesellschaft oder an den amerikanischen Kolonistenverein. In diesen drei Beispielen sehen wir klar die wirtschaftliche und menschliche Grundlage hervortreten: Gleichheit und Unabhängigkeit voneinander. Man schließt sich zusammen, um einander zu helfen, seine Freiheit zu bewahren, gegen Habsburg, gegen den König von England (bis dieser nachgibt und sich in die Gemeinschaft nützlich einfügt) oder um die Wildnis Amerikas zu erobern.

Hier tritt das entgegengesetzte Prinzip einer Sozialstruktur in die Geschichte ein: das Prinzip der menschlichen Bruderschaft. Es entfaltet seine gewaltige formende Kraft nicht mehr aus materiellen Grundlagen, sondern aus einer „Idee von Gott“, die sich von der im deutschen Lebensbereich grundlegend unterscheidet.

Von der Kirche von Genf am stärksten, aber auch von der von Zürich kommt eine Predigt der Weltpflicht, die der Weltflucht des Lutherums zuwiderläuft. Hier spricht niemand vom Gehorsam gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit. Hier entsteht die Kirche der Bürgerfreiheit, die vom Genfer Gottesstaat Calvins bis zur Schöpfung der angelsächsischen Weltreiche einen Strom weltgestaltender Energien ausgelöst hat.

Hier entsteht ein anderer Menschentypus aus einem anderen Lebensgefühl. Wir können es im Idealbild des englischen Gentleman, des Schweizer Bürgers oder des Amerikaners ganz klar erkennen. Dieses Lebensgefühl heißt: Nicht mehr sein wollen als der andere! Das soziale Glück heißt hier, gleich wertvolles, gleichberechtigtes Glied in einer gleich wertvollen Gemeinschaft zu sein. Auffallen, aus dem Rahmen fallen, den anderen beiseite drängen, statt ihm zu helfen, ist unfair. Hieraus folgt etwas für uns Neues und Fremdes. Neben der

wirtschaftlichen Freiheit des einzelnen entsteht ein Kollektivismus des Lebensgefühls, der in der „Idee von Gott“ wurzelt. Es ist der Gemeingeist, aus dem die Demokratien der Schweiz, Englands oder Amerikas erwachsen sind. Er ist der einzige wahre Herrscher dieser Länder, Ausdruck für die Stärke und Lebendigkeit eines sozialen Strukturprinzips, das nicht Unterwerfung, sondern Bruderschaft will. Solcher Gemeingeist bildet Atmosphäre, Wesen und Kern der Demokratie.

Aus ihr ist nicht nur das kleine, aber innerlich starke Land entstanden, welches das Vorbild freien Zusammenlebens der drei Kernnationen unseres Kontinents bietet. Aus ihr entstand das Commonwealth of Nations, aus ihr die Weltmacht Amerika.

Wir dürfen uns nicht der Illusion hingeben, daß wir woanders als in einer nationalkommunistischen Diktatur ankommen könnten, wenn wir noch einmal ein säkularisiertes Staatsdenken, das heißt eine verhüllte Form des Unterwerfungsprinzips, als Leitmotiv unseres Gemeinschaftslebens akzeptieren!

Die Frage, ob wir einen Volksstaat wollen, einen Staat brüderlicher Freiheit und Gemeinschaft, erscheint als die Frage, ob wir als Menschen mit unserer „Idee von Gott“ uns behaupten oder in einem totalitären Staatsapparat — auf der Stufe der Tierheit enden wollen. Es geht nicht darum, „Feinden“ von gestern einen Gefallen zu tun, wenn wir den Volksstaat bejahen! Es geht auch nicht nur um unser Sein und Nichtsein als Kulturvolk. Und damit stellt sich für uns mit aller Schwere die andere Frage: Können wir unser soziales Lebensgefühl noch auf das Prinzip der Bruderschaft umstimmen? Können wir in uns selbst, in unser aller Herzen, das Sozialprinzip der Unterwerfung überwinden? Können wir unser soziales Glücksgefühl darin finden, nicht, wie bisher, mehr zu sein als der andere, sondern gleichwertiges Glied unter möglichst vielen Gleichwertigen und Wertvollen zu sein?

Dies ist die einzige wirkliche und reale Frage nach der Möglichkeit eines deutschen Volksstaates. Vor ihr dürfen wir nicht resignieren. Es gibt Ansatzpunkte für ein „brüderliches“ Lebensgefühl in unserem Volk.

Die beiden polaren Prinzipien der sozialen Struktur, Bruderschaft und Herrschaft, sind nirgends rein vorhanden. Wenn wir von dem um der Klarheit willen vereinfachten Bild zur Wirklichkeit vordringen, so finden wir, daß ein Prinzip in ihr nie ganz ohne das andere bestehen kann. Die Unterscheidung bleibt darum nicht minder groß. Denn es kommt darauf an, welches Prinzip dominiert, welches dem anderen



dient und aus welchem das entscheidende soziale Glücksgefühl fließt. Es gibt Herrschaftsprinzipien, mehr technischer Art, um der Bruderschaft zu dienen, und es gibt Bruderschaft, die der Herrschaft dient. Schon darum hat das Prinzip der Bruderschaft weitverzweigte und zum Teil tiefe Wurzeln bei uns. Wir brauchen nur an die Arbeiterschaft, an die Wehrmacht oder an die Universitäten zu denken. Genosse, Kamerad, Komilitone und Bundesbruder sind Teiltypen dessen, was uns als großer, verbindender Typus für das Volksganze fehlt. Aber in diesen Typen ist der Ansatz eines Sozialgeistes vorgebildet, der nicht von der Unterwerfung, sondern von der Brüderlichkeit ausgeht. In einem begrenzten Bereich des Sozialen ist hier das Lebensgefühl des „Mehr-sein-Wollens“ als der andere vor dem des „Glied-sein-Wollens“ in einer Gemeinschaft von Gleichwertigen übertönt. Diese Teiltypen und Ansätze aber geben uns so sehr wie der Blick auf die zu Unrecht vergessene Geschichte der mittelalterlichen freien Städte und ihres großen Bundes das Gefühl, daß die Umkehr zu einem neuen Lebensgefühl nicht außerhalb des Bereiches unserer Möglichkeiten liegt. Die Hinwendung vom Prinzip der Unterwerfung zu dem der Bruderschaft kann nur aus dem Glauben und zugleich nur dadurch vollzogen werden, daß aus diesem Glauben gehandelt wird.

Unser Leben und unsere Geschichte fangen jeden Tag neu an. Wenn wir dies als Christen wissen und danach handeln, so wird daraus der Gemeingeist entstehen, ohne den es keinen Volksstaat geben kann. Unsere Enkel werden dann deutsche Volksbürger sein, ein Typus freier und brüderlicher Menschen, der ohne den Apparat eines alles erstickenden Staates zu echter Gemeinschaft fähig ist. Es ist unserer Entscheidung anheimgegeben, ob wir einem falschen Lebensgefühl weiter ins Verderben folgen oder den Mut finden, den Anfang zu setzen für eine neue Zeit.

## Frankreich — Land der Hoffnung

Paris, im August

„Diese Franzosen, sie haben den Krieg gewonnen“, stellen immer wieder englische Touristen sehnsüchtig-neidisch fest, eingedenk der 50 Pfund Sterling in der Tasche und der spartanischen „Austerity“ daheim.

Seit sechs Monaten bietet Frankreich dem Besucher wieder den Anblick eines auf dem Wege zum Wohlstand befindlichen Landes. Vorkriegsmäßig? Nein, vor dem Krieg sprach man im Ausland gern von dem leisen Geruch der Dekadenz, den „la douce France“ ausströmte. Heute dagegen ist Frankreich zum Land der Hoffnung geworden. Diese Hoffnung und die wiedergewonnene Lebensfreude sind es, die neben der Atmosphäre der verfeinerten Lebenskunst und dem Charme einer harmonischen Kultur die Fremden, und ganz besonders die Engländer, in ihren Bann schlagen.

Fast unbemerkt hat sich der Wandel von dem deprimierten und erschöpften Land des Jahres 1945 zu dem selbstsicheren, voranschreitenden Frankreich von heute vollzogen. Als augenfälliges Beispiel läßt sich die französische Geburtenkurve anführen: sie ist steil angestiegen und widerlegt die Behauptungen von dem „biologisch müden Land“ auf das nachdrücklichste.

„Von seiner Arbeit im Rhythmus der modernen Welt zu leben“ setzte Jean Monnet, der fähige Wirtschaftsplaner, dem Land und seiner Arbeit als Ziel. Heute schon hat die industrielle Erzeugung den höchsten Stand seit 1929 weit überschritten, die Landwirtschaft ist mit mehr Betriebsmitteln als je zuvor ausgestattet, das Volkseinkommen hat sich seit 1946 um 18 v. H. erhöht und die Ein- und Ausfuhren sind ständig im Steigen begriffen. Im Rahmen des Monnet-Planes wur-

den allein im zweiten Jahr 148 Milliarden Francs angelegt, um die Energieerzeugung zu erweitern und die Bergwerke zu modernisieren.

Vor allen Dingen ist es gelungen, den französischen Arbeiter, dessen Reallohn und dessen Lebensbedingungen noch keineswegs den Vorkriegsstand erreicht haben, nach den schweren Streiks der ersten Nachkriegszeit zur vollen Mitarbeit zu gewinnen. Er arbeitet selbstverständlich 48 Stunden, und die gelegentlichen Ausstände haben nicht mehr den bedrohlichen Charakter wie im Jahre 1946.

Noch fehlt dem regen wirtschaftlichen Leben die Sicherheit der Vorkriegszeit, noch bestreiten die Mittel des ERP fast die Hälfte der Einfuhren. Kapitalmangel verhindert die Ausführung einer Reihe großzügiger Projekte, die verstaatlichten Eisenbahnen arbeiten äußerst unrationell und mit dem Ende der Vollbeschäftigung beginnt sich die Gefahr der Arbeitslosigkeit am Horizont abzuzeichnen. Wie in fast allen Ländern (einschließlich der USA) hat sich auch hier die Bürokratisierung zu einer schweren Belastung des Budgets entwickelt: die Verwaltung beschäftigt 60 Prozent mehr Personen als 1936.

Trotz dieser Schwächen spricht der Franzose nicht mit der bangen Furcht seines englischen Verbündeten von der drohenden Krise. Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Finanzexperten und Wirtschaftler sind Optimisten, sie glauben jedoch, daß ihr Land dank seiner nicht ganz und gar auf „Exportieren oder Sterben“ ausgerichteten Struktur den möglicherweise schweren Tagen der Zukunft besser gewachsen ist.

Mit der ökonomischen Normalisierung hat sich eine politische Beruhigung eingestellt, in der die starken Männer der Rechten und Linken, wie Charles de Gaulle und Maurice Thorez, zu Schatten geworden sind. Der General, noch vor Monaten von vielen Franzosen und Ausländern als unvermeidlich angesehen, verblaßt in dem Maße, wie die kommunistische Partei an Schrecken verliert. Heute hat er es nicht mehr leicht, selbst in seinen eigenen Reihen die Disziplin aufrechtzuerhalten. Bewegungen, so scheint es, haben ihre Anziehungskraft verloren: Frankreichs Wähler wenden sich wieder ihren Parteien und den ihnen im politischen Spiel übertragenen Funktionen zu. Dabei zeigt es sich, daß die Schwächen des Parlamentarismus der Vierten Republik keineswegs unbeachtet bleiben. Léon Blum, der alte, kluge Sozialist, hat mit seinem Vorschlag zur Überholung des gegenwärtigen Wahlsystems (Mehrheitswahl, bei der eine gewisse Anzahl von Abgeordneten durch das Verhältniswahlsystem errechnet werden) den Finger auf einen wunden Punkt gelegt. Sein Vorschlag zeugt



nicht nur von einer klaren Einsicht, sondern auch von einem über die Parteigrenzen hinausgehenden Denken, denn es ist fraglich, inwieweit seine eigene Partei von einem solchen Wechsel profitieren würde.

Während man seit Jahren von den „starken Männern“ sprach und jedes ihrer Worte abwog, widmeten sich unauffällige Persönlichkeiten wie Queuille, Schuman und andere dem undankbaren Geschäft des Regierens und gewannen den Respekt des Auslandes, das geneigt war, Frankreichs Innenpolitik als ein gefährliches und lächerlich-unverständliches Spiel zu betrachten. Für das Frankreich von 1949 ist ein Robert Schuman viel kennzeichnender als der in unzähligen Maueranschlägen sich an das Volk wendende de Gaulle. Der französische Außenminister, dessen Integrität und Bescheidenheit gleich sprichwörtlich sind, genießt ein Vertrauen, das weit über die Parteigrenzen hinausgeht. Ebenso still und bescheiden wie sein Auftreten und sein Leben — Schuman ist erst kürzlich in ein kleines Appartement am Quai d'Orsay eingezogen — ebenso fest ist der Kurs, den der Minister der französischen Außenpolitik gegeben hat. Seine Politik ist europäisch, und viele Anzeichen sprechen dafür, daß sie auch Deutschland gegenüber von dem Gedanken der westeuropäischen Zusammenarbeit diktiert wird. Dabei kann die Regierung heute auf weit größeres Verständnis bei dem französischen Volk rechnen, als es noch vor einem Jahr möglich schien. Der französische Mann auf der Straße, der vor dem Krieg selten großes Interesse an dem zeigte, was „Draußen“ geschah, will heute wissen, was in Deutschland vor sich geht. „Was denkt der Deutsche?“ „Wie lebt man in Deutschland?“ „Ist der Boche zum Deutschen geworden?“ sind einige der Fragen, die nicht nur in den Kreisen des Bürgertums, sondern auch von Bauern und Arbeitern immer wieder gestellt werden. Die letzteren, die häufig Gelegenheit zur engeren Fühlungnahme mit den deutschen Kriegsgefangenen und Arbeitern hatten, kennen Deutschland und sein tägliches Leben aus Erzählungen. Die 70 000 freien Arbeiter, von denen ein großer Teil als willkommene Einwanderer zu betrachten ist, erfreuen sich eines guten Rufes. In dem täglichen Umgang mit ihrer französischen Umgebung haben sie die öffentliche Meinung stärker beeinflußt als alle Reden und Appelle von deutscher Seite es vermochten.

Die französischen Zeitungen tragen dem Interesse an Deutschland weitgehend Rechnung. Ausführliche Reportagen über Deutschland, wie der eine Woche lang erscheinende ausgezeichnet informierte Bericht von Mme. Dominique Aucleres „Kreuz und Quer durch

Deutschland" im „Figaro“, und eingehende Kommentierung deutscher Fragen finden sich in allen seriösen Zeitungen\*). Tatsächlich widmet die französische Presse Deutschland mehr Raum und Aufmerksamkeit, als es umgekehrt der Fall ist. Über die täglichen Sorgen hinaus bewegen sich Frankreichs Gedanken mehr und mehr im Rahmen Westeuropas. Dabei übersehen Ausländer leicht, daß das Land in Indochina einen Kampf führt, dessen Auswirkungen Frankreich täglich spürt. Obwohl dieser Krieg im Fernen Osten Frankreich militärisch und wirtschaftlich fast über seine Kräfte engagiert, trägt die Tatsache des politischen und militärischen Handelns dazu bei, dem Franzosen ein Selbstbewußtsein zu verleihen, das seiner Gesundheit ebenso nützlich ist wie die wirtschaftliche Erholung.

Noch ist eine politische Wunde nicht geschlossen. Die „*épuration*“, in ihren Aspekten so viel komplizierter als die Entnazifizierung, harrt immer noch des Abschlusses. „Die Republik entspricht nicht länger ihrer Berufung zur Größe und Versöhnung, wenn sie nicht Maßnahmen der Begnadigung unternimmt für diejenigen, die, betrogen von unwürdigen Vorgesetzten, ihrer vaterländischen Pflicht nicht genügten . . .“ stellte der Kongreß der Katholischen Volkspartei (MRP) kürzlich fest, und auch Vincent Auriol, Präsident der Republik, äußerte sich ähnlich. Obwohl die Regierung vor Monaten die Beendigung aller Verfahren bis zum 1. Juni versprach, warten heute noch etliche der „*Collaboration*“ Verdächtige auf ihr Verfahren.

Die Handhabung der „*épuration*“, die bisher nach französischen Schätzungen ungefähr eine Million Familien betroffen hat, bildet immer noch den Gegenstand nicht enden wollender Diskussion. Zweifellos haben die Jahre seit 1945 dazu beigetragen, manche Handlungen in einem milderen Licht erscheinen zu lassen, und der Rachedanke als natürliche Folge der Besatzungszeit kennzeichnet nicht mehr die Gerichtsverfahren, doch können sich die Parteien, Gewerkschaften und die öffentliche Meinung immer noch nicht auf eine klare Linie gegenüber den „*Collaborateuren*“ einigen. Kennzeichnend für die wiedergewonnene Toleranz der normaleren Verhältnisse ist jedoch, daß in Abwesenheit verurteilte Anhänger des Vichysystems in Zeitschriften zu Worte kommen können, daß beispielsweise die „*Ecrits de Paris*“ sehr kritisch die Bereinigung untersuchen und gegen gewisse Elemente der *Résistance* eine scharfe Sprache führen können.

---

\*) Die führende protestantische Wochenzeitung „*Réforme*“ brachte zahlreiche Äußerungen zu der Frage „Sind Sie Anhänger einer deutsch-französischen Annäherung“, woran sich u. a. Paul Reynaud, Denis de Rougemont, Pertinax und Remy Roure beteiligten. Das Endergebnis der Rundfrage war durchaus positiv.

Krasser als die parteipolitische Einstellung scheiden die Franzosen im täglichen Zusammenleben aber weiter die Begriffe „Résistance“, „Résistancialiste“ und „Vichyiste“. Die Mehrzahl der Mitglieder der Résistance hat heute wieder ihren Platz im bürgerlichen Leben eingenommen oder betätigt sich politisch in den Parteien oder Gewerkschaften. Der Gegenwart mehr als der Vergangenheit gilt ihre Aufmerksamkeit. Die „Résistancialisten“ sind entweder Elemente wie der unglücklich-lächerliche Putschist Delore (sein Kriegsdeckname „Hans der Träumer“ kennzeichnet ihn vollkommen), der nach den bewegten Tagen der Geheimtätigkeit sich nicht in den Alltag einfügen konnte, oder aber Männer und Frauen, die heute durch viel Lärm das ersetzen wollen, was sie während des Krieges zu tun versäumten. Langsam beginnt allerdings schon der Résistancialismus dahinzuschwinden. Sein Abnehmen ermöglicht erst die klare und wahre Würdigung des mutigen und hoffnungslosen Widerstandes derjenigen Franzosen, die ohne große Hilfe von außen schon von Anfang an sich gegen die trügerische „Neuordnung Europas“ hitlerischer Prägung wandten.

Bitter ablehnend stehen heute noch die Vichyisten der Vierten Republik gegenüber. Ihrer Haltung kommt auf Grund ihrer beträchtlichen Anzahl eine gewisse Bedeutung bei. Doch das Jahr 1949 scheint auch diesen quer durch den Mittelstand gehenden Riß (die „épuration“ hat den Arbeiter praktisch nicht betroffen) zu schließen. Mit der Beendigung der großen Prozesse und der Veröffentlichung einer Vielfalt von Memoiren aus den Jahren 1940—1945, die immer wieder an alte Wunden rührten und die Gemüter erregten, beginnt in der Vierten Republik neben der Freiheit auch wieder die Gleichheit ihren Einzug zu halten. So wie die Münzen des „Etat Français“ aus der Vichyzeit, ohne Aufsehen zu erregen, zirkulieren, so absorbiert das Land allmählich auch die Vichyisten. Wie sich die kennzeichnende Prägung des Vichy-Franken nach und nach abgreift, so verlieren auch die früheren Vichy-Anhänger allmählich ihr Stigma.

Ohne „Organisation“, ohne „Ausrichtung“ und ohne schwere Eingriffe in die private Sphäre geht Frankreichs Gesundungsprozeß vor sich: Das Leben in der Vierten Republik hat den „Rhythmus der modernen Welt“ angenommen, aber es hat sich aus seiner alten Welt die wertvollste Tradition, die persönliche Freiheit, bewahrt.



## Der politische Laie

Man kennt den halb verlegenen, halb überlegenen Blick, den der moderne Fachmann auf den Laien wirft. Dieser ist für ihn der Mann, der sich prinzipiell falsche Vorstellungen macht und seinem Wesen nach auch machen muß; zwar kein Idiot, aber doch in bedenklicher Nähe eines solchen, denn Idioten ist nicht von ungefähr das griechische Wort für den Laien. Würdigt der Fachmann den Idioten überhaupt einer Belehrung, so geschieht dies nicht in der Absicht, dessen Vorstellungen richtigzustellen, er will sie lediglich erträglich falsch machen, nicht gar zu abweichend von den Resultaten der Wissenschaft oder vom Stand der Technik. Dabei ficht ihn wenig an, daß diese Resultate von Wissenschaft und Technik selbst immer wieder in Frage gestellt werden. Was den Laien betrifft, so steht sein Urteil fest: Der Mann hat kein Urteil.

Die Situation ist nicht frei von Paradoxie. Je moderner nämlich der Fachmann ist, das heißt, je intensiver er sich auf ein ganz bestimmtes, eng umgrenztes Fachgebiet spezialisiert hat, desto mehr ist er auf allen übrigen Gebieten zum Nichtfachmann geworden und wäre nun eigentlich gezwungen, dort die Laienrolle, die Rolle eines urteilslosen, unzuständigen Menschen, selbst zu übernehmen. Manche, vor allem deutsche Spezialisten, haben diesen Schluß tatsächlich gezogen. Überzeugt von ihrer Unzuständigkeit außerhalb des Faches, sahen sie ruhig zu, wie Leute, die sich für politische Fachleute ausgaben, die Ergebnisse der Wissenschaft in den Dienst der Barbarei stellten. Andre hingegen waren gottlob nicht so konsequent und weigerten sich, von absurden Thesen und Taten vermeintlicher Fachbeherrscher auf Urteil und Empfinden zu verzichten. Fehlte es ihnen da auch an speziellem Wissen, sie vertrauten ihrem gesunden Menschenverstand und dieser rettete ihre Menschlichkeit. Das Beispiel zeigt zur Genüge, daß zumindest auf politischem Gebiet der Laie nicht nur

negativ, als Nichtfachmann, betrachtet werden darf, sondern eine eigene Wichtigkeit, ja Unersetzlichkeit besitzt. Haben wir dies einmal erkannt, so werden wir nicht mehr von oben herab sprechen, wenn wir vom Laien reden. Mensch sein heißt Laie sein, Menschenrechte sind Laienrechte, Menschenwürde ist Laienwürde.

Natürliches Empfinden und gesunder Menschenverstand, die Worte stellen sich von selber ein, wenn wir an den Laien denken. Mag ihm ein Fachmann noch so plausibel zu machen suchen, warum irgendwo in der Welt Kaffee ins Meer geschüttet werden müsse, der Laie wehrt sich dagegen, so etwas als sinnvoll anzuerkennen, er fühlt, daß da etwas nicht stimmt. Güter sind zum Verbrauch, nicht zur Vernichtung bestimmt, das ist seine schlichte Überzeugung und von ihr läßt er nicht ab. Aus solchem Verhalten spricht eine Sicherheit, die den Laien immun macht gegen die Kniffe und Pfiffe des Fachlichen und gegen dialektische Finten, die ja meist auf Unhumanes, auf ein Sich-abfinden mit Bösem oder Sinnlosem hinzielen. In dieser Hinsicht kann man den Laien das Gewissen des Fachmanns nennen, das Regulativ seiner oft allzu einseitigen und beschränkten Weltsicht, die stets in der Gefahr ist, der Einzelheit zuliebe das natürliche und menschliche Ganze aus dem Auge zu verlieren. Andererseits darf nicht übersehen werden, daß das Laienurteil sehr allgemein und summarisch ist und seine Richtigkeit im großen und ganzen mit einer Unschärfe im einzelnen erkaufte, die es für praktische Zwecke wenig brauchbar erscheinen läßt. So weiß in unserem Beispiel der Laie zwar genau, daß Kaffee nicht ins Meer gehört, er könnte aber keine konkreten wirtschaftlichen Maßnahmen angeben, die die Möglichkeit solcher Vorkommnisse tatsächlich ausschließen. Das Laienurteil kritisiert die Praxis, ist aber selbst nicht unmittelbar praktischer Art. Nur die Maxime des Handelns, die allgemeine Richtlinie kann es geben, muß es aber dem Fachmann überlassen, wie er seine Praxis mit dieser Richtlinie in Einklang zu bringen vermag. Dieses eigentümliche Verhältnis ist die Grundlage einer sehr bedeutsamen Entwicklung in der modernen Zivilisation, einer Entwicklung, die darauf abzielt, dem Laien das Gewicht, das ihm auf wissenschaftlichem und technischem Gebiet genommen wurde, in der Politik zurückzuerstatten.

Man kann den Laien den blinden Fleck im Auge der Wissenschaft nennen, ein Problem, das sie nicht sieht und nicht sehen kann aus Gründen, die im Wesen des wissenschaftlichen Denkens selber liegen. Dieses Denken löst die sinnfälligen, gewohnten Vorstellungen, in denen der nichtwissenschaftliche Mensch, der Laie, befangen ist,

auf, um an ihre Stelle ein methodisch geordnetes System von Einzelwissenschaften zu setzen, die nur der Fachmann beherrscht, ein Prozeß, der in den Abstraktionen der modernen Physik, die dem Uneingeweihten völlig unverständlich und unzugänglich sind, seinen Höhepunkt gefunden hat. Bei diesem Abbau der natürlichen Vorstellungswelt ist es der fortschreitenden Wissenschaft nicht möglich, hinter sich zu blicken. So sieht sie alles und jedes, nur nicht den Laien, den sie als eine Art kultureller Schlacke hinter sich läßt. Aber eben dieser von der Wissenschaft verlassene Laie, der mit der natürlichen Anschauung der Dinge die Grundlage seines Urteils und damit seine Weltsicherheit, seine Weltanpassung verloren hat, dieser Unzuständige, um dessen Seele Sektierer und Weltanschauer, Soziologen und Astrologen streiten, er erhält zur gleichen Zeit, in welcher er so tief erschüttert wurde, mit dem allgemeinen Wahlrecht die höchste Bestätigung seiner Laienwürde, seiner Freiheit und Verantwortung! Demokratie ist Laokratie, ist Laienherrschaft, das heißt, sie sollte es sein.

Man muß bei diesen zwei, einander genau entgegengesetzten Bewegungen unwillkürlich an den sinnlosen Leerlauf der beiden Gegenfabriken denken, die Kasack in seinem Roman „Die Stadt hinter dem Strom“ beschreibt. Dem von der Wissenschaft entmündigten und entmutigten Laien wird auf politischem Gebiet eine Stimme gegeben, mit der er, falls er nicht überhaupt auf sein Wahlrecht verzichtet, meist nichts Besseres zu tun weiß, als sie möglichst rasch wieder einem Fachmann, einer Fachgruppe, einer Partei oder gar einem „wissenschaftlichen“ Sozialismus zurückzugeben, froh, eine Freiheit und Verantwortung, mit der er nichts anfangen kann, auf diese Weise wieder loszuwerden. Denn mit dem Wahlakt ist gewöhnlich sein politisches Interesse oder zumindest seine politische Aktivität erschöpft und er überläßt alles übrige gern den Fachpolitikern. Wie könnte dieser Situation, welche die Demokratie in eine Art Gesellschaftsspiel verwandelt, wirksam begegnet werden? Zunächst wohl einmal dadurch, daß man dem Laien den Mut zu sich selbst und das Vertrauen auf sein eigenes Urteil und Empfinden zurückgibt. Er muß von seiner Wichtigkeit und Unersetzlichkeit überzeugt sein, um Interesse an der Politik zu gewinnen. Die Grundlage der Gesellschaft und damit der Politik ist ja seine eigene, menschliche Substanz, deren Sphäre jeder Verwissenschaftlichung und Verfachlichung entzogen ist. Diese Substanz spricht nicht nur im Laienurteil, sondern überall in der Politik, wo echte Entscheidungen getroffen werden und nicht nur Facharbeit ge-



leistet wird. Der Fachmann kann hier nur dienen, kann Daten liefern, kann orientieren und ins Bild setzen. Die eigentliche Entscheidung fällt im Kern der Persönlichkeit, der eine einfache Ganzheit ist, eine Einheit des Denkens und Empfindens.

Die moderne Rechtspflege hat ihre Achtung vor dieser Sphäre der Freiheit und der Verantwortung durch die Einrichtung des Beisitzers und des Geschworenen, deutlich vor Augen geführt. Dieser Einrichtung entspricht auf politischem Gebiet das allgemeine, gleiche Wahlrecht, das seinem Wesen nach ein politisches Richteramt ist. Ein kurzer historischer Rückblick mag dies deutlich machen. Das Problem des politischen Laien besteht seit der französischen Revolution. Die zuvor herrschende Staatsverfassung hatte die Politik zu einem Privileg gewisser Stände gemacht, die aber nicht als Fachleute den übrigen Ständen gegenüberstanden, vielmehr sich als eine höher entwickelte Lebensform über deren einfacheren Grundform erhoben. Alle Teile der Gesellschaft hatten dabei die seelische Ganzheit, die dem Laienbegriff der Kirche entspricht. Die französische Revolution säkularisierte den Bürger des christlichen Ständestaats zum Menschen schlechthin, ohne den Laiencharakter dieses „Menschen“ zu erkennen. Die Folge war, daß die eben gewonnene Freiheit rasch wieder an Parteipolitiker und Militärs, das heißt an Fachleute, verlorenging, wobei die Unmenschlichkeit Triumphe feierte. In Deutschland sah man daher sehr bald ein, daß der Mensch als politischer Laie zu seiner Freiheit erst erzogen werden mußte. Schiller erkannte den Wert der musischen Bildung für diese Erziehung, Goethe begründete sogar eine Wissenschaft, deren Maß nicht der spezialisierte, sondern der ganze Mensch, der Laie, war, Kant unterstellte in seiner Lehre vom Primat der praktischen Vernunft zwar nicht die Wissenschaft, wohl aber ihre praktische Auswirkung und Anwendung der Gerichtsbarkeit des Laien und schuf in seinem Traktat vom ewigen Frieden die erste große Laienkritik der Außenpolitik. Hölderlin endlich sprach im Hyperion den Widerstreit zwischen Fachlichkeit und Menschlichkeit in aller Schärfe aus und beschrieb damit die Tragödie des kommenden Jahrhunderts. Sie war eine Tragödie des Laien und seines gesunden Verstandes, der zwischen den Mühlsteinen der Fachlichkeit und des verhärteten Empfindens zerrieben wurde.

Wollen wir wissen, wie kurz vor dem ersten Weltkrieg das Innere eines politischen Laien aussah, so brauchen wir nur „Mein Kampf“ aufzuschlagen. Wie auf einem Röntgenschirm sehen wir da die Kräfte, die sich inzwischen jener Restprodukte bemächtigt hatten, welche die

hell leuchtende Fackel der Wissenschaft hinter sich ließ: Neu-preußischer Militarismus, Wiener Antisemitismus, sozialistisches Sektierertum, Popularphilosophie, Wagnerei, Österreichischer Jugendstil — alles das ist mit hastig Angelesenem zu einer Halbbildung vereint, die nur noch des Stimulans eines ehrgeizigen und ungezügelter Temperamentes bedurfte, um den Prototyp des politischen Pfuschers hervorzubringen. Sie alle waren in ähnlicher Weise krank, die ihn wählten, und sie wählten in ihm ihre Krankheit.

Es hatte ein Jahrhundert gebraucht, bis es so weit gekommen war, und es wird lange Zeit währen, bis wieder ein gesundes Laientum die natürliche Grundlage unserer Politik bildet. Vor Puschertum wie vor fachlicher Verengung, vor phantastischer Weltverbesserung wie vor menschlicher Verhärtung kann nur bewahren, wenn Laie und Fachmann sich gegenseitig achten und in organischer Wechselwirkung zueinander stehen. Hier muß nicht nur der Laie, sondern auch der Wissenschaftler dazulernen. Die Laienverachtung, welche weite Kreise der Wissenschaft erfüllt und durch trübe Erfahrungen hervorgerufen wurde, kann nur überwunden werden, wenn man die Personalunion von Fachmann und Laien, also den Laien im Fachmann stärkt. Gerade die größten Forscher sind hierin vorbildlich, und vielleicht besteht das Geheimnis ihres Erfolges eben darin, daß sie so große Fachleute wie Laien waren. Als Virchow, der Begründer der Zellulopathologie, Bismarck entgegentrat, waren viele mit dem Sprichwort bei der Hand: Schuster, bleib bei deinem Leisten. Heute wissen wir, daß der politische Laie Virchow gegen den Fachpolitiker Bismarck am Ende doch recht behalten hat. Geleitet von solchen Vorbildern, müßte eine vernünftige Erziehung schon frühzeitig dafür Sorge tragen, daß Spezialisierung und fachliches Interesse nicht den menschlichen Kern der Persönlichkeit, die ganzheitliche Grundsubstanz, aufzehren, welche allein die Grundlage eines gesunden Urteils und Empfindens bildet. Dieser Kern braucht nicht im einzelnen exakt ausgebildet, sondern nur im ganzen orientiert und musisch entwickelt zu werden, um seine wichtige Funktion zu erfüllen. „Von allem etwas wissen“, sagt Pascal, der doch gewiß ein großer Fachmann war, „ist besser, als von einer Sache alles wissen.“ Er meinte dabei die Laienbildung, eine Allgemeinbildung, deren Ziel nicht Wissen, sondern Freiheit ist. Wissen ist Macht, sagt man gern, aber Macht ist als solche rein theoretischer Natur. Ohne Urteilsvermögen, ohne praktische Vernunft ist auch die größte Macht rasch verspielt und mit ihr die Freiheit. Die Wissenschaft ist nicht Person und daher zwar arbeits-

aber nicht handlungsfähig. Handelt der Spezialist, so muß er sich aus seinem menschlichen Kern entscheiden und verantworten, das heißt aber als Laie.

Das größte Hemmnis einer politischen Betätigung des Laien ist ohne Zweifel die Kompliziertheit, Unübersichtlichkeit und Maßlosigkeit der modernen Zivilisation. Die Denkform des Laien ist die Analogie. So wie er persönlich das Leben erfährt und führt, so soll auch die Gesellschaft beschaffen sein. Hierin liegt die Stärke des Laiendenkens, seine Erlebnisnähe und Wärme, aber auch seine Grenze. Sobald nämlich die Verhältnisse über das unmittelbar Erlebbare und Erfahrbare hinausgehen, sind sie außerhalb der Reichweite des Laienurteils. Dies wußten die Griechen, deren Demokratie zur Zeit ihrer Blüte eine echte Laienherrschaft war, sehr genau und sie begrenzten daher die Größe ihrer Polis, um sie für den Polites faßbar und übersichtlich zu machen. Wo jeder jeden kennt und nicht nur nach seinen Worten, sondern auch nach seinem praktischen Verhalten beurteilen kann, wo alle Verhältnisse der Gemeinschaft plastisch und klar am Tage liegen, dort hat das Laienurteil seine gesunde Basis und dort hat es auch einen praktischen Wert. Demokratie im antiken, klassischen Sinn ist daher heute nur noch in der Gemeindepolitik möglich, und wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist eine allmähliche Gesundung unseres politischen Lebens nur von dieser bescheidenen und doch so wichtigen Basis aus zu erwarten. Sobald die Maßstäbe ins Große gehen, wächst die Anteilnahme der Fachleute an der Politik, wächst der Anteil der Parteien, die ja auch etwas Spezialisiertes sind, tritt der Einzelmensch zurück. Zwar sind die Parlamente, die stets die Neigung haben, zu einem Gremium politischer Fachleute zu werden, verpflichtet, sich von Zeit zu Zeit dem Urteil des Wählers, also des Laien, zu stellen. Eine solche Wahl hat aber nur einen Sinn, wenn die Zwischenzeit von einem regen kommunalen Leben ausgefüllt ist, in welchem dem Laien eine viel größere Möglichkeit der Kontrolle und der produktiven Kritik offensteht als in dem weiten Rahmen einer Länder- oder Bundespolitik. Fallen hier hauptsächlich die taktischen Entscheidungen der Fachleute, so geht es in der kleinen Politik mehr um menschliche Entscheidungen, um Entscheidungen des Laien.



## Wir sind Don Quichotte und Sancho Pansa

In dem folgenden Gespräch zwischen Vater und Sohn spricht ein Autor aus eigenem Erleben. Sieben Jahre zum Soldaten verurteilt, davon vier Jahre an der sowjetrussischen Front, haben dem „Obergefreiten“ den Mut gegeben, sich als Mensch, d. h. leider immer noch als Don Quichotte zu bekennen.  
Die Redaktion

Jetzt wo du dastehst und heulst, tut es mir selber leid, daß ich mich so habe hinreißen lassen. Was mußt du auch immer „Sturmangriff“ spielen mit den andern. Weißt doch genau, wie mich das hochbringt.

Was sagst du? Gehänselt hätten sie dich und einen Feigling gescholten? Na und? Soll ich dir mal erzählen, für wen sie mich halten?

Ach wo, nicht die Kinder: die Alten.

Aber reg dich nicht auf darüber: Für einen Narren.

Wieso? Weil ich gesagt habe: Wir dürfen nie wieder Soldat werden wollen.

Was denn Soldatenspielen schon Schlimmes sei?

Heini: Solang es Soldaten gibt, wird es Kriege geben. Solang es Kriege gibt, werden uns Mord, Furcht und Zwietracht beherrschen. Du darfst dich nicht täuschen lassen vom Glanz ihrer Uniformen; der trägt. Meine Uniform hat auch geblitzt und geleuchtet — zuerst. Sechs Jahre darauf hing sie mir in blutgetränkten Fetzen vom Leib.

Aber sie wollen das nicht wahr haben heute. Sie sagen: der Soldat, das sei der Vertreter der Macht und der Freiheit seines Vaterlandes.

Ich aber sag dir: Sie lügen. Ein Vaterland, das bereit ist, Macht mit Blut zu erkaufen, ist unser Vaterland nicht; ein Vaterland, das seine Söhne zu dressierten Befehlsempfängern erniedrigt, kennt keine Freiheit. Und wenn es tausendmal das Land deiner Vorfahren ist.

Merk dir: Verlangen sie Kriegsdienst von dir; befehlen sie dir, der Gewalt zu gehorchen, ein Gewehr zu ergreifen, ja zu sagen, wenn du nein sagen möchtest; überhaupt: fangen sie an zu Scharen zu treiben, gleich zu machen — : lehne dich auf.

Du bist frei; grenzenlos frei. Niemand hat ein Recht, dir Schranken zu setzen, als dein eignes Gewissen. Ihm gehorche; sonst keinem.

Sicher, sie haben auch dafür ihr Schimpfwort. Du wirst ein Wirrkopf und Außenseiter genannt werden. Man wird dich einen Verräter und verantwortungslosen Scharlatan nennen. Vielleicht kommen sie auch und wollen dich einsperren. Vielleicht kommen sie auch eines Tages und schießen dich tot.

Es muß nicht unbedingt tapfer sein, für seine Überzeugung zu sterben. Es muß aber auch nicht unbedingt lohnenswert sein, gegen sie weiterzuleben.

Denn es gibt einen Punkt, wo es gleichgültig wird, wie der Sternhimmel aussieht oder das Lächeln der Mädchen. Das ist da, wo man anfangen muß, ein Beispiel zu geben.

Wofür, fragst du?

Für die Wahrheit. Für die Gewaltlosigkeit. Für den Frieden.

Wie?

Redend zuerst. Später dann handelnd.

Redend?

Frag nicht so geringschätzig. Zum Reden gehört Mut. Versuch's nur: Nenn ihren Wahnsinn beim Namen, und du wirst erleben, wie sie über dich herfallen. Sag statt Vaterlandspflicht: Mordbefehl, statt Heldentum: Hirnlosigkeit, statt Feld der Ehre: Morast der Verblendung, und du sollst sehen, wie sie dich eindecken.

Vor allem aber: Denk an die Mütter. Unter ihnen findest du noch am ehesten Verbündete.

Und dann: Geh auf die Straßen. Geh vor die Kasernen. Geh in ihre Versammlungen. Aber schrei nicht; rede besonnen.

Und hüte dich vor den Friedensfreunden aus Feigheit. Die werden dir in Scharen zuströmen. Aber sie sind gefährlicher als die Kriegsdienstfanatiker. Denn sie besudeln deine Idee mit dem Gift persönlichen Vorteils. Wimmle sie ab. Mach ihnen klar, daß man waffenlos für den Frieden gefahrvoller leben muß, als bewaffnet im Krieg.

Ebenso nimm dich in acht vor den Gewaltaposteln des Friedens, die da Kasernen unterminieren und Paraden bombardieren wollen. Diese Leute sind unglücklich, wenn sie nicht Granaten schleudern und Truppentransporte in die Luft jagen können. Deine Idee ist nur Vorwand für sie und ihre verkappten Stoßtruppgelüste.

Friedensliebe aber ist weder eine Sache angewärmter Filzpantoffel, noch waffenstrotzenden „Heldentums“, sondern sie ist einzig eine Sache gewaltloser Zivilcourage.

Nicht eine Tat: eine Haltung ist ihre Verkörperung. Einem Offizier die Faust ins Gesicht schlagen, das kann ein Betrunkener auch. Aber den Willen zur Waffenlosigkeit, aber den Abscheu vorm Totschlag, vorm Mord auch zu leben — dazu gehört mehr, tausend mal mehr, als ein Munitionsdepot in die Luft zu sprengen. Auf dieses Vorleben aber, gleichgültig, ob es in der Erfüllung, im Straflager oder auf dem Schafott endet — ganz allein darauf kommt es an heute; und auf nichts sonst.

Warum ich so rede, als ob schon wieder die ersten zehntausend Gestellungsbefehle verschickt wären?

Sieh dich doch um: Die Menschen werden von Tag zu Tag ärmer. Wer ist denn noch fähig heut, sein Dasein geistig oder seelisch zu überhöhen? Niemand. Wieviel leichter, wieviel ruhmvoller ist es dagegen, sich statt dessen ins ach, so wohlfeile Heldentum zu verkriechen: Einen Menschen erschossen, eine Brücke gesprengt, ein Bataillon aufgerieben zu haben — na, das ist doch noch was. Das ist doch hundertmal erhebender, als sich vom Geist oder gar von der Liebe verführen zu lassen.

Immer schon war das so, nicht erst jetzt. Generationen schwebte als höchstes Idol der „heldische“ Massenmörder, der „tapfere“ Totschläger vor. Generationen galt in den Krieg zu ziehen als die heiligste aller Bewährungsproben. Täusch dich doch nur nicht in der Annahme, das wäre bei uns, weil wir diesen Krieg verloren haben, jetzt anders.

Stimmt: Wir haben die Möglichkeit, uns ein neues, ein menschlicheres Vorbild zu wählen; aber auch nur die Möglichkeit, mehr nicht. Denn es ist ja nicht so, daß gut zu sein und den Frieden zu lieben nun die einzigen Wege wären für uns. Sicher, im Augenblick kann man sich wieder einmal gar nicht genug tun in der entrüsteten Anprangerung alles Kriegerischen. Aber hör mal genauer hin: Verwerfen sie etwa die Gewalt im Prinzip? Sind sie aus innerster Überzeugung für die Einstellung aller Feindseligkeiten?

Sie denken gar nicht daran. Sie sind es nur, wenn Sich-Ducken besser als Aufrichten ist; sie sind es nur, solange es nicht zufällig ihre sogenannte politische Überzeugung gefährdet. Die Friedensliebe ist nichts als ein modischer Mantel für sie. Nach außen hin schreien sie Zeter und Mordio, wenn irgendwo auf der Welt ein Flintenschuß kracht, innen aber möchten sie (könnten sie's nur!) das Pflaster aufreißen und Barrikaden errichten.

Denn es ist eine Binsenwahrheit: Der Schakal, der sich beim Rauben die Zähne ausbiß, er hat gut reden, wenn er der Hyäne Gefräßigkeit



vorwirft. Verschaff ihm seine Reißzähne wieder, und du sollst sehen, wie er seinem alten Handwerk nachgeht.

Glaub doch nur nicht, es wäre ein Märchen, wenn Einsichtige sagen, es käme die Zeit wieder, da die, die heut so ergeben und friedfertig die Hände falten, sie aufheben würden mit Gewehren darin. Sie kommt, sag ich dir. Sie kommt schneller, als wir uns träumen lassen. Gar nicht mal etwa ungesetzlich, nein: legal, von allen, selbst unsern Besiegern gewünscht. Denn: zeitlebens eine Nation ohne Heer lassen — nicht wahr: so sehr erniedrigen, das kann man sie nicht.

Und so wird sich das dann nach bewährtem Muster alles wieder ganz harmlos einfädeln lassen. Sie werden Manöver abhalten. (Bitte: sie dürfen's dann ja). Sie werden „Übungen“ ansetzen. Sie werden wie endlose Kakerlakenheere in die Kasernen einsickern; heute tausend, morgen zehntausend, übermorgen eine Million. Wann hätte sich das schon jemals überprüfen lassen?

Du wirst sie tags ihre Galauniform und Lackkoppel, nachts aber Gasmasken anprobieren und Gewehrrappelle abhalten sehen. Vor allem wirst du dich nicht wundern dürfen, auch deine Freunde unter ihnen zu finden. Sie werden dir, verlegen lächelnd, ihre Spruchbänder vom „bewaffneten Frieden“ und der „Wahrung nationaler Belange“ vorweisen. Sie werden hütelnd vom Krieg als dem „Vater aller Dinge“ reden, von der „Übervölkerung der Erde“ und dem „Existenzkampf als primärem Lebensgesetz“. Ach, was für rauschende Brokatmäntel haben sie doch, um sie den Krautscheuchen ihrer Überzeugung über die schwindsüchtige Schulter zu hängen.

Natürlich wird es dann auch wieder Generale geben, vor denen der Zivilist andächtig staunend auf den Fahrdamm tritt. Und die Mädchen werden einander wieder die Rangabzeichen ihrer Liebsten vorrechnen. Und die Mütter werden sich wieder in den Schaftstiefeln ihrer Söhne bespiegeln. Und die Väter werden sich wieder die Schleifen ihres Kriegervereins anstecken. Und die Kinder werden wieder mit Bleisoldaten spielen und Blechpanzer in sie hineinfahren lassen.

Komisch; ich glaube, mein Vater hat auch gewußt, daß zwischen einem Kasernen- und einem „Helden“friedhof zuletzt eigentlich gar kein Unterschied ist. Aber meinst du, er hätte es mir gesagt? Geschwiegen hat er; geschwiegen wie alle, die heut ihre Söhne betrauern. Ich aber will nicht trauern müssen um dich. Darum sag ich dir das. Darum werd ich es dir nicht einmal, darum werd ich es dir tausendmal sagen; immer wieder:

Laß dich nicht irre machen von den strahlenden Rüstungen, die sie

ihren fauligen Beweggründen umtun. Sie nennen sie Ehre, sie nennen sie Pflicht, sie nennen sie Stolz. Aber es ist keine Ehre, zu töten. Es gibt keine Pflicht, die dich zwänge, der Gewalt zu gehorchen. Man kann nicht stolz sein auf ein Verbrechen. Es gibt nur eine Ehre für dich: ein sauberes Gewissen zu haben. Es gibt nur eine Pflicht für dich: dem Frieden zu dienen. Und es gibt nur einen Stolz für dich: nie eine Waffe erhoben, nie eine Uniform getragen zu haben.

Sie werden kommen und sagen, ein Parademarsch sei doch kein Nahkampfgefecht, ein Manöver kein Sturmangriff. Ich aber sag dir: Bei den durchgedrückten Knien, den angepreßten Handflächen, bei dem „Jawohl“ und dem „Zu Befehl!“ — da fängt bereits das Barbarentum an.

Und dann: das Gewehr, das die Ehrenwache mit so prachtvoll blitzendem Lauf präsentiert: es ist gemacht, um zu töten. Und die Rinne in der Klinge des Seitengewehrs, das der Garnisonsoldat blank-gescheuert beim Ausgang trägt: sie ist gefräst für das Blut. Alles, alles an ihnen zielt ab auf Gewalttat: die kalte Zweckmäßigkeit ihrer Uniformen, wie die Unterdrückung des letzten Rests ihrer menschlichen Würde; ihre hündische Gehorsamsbereitschaft, wie die viehische Pedanterie ihrer schematisierten Befehlsapparaturen.

Wie? Du meinst, das träfe nur zu für die andern? Wir hätten doch am eigenen Leibe erfahren, wohin so was führe?

Du irrst. Der Nationalismus, wie sie das nennen, er ist ein Herdenkatechismus. Seine Gebetsformeln gelten überall gleich. Kollektiv-seuchen wie er sind nicht an Ländergrenzen gebunden. Hör doch nur, wie er sich durchnagt durch alle Barrieren, wie sie ihn schon wieder hätscheln, ihren oh, so verletzten Nationalstolz; wie sie ihn aufstacheln und geil machen, mit ihren kurzatmig-dummen Gesprächen und ihren heimlich geballten Fäusten.

Und weißt du, wie sie sich nennen, diese ewigen Handgranatenschmeißer und hellebardenklappernden Landsknechte auf Lebenszeit? Nein? —: Gute Deutsche, gute Franzosen, gute Russen. Gut, aber sagen sie, gut ist, was meinem Land nützt.

Ach Heini: ihr Land — was ist denn das schon: ein Land? ein mutwillig eingezäunter Flecken mit einem Fetzen von Fahne darüber, dessen verwaschene Farben gierige Kanonenmäuler bewachen.

„Deutschland?“ „Gute Deutsche?“

Wie oft haben sie nicht in den letzten fünfzehn Jahren an diesen „guten Deutschen“ und sein „nationales Ehrbewußtsein“ appelliert! Na, und was ist dabei herausgekommen? —: Das Chaos.

Ob sie das vergessen haben, fragst du? Weil sie sich schon wieder nach der Erfüllung ihrer nationalen Überpflicht sehnen?

Vergessen? —: Sie haben es niemals begriffen.

Und gegen diese barbarische Phalanx, gegen diese bajonettstarrende Mauer des Wahnsinns, fragst du, soll ich als einzelner angehen?

Ja, Heini, das sollst du. Ich weiß, daß es fast sinnlos erscheint, daß es an Irrsinn grenzt. Trotzdem: Tu es. Mach es wie ich: kümmere dich nicht um die Spötter. Laß in Gottes Namen auch die Einsichtigeren dich einen Narren und Schaumbläser nennen. Und wenn sie tausendmal recht haben, daß wir wie Don Quichotte in die Windmühlenflügel galoppieren: das Achselzucken dieser „Vernünftigen“ soll uns nicht abhalten. Mit Vernunft nämlich, das ist das Tragikomische, mit Vernunft kommt man unserer Sache nicht bei; jedenfalls nicht mit der herkömmlichen. Denn die sagt mir, daß die Natur, daß die Geschichte, daß der eigene Selbsterhaltungstrieb mich täglich und stündlich widerlegen; daß ich ein Phantast bin, ein illusions-seliger Träumer.

Aber was soll das? Entweder es gibt das Gute in meiner Brust oder es gibt es nicht. Ist es da, muß ich ihm auch durch Unvernunft zum Siege verhelfen; ist es nicht da, verlohnt sich dies Leben nicht.

Das ist weiß Gott keine „moderne“ Meinung, ich weiß. Wir werden elend allein sein mit ihr die erste Zeit, weit ab von jeder kegelpreisbechergeschmückten Überlieferung: ganz hinten, am Rand vom Horizont, wo Wirklichkeit und Utopie zusammenstoßen. Aber sei getrost, man sieht uns nicht so; der Brand, vor dem wir stehen, er ist zu hell schon, als daß die Nacht noch unsere Schatten verschlucken könnte. Immer mehr Wachgewordene sehe ich sich die Visiere aus den dämmernden Stirnen schieben, immer mehr hinter den Gardinen ihrer Geborgenheit hervortaumeln und die Hand über die Augen heben.

Komm, Sancho, die Flügelkreuze der Windmühlen werfen schwarze Schlagschatten auf die Erde. Wir wollen den Anfang machen.



Zum 28. August 1949

Prof. Dr. Karl Koetschau, dem die Goethe-Literatur und die Pflege der Goethe-Tradition in Weimar unermesslich viel verdankt, hat uns noch kurz vor seinem Tode im April 1949 den nachfolgenden Goethe-Beitrag zur Verfügung gestellt. Die Redaktion

Wie war das Verhältnis der Deutschen zu Goethe hundert Jahre nach seiner Geburt? Nicht er, Schiller besaß ihre Herzen; sein Pathos riß die in den Stürmen der Revolution Geschüttelten mit sich fort, seine Worte allein spiegelten ihre Gefühle so wider, wie es der Leidenschaft ihres politischen Idealismus entsprach. An Goethe dachten nur wenige, für die meisten stand er im Schatten seines Freundes, und wenn leise Stimmen mahnten, daß es 1849 nötig sei, in Dankbarkeit seiner festlich zu gedenken, wurden sie überhört, ja verspottet. Denn Goethe, wollte man wissen, war ein Aristokrat höfisch-konventionellen Gepräges, er war alles andere nur kein Volksfreund, man kompromitierte sich mit ihm. Das aber beweist, daß man den Dichter nur oberflächlich kannte, den Denker noch weniger und den Menschen gar nicht. Schon bei Lebzeiten waren ihm feindliche Stimmen oft genug entgegengeklungen, so oft, daß, als Varnhagen von Ense einen Band herausgegeben „Goethe in den wohlwollenden Zeugnissen der Mitlebenden“, er nicht ohne ironisches Lächeln zu einem Gegenstück riet: „Goethe in den mißwollenden Zeugnissen der Mitlebenden“, denn „da man mich aus der allgemeinen Literatur und der besonderen deutschen jetzt und künftig, wie es scheint, nicht los werden wird, muß es jedem Geschichtsfreund gewiß nicht unangenehm sein, auf eine bequeme Weise zu erfahren, wie es in unseren Tagen ausgesehen und welche Geister darin gewaltet.“ Als er das 1824 schrieb, war Wolfgang Menzels Buch „Die deutsche Literatur“ noch nicht erschienen; 1827 veröffentlicht, hat es auf die Urteilsbildung der deutschen Öffentlichkeit gewirkt wie ein Nebel, der sich vor die Sonne gelegt. Man sah zwar, daß es Tag war, fühlte sich aber beglückt, daß man nicht in den Glanz des zentralen Gestirns zu blicken brauchte. Dieses Gestirn als Licht-

quell womöglich wegzuleugnen, hat dann ein geistreicher Kopf, aber ein neidvolles Herz versucht: Ludwig Börne; zu ihm gesellte sich, freilich sehr viel vorsichtiger, Heine, und das „junge Deutschland“ konnte es sich auch nicht versagen, je mehr sich die Politik in das geistige Leben eindrängte und es überwucherte, von dem Reaktionär abzurücken und die Harmonie seiner Lyrik, stolz auf ihr eigenes Konzentrieren, zu überhören.

So verlor sich denn die erste Jahrhundertfeier des Goethegeburtstages, die nur einige Stille im Lande ganz für sich begangen haben mögen, im Taumel der erregten Zeit. Aber wie die Donau beim Durchbruch durch die Schwäbische Alb zu versickern scheint, dann aber sich durchringt, von Alpenflüssen durch ihre junge, sie anziehende Kraft verstärkt, schließlich zum mächtigen Strom anschwillt, so brach auch Goethes Genius durch alles einengende Gestein siegreich hindurch und befruchtete mehr als ein Land weit über Deutschland hinaus. Das zeigte sich schon in den nächsten fünfzig Jahren. Hier aber scheint es mir angebracht, auf den Dank hinzuweisen, den wir dem Weimarischen Herrscherhaus schulden. Es war ihm heilige Pflicht, die Saat sorgsam zu hüten, die Anna Amalia, die Karl August ausgestreut, und sie schützend zu reifer Ernte für das ganze Deutschland gedeihen zu lassen. Nach Walther von Goethes Tode im Jahre 1885 wurde das dem Staate als Erbe zugefallene Goethehaus bald unter Karl Rulands Leitung als „Goethe-Nationalmuseum“ eröffnet. Dem Goethe-Archiv gönnte man zunächst im großherzoglichen Schloß Unterkunft, und wenn der Raum für die Arbeitsgelegenheit auch beschränkt war, das Entgegenkommen von Erich Schmidt und dann von Bernhard Suphan schuf der eifrig einsetzenden Forschung doch schon in weitgehendem Maße Erleichterung. Als aber das Schiller-Archiv dank der Einsicht der Familie von Gleichen-Russwurm 1889 hinzukam, sorgte die Großherzogin Sophie dafür, daß sich als dessen Heimstätte über der Ilm ein schloßartiger Bau, recht eine Schutz- und Trutzburg des deutschen Geistes, erhob. 1896 erschlossen sich seine Pforten der Öffentlichkeit. Indessen hatte schon vor dieser offiziellen Betreuung und Förderung die Goethe-Arbeit eingesetzt. Nach dem Erlöschen des Cottaschen Privilegs konnte der Buchhandel neue Ausgaben vorlegen, unter denen hier nur auf die Hempelsche (1868—1879) deshalb hingewiesen sei, weil damit unter G. von Löpers Führung die Goethe-Philologie ihre Berechtigung erwies. Man hat sich mehr und mehr daran gewöhnt, sie ironisch zu belächeln. Nichts kann ungerechter sein. Gewiß, sie hat ihre ärgerlichen Fehler, aber die Fehler ihrer Tugenden. Oft wurde

die sorgsame Kleinarbeit zur Pedanterie, oft wandelte sich der Forschungstrieb zur Neugier, ging das Abstandsgefühl verloren, das allein als Maßstab dienen kann, Wichtiges von Nebensächlichem oder ganz Bedeutungslosem zu scheiden, oft auch war das kleinste Fündlein — hier gilt das Matthaeuswort: „Ihr, die Ihr Mücken seihet“ — nur für den Finder wichtig. Aber da es darauf ankommt, wie diese Arbeiten benutzt wurden, muß man doch sagen, daß es ohne Goethe-Philologie keine Goethe-Erkenntnis geben würde. Man verachte die Kärner nicht, wenn man bauen will! Und wie hätte der stattliche Bau der offiziellen, maßgebenden Sophien-Ausgabe mit 150 Bänden in rund dreißig Jahren ohne die Hingabe und Entsagung dieser Facharbeiter aufgerichtet werden können? Nach manchen Ansätzen zur Schilderung von Teilabschnitten des Goetheschen Lebens und Wirkens, unter denen die tendenziös, ja gehässig zugespitzte, 1836 erschienene Schrift von Gervinus „Über den Goetheschen Briefwechsel“ nur mit einem Warnruf genannt sei, der auch seiner „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen“ (1853) gilt, nach diesen Ansätzen war es endlich (1855) zum Versuch eines geschlossenen Bildes gekommen. Ihn schrieb — für uns beschämend genug — der Engländer F. G. H. Lewes. Die Übersetzung des Buches war, da man seine Oberflächlichkeit noch nicht zu erkennen vermochte, lange bei uns im Gebrauch. Erst 1877 schenkte uns Herman Grimm eine voll gerundete Biographie in seinen „Goethe-Vorlesungen“, die eine Aussicht von hohem Gipfel war, so daß wir nun eine Landschaft in ihrer Vielgliedrigkeit, belebt vom Sonnenstrahl des Verehrens, deutlich vor uns ausgebreitet sahen. Gegen Ende des Jahrhunderts häuften sich, dank dem in Weimar zugänglich gewordenen neuen Arbeitsmaterials, die Biographien, die man nicht nur genießen, sondern mit denen man auch arbeiten konnte, in rascher Folge: die von Heinemann (1895), von Witkowski (1899), vor allem das mit Recht preisgekrönte Werk von Richard M. Meyer (1895), das mit warmer Hingabe an den Dichter klar wägende, respektvolle Kritik verband, und die von Bielschowsky (1. Band 1895, nach dessen Tod 1904 ein zweiter), die bis jetzt meines Wissens in mehr als dreißig Auflagen die wohl verdiente Verbreitung fand, das Goethe-Bild, wie es am Jahrhundertende in uns lebte, deutlich zeigend. Einen Rückhalt hatten alle diese Veröffentlichungen wie jede Arbeit im Dienste Goethes an der 1885 begründeten Goethe-Gesellschaft, die rasch in ihrer Mitgliederzahl wuchs und mit ihren „Schriften“ und ihren „Jahrbüchern“ den Beweis nie rastender Arbeit ihren Freunden Jahr um Jahr vorlegte. Als dann kurz vor dem



150. Geburtstag allenthalben Festschriften vorbereitet wurden, konnte man diesen Tag zugleich als wahrhafte Wiedergeburt feiern: Goethe war unser, mehr noch — die Übersetzungen in nicht nur eine fremde Sprache beweisen es — er brach sich auch unwiderstehlich seine Bahn in die übrige abendländische Kulturwelt.

Im zwanzigsten Jahrhundert schlug dennoch die Goethe-Forschung andere Wege ein als bisher. Auf einsamer Höhe, auf die man dem Autor nicht leicht nachzusteigen vermag, steht der Philosoph Georg Simmel mit seinem tiefen Buch über „Goethe“ (1913). Er spricht es selbst aus, daß er keine biographische Darstellung geben wolle, „keine Deutung und Würdigung der Goetheschen Dichtung“, sondern die Beantwortung der Frage: „Was ist der geistige Sinn der Goetheschen Existenz überhaupt?“ Und dieses Eindringen in das Rätsel seines innersten Wesens ist noch heute das Ziel vieler, so daß man nun erst von wahrer „Goethe-Erkenntnis“ sprechen darf. Zwar wird sie von manchen ebenso achselzuckend betrachtet wie die Goethe-Philologie — Josef Hofmiller nennt sie sogar spöttisch „Goethe-Gnosis“ — aber wenn man von manchem Überschaubten und Überstiegenen sich loszumachen versteht und von dem, wo sich der Deuter, in all seiner Gescheitheit den Abstand vergessend, vor den großen Genius stellt, dann wird man sich mit Dank der reichen Ernte bewußt, die man uns dargeboten hat. Mit einigem Vorbehalt, da sich auch hier seine Verantheit in die arische Rassentheorie zeigt, nenne ich als meine Wegbereiter zur Goethe-Erkenntnis den „Goethe“ von Houston Stewart Chamberlain (1912), der mir zuerst das Verständnis für seine naturwissenschaftlichen Arbeiten erschloß, dann die ersten beiden Bände von H. A. Korff „Geist der Goethe-Zeit“ (1923, 1930), die man unbedingt studieren muß, wenn man Goethe in seiner weiteren geistigen Umgebung verstehen will, und schließlich die von mir immer wieder befragte Biographie von Friedrich Gundolf „Goethe“ (1920), die seine gesamte Gestalt schildert, wobei, um mit seinen einführenden Worten zu sprechen, „Leben und Werk nur die verschiedenen Attribute einer und derselben Substanz sind, einer geistig leiblichen Einheit, die zugleich als Bewegung und als Form auftritt“. Für die Feier des hundertsten Todestages war damit ein neues Goethe-Bild geformt, und für dieses kamen nun so zahlreiche Stimmen zu Wort, daß sie in einer Schrift von 98 Seiten von Wilhelm Fries als Privatdruck 1934 bibliographisch verzeichnet werden konnten: „Goethe-Schriften des Goethe-Jahres, deutschsprachige Bücher und Aufsätze des Jahres 1932“. So ist, was mir zum Abschluß dieses Rückblicks zu

sagen angebracht scheint, für die Goethe-Jahre 1899 und 1932 dem deutschen Gelehrtenfleiß gelungen, Goethe als unverlierbaren Besitz in den gebildeten Teilen des deutschen Volkes zu befestigen. Daß er darüber hinaus auch die ganze Volkheit, also die Seele des ganzen Volkes, gewänne, bleibt als dringender Wunsch der Zukunft überlassen. „Meine Sachen“, sagt er selbst zu Eckermann (am 11. Oktober 1828), „können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrtum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen, und die in ähnlicher Richtung begriffen sind“. Wir dürfen, vielleicht ihn schon heute korrigierend, sagen: „ein großer Teil meiner Sachen kann nicht populär werden“.

„Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn.“ An dieses Wort aus dem 32. Kapitel der Genesis erinnerte sich Goethe, als er den eingangs erwähnten Brief an Herder schrieb, er ein Lernender an den tief verehrten Lehrer, der halb willig, halb zögernd gab und gerade durch dieses Zaudern den Werdenden an sich fesselte, ihn anstachelte. Gewiß, Goethe hatte auch hier den rechten Ausdruck für seine Gefühle gefunden: sein Verhältnis zu Herder war im Anfang ein Kampf, aber jede Vergottung, jede Vergötzung lag ihm bei seinen beschwörenden Worten fern.

Auch wir müssen, den für uns gebotenen Abstand beim Vergleiche wohl beachtend, damit wir nicht ein spöttisches Wort vom Riesen und von dem Pygmäer zu hören bekommen, in den Kampf mit Goethe eintreten, müssen es wagen, weil wir erkannt haben, daß er für unser Leben unentbehrlich ist, daß es sehr, sehr viel ärmer ohne ihn wäre, und auch wir wollen dann ohne Vergottung, ohne Vergötzung das flehende Wort aussprechen. Mit ihm kämpfen — genau so wie es zwischen ihm und Herder galt — heißt aber, etwas von ihm erkämpfen, damit wir es uns zu eigen machen, und wir müssen so lange fragen, bis wir eine eindeutige Antwort auf unser Anliegen gefunden haben. Es genügt nicht, nur die Werke, auch die naturwissenschaftlichen, auch die Aufsätze über Literatur und Kunst, zu kennen; Briefe, Tagebücher, Gespräche müssen uns noch lehren, in welchem zeitlichen und örtlichen Zusammenhang sie entstanden sind, an wen er schrieb, zu wem er sprach. Dann werden wir alles in diesem reichen Leben an die rechte Stelle rücken, werden Widersprüche, meist hervorgerufen durch die oft weit auseinanderliegenden Zeiten ihrer Entstehung,

erklären und Gelegenheitsarbeiten, die nicht auf der Höhe der übrigen, namentlich der lyrischen und dramatischen, Produktion stehen, als belanglos zur Seite schieben können und dürfen. Denn auch dieser hohe Genius war bei allem Geschick, Lästiges von sich abzuschieben, dem Zwang des Alltags verhaftet. Nicht umsonst stehen in den „Urworten, Orphisch“ zwei Strophen, die deutlich zeigen, daß „Tyche, das Zufällige“ und „Anangke, die Nötigung“ auch in sein Leben maßgeblich hineinsprachen. Wer aber Goethe nur zu seinem Genuß lesen will, der sieht sich vor so vollen Schüsseln, daß er nur zuzulangen braucht. Nichts liegt mir ferner als schulmeisterliche Anweisungen zu geben. Eine Vollnatur wie Goethe kann jedem das ihm Gemäße geben. Ich erzähle deshalb auch hier nicht die Etappen meines viel verschlungenen Weges zu ihm. Jeder muß sich da selbst zurechtfinden; das ist ja eben das Glück des Zusammenlebens mit ihm, daß er ebenso, wie er sich streng seine Individualität wahrt, „geprägte Form lebend sich entwickeln“ läßt, auch anderen die Freiheit gibt zu nehmen oder abzulehnen, was er aus der Fülle seines Reichtums mit vollen Händen darbietet, immer vorausgesetzt, daß bei unserer Annäherung Zucht und Ordnung, die er nie gestört sehen will, gewahrt werden: wer als Gast freundlich aufgenommen wird, muß auch die Pflicht des Gastes fühlen. Das sei vor allem der Jugend gesagt — aha, sagt der junge Leser, nun kommt der Schulmeister doch heraus! — einer Jugend, die nicht ohne weiteres sich in die Weisheit eines Genius einzufühlen geneigt sein dürfte, der in einer völlig anders gearteten, weniger leidgequälten Welt schuf. Goethe wußte sehr wohl, was Jugend war und für jede heranwachsende Zeit bedeutete. Sonst hätte er nicht in einem der „Zahmen Xenien“ gesagt:

„Die Jugend ist um ihretwillen hier,  
Es wäre thörig, zu verlangen:  
Komm, ältele du mit mir.“



## *Das Fest der Unberührbaren*

Ich saß mit gekreuzten Beinen auf dem leeren Fußballplatz am Rande der schwarz aufragenden nächtlichen Baracken. Tagsüber war dieser Platz voller Lärm, schütternd von den trappenden Füßen der beiden Mannschaften und den Zurufen der Zuschauermenge, deren Hauptunterhaltung im Lager jahraus und jahrein diese Wettspiele waren. Nun war es still. Die Gefangenen schliefen ihren schweren Schlaf.

Von draußen, von den langgestreckten häßlichen Kasernen der Latrinenfeger, die mit ihren kurzen Reisigbesen und auch mit Zuhilfenahme ihrer braunen Hände die Kübel in den vielen Latrinen des großen Lagers vom Kote säuberten, scholl leise Gesang herüber. Ein hohes Feuer brannte dort. Freudiges Gewimmel bewegte sich um das Feuer, die Kastenlosen tanzten und sangen. Von einem hohen Mast vor ihren Baracken wehte, von den Flammen angestrahlt, eine rote Fahne im Wind. Das war das Zeichen, daß der Valmiki-guru zu ihnen gekommen war. Deshalb feierten sie ihr Fest.

Die Inder, welche die niedrigen Reinigungsdienste im Lager taten, wurden von den Gefangenen hinter Stacheldraht sehr verachtet, allen Rassehochmut des weißen Mannes gegen den Dunklergefärbten, oftmals nur eine leise Schattierung dunkler gefärbten, ließen sie an ihnen aus. Es war die einzige Sache, in der jüdische Intellektuelle und deutsche Monteure im Lager zuweilen einig waren. Selbst diejenigen, die in ihrer Heimat wegen ihrer Rasse verfolgt wurden, verachteten diese Inder, welche Dienste für sie taten. Man nannte sie im Lager kaum jemals anders als die Schwarzen, die Nigger. Man beschimpfte sie. Wie oft hörte ich Gespräche: „Diesen verdammten Sweeper muß man einmal mit einem Kasten auf die Hirnschale schlagen.“ „Sehr richtig, Herr Kollege.“ Aber selbst diese Verachteten hatten ihre Gurus, ihre Geisteslehrer, die ihnen halfen, ihr Leben ihrem

jeweiligen Stand und Charakter entsprechend sinnvoll zu gestalten, und ihnen geistige Unterweisung gaben. Der Pfad zum höchsten Ziel ist niemand versperrt in Indien. Sogar die Kasten der Diebe, der Kurtisanen usw. hatten Jahrtausende hindurch ihre eigenen Gurus.

Wenn ein Latrinenfeger auch oftmals zu arm ist, um sich richtig sattessen zu können oder sich gar ein Stück Seife zu kaufen, und wenn er im peitschenden Regenguß des Monsuns seine mageren nackten Schultern auch höchstens mit einem löcherigen alten Sack bedecken kann, so hat er doch oftmals eine grobe, aber klare Vorstellung davon, daß in ihm ein ewiger Atma durch die Zeit wandert, daß er sein hartes Schicksal in diesem Leben durch seine eigenen Taten in früheren Leben selbst herbeigeführt hat und daß er durch sein Verhalten in diesem Leben sein Schicksal in kommenden Erdenleben vorbereitet. Das, was im Abendland bloß einigen Mystikern bekannt war, daß er in Wahrheit hunderttausende und Millionen Jahre alt ist und daß er schon am Beginn der Schöpfung mit dabei war, das ist in Indien manchem Latrinenfeger in Lumpen nicht fremd. So wie Krishna es in der Bhagavadgita ausspricht: „Es gab keine Zeit, da ich nicht lebte, noch du, noch diese Könige. Und es wird auch in Zukunft keine Zeit geben, da wir aufhören werden, zu sein . . . So wie ein Mensch zerschlossene Kleider abwirft und andere neue Kleider dafür anzieht, so wirft die Seele die zerschlossenen Leiber ab und tritt in einen neuen Körper ein. Diesen Atma schneiden die Schwerter nicht. Diesen Atma brennt das Feuer nicht. Diesen Atma netzt das Wasser nicht. Der Wind trocknet ihn nicht aus . . . Wenn du das weißt, dann ziemts dir nicht, zu trauern.“

Durch den Stacheldraht blickte ich zu den Baracken der Kulis hinüber. Im hellen Schein des Feuers saßen sie nun alle im Kreis um den Valmiki-guru und lauschten seinen Worten. Mir fiel die Geschichte Valmikis ein, von dem die geistigen Lehrer der indischen Kastenlosen ihren Namen empfangen haben und der selbst einmal ein von allen Verachteter war; die Geschichte Valmikis ist ein großer Trost für jeden, der gestürzt ist und voll Scham ganz tief am Boden liegt und glaubt, sich niemals wieder erheben zu können.

Der Mann, der später Valmiki genannt wurde, war ein gefallener Brahmane. Ein Brahmane, der seine Kaste verloren hatte, galt im alten Indien als niedriger als der niedrigste Kastenlose. Der Ausgestoßene war in seinem Trotz zu einem Wegelagerer und Räuber geworden, der die Wanderer erschlug und ausraubte, die den dichten Wald durchzogen, wo er in einer finsternen Erdhöhle hauste.

Einmal wanderte ein Weiser durch den Wald. Er hatte auf Erden nichts für sich zu gewinnen oder zu verlieren. In grenzenlosem Mitleid mit der Menschheit schweifte er umher, um vielleicht doch irgendwo eine Seele zu finden, die würdig wäre, den größten Schatz zu empfangen: Bhakti, liebende Hingabe an Gott.

Aus dem Dickicht sprang der Räuber, um den Wanderer zu töten und zu berauben, denn er glaubte, dieser trage einen irdischen Schatz mit sich. Als seine Keule schon über dem Haupte des Greises schwebte, erstaunte ihn das lichte Lächeln und die kindliche Unschuld in dessen Gesicht. Einen Augenblick hielt er inne. „Mein Sohn, warum willst du eine solche große Sünde begehen?“ fragte sanft und furchtlos der Bedrohte.

Die Keule entfiel der Hand des Grausamen. Er warf sich vor dem Wanderer nieder und berührte dessen nackte Füße mit seiner Stirne. Dann hob er sein verwildertes Antlitz, das von Tränen naß war, und sagte aufseufzend: „O großer Weiser, nun sehe ich, wie ich selber bin. Ich sehe die ungeheure Finsternis meines Lebens. O gib, gib mir einen heiligen Mantra, daß der furchtbare Schmutz meiner Sünden weggewaschen werden möge.“

„Ja mein Sohn, das will ich tun“, sagte der Weise. Er kniete nieder und beugte sich liebevoll über den Mann, der vor ihm am Boden lag, bis sein Mund dicht an dessen Ohre lag. „Wiederhole diesen überaus heiligen Mantra“, flüsterte er. „Singe die zwei Silben des Namen Gottes; singe: ‚Rama, Rama, Rama . . .‘“

Der Räuber schrie auf vor Entsetzen: „Nicht dieses Wort! Nicht dieses Wort! O mein Vater. Wie darf ich es wagen, mit meinem besudelten Mund den Namen Gottes zu wiederholen!“

Der Rishi lächelte: „Mein Kind, wiederhole die beiden geheiligten Silben des Gottesnamens in umgekehrter Reihenfolge. Singe: ‚mara, mara, mara . . .‘ Du weißt, was das bedeutet?“

Der Räuber ächzte: „Ja, ich weiß was das Wort mara bedeutet: Tod. Ja, das ist das rechte Wort für mich.“

Die Hand des Gottgeweihten lag segnend auf dem zerwühlten Haar des Niedergebeugten, der ihn hatte ermorden wollen und dem er nun die Initiation, die Einweihung gegeben hatte. Dann wanderte er davon. Der Mann wischte seine Augen, setzte sich mit gekreuzten Beinen hin auf das Moos, mit aufrechtem Nacken und Haupt, die Augen halb geschlossen und auf seine Nasenspitze blickend, wie es für die Meditation ratsam ist. Und er sang: „Mara, mara, mara . . . Tod, Tod, Tod . . .“



Viele Jahre später schritt der gleiche Rishi, der durch die Welt wanderte, abermals durch denselben Wald und gelangte an jene Stelle, wo er einstmals dem Räuber die Initiation gegeben hatte. Er blickte sich rings um. Aber natürlich war niemand mehr da, bloß ein Ameisenhügel erhob sich zur Seite des Pfades. Der Rishi blickte näher hin und nahm zu seiner Überraschung wahr, daß Augen und Haar eines Mannes durch die Oberfläche des Ameisenhaufens schimmerten. Bewegungslos saß dort der Mann in Meditationshaltung. So still war er, daß das Ameisenvolk ungestört seinen Bau an ihm aufgetürmt hatte. Er war in tiefer Entzückung, nur seine Lippen bewegten sich. Mit fast lautloser Stimme sang er: „Ra-ma, Ra-ma, Ra-ma.“

Das Sanskritwort für Ameisenhaufen ist Valmiki. Der gefallene Brahmane und verabscheute Räuber wird seit Tausenden von Jahren als Valmiki gepriesen. Er wurde der heilige Seher und Dichter Valmiki, der Schöpfer des Epos Ramayana, der Ozean des Lebens Gottes, der als Rama auf Erden wandelte.

Während Valmiki die zwei Silben ma-ra, ma-ra, mara ... unablässig wiederholt hatte, waren sie von selbst zur Wortreihe Rama, Rama, Rama ... Gott, Gott, Gott ... geworden. Und die unermessliche Kraft des Gottesnamens hatte, so wird berichtet, nicht nur allen Schmutz von Valmikis Seele abgewaschen, sondern ihn auch fähig gemacht, mit seiner Seele in Gottes liches Reich hineinzublicken und zu schauen, wie Gott niederstieg zur Erde in Menschengestalt als Rama, um die Last der Erde hinwegzunehmen, die zertreten wurde von den Füßen der Millionenheere der Dämonen. So, wie Gott schon früher als Vaman in anderer Gestalt zur Erde niedergestiegen war und später als Krishna kam, und immer wieder und immer wieder erlösend kommen will.

Wie von einem großen Feuer zahllose Funken aussprühen nach allen Richtungen, so gehen von dem Urfeuer, dem Liebesfeuer, von Gott, in alle Ewigkeit die göttlichen Erlöser, die Avatare, aus. Sie steigen heilend auf die Erde und in andere Welten nieder, sie nehmen die Bürde der Welten hinweg und kehren dann wieder zu ihrem Ursprung zu dem Feuer zurück. So heißt es in den indischen heiligen Schriften.

Das große Feuer inmitten des Kreises der Kastenlosen, der Unberührbaren, flammte in der Nacht. Der Kastenlose und Gott werden beide der Unberührbare genannt. Hell sprühten die Funken von dem Feuer aus. Jubelnd sprangen die Reihen der Latrinenfeger auf, als ihr Guru, von dem Feuer bestrahlt, sich erhob und zu singen begann, seine Unterweisung von der Liebe Gottes, von den Taten Gottes, von den

ewigen niemals endenden Liebestaten Gottes in allen Welten und zu allen Wesen, zu hohen und niedrigen, zu Menschen und Tieren und zu den Dämonen. Jauchzend tanzten die Kulis um ihren Lehrer und um das Feuer. Während das Gewimmel ihrer beleuchteten Gestalten, der Männer und Frauen freudig auf und ab wogte, erhob sich ihr Chorgesang. Einen Gottesnamen sangen sie. In unermeßlichem Jubel sangen sie „Krishna! Krishna! Krishna! Krishna! Krishna! Krishna! Krishna! he“. Sie schlugen die Trommel Shivas und sangen den Namen des verborgenen Gottes, über den Shiva, der große Gott der Welt, von Schlangen umwunden, mit der Asche der Toten beschmiert, vom Gift der Sinnenwelt gebrannt, immerdar beseligt lächelnd meditiert, in Krishnas inneres Reich hineinlauschend.

Auch in dem Hindudorf dicht am Südrand des Lagers hatten die Bauern ein Feuer entzündet. Auch sie schlugen die Trommel Shivas. Auch sie tanzten jauchzend um das Feuer und sangen: „Krishna! Krishna! Krishna!...“

Ist heute ein großes Fest Krishnas? sann ich. Ich hatte keinen Kalender, in dem die Feste der Hindus verzeichnet sind, mit mir in das Lager genommen. Ist heute nicht das Schwingefest Krishnas, zur Erinnerung an den Tag, da das göttliche Kind, der Krishnaknabe, der in Brindaban bei den Hirten aufwuchs, von seinen Gespielen, den Gopas, und den Hirtinnen, den Gopis, jubelnd in der Schaukel geschwungen wurde?

Sogar die indischen Wachtposten, die mit kurzen Khakihosen und Khakigamaschen in dem von grellem elektrischem Licht überschwemmten Stacheldrahtgang unermüdlich auf und ab schritten, deren Gewehrlauf und aufgepflanztes Bajonett kalt im weißen Lichte blinkte, auch sie marschierten in dieser Nacht fast wie im Tanzschritt und sangen: „Krishna! Krishna! Krishna!...“

„Schluß mit dem Gewinsell!“ Aus der dunklen Türöffnung einer der Lagerbaracken brach unflätiges Geschrei heraus. „Ihr Schweine! Ihr verdammten Nigger, werdet ihr sofort euer dreckiges Maul halten!“ Zur Bekräftigung des fortgesetzten Fluchens einiger Internierter, die sich in ihrem schweren Schlaf gestört fühlten, klirrte eine zu Boden geworfene leere Konservenbüchse zornig auf dem Beton der Baracke. Es war, als ob sich ein dunkler Strom Jauche in die Nacht ergösse.

Erschreckt und eine Beschwerde der Sahibs befürchtend hörten die indischen Soldaten auf, den Gottesnamen zu singen und schritten wieder stumm zwischen den beiden Stacheldrahtwänden auf und ab.

Mit beklommenem Herzen saß ich auf der von vielen Füßen kahl

getretenen Erde des Sportfeldes im Lager. Es war mir, als ob sich Nebel auf mein Herz gesenkt hätte. Aber unter dem Nebel schwang noch immer leis die innere Freude und das innere Vertrauen und ließ sich nicht ganz unterdrücken.

Ich dachte an meine alte Mutter, die in dem Judenviertel in Wien lebte, eingeschüchtert und gedemütigt von Menschen, die denen glichen, die jetzt eben in der Baracke gebrüllt hatten. Ich sah ihr Gesicht vor mir, das zarte Altfrauengesicht mit dem schneeweißen Haar und den blauen Vergißmeinnichtaugen, das mir nachgeblickt hatte aus dem offenen Fenster des Hauses am Donaukanal, als ich zum Bahnhof gefahren war, um nach Indien zu reisen. Ich hörte wieder ihre tapferen Worte: „Wir zwei bleiben ja doch beisammen, auch wenn wir äußerlich getrennt sind.“

Ich dachte an mein Weib und mein Kind. War es ihnen möglich gewesen zu entfliehen? Oder waren sie in ein Judenlager in Polen verschickt worden? Lebten sie noch? Nachrichten kamen sehr selten durch die doppelten Filter der Zensur, und sie brauchten viele Monate.

Ich dachte an meinen Guru Shri Maharaj, dem man die Erlaubnis verweigert hatte, mich im Lager zu besuchen. Er war bereit gewesen, eine beschwerliche weite Reise zu machen, um mich für wenige Minuten im Beisein eines Offiziers zu sehen. Er durfte es nicht, weil höchstens in sehr seltenen Ausnahmefällen ein kurzer Besuch eines allernächsten Verwandten gestattet wurde. Und Shri war mir doch näher als mein Vater. Jeder, dessen Herz sich wirklich sehnte, durfte in der Nähe seines Gurus sein, auch die Verachteten, die Männer in Lumpen da draußen. Ich nicht.

Die Feuer flammten. Die Scharen der Kulis sangen und tanzten um das Feuer und um ihren Guru im hellen brausenden Schein. Sie riefen: „Krishna! Krishna!...“ Die Bauern vor ihrem Dorf am Südrand des Lagers schlugen die Trommel und tanzten um ihr Feuer und jauchzten: „Krishna!...“ Auch die schreitenden Wachtposten hatten wieder zu singen begonnen: „Krishna!...“

„O du verborgener Gott, den alle rufen“, so flehte mein Herz in der Nacht, „O du unbekannter Gott, von dem ich nichts weiß. Laß mich nicht versinken. Laß mich die Probe bestehen. Laß mich nochmal von neuem beginnen. Sende mir einen Helfer, einen Guru. Damit ich lernen kann, was ich bisher im Leben versäumt habe, zu lernen: L i e b e.“



## OGYGIA

### Kalypso und Odysseus

1.

Oh Horizont . . . Vertraut ist mir die Insel  
Schon gar zu lang in meinem Wandelsinn.  
Ich bin ein Mann. Ich gehe menschlich hin  
So wie vom Steilhang unsterblich Quellgerinnel.

Zwar ist Kalypso schön, jedoch nicht Weib.  
Noch wo sie Weib ist, bleibt sie Göttin mehr.  
Wie ich ihr diene, wuchs nur ihr Begehrt,  
Niemand erstillbar. Süßer Zeitvertreib —

Darin ich mich verlag und arg verborgte.  
Ich glaubte groß zu sein und ward zum Knaben,  
Bis aus dem Blut-an-Blut-Vorübertraben  
Matt ich erwachte und um Abschied sorgte.

Das faßt Kalypso nicht. Sie weigert ganz  
Gelassen lächelnd mir die Heimwehreise.  
Gefesselt bin ich sieben Jahr ans leise  
Sanftmütigste Gestade! Bin vom Glanz

Der Göttlichen erblindend hingeseht . . .  
Ist Menschsein gut? So fragt sie mich. Oh Worte!  
Und mein Erwidern findet nie die Pforte  
Zu ihrem Zorn — auf daß sie mich verflucht.

Sie lächelt marmorkühl und ahnungslos.  
Ich bin gefangen in ihr Glutverlangen.  
Wenn oft im Mittag hoch die Möven hangen,  
Beneide ich ihr freies Flügel-Los . . .

2.

Athene sah ihn. Fremdere Gewalt,  
Als einer Inselgöttin ward gegeben,  
Lenkte Odysseus ins verwirrte Leben.  
Gott Hermes war ihr Bote, kühl und alt.

Kalypso klagte herb und gab ihn frei.  
Er jubelte. Doch in den sonderbaren  
Verwandlungen des Winds war von Gefahren  
Ein Klang, als ob er preisgegeben sei.

3.

Die letzte Nacht war schwer, weil Dunkel tief  
Sich in das Laub der Tamarisken flocht,  
Und Mond sich barg und späten Öllichts Docht  
Ausbrannte lang bevor Kalypso schlief.

Das Feuer glühte hin, da sie sich arm  
Noch einmal nahte, wie sie viele Tage  
Und Nächte bei ihm war. Ob ihrer Klage  
Ward ihm die Freude grau, der Abschied Harm.

# Ein Mann gegen die Unmenschlichkeit

Die rage du nombre, ursprünglich kein europäisches Gewächs, aber kulminierend in Hitler und seinen Trabanten, deren perverser Kitzel sich an den Riesen Zahlen hingemordeter Juden und exekutierter „Staatsfeinde“, an den Verlusten der feindlichen Heere und der Zivilbevölkerung in den heimgesuchten Ländern, ja selbst noch an den Massen der eigenen gefallenen Soldaten entzündete, hat außer den grausigen, der ganzen Menschheit zugefügten Kriegsschäden in den Gemütern der Menschen eine verheerende, abstumpfende Wirkung hervorgerufen.

Vielleicht liegt das aber auch daran, daß unsere Vorstellungskraft zwar noch erlaubt, einen Mord und die Toten eines Flugzeugunglücks, eines untergegangenen Schiffes, einer Katastrophe unter Tage und ähnliche Unglücksfälle zu realisieren, sie aber nicht mehr funktioniert, wenn die Todesfälle in die Millionen gehen.

Das war früher einmal anders. Als im Jahre 1755 die Stadt Lissabon von einem schweren Erdbeben heimgesucht wurde, bezeugte Goethe, welche tiefe Erschütterung damals durch die ganze Welt ging. Es gab so etwas wie ein Gemeinschaftsgefühl der ganzen Menschheit, das sich lebhaft regte, wenn irgendwo in der Welt eine Katastrophe eintrat. Theodor Fontane hat das einmal — ganz in seiner Art — symbolisiert mit der Deutung der Sage vom Hahn im Stechlinsee. Nach dieser Sage stieg aus dem Wasser des märkischen Stechlinsees ein roter Hahn empor und krächte laut in die Lande, wenn irgendwo auf der Welt es zu grollen und rollen begann und ein großes Unglück geschah.

Wir haben auf diesen Blättern schon in der Hitlerzeit beklagt, daß anscheinend das Weltgewissen eingeschlafen oder tot sei. Ist vielleicht durch die Greuel des Nationalsozialismus das zur Verfügung stehende Entrüstungsvolumen der Menschheit erschöpft? Oder wird die Fähigkeit zur Entrüstung überwältigt von dem Bedürfnis, nach so



vielen Erschütterungen endlich in Ruhe gelassen und in der ärmlichen Herdfeuerbehaglichkeit nicht gestört zu werden?

Unwiderlegliche Nachrichten werden bekannt über Untaten, die tagtäglich in den totalitär regierten Staaten oder in den von ihnen geknechteten Gebieten an Millionen und aber Millionen wehrloser Menschen in Kerkern und Konzentrationslagern begangen werden durch einen erbarmungslosen Apparat einer Geheimpolizei, schlimmer noch als die Gestapo, deren Bestehen allein schon die totale Entwürdigung der Menschheit bedeutet. Daß die sogenannten Kulturträger und geistigen Menschen in diesen Ländern dazu schweigen und sich sogar nicht entblöden, nach im Kern verlogenen Entschuldigungen und selbst Rechtfertigungen dieses verruchten Systems zu suchen, beweist die ganze Tiefe der Entwürdigung — wenn man nicht etwa die totale Angst als Entlastung gelten lassen will.

Wie ist es möglich, daß die Mehrzahl der Menschen auch in den freien Ländern in barer Teilnahmlosigkeit oder wohltemperierter Entrüstung mit einem Achselzucken über die Greuel hinweggeht, oder daß in Weltorganisationen höchstens lahme, papierene Resolutionen dagegen gefaßt werden?

Wahrlich, Nietzsche hat recht, wenn er sagt, daß der Mensch schon viel verloren habe, der durch die Gewöhnung an Ungeheuerlichkeiten es verlernt hat, sich zu entrüsten. Dabei ist die Größe der Verbrechen so überwältigend, daß sie an Lessings Wort in „Emilia Galotti“ mahnt: „Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren.“

Da ist nun ein junger Deutscher aus der Widerstandsbewegung, Dr. Rainer Hildebrandt, ein Schüler und Freund des gemordeten Albrecht Haushofer\*), aufgestanden, ein Mann, dessen Herz um so stärker gegen jedes Unrecht entbrannt ist, als sein eigenes Volk so viele Untaten zugelassen hat. Er hat nun im Namen des Weltgewissens den Kampf gegen die Unmenschlichkeit aufgenommen. Wenn er auch hauptsächlich sich zunächst mit den Verbrechen befassen muß, die in seiner näheren Umgebung, im Osten Deutschlands und in Berlin, begangen werden, so zeichnet es sein Streben und Wirken aus, daß er in den Bereich seines Kampfes gegen die Unmenschlichkeit die auf der ganzen Welt und an Menschen aus allen Völkern verübten

---

\*) In seinem Buche „Wir sind die Letzten“ (Neuwied/Berlin, Michael-Verlag) hat R. Hildebrandt ein würdiges Denkmal dem Widerstandskämpfe Albrecht Haushofers und seiner Freunde gesetzt.

Verbrechen einbezieht. In den sowjetischen Konzentrationslagern schmachten nicht nur Deutsche, sondern Männer, Frauen und unmündige Kinder aus vielen Völkern. Er nimmt sich mit besonderer Liebe auch der Russen an, von denen Millionen Opfer ihres unmenschlichen Regimes sind, und vermeidet den Fehler, das russische Volk mit seinen Tyrannen gleichzusetzen, wie man es mit so verhängnisvollen Folgen mit dem deutschen Volke getan hat.

Sein Gewissen hat ihm keine Ruhe gelassen, weil er erkannte, daß Schweigen gegenüber solchen Verbrechen mitschuldig macht.

Er fand gleichgesinnte Gefährten, und so entstand im vorigen Jahre in Berlin die „Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit“. Er zeichnet für sie und ihre Arbeit verantwortlich, lehnt es aber ab, dafür persönliche Anerkennung zu finden, da er sie in gleicher Weise für seine Mitarbeiter in Anspruch nimmt, die aus naheliegenden Gründen gezwungen sind, anonym oder unter Decknamen mit ihm zu arbeiten.

Wer die Berliner Verhältnisse kennt, weiß, daß zu solcher Arbeit ein hohes Maß von persönlichem Mut gehört. Nicht im herzensträgen Westen mit seiner empörenden Teilnahmslosigkeit gegenüber dem Kampf der wenigen in Berlin, der eine Verpflichtung zum vollen menschlichen Einsatz eines jeden erfordert, von der man sich nicht durch ein — oft genug widerwillig geleistetes — Notopfer freikaufen kann, aber in Berlin selber hat sein und seiner Gefährten Beispiel gezündet und die Gewissen wachgerüttelt.

In gewissenhafter und genauester Prüfung von Personen und Tatbeständen werden von der Kampfgruppe alle Nachrichten gesammelt über die Konzentrationslager und die Gefängnisse und die in ihnen begangenen Untaten. Nachdem es gelungen war, einigen wenigen dem Terror Entronnenen die Zunge zu lösen und ihnen den Mut zu Bekenntnissen in der Öffentlichkeit einzuflößen, brach eine solche Flut von Informationen herein, daß die Wenigen, die die Arbeit begonnen hatten, sie nicht mehr bewältigen konnten. Es fanden sich neue Mitarbeiter. Die von der Kampfgruppe veranstalteten öffentlichen Versammlungen in Berlin haben wie Fanale gewirkt. Es ist ein Tatsachenmaterial gesammelt worden, das bald als ein gültiges Gegenstück zu Eugen Kogons „Der SS-Staat“ der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden wird.

Die Kampfgruppe appelliert an das Verantwortungsgefühl jedes Einzelnen. Eine Probe ihrer Arbeit liegt schon in dem Bericht „Auch das ist Deutschland“ vor, und es gibt einige knappe und klare Denkschriften über die geleistete Arbeit.

Der Arbeitsbereich der Kampfgruppe ist durch fünf Programmpunkte umrissen:

1. alle gangbaren Wege zu suchen, um die unbestreitbare Wahrheit über die sowjetischen Folterkeller, Konzentrations- und Zwangsarbeitslager zu erfahren, und um diese Tatsachen mit allen verfügbaren Mitteln der ganzen Welt bekanntzumachen;
2. die entkommenen Opfer der sowjetischen Gewaltherrschaft mit Pressevertretern aller Länder in Verbindung zu bringen;
3. öffentliche Vorträge, in denen die Opfer der Unmenschlichkeit die Wahrheit bekennen können;
4. die Unterstützung von Opfern der Unmenschlichkeit, soweit es nur irgend möglich ist;
5. die Führung von Namenslisten der in sowjetischen Konzentrationslagern Verstorbenen und noch dort Lebenden und Verständigung ihrer Angehörigen.

Das bis jetzt gesammelte Material ist erdrückend. Selbst unsere mit eigenen Leiden in den Händen der Gestapo erworbene Kenntnis der Folter- und Behandlungsmethoden der unglücklichen Gefangenen wird in grauenvoller Weise erweitert. Die Todesquote in den Lagern, in denen die Opfer des Terrors bewußt dem langsamen, qualvollen Hungertod preisgegeben werden, ist über Begreifen groß. Die Leiden der Männer, der mißbrauchten Frauen und der vielen unmündigen Kinder müßten die Steine zum Reden bringen, wenn die Menschen schweigen.

In der Ostzone und den vorläufig den Polen überlassenen Gebieten sind mindestens 450 000 Menschen von der NKWD verhaftet worden aus allen Ständen: Großgrundbesitzer, Generaldirektoren, Angehörige des Reichsministeriums bis zur Scheuerfrau einschließlich, der Abwehr, des Auswärtigen Amtes, 8000 aus alliierter Gefangenschaft entlassene Offiziere, Mitglieder der SPD, frühere Pg. und SS-Männer, willkürlich aufgegriffene Passanten.

Von ihnen sind mindestens 100 000 zu unbekanntem Schicksal ins innere Sowjetrußland deportiert, 130 000 an Hunger zugrunde gegangen und von den Überlebenden 60% an Tuberkulose erkrankt.

Der Arbeit der Kampfgruppe verdanken wir auch die Bestätigung unserer Kenntnis, daß die übelsten und unmenschlichsten Subjekte des Reichssicherheitshauptamts, wie der Folterknecht Leo Lange und andere Bestien, heute als Spitzel und Agenten der NKWD arbeiten!

Von besonderer Wichtigkeit ist die Entlarvung der niederträchtigen deutschen Denunzianten im Dienste der NKWD, deren Liste mit



durchschlagendem Erfolg dankenswerterweise RIAS zweimal in der Woche bekanntgibt und von denen der „Telegraf“ in Berlin eine Liste von 300 Namen veröffentlicht.

Die Kampfgruppe wendet sich an die Deutschen, aber ebenso an die westlichen Alliierten, um sie an ihre Verantwortung zu mahnen.

Die Kampfgruppe gegen die Unmenschlichkeit, in der sich auf überparteilicher und überkonfessioneller Grundlage Menschen zu einer politischen Organisation zusammengefunden haben, stellt jeden von uns vor eine rein menschliche Entscheidung: mitzuhelfen und seine Stimme zu erheben — oder sich mitschuldig zu machen. Wem die großen Begriffe der wahren Freiheit und Gerechtigkeit noch etwas bedeuten, der kann diesem kleinen Kreise die Achtung und seine aktive Unterstützung nicht versagen\*).

Durch die Arbeit der Gruppe ist auch die Tatsache bestätigt worden, daß in der deutschen Bevölkerung der Ostzone ein starker, echter Widerstandswille vorhanden ist, der unsere Bewunderung verdient und das endgültige Scheitern der sowjetrussischen Politik gegenüber dem deutschen Volke bekräftigt.

In der letzten Kundgebung der Kampfgruppe ist nun auch das Symbol für den Freiheitskampf der Menschheit gegen den Terror verkündet worden und hat seinen Eingang in die Ostzone gefunden: ein großes „F“, das heißt FREIHEIT. Wir wissen, daß das „V“ Winston Churchills, das heißt Victory, in den von Hitler bekämpften und unterjochten Völkern eine starke magische Wirkung ausgeübt hat. Die Wirkung des „F“ hat begonnen . . .

Die Nürnberger Gerichte haben die Erwartung nicht erfüllt, daß ihre Tätigkeit der Beginn einer gerechten Weltjustiz gegen die von wem auch immer begangenen Verbrechen gegen die Menschlichkeit sein würde. Wir hoffen, daß die sittlichen Kräfte, von denen die Kampfgruppe getragen wird, die sich immer noch auf die Länge stärker erwiesen haben als die rohe Gewalt, das Gewissen der ganzen Menschheit wieder wachrufen werden, auf daß nicht die Menschheit wiederum nur auf das Erbarmen Gottes angewiesen sein wird, weil wenigstens zehn Gerechte in Sodom sich fanden. R. P.

---

\*) Die Adresse der Kampfgruppe gegen die Unmenschlichkeit ist: Berlin-Grunewald, Höhmannstraße 4, Telefon: 97 98 36. Postscheckkonto: Berlin West 15 6 50. Bankkonto: Berliner Stadtkontor, Zweigstelle Halensee, Sonderkonto „Kampf der Unmenschlichkeit“.

## Freier Mensch

(In memoriam Klaus Graf Stauffenberg)

Tritt in die Ödnis und singe den Hymnus der Kräfte!  
Sieh', wie das Leben entwächst dem verschatteten Raum,  
wirf deine Sehnsucht voraus in die Kühle der Frühe,  
spielerisch kühn und ein silbergeflügelter Pfeil!

Dort von den Kuppeln der sinnlos vertanen Epoche  
blättert der Rost und ergleißt das verborgene Gold.  
Groß steht dein Mut auf und baut in gemeisterten Quadern  
weit in die Ebbe des Traums seinen leuchtenden Turm.

Grüße den Stern, der geneigt deinen Ursprung beflamnte,  
jegliche Stufe der Wirnis des Dunkels enthob,  
aber versichre dich jener bewußteren Fügung,  
die deine Sohlen an Irdischem haften beläßt.

Zögere die Schritte! Durchwate die Sehrung des Leides,  
gürte den Leib mit der Straffung verlässlicher Zucht,  
gönne der Ferse den Staub und der Wimper die Träne,  
wahre das pulsende Herz im Gewölbe der Brust.

Bist du gebrandmarkt vom glühenden Eisen Erfahrung,  
klingt deine Heiterkeit klar und entäußert von Trotz,  
hast du die letzten Verluste gelassen gewonnen,  
geh' auf die Märkte und singe den Hymnus der Tat!

Wage dich freier und lebe fortan deine Wahrheit,  
setze die Boote der Umkehr entschlossen in Brand.  
Vor dir dein Wappen, so fordre den Angriff der Besten!  
Aufruf den Kommenden, Schrecken den Lärmern der Zeit!

Ob dich Geschehnisse treffen mit brennender Geißel,  
hindre den Augenblick bis er sein Glück mit dir teilt,  
dein ist hier Alles, und sei es in Haß oder Liebe,  
wie ein enthülltes Gewähren, nimm auch den Giftbecher an.

Sei, wie du sein muß, doch frage im Sturm des Gewissens,  
stelle die Frage nach Gott an den schwankenden Wert,  
wäge die Antwort, erhaben vor Furcht und Mißachtung,  
danach erst liebe dich wieder hinaus in die Welt.

Roher Gewalt wirf dein blitzendes Hassen entgegen,  
unmerklich neige das Haupt der gereiften Vernunft,  
dulde von dieser nur gütig die Schranke des Rechtes,  
ihr sei das Zepter, und wäre es dir zum Verlust.

Stürze den Fetisch der Dummheit, er schändet die Tempel!  
Lehre das Volk auf erschlichenen Purpur zu speien,  
Auflehnung predige, und das messianische Opfer,  
wo sich die Macht zu barbarischer Willkür erfrecht!

Wenn deinem Beispiel ein Heer junger Söhne entsprossen,  
stärkeren Nackens, der Beugung des Joches entwöhnt,  
das ist dein Sieg! Dann entsinke getrost zu den Vätern.  
Dieses Jahrhundert, es schreibt sein Gesetzbuch nach dir.

Tritt in die Ödnis und singe den Hymnus der Kräfte!  
Sieh', wie das Leben entwächst dem verschatteten Raum,  
wirf deine Sehnsucht voraus in die Kühle der Frühe,  
namenlos harren die Vielen: erkühneter Geduld!



# R U N D S C H A U

**Europas kranker Mann** Während der letzten Jahrzehnte des osmanischen Reiches pflegte man in Europa vom „kranken Mann am Bosphorus“ zu sprechen, dem keine Operation mehr helfen wollte, so daß er schließlich an den Folgen des ersten Weltkrieges zugrunde ging. Diese Erinnerung kommt einem in den Sinn, wenn jetzt der „Economist“, Englands führendes wirtschaftspolitisches Blatt, vom eigenen Lande als „Sick man of Europe“ spricht. Die nach anfänglicher Erholung wieder einsetzende und neuerdings rapide fortschreitende Verschlechterung der britischen Handels-, Finanz- und Wirtschaftslage überhaupt hat längst aufgehört, allein ein britisches Problem zu sein. Die während des Juli in London abgehaltenen Beratungen zwischen der britischen Regierung und den Finanzministern erst der Vereinigten Staaten und dann der Commonwealth-Länder haben die weltweite Bedeutung der englischen Vorgänge hinreichend deutlich gemacht. Über die Einzelergebnisse dieser Beratungen ist wenig bekanntgeworden. Insgesamt ist aber deutlich, daß sie nicht eine Lösung, sondern nur eine Vertagung der großen Krise auf den September gebracht haben.

Diese Vertagung war wohl nicht zuletzt deshalb nötig, weil die beiden wichtigsten Männer des Kabinetts infolge völliger Überanstrengung auf Urlaub gehen mußten. Es ist, als hätte die Krankheit des ganzen britischen Organismus die führenden Staatsmänner angesteckt. Sir Stafford Cripps, der ja nicht nur Schatzkanzler, sondern de facto Wirtschaftsdiktator ist, mußte in der Schweiz Heilung von einem Magenleiden suchen, dessen Ernsthaftigkeit nicht dadurch gemildert wird, daß auch politische Beweggründe für das völlig unerwartete, zeitweilige (?) Ausscheiden dieses fähigsten Mannes der Labour-Regierung angeführt werden. Gleichzeitig ist Außenminister Bevin, über dessen überanstrengtes Herz und übermäßigen Blutdruck seine Kollegen sich seit längerem Sorgen machen, an den Genfer See gefahren, um vor der ersten Tagung des Europa-Rates in Straßburg Erholung zu finden.

Der Zustand des „Sick man of Europe“ wird weiter verschlimmert durch die zunehmende Verschärfung der innenpolitischen Gegensätze, die auf eine Austragung der allgemeinen Wahlen hindrängen. Die Mehrheit der politi-

schen Beobachter in London rechnet jetzt damit, daß die Wahlen noch in diesem Herbst stattfinden werden. Über die Aussichten gehen die Meinungen immer noch weit auseinander, doch scheint man allgemein die Aussichten der Konservativen jetzt günstiger zu beurteilen als noch vor einigen Monaten.

Angesichts des bedrohlichen Zustandes des Patienten überrascht es nicht, daß immer häufiger auch der Gedanke an die Rückkehr zur Koalitionsregierung geäußert wird. In der Tat spricht manches dafür, daß alle guten Kräfte zusammengefaßt werden, um — ähnlich wie 1940 gegen den äußeren Feind — nun auch gegen die Wirtschaftsnot mit einer geschlossenen Front vorzugehen. Als Indiz für die Koalitionsbereitschaft der Konservativen wird auch die überaus vorsichtige und maßvolle Formulierung des konservativen Wahlprogramms angeführt, dessen letzte Redaktion Churchill persönlich übernommen hatte. Insgesamt scheint aber doch die Schärfe der Parteigegensätze einen solchen Grad erreicht zu haben, daß eine Koalition höchstens für den Fall denkbar erscheint, daß beide Parteien etwa gleich stark aus den Wahlen hervorgehen sollten.

Schließlich steht einer Koalition auch eine personelle Schwierigkeit im Wege. Nur Churchill ist eine so starke Persönlichkeit, daß er die vielen inneren Spannungen einer Koalition, die in Friedenszeiten besonders fühlbar sein müßten, bändigen könnte. Nun gilt aber Churchill bei vielen Labouranhängern als die Verkörperung der konservativen Reaktion, und wenn ein so hartes Urteil schon angesichts der immer wieder bewiesenen politischen Weisheit und Voraussicht des „Grand Old Man“ nicht berechtigt sein dürfte, so läßt sich doch nicht übersehen, daß der fast Fünfund-siebzigjährige einer anderen Welt entstammt und für manche Probleme unserer Zeit nicht so aufgeschlossen sein kann wie ein Fünfzigjähriger.

Damit bleibt das Schicksal des „Sick man of Europe“ in der Schwebe. Das übrige Europa kann nicht teilnahmslos an diesem Krankenbett stehen, dessen Auswirkungen auf dem Kontinent schon vielfach spürbar sind. Es muß auf baldige Genesung hoffen und muß seinerseits alles beitragen, was in seinen Kräften steht. Ihm und dem Kranken bleibt der Trost, daß seinerzeit der „kranke Mann am Bosporus“ zwar seinem Leiden erlegen ist, daß aber in Gestalt der Türkei ein Phoenix aus der Asche entstand, dessen Lebensfähigkeit niemand bezweifeln möchte.

**Pläne der Marschälle** Die zweite Jahresrate des Marshall-Plans ist vom Kongreß, wenn auch etwas gekürzt, bewilligt. Der Atlantikpakt ist ratifiziert. Damit sind die beiden großen Säulen der USA-Außenpolitik seit dem Kriege, die wirtschaftliche und die politische fest fundiert. Auf unsicherem Boden steht dagegen einstweilen noch die dritte — der militärische Schutz zur Sicherung des ERP wie des Atlantikpakts. Die Pläne der Marschälle und Generäle sind hier noch im Fluß und das Kapital hat

sich bisher wenig geneigt gezeigt, die nicht unbescheidene Forderung Trumans von 1,45 Milliarden Dollar für Waffen an Europa zu bewilligen. Es sind nicht nur Sparsamkeitsgründe, wenn sie auch mitspielen, und man diese Ausgabe zum mindesten in den allgemeinen Rüstungsetat der USA von 16 Milliarden einbauen will. Taft, Vandenberg und selbst Dulles fürchten, daß eine Waffenhilfe ohne aktuellen Anlaß den Charakter des Pakts in ein Militärbündnis verfälschen könnte, und man argumentiert nicht ohne Logik, daß, wenn der Pakt an sich schon die allgemeine Sicherheit des Westens erhöht habe, wie es zu seiner Begründung immer hieß —, die Kosten der Rüstung zu senken sein müßten, statt sich zu erhöhen. Hinzu kommt die Ungeklärtheit der strategischen Planung überhaupt. Würde ein künftiger Krieg ein Krieg der Atome und Luftwaffen sein, oder ein „altmodischer“ Krieg mit gleichwertigem Einsatz aller Waffen? Wenn künftig die strategische Luftwaffe der USA entscheidet, erübrigt sich dann eine Aufrüstung Europas? Das alles sind um so unerfreulichere Probleme, als niemand überhaupt etwas von einem Kriege wissen will, und auch der kombinierte Generalstab der USA hat sich darüber noch nicht einigen können. Kein Wunder, daß der Kongreß als Vertreter der amerikanischen Steuerzahler da keine große Lust hat, Gelder zu bewilligen. Der Marshall-Plan kostet genug — nun sollen sich die Marschälle erst über ihre Pläne schlüssig werden.

Weniger groß sind dafür die Meinungsverschiedenheiten in dieser Frage im Rahmen der Westunion. Hier ist man sich klar, daß Europa verteidigt und nicht nur aus der Luft befreit werden soll und die Bodentruppen selbst stellen muß. Die dafür, außer den Besatzungstruppen, zur Verfügung stehenden acht Divisionen sollen im ersten Jahr modern ausgerüstet werden. Im zweiten sollen sie auf 20 und im dritten auf 30 Divisionen verstärkt werden. Das soll genügen, um eine militärische Schrecksekunde Europas zu überwinden, so wie der Marshall-Plan die wirtschaftliche überwinden half. Aber auch das geht bei der heutigen Lage nicht ohne die Unterstützung der USA. Die Europareise der drei Stabschefs wird hier voraussichtlich die notwendige Koordinierung der europäischen und der amerikanischen Verteidigungspläne herbeiführen und auch die Zusammenlegung des „Unilion“ der Westunion unter Marschall Montgomery mit dem vorgesehenen Militär-ausschuß des Atlantikpakts regeln.

Ein sehr geschickter Schachzug ist in diesem Augenblick die von London aufgerollte Frage der Atombombe. Die Bombe ist zwar heute ein USA-Monopol, aber sie wurde im Kriege in Gemeinschaft mit englischen Wissenschaftlern geschaffen, so daß England auch im Besitz des Produktionsgeheimnisses ist. Da es zudem auch über die wichtigsten Uran-Vorkommen verfügt, am Großen Bären-See in Kanada und in Belgisch-Kongo, wo die Katangagruben englischer Besitz sind, und die Ausbeute den USA vertraglich nur bis Ende dieses Jahres zufließt, könnte es jederzeit eine eigene Produktion aufbauen. Auch die Kostenfrage spielt keine so große Rolle mehr, seit die Bomben nicht mehr aus dem U 235 hergestellt werden, das



nur 0,7 Prozent des Urans bildet, sondern aus Plutonium, das in Massen aus dem U 238 gewonnen wird, aus dem Uran größtenteils besteht. Eine Bombenfabrik kostet daher heute nicht mehr die zwei Milliarden, die Oak Ridge verschlang, sondern kann schon für 300 Millionen Dollar hergestellt werden. Seit der Kongreß 1946 das Gesetz über die Atomenergie erließ, hat jedoch England nicht mehr die neuesten Herstellungsmethoden erfahren und wurde auf eine Stufe mit dem übrigen Ausland gestellt. Die Lage ist für beide Teile heikel. Beginnt England eine Produktion, so würde das einen zusätzlichen Anreiz für einen Angreifer bedeuten und eine Verstärkung der europäischen Verteidigung bedingen. Außerdem müßte auf Grund der Westunion unter Umständen auch Frankreich beteiligt werden, dessen Atomforschung in den Händen eines Kommunisten, Joliot-Curie, liegt. Ein Ausweg wäre ein amerikanisches Bombendepot in England. Das jedoch führt wieder in den Kern des Waffenhilfsprogramms. Der Atomnebel über dem Atlantik kann daher auch zu einer ersten Bewährungsprobe des Pakts werden.

**Middle East macht Sorgen** In der zweiten Julihälfte hat im Foreign Office eine Botschafterkonferenz stattgefunden, die außerhalb Englands nur wenig beachtet worden ist: Außenminister Bevin hatte die diplomatischen Vertreter Großbritanniens in allen Ländern des Mittleren Orients zusammengerufen, um mit ihnen und einigen andern Fachleuten die künftige britische Politik in diesem für Großbritannien und das Empire immer noch entscheidend wichtigen Gebiet zu beraten. Der Middle East ist für den Engländer ein sehr viel festerer Begriff als für uns der Mittlere Orient, zumal dieser Begriff bei uns einfach als Übersetzung des englischen Ausdrucks übernommen worden ist. Der Engländer versteht unter Middle East Vorderasien, Ägypten und die Küstenstaaten des Roten Meeres sowie die Ägäis.

Das Kernstück sind jedoch die arabischen Länder, und diese haben auch bei den Londoner Beratungen im Mittelpunkt gestanden. Seit der letzten derartigen Konferenz im Herbst 1945 hat sich die politische Situation der arabischen Welt entscheidend verändert. Die Arabische Liga, damals Englands Verbündeter und Hauptstütze, ist im Laufe des Palästinakrieges zerfallen und kann heute als erstrangiger politischer Faktor nicht mehr angesprochen werden. Verbündet ist England nur noch mit Transjordanien, dessen König Abdullah aber nicht zuletzt deshalb von allen anderen arabischen Herrschern und Politikern scheel angesehen wird. Die Verhandlungen mit Ägypten sind immer noch auf dem toten Punkt, weil Ägypten auf der restlosen Räumung der Suezkanalzone besteht, während die britischen Militärs auf diesen Stützpunkt nicht verzichten zu können glauben. Irak lehnt gleichfalls immer noch ein neues Bündnis ab. Ibn Saud macht zwar mit den Engländern weiterhin Geschäfte, beharrt aber in seiner politischen Reserve, die allerdings nicht als Teilnahmslosigkeit gedeutet werden darf. In Syrien hat Husni

el Zaim sich eine Position geschaffen, die sehr stark zu sein scheint, deren künftige Entwicklung aber noch völlig ungeklärt ist. Israel schließlich hat das endlose Zögern Bevins mit der Anerkennung noch nicht vergessen und betrachtet zudem seine territorialen Ansprüche auf Jerusalem immer noch als unbefriedigt. Vor allem aber schafft das ungelöste Problem der dreiviertel Million arabischer Flüchtlinge aus Palästina eine schwierige und gefährliche Lage, die nur mit größter Vorsicht und unter Einsatz erheblicher Mittel gemeistert werden kann.

Man braucht nicht soweit zu gehen wie der Londoner „Economist“, der angesichts dieser Entwicklung der letzten Jahre von einem Bankrott der britischen Mittelost-Politik spricht. Dagegen ist offenkundig, daß England — zumal in seiner derzeitigen verzweifelten Finanzlage — nicht mehr imstande ist, seine traditionelle Rolle als Vormacht im Middle East weiterzuspielen. Daher dürften die Londoner Besprechungen vor allem der Frage gegolten haben, ob und unter welchen Voraussetzungen es möglich sein würde, die USA stärker als bisher einzuschalten und zu interessieren. An dem ersten Hauptproblem, der Verhinderung einer russischen Expansion in diese schon durch ihre Ölvorkommen so wichtigen Länder, ist Washington ohne weiteres interessiert. Seit der Verkündung des „Vierten Punktes“ Präsident Trumans, der eine großzügige Erschließung rückständiger Gebiete vorsieht, kann England auch mit amerikanischer Teilnahme an dem zweiten Problem, wie nämlich die arabischen Länder wirtschaftlich rentabel gemacht werden können, rechnen. Es ist daher wahrscheinlich, daß die britische Politik zunächst einmal versuchen wird, zu klaren Abmachungen mit Washington zu gelangen, ehe man in London daran geht, die eigene Haltung zu allen Einzelfragen festzulegen. So wird am Beispiel des Middle East wieder einmal klar, wie eng die britischen und amerikanischen Interessen überall miteinander verflochten sind, und wie unsinnig daher alles Gerede ist, daß aus den derzeitigen wirtschaftspolitischen Meinungsverschiedenheiten eine ernsthafte Entfremdung der beiden angelsächsischen Großmächte folgen könnte.

**Tito weicht** — Tito ist und bleibt in erster Linie ein Bolschewik und  
**Wie weit?** damit ein Feind des Westens. Aber Moskau hat ihn zum  
Verräter erklärt, und für dieses Vergehen gibt es keine  
Gnade. Der Weg zur Umkehr ist verbaut. Von den beiden feindlichen Welten, zwischen die sich Tito gestellt sieht, ist nur die eine unmittelbar gefährlich für ihn. Es gibt keinen Weststaat, der gewillt wäre, die Sache der jugoslawischen Emigration und der jugoslawischen Bevölkerung, die Titos Kommunistenherrschaft als schweres Joch empfindet, mit der Waffe zu vertreten. Gerade die im Sinn nationalistischer Parolen „brennenden“ Grenzen, die gegen Österreich und gegen Triest-Italien, können von Truppen entblößt bleiben. Dagegen kann von Bulgarien, Rumänien, Ungarn und Albanien her jeden Tag ein Unwetter losbrechen. Hier muß überall scharfe Grenzwacht

gehalten werden. Die letzte Grenze endlich, gegen Griechenland, trug ein doppeltes Gesicht; dem entspricht es, wenn ihre völlige Schließung, die Tito verfügt hat, mehrfach zu deuten ist. Der Grund, den er in öffentlicher Rede anführte, daß griechische Regierungstruppen die Grenze verletzen, ist der fadenscheinigste. Vielmehr ist das richtig, wogegen er sich ausdrücklich verwahrte: es ist ein Teil des Preises, den er für die in Aussicht gestellte Wirtschaftshilfe des Westens bezahlt. Damit erleichtert er dem Athener Generalstab die Kriegführung. (Doch bedeutet seine Maßnahme noch nicht die Entscheidung im Kampf gegen die Truppen des „Freien Griechenland“. Moskau kann den Ausfall wettmachen, indem es entsprechend mehr Anstrengungen über Albanien und Bulgarien macht — nur wird der Einsatz jetzt viel höher!) Jedoch ist das kein Opfer für ihn, im Gegenteil. Er kann den Sieg der griechischen Rebellen nicht mehr wünschen. Von Moskau abhängig, sind ja gerade sie seine ärgsten Feinde. Solange trotz des Bruchs Titos mit Moskau beide in der Außenpolitik noch zusammenhielten, hatten die roten Truppen an der griechischen Nordgrenze um der greifbaren Vorteile willen offenbar noch eine Art von Stillhalteorder; jetzt würden sie keine Zurückhaltung mehr üben. Auch das Einströmen oder Einsickern geschlagener Rotgriechen muß Tito jetzt in steigendem Maß für gefährlich halten. Diese haben sich ja das Programm eines selbständigen Mazedonien zu eigen gemacht, das nur verwirklicht werden kann, wenn die südliche der sechs Bundesrepubliken Jugoslawiens, eben Mazedonien, Tito entrissen wird. Es ist nicht ersichtlich, wie stark Moskau dies jetzt betreibt. Es kann sein, daß die mazedonische Bewegung ihre Wirkung als Sprengpulver nicht getan hat, daß Moskau dies erkannt hat und nun andere Mittel gegen Tito in den Vordergrund stellt. Dennoch hat dieser allen Grund, auf der Hut zu sein und sich aller bedenklichen Elemente an seiner Südgrenze zu erwehren.

Die Feinde seiner (Moskauer) Feinde sind aber nicht ohne weiteres Titos Freunde. Daß die Sowjets den Katholizismus verfolgen, macht ihn noch keineswegs zum Bundesgenossen des Vatikans. Hier wäre so manche Rechnung erst zu begleichen. Tito war ja von den kommunistischen Machthabern der erste, der sich an einem katholischen Kirchenfürsten vergriff. Mit dem Fall Stepinac gab er ein böses Beispiel, das in den Fällen Mindszenty und Beran nachgeahmt wurde. Es wäre nicht einfach für ihn, das viele geschehene Unrecht, das nach der kommunistischen, also auch für Tito verbindlichen Lehre das Recht des kämpfenden allmächtigen bolschewistischen Staats war, wieder gut zu machen. In ganz anderem Maß, als dies von der Schließung der griechischen Grenze gilt, würde es einen Kniefall vor dem Westen bedeuten, mit dem der Vatikan vollends seit seiner Kriegserklärung an den Kommunismus gleichgesetzt wird. Daher ist es schon viel, wenn Tito und der Katholizismus zunächst, wie es jetzt geschehen ist, miteinander „ins Gespräch kommen“. Über Tito hängt ja, das ist fast wörtlich zu nehmen, ein Damoklesschwert. Seine Macht hängt vor allem an der Wirkung seiner starken Persönlichkeit auf seine engeren Anhänger, die alle ebenso fanatische



Kommunisten sind wie er und nicht an ihm irre werden dürfen. Einer von ihnen könnte sonst etwa die Rache des Kreml an ihm vollstrecken. Darum muß Tito auch da, wo er unter wirtschaftlichem Druck dem Westen widerwillig Zugeständnisse macht, vorsichtig vorgehen. Und doch können diese Zugeständnisse im großen Kampf zwischen Westen und Osten von unschätzbarem Wert sein.

**Casablanca und Morgenthau** Seit langer Zeit hat das Unterhaus keine so lebhaftere außenpolitische Debatte erlebt wie in der vorletzten Juliwoche.

Außenminister Bevin, der unmittelbar darauf in seinen wohlverdienten Urlaub reiste, wurde durch eine an sich gar nicht besonders scharfe Rede des Konservativen Harold MacMillan in heftige Erregung versetzt und schoß mehrfach übers Ziel hinaus, so etwa wenn er die Demontagepolitik als „fair und gerecht“ bezeichnete oder die Sammlung britischer Politiker zugunsten eines (von der Regierung abgelehnten) britischen Verteidigers für Generalfeldmarschall von Manstein mit logisch wenig überzeugenden Argumenten kritisierte.

Den Höhepunkt erreichte die Debatte aber, als Bevin die Hauptschuld für die Schwierigkeiten der britischen Militärregierung in Deutschland auf die Forderung nach bedingungsloser Kapitulation und auf den Morgenthau-Plan schob und diese beiden Dinge den Konservativen zur Last legte. Churchill, der eigentlich gar nicht in die Debatte eingreifen wollte, konnte dem natürlich nicht untätig zuhören, sondern hielt eine kurze Rede, die nicht nur als Schulbeispiel einer eleganten Debattenführung gelten kann, sondern dem Historiker bemerkenswerte Aufschlüsse brachte. Es darf nun wohl als ausgemacht gelten, daß die unselige Erklärung von Casablanca zunächst allein auf das Konto Roosevelts und seiner Berater geht, daß Churchill durch Roosevelts Worte völlig überrascht und nun seinerseits genötigt wurde, das britische Kabinett vor ein vollendetes Faktum zu stellen. Daß Churchill als der schwächere Alliierte damals nicht anders handeln konnte, dürfte richtig sein. Damit wird er aber nicht von der Mitverantwortung für die Forderung auf bedingungslose Kapitulation befreit; auch kann man es deutscherseits nicht gelten lassen, wenn Churchill behauptet, diese Forderung hätte kaum größeren Schaden angerichtet. Wir wissen, daß nichts die deutsche Opposition so gelähmt und nichts Hitler die Fortsetzung des sinnlosen Widerstandes so erleichtert hat, wie das hartnäckig wiederholte Verlangen nach bedingungsloser Kapitulation. Andererseits kann auch das damalige britische Kabinett, das gleichfalls kaum anders handeln konnte als es getan hat, sich von der Mitverantwortung nicht freisprechen, und deshalb war Bevins These nicht haltbar.

Kaum anders steht es um den Morgenthau-Plan, dessen Geschichte übrigens nur den wenigsten bekannt ist. Diese Urkunde wurde in Quebec von Roosevelt und Churchill paraphiert, nicht etwa unterzeichnet, und dann

den beiden Außenministerien zur Prüfung und Berichterstattung übergeben. Beide Ministerien haben sich dann gegen den Plan ausgesprochen, so daß er über das Stadium eines Entwurfes nie hinausgediehen ist. Das ändert allerdings nichts daran, daß der Geist dieses Entwurfes, der ja immerhin die Initialen Roosevelts und Churchills trug, lange Zeit hindurch die alliierte Politik in Deutschland bestimmt hat, und daß deshalb die beiden Staatsmänner dafür Verantwortung tragen.

Churchill leugnet diese Verantwortung nicht. In der Debatte hat er wörtlich erklärt: „Ich billigte dieses Schriftstück nicht, doch bin ich trotzdem verantwortlich dafür. Ich billigte es nicht, aber ich kann nur sagen, daß man einem Feind, mit dem man ums Leben kämpft, andere Gefühle entgegenbringt, als wenn dieser Feind geschlagen am Boden liegt und um Gnade bittet. Wird mir das Schriftstück jemals vorgehalten werden, so werde ich gewiß sagen, daß ich es nicht gebilligt habe, und daß ich bedauere, meine Initialen daruntergesetzt zu haben. Mehr kann ich nicht tun.“ Uns scheint diese Erklärung, über ihre historische Bedeutung hinaus, ein bemerkenswertes Zeugnis für die menschliche Größe Winston Churchills zu sein. Wieviel bewundernswerter ist doch ein Staatsmann, der sich auch zu seinen Fehlern bekennt, als ein „unfehlbarer“ Despot, dessen vermeintliche Größe nur in den Lobhudeleien seiner Umgebung und dem hysterischen Geschrei besinnungsloser Volkshaufen zu finden ist!

**Kein Dollarvorhang** Die Zeitungen der letzten Wochen waren keine leichte Sommerlektüre. Ziehungsrechte, Bilateralismus, Multilateralismus, Konvertibilität, automatische oder flexible Transferabilität — es war schon ein kleines volkswirtschaftliches Seminar, das einem zugemutet wurde. Und wie bei einem solchen Sperrvorhang an Worten und Begriffen kaum anders zu erwarten — die Ergebnisse sind mager. An der Themse erklärte man es für eine amerikanische Krise, in der Wall-Street für eine englische. Immerhin — die Nerven auf beiden Seiten blieben gut. Snyder und Truman haben sich gemeinsam für die Gesundheit des Dollars verbürgt. Aber auch Cripps hat sich für eine Politik des Abwartens statt Abwertens entschieden und mit seinen kurzfristigen Maßnahmen, die mehr eine Überbrückung als eine Überwindung der Krise versprechen, das Ganze bis zum September vertagt. Es scheint, daß man das Weitere ziemlich getrost den Finanzexperten überlassen kann, die vermutlich eines Tages einen Ausweg finden werden, der das Debakel auf eine Weise beseitigt, die dem Laien ebenso schleierhaft bleiben wird wie sein plötzliches Zustandekommen.

Ein Wort jedoch verdient nicht vergessen zu werden. Es war der Ausspruch Bevins, der so oft den Nagel auf den Kopf zu treffen weiß, daß zum Rubelvorhang und zum Sterlingvorhang nun nicht auch noch ein Dollarvorhang hinzugefügt werden dürfe. Die Gefahr, daß der Westen, nachdem das Pfund-Dollar-Duell den über dem heißen Sommer in Vergessenheit ge-

ratenen Kalten Krieg als Thema Nr. 1 der Titelseiten verdrängt hatte, sich wirtschaftlich auseinanderredet und -schreibt, war nicht von der Hand zu weisen. Der Gegensatz zwischen der freien Wettbewerbswirtschaft der USA und der sozialistischen Planwirtschaft Englands drohte politisch zu werden. Der Disput um den englisch-argentinischen Fleischpakt war ein Beispiel und hinzukommt das beginnende Wettrennen um den jugoslawischen und den „krisenfesten“ Ostmarkt überhaupt, der von Moskau als Köder ausgeworfen wird, und heute bis nach China reicht. Im ERP-Europa, dessen partikularistische Tendenzen ohnehin noch stark sind, aber wird die zusätzliche Dollar-Forderung Englands, die zu Lasten der anderen Empfänger geht, eine neue Belastungsprobe bringen.

Um so erfreulicher ist es daher, daß die USA im Zeichen des neuen Truman-Programms das Tief ihrer Flaute zu überwinden scheinen und zum Optimismus zurückkehren. Die elf Punkte des Präsidenten, vor allem sein Verzicht auf neue Steuern und sein Entschluß, ein Haushaltsdefizit in Kauf zu nehmen, sind eine Absage an die Deflationsschraube, die ebenso gefährlich ist wie die Inflationsspirale, und Bekenntnis nicht zur Schrumpfung, sondern zur Ausweitung der Wirtschaft. Daß dieser Optimismus auch die übrige Welt anstecken darf, zeigte die Anforderung von 45 Millionen für das berühmte „Punkt Vier“-Programm der Erschließung unentwickelter Gebiete — eine Summe, die nur als Schrittmacher der Im- und Export-Bank mit ihrem Milliardenkapital dienen und der Privatinitiative ein neues günstiges Klima schaffen soll. Es wird keinen Dollarvorhang geben.

Der neue Truman-Plan hat eine bessere Aufnahme gefunden als sein Fair-Deal, der ja gerade durch die Undurchsichtigkeit der Wirtschaftslage gehemmt wurde. Daß davon schließlich doch das Wohnungsbauprogramm, das der Wirtschaft Milliarden zuführt, bewilligt wurde, ist besonders günstig. Und daß in einer von Streikwellen heimgesuchten Welt, der USA-Stahlstreik vertagt werden konnte, zeugt von einem realistischen Denken auch der amerikanischen Arbeiterschaft, das die gefürchtete „Vierte Runde“ der Lohnkämpfe friedlicher zu gestalten scheint als erwartet. Die Niederlage in der Taft-Hartley-Arbeits-Bill hat keine Krise erzeugt und die Position Trumans eher gestärkt, da sie ihm als Champion dieser Sache die weitere Unterstützung der Gewerkschaften sichert. Die Zuspitzung der Wirtschaftslage in den USA hat so, statt in die Tiefe, zu einer allgemeinen Erwärmung der Atmosphäre um elf Punkte geführt, und das bleibt die wichtigste Voraussetzung dafür, daß auch das wirtschaftliche Klima des gesamten Westens wieder fruchtbarer wird. Vorausgesetzt allerdings — daß der Gemeinschaftselan um den Atlantik, nachdem der Druck des Ostens sich etwas verminderte, nicht einschläft. Es handelt sich hier um eine echte wirtschaftliche Belastungsprobe, die ähnlich der militärischen, bis zum September mit Erfolg überstanden sein muß. Denn dann beginnen nicht nur die Finanzverhandlungen von Dumbarton Oaks, sondern es wird auch das Gespräch der Außenminister mit Wyschinski wieder aufgenommen.



**Die Schweiz** Das Verhältnis sehr vieler Deutscher zur benachbarten Schweiz und deren Bewohner ist belastet durch Mißverständnisse und Vorurteile, umgekehrt ist das Verhältnis sehr vieler Schweizer zu Deutschland und den Deutschen beschwert durch die ganze Bitterkeit einer enttäuschten Liebe. Da wir aber nicht nur Nachbarn sind, sondern künftighin in Europa hoffentlich weniger neben-, als miteinander leben werden, ist es wünschenswert, daß einiges geschieht, was dieses so sehr beschwerte und belastete Verhältnis bereinigen kann. Dabei kann nicht der geringste Zweifel daran bestehen, daß wir Deutsche zur Vorleistung verpflichtet sind, weil wir sehr viel mehr gutzumachen haben.

Zu Beginn dieses Jahrhunderts empfanden die meisten deutschstämmigen Schweizer, die ja dreiviertel der Einwohner des Landes stellen, eine echte Zuneigung und Bewunderung für das Deutsche Reich. Diese Bewunderung hat während des Ersten Weltkrieges hier und da vielleicht einen Stoß erhalten, aber kaum ein anderes Land hat sich hinterher so nachdrücklich für einen schnellen Wiederaufbau Deutschlands eingesetzt wie die Schweiz. Deutschland hat ihr das dann in den Jahren seit 1933 dadurch gedankt, daß es sich zunächst ganz allgemein von der beiden Ländern gemeinsamen abendländischen Verpflichtung abgewendet und bald darauf mit einer sich langsam zu immer ordinäreren Methoden steigenden Verunglimpfung der Eidgenossenschaft begonnen hat, die noch heute jedem verantwortungsbewußten Deutschen die Schamröte ins Gesicht steigen läßt. Wie leicht wiegt demgegenüber die uns manchmal verletzende Kritik mancher allzu schweizerischer Schweizer, die sich aus ihrer ganz andern Geschichte und Lage heraus den teilweise notwendig andersartigen Verlauf der deutschen Politik und Geschichte nicht vorzustellen vermögen.

Eine Bereinigung dieses getrübbten Verhältnisses setzt zunächst voraus, daß wir die Schweiz kennenlernen, um sie zu verstehen. Wieviele Deutsche können von sich sagen, daß sie über die Schweiz Bescheid wüßten? Es ist ja oft so, daß man an das Studium des Nächstliegenden zuletzt denkt. Um so dankenswerter ist, daß der Verlag S. Hirzel in Stuttgart jetzt das Buch „Die Schweiz. Eine Verwirklichung der Demokratie“ des bedeutenden Franzosen André Siegfried dem deutschen Leser zugänglich gemacht hat (leider zu dem sehr hohen Preis von DM 12,—). Es ist sehr oft nützlich, ein fremdes Land nicht durch die Augen eines Landsmannes, sondern durch den Bericht eines Dritten kennenzulernen. Wenn dieser Dritte so klug ist und so glänzend schreibt wie Siegfried, ist das Ergebnis nicht nur nützlich, sondern ein Genuß, der noch gesteigert wird durch die Ausblicke, die der Verfasser auf Probleme anderer Länder und auf die gesamteuropäische Situation eröffnet.

Siegfried weiß natürlich, daß man von der Schweiz lernen, daß man sie aber keinesfalls einfach nachahmen kann: „Die Schweizer Lösungen sind gut für die Schweiz, und ich bezweifle, daß man sie ihr entlehnen kann.“ Er weiß auch um die Problematik dieses demokratischen Naturschutzgebietes:

„... dieses kleine Land, das groß ist durch die Stellung, die es in der Welt einnimmt, ist im höchsten Maß der Ausdruck des Wesens unserer europäischen Kultur. Aber dieser Unterschied des Niveaus, der Temperatur, der Lage erschafft ihm das schwierigste aller Probleme, das nämlich, ob man ganz allein normal bleiben kann, wenn alles ringsum zusammenstürzt. Und was bedeutet heute Normalität?“ Aber er sieht in der Schweiz die beste und eigentliche Verkörperung Mitteleuropas, das „derjenige Teil des Kontinents ist, welcher den materiellen Fortschritt am weitesten getrieben hat, mag es sich um den technischen oder den sozialen Fortschritt handeln. Es ist ein Juwel des Abendlandes, das um jeden Preis bewahrt werden muß.“

**Gleichberechtigung** Vor kurzem wurde berichtet, daß in sowjetischen Arbeitslagern zur Zeit, das will sagen: vier Jahre nach Kriegsende, noch etwa 150 000 deutsche Frauen zurückgehalten würden. Wir haben wenig Grund, diese Nachricht zu bezweifeln, dafür um so mehr Gründe, sie für wahr zu halten. Sie hat jedoch nur geringe Beachtung gefunden, obwohl sie das Grauenhafte des Zustandes, zu dem der Mensch herabgesunken ist, in ein besonders grelles Licht rückt. Unser Empfinden, das sich allenfalls von quantitativen Größen noch beeindrucken läßt, scheint doch schon so abgestumpft zu sein, daß nicht einmal die Vorstellung von 150 000 gefangengehaltenen Frauen unsere Einbildungskraft, geschweige denn unser Gefühl erregt. Indessen: selbst wenn nur ein Zehntel dieser Zahl der Wahrheit entspräche, würde sie nichts von dem Entsetzlichen verlieren, das ihr anhaftet und das jeden Menschen vor sich selbst schaudern lassen müßte. Denn wohlgemerkt: es handelt sich nicht etwa darum, sich zu entrüsten oder zu protestieren — wichtig und wesentlich ist vielmehr, daß wir von solchen Tatsachen den Anstoß empfangen, uns zu besinnen.

Die 150 000 Frauen in Rußland geben einen makabren Hintergrund ab zu einem Satz des Bonner Grundgesetzes, welcher lautet: „Männer und Frauen sind gleichberechtigt.“ Jene unglücklichen Frauen sind in der Tat ihren männlichen Schicksalsgenossen „gleichberechtigt“ —: in der Rechtlosigkeit. Wirkt es demgegenüber nicht wie Ironie, daß man eben jetzt in Deklarationen der UN oder in Verfassungstexten sich so eifrig gebärdet, Menschenrechte als Grundrechte zu statuieren, die in der wirklichen Welt, sozusagen vor unseren Augen, mit Füßen getreten werden? Warum diese ziemlich krampfhaft anmutende Anstrengung? Wir wissen von vergangenen Zeiten, die den Menschenrechten eine selbstverständliche Achtung zollten; damals hat man nicht einmal daran gedacht, sie als Grundrechte zu proklamieren und zu kodifizieren. Das wäre auch überflüssig gewesen. Denn ihre Geltung beruhte in einem lebendigen und allgemeinverbindlichen moralischen Bewußtsein, statt in Resolutionen und Deklamationen; sie gehörten einer natürlich gewachsenen sittlichen Ordnung an. Heute ist diese Ordnung erschüttert, ja verloren gegangen; so glaubt man, sie durch Paragraphen

ersetzen zu können. Es hat auch eine Zeit gegeben, die noch wußte, daß den naturgegebenen Vorrechten des Mannes ebenso selbstverständliche Vorrechte der Frau entsprechen — und es soll selbst heute noch kluge Frauen geben, die wissen, daß den wahren Lebensbedürfnissen der Frau mit einer wirklichen Achtung dieser Vorrechte im Leben des Tages mehr gedient wäre als mit der papiernen staatsrechtlichen Gleichberechtigung. Die Erfahrungen, welche die Frauen mit den gleichen Rechten im totalen Krieg gemacht haben, sollten sie schrecken. Denn die Gleichstellung vor dem Gesetz brachte ihnen nichts anderes als gleiche Pflichten, gleichen Zwang, gleiche Sklaverei. Und am Ende dieses Weges ging die Frau als Gefangene ins Arbeitslager.

Was nützt, ist nicht in erster Linie die Zubilligung formal gleicher Rechte, so segensreich sie in vielen Beziehungen wirken können. Viel wichtiger wäre eine Neubelebung menschlicher Achtung vor der Frau und den ihr eigentümlichen Werten, mit der ganz selbstverständlich die Anerkennung der Ansprüche verbunden ist, die sie auf Grund ihrer weiblichen Wesensart zu stellen hat. Geht dieser Respekt vor der Frau als Frau verloren — und wir sind auf dem besten Wege dahin —, dann wird der Frau auch die vollständigste gesetzliche Gleichberechtigung nicht das Schicksal ersparen, das ihr im Massendasein beschieden ist — jenes Schicksal, dessen Abbild und warnendes Vorzeichen das Gefangenenlager ist.

**Plündern die Engländer?** Wie oft haben wir es doch erlebt, daß eifrige Leser uns immer wieder böse Briefe schreiben, wir würden „das eigene Nest beschmutzen“, wenn wir auf nicht zu bestreitende Fehler hinweisen, die im Namen des deutschen Volkes begangen worden sind. Wie böse werden erst diese Briefe, wenn wir auf ebenso unbestreitbare „Fehlleistungen“ der deutschen Militärs verweisen und im Interesse unseres Volkes es nichtmals zulassen, daß ein der Militärkaste so tief verpflichteter Engländer wie Liddell Hart unsere Generalität verherrlichen will. Dabei hören wir dann stets, daß beispielsweise ein Engländer, selbst dort wo es zuträfe, niemals derartig urteilen würde. Ja, es hat sich bei uns geradezu ein Mythos um den „englischen Nationalstolz“ gebildet — der in diesem Sinne lediglich eine deutsche Erfindung ist. Schon vor Jahren haben wir auf den ausgezeichneten Kriegsroman von Eric Knight „This above all“ hingewiesen und dargelegt, wie selbstkritisch Knight darin alles Englische betrachtet. Vor uns liegt diesmal ein Prospekt zum Broome Park bei Canterbury. Darin wird mitgeteilt, daß Sir Basil Dixwell das herrliche Schloß zwischen 1635 und 1638 erbaute. Bei der Aufzählung der Schicksale des Schlosses werden dann auch die Jahre 1939 bis 1946 in einem Satz beleuchtet. Dieser Satz heißt: „Das Schloß erlitt keinerlei Schaden durch feindliche Einwirkung, aber ein schlimmeres Schicksal ward ihm durch die Requirierung durch die britische Armee beschieden, die dort zerschlug, stahl und verwüstete, wie es bei ihr üblich ist.“



Was würde wohl einer deutschen Schloßverwaltung geschehen, die ähnliches von deutschen Truppen berichten würde? Derartige Fälle gibt es genügend. Erinnern wir nur an die Verwüstungen und Diebstähle, die durch unsere Truppen im ersten Kriegsjahr in dem vorzeitig geräumten Saargebiet begangen wurden.

Aber warum soll man all das nicht offen zugeben? Warum wollen wir nicht wahrhaben, daß immer dann, wenn die Macht an die Stelle des Rechts rückt, böses Unrecht geschieht. Warum wollen wir nicht zugeben, daß Soldateska, ganz gleich welcher Nation, immer Soldateska bleibt?

Und so erinnern wir uns auch der Tagebucheintragung von Stendhal aus dem Mai 1809, als er mit den französischen Truppen in Österreich lag. Dort finden wir den Satz: „Ohne den Mut, sich Rechte anzumaßen, zu Intrigen zu greifen und unverschämt aufzutreten, erreicht man bei der Armee nichts.“ Und als er an einen kleinen österreichischen Ort kommt und dort den Versuch unternimmt, einige Eier zu erstehen, fand er natürlich nichts mehr. „Alles was unsere Truppen nicht mitnehmen konnten, hatten sie zerschlagen. Vor uns stand der französische Charakter.“

So war es damals, so war es gestern, und so ist es vielfach noch heute.

Englische Truppen stehlen und verwüsten nicht mehr und nicht weniger als deutsche, französische und italienische, von den russischen ganz zu schweigen. Wen man von ihnen auch immer als besonders schlecht herausstellen will — sind wir das nicht alle? Nur mit ehrlicher Selbsterkenntnis können wir den Weg ins Morgen ebnen und nur mit der Erkenntnis, daß der Krieg der Zerstörer aller Dinge ist. Aller! Wenn wir diesen Weg gemeinsam mit unseren Nachbarn beschreiten, dann werden wir das notwendige und einzig lohnende Ziel erreichen: Europa.

**Bürokratismus als Sieger** Als Folgen des Krieges blieben ungezählte Menschen, Einrichtungen und Werte auf der Strecke — nur nicht die Behörden.

Es ist erschütternd zu sehen, was bei uns noch alles verwaltet wird und mit welchem Aufwand an Beamten und Angestellten. Von mancher Seite wird schon darauf hingewiesen, man solle dieses Übel nicht zu stark angreifen, da es auf seine Weise zur Lösung des sozialen Problems beitrüge. Das ist natürlich für jene ein schlechter Trost, die diese „Lösung“ mit immer höheren Steuern und Abgaben bezahlen müssen. Andererseits mag es uns ein wenig beruhigen, daß nicht nur alle europäischen Länder über diese Aufblähung der Behördenapparate seufzen, sondern auch jenes große junge Land, das sich immer etwas darauf zugute tut, mit leichter Hand die größten Probleme spielend zu lösen: die USA. Herbert Hoover, der einstige Präsident der Vereinigten Staaten, hat im offiziellen Auftrag unlängst einen Bericht über die Zunahme der Verwaltungsstellen in den Staaten aufgestellt. Als er noch Präsident war, kostete die Bundesverwaltung den USA jährlich 4,6 Milliarden, während sie heute 41,9 Milliarden verschlingt. Ihm unterstanden da-

mals rund 300 Ämter, während Truman über 1800 herrscht. Der Abbau der Dienststellen würde immer daran scheitern, daß deren Vertreter über einflußreiche Freunde im Kongreß verfügten, die den Abbau dann verhinderten. Alle möglichen Behörden würden sich überschneiden. So gäbe es 65 statistische Ämter und 28 Wohlfahrtsstellen. Hoover hat 1931 schon Vollmachten erhalten, um jede Zweigleisigkeit und Verschwendung auszuschalten. Dazu legte er 10 Pläne vor, mit denen er aber nicht durchdrang. Roosevelt erhielt 1933 neue Vollmachten dieser Art, aber er fügte neue Ämter hinzu anstatt alte abzubauen. 1947 wurde der inzwischen 73jährige frühere Präsident Hoover gebeten, neue Vereinfachungsvorschläge zu machen. Mit 22 Kommissionen arbeitete er an dieser Aufgabe. 15 Berichte sollen von ihnen ausgearbeitet werden, von denen inzwischen schon eine Anzahl vorliegen. Darin werden u. a. die Schaffung eines klaren Befehlsweges in der Verwaltung, die Beschaffung besseren Personals und die bessere Ausnutzung des vorhandenen gefordert. Eine Vereinfachung des Budgets und die endliche Zusammenfassung aller Wehrmachtsteile, die unübersehbare Geldmittel verschlingt, wird kategorisch verlangt. Hoover vertritt die Auffassung, daß bei Annahme dieser Empfehlungen Amerika nicht nur eine bessere Verwaltung erhielte, sondern auch noch 3 Milliarden Dollar einsparen könnte. Aber schon haben sich im Kongreß die von früher her bekannten Widerstände geltend gemacht, und die amerikanische Presse ist nicht sehr optimistisch, daß die 3 Milliarden gespart werden. Man sieht, daß der Heilige Bürokratius sich auch anderswo kräftig behauptet. Und vielleicht haben die Eingeborenen von Kailahum in West-Afrika von dieser Entwicklung gehört, als sie 22,25 Dollar sammelten und einem Geistlichen in Chicago „zur Bekämpfung der Übel der Zivilisation“ übersandten.

**Amerikaner gegen Demontage** Die Politik der Demontagen in Westdeutschland hat sich zu einer politischen Kardinalfrage ausgeweitet. Persönlichkeiten und Organisationen des Auslandes versuchten durch Erklärungen, Reden und Memoranden in den Lauf der Dinge einzugreifen. Nach allem taucht die Frage auf: wird das Bemühen, die Demontagen abzustoppen, erfolgreich sein?

Eine der schärfsten Antidemontage-Erklärungen erließ der Ausschuß für Internationale Arbeiterbeziehungen der amerikanischen Gewerkschaftsorganisation American Federation of Labour (AFL). Der „Neue Zeitung“ vom 14. Juli entnehmen wir den Satz: „Ohne jedes Schwanken weisen wir den Vorwand zurück, der ständig vorgebracht wird, um die Demontage zu rechtfertigen, nämlich, daß sie aus Sicherheitsgründen notwendig wäre. Tatsächlich ist das Motiv für die Demontage deutscher Industrien nicht eine Sicherheitsfrage, sondern engstirniger Nationalismus und eigensüchtige Gruppeninteressen.“

Man wird sich der politischen Rolle erinnern müssen, die die AFL in den

Präsidentenwahlen des vorigen Jahres gespielt hat, um zu der Überlegung zu kommen, daß diese Erklärung wohl als eine solidarische Handlung der amerikanischen Arbeiterschaft gegenüber der deutschen betrachtet werden kann, daß aber andererseits das amerikanische Kabinett nicht umhin können wird, diesen Standpunkt für seine eigene Haltung in Betracht zu ziehen. Es ist zu hoffen, daß Präsident Harry S. Truman nicht vergessen hat, wie entscheidend der Stimmenbeitrag der amerikanischen Arbeiterschaft für seine Wiederwahl gewesen ist und daß er aus der politischen Haltung dieser Arbeiterschaft gegenüber der Demontage den logischen Schluß für sein eigenes Handeln zieht. Eine Politik der falschen Rücksichtnahme könnte gerade in der jetzigen Situation eine gefährliche Lage in Europa schaffen.

Die Engländer haben zu diesen Entwicklungen nicht geschwiegen. Lindley Fraser, der Kommentator von BBC scheint sich wie viele andere gewandelt zu haben. Mußte man ihm vor fünf Jahren zubilligen, daß er bemüht war, in seinen Kommentaren der Wahrheit nachzugehen, um die Politik der Lüge zu zerstören, so ist man erstaunt über seine Metamorphose in seinem Demontagekommentar. Fraser bemüht sich gar nicht, das Für und Wider abzuwägen. Er verschanzt sich vielmehr hinter Beschlüssen zwischen den ehemaligen russischen Verbündeten und ihren alliierten Partnern. Man spürt aus den gesuchten Sätzen des Mr. Fraser, daß er (wir konstatieren ihm einen politischen Verstand und müssen deshalb sagen:) „bewußt“ die Entwicklung der letzten vier Jahre in der alliierten Politik nicht sehen will, weil er sie vielleicht als Engländer nicht sehen darf.

Die Entscheidung über einen Demontagestop liegt bei den Alliierten. Sie wird, gleichgültig wie sie ausfällt, ihre Auswirkung nicht nur auf Deutschland haben. Wenn wir heute den Gedanken eines Vereinigten Europas in greifbare Nähe gerückt sehen, so ist zu hoffen, daß bei der zu fallenden Entscheidung dieser Gedanke nicht vergessen wird.

**Brauchen wir die Antike?** Man könnte meinen, das wäre eine rhetorische Frage. Leider ist sie das nicht. Für den wahren Europäer ist es freilich nicht zweifelhaft, daß ein Leben ohne die Antike nicht wert ist, gelebt zu werden. Die Zahl der wahren Europäer ist aber immer noch sehr klein, und sie wird jedenfalls in Deutschland noch kleiner werden, wenn der schon vor dem Nationalsozialismus begonnene Sturm auf das humanistische Gymnasium mit soviel kurzsichtiger Begeisterung fortgesetzt wird, wie das jetzt in den meisten Schulreform-Entwürfen geschieht. Darum ist die Frage nötig: Brauchen wir die Antike?

Man fragt sich manchmal, mit welchen weiteren Argumenten man den Gegnern des humanistischen Gymnasiums eigentlich entgegentreten soll. Daß diese Schulart — deren innere Reformbedürftigkeit von keinem aufgeschlossenen Humanisten bestritten wird — für den Neubau unseres geistigen Lebens schlechthin unentbehrlich ist, hat der Senat der Universität



Hamburg in einer sehr ernsthaften und gründlichen Denkschrift zur Schulreform soeben überzeugend dargelegt (Die Schule in unserer Zeit. Selbstverlag der Universität Hamburg). Auf diese Schrift seien alle Eltern und pädagogisch interessierten Menschen unseres Volkes nachdrücklichst hingewiesen. Gelehrte und Lehrer aller Fakultäten sind sich — nicht nur in Hamburg — einig in der Überzeugung, daß die Ausbildung einer geistigen Elite, ohne welche Deutschland einfach nicht konkurrenzfähig werden und bleiben kann, die Beibehaltung des mindestens achtjährigen humanistischen Gymnasiums unumgänglich macht. Soweit der Standpunkt der Pädagogen.

Man kann diese Frage aber auch unter politischen, besonders unter außenpolitischen Aspekten betrachten. An dem ehrlichen Willen sehr vieler Menschen in Deutschland, ihrem Vaterland durch dessen Eingliederung in ein föderiertes Europa eine gesunde Zukunft zu sichern, braucht man nicht zu zweifeln. Zweifeln muß man jedoch daran, daß die große Mehrzahl dieser europafreudigen Deutschen das Problem zuende gedacht und sich Gedanken über die geistigen Voraussetzungen Europas gemacht hat. Europa ist ja nicht so sehr ein geographischer Begriff als vielmehr ein geistesgeschichtliches Faktum, dem unsere Generation erneut politischen Ausdruck zu verleihen versucht. Man kann nicht Europäer werden, wie man einem Verein beitrifft. Man kann es nur werden, wenn man Europa erlebt hat, wie es im Laufe seiner zweitausendjährigen Geschichte geworden ist. Dieses Erlebnis zum Allgemeingut werden zu lassen, ist die ideale Forderung, die bestenfalls auf sehr lange Sicht zu verwirklichen ist. Wenn wir aber schon darauf verzichten, unserer geistigen Elite dieses Erlebnis zu vermitteln, können wir die Hoffnung, daß die Deutschen jemals gute Europäer werden, von vornherein fahren lassen.

Freilich wäre es kurzsichtig, im humanistischen Gymnasium den einzigen oder auch nur den ausreichenden Weg zum Erlebnis des europäischen Geistes zu erblicken. Daneben und danach muß die Beschäftigung mit der Geschichte der europäischen Kultur lebendig bleiben, und nicht zuletzt auch die Beschäftigung mit der Antike. Aus diesem Grunde hat sich der Alfred Kröner Verlag in Stuttgart mit der Veröffentlichung des zweibändigen Werkes von Johannes Bühler: „Die Kultur der Antike und die Grundlegung der abendländischen Kultur“ ein europäisches Verdienst erworben. Hier wird auf knappem Raum ein Überblick über die Entwicklung der griechischen und römischen Kultur gegeben. Der Verfasser hat absichtlich keine Vollständigkeit angestrebt, sondern nur das hervorgehoben, was zur Entwicklung der europäischen Kultur beigetragen hat. Das Werk, dessen einzeln zu erwerbende Bände trotz reicher Illustrierung nur je DM 8,75 kosten, ist besonders geeignet, den humanistisch nicht Vorgebildeten in den Reichtum der antiken Kultur einzuführen. Aber auch der frühere Schüler eines Gymnasiums wird es mit Gewinn lesen, zumal das vorzügliche Literaturverzeichnis alle Hinweise gibt, deren man zu weiterem Studium bedarf.

Für Johannes Bühler gibt es auf die Frage, ob wir die Antike brauchen, natürlich nur eine Antwort. Er schreibt der Antike beim Aufbau der abendländischen Kultur eine ständig fortwirkende dynamische und konservative Funktion zu: „Erlahmt der Kulturwille des abendländischen Menschen, dann geben ihm die Gedanken und Werke der Antike und der von ihrem Geist beseelten oder wenigstens berührten Späteren starke Antriebe. Und entfernt sich der abendländische Mensch bei seinem rastlosen Streben ins Grenzenlose allzusehr von der Idee der Paideia, der Ausbildung aller der in der Natur des Menschen beschlossenen Kräfte und Fähigkeiten, so daß er sich in kulturlose oder kulturwidrige einseitige Maßlosigkeit verliert, dann rufen ihn ‚die Alten‘ wieder zurück zur Kultur, die für den Menschen, den ganzen Menschen nichts anderes ist als die allseitige Ausbildung und damit die Höherführung seiner Natur.“

Darum also brauchen wir die Antike, die zusammen mit dem Christentum — dessen Verhältnis zur Antike übrigens von Bühler ebenfalls untersucht wird — und mit den Eigentümlichkeiten der germanischen und romanischen Völker Europas die einzigartige, kostbare Schöpfung der abendländischen Kultur hervorgebracht hat. Weil wir maßvolle Menschen, weil wir Europäer werden und bleiben wollen, können wir auf das Studium der Antike schon auf der Schule nicht verzichten.

**Thomas Mann** Einer der bedeutendsten amerikanischen Literaturpreise ist vor einigen Monaten an den Dichter Ezra Pound verliehen worden, der gegenwärtig in einem Nervensanatorium lebt und während des Krieges eine fragwürdige Berühmtheit erlangt hat, weil er von Italien aus faschistische Rundfunkpropaganda gemacht hat. Gegen diese Verleihung, für die immerhin ein Dichter vom Range T. S. Eliot's mitverantwortlich ist, hat sich in der amerikanischen Öffentlichkeit ein Sturm der Entrüstung erhoben, der seine Kraft teils aus dem (heute) angegriffenen Geisteszustand Pounds und teils aus dessen politischer Vergangenheit zu schöpfen versucht. Der Fall zeigt, daß auch anderswo Dichterpreise heftig umstritten sind. Damit ist aber auch alles, was sich zu Thomas Mann und der Verleihung des Goethe-Preises an ihn in Vergleich setzen ließe, erschöpft. Weder im Literarischen noch im Politischen weisen Ezra Pound und Thomas Mann die geringste Verwandtschaft auf. Über Thomas Mann sind in diesen Nachkriegsjahren in Deutschland Ströme von Tinte vergossen worden. Daran ist der Verfasser der „Buddenbrooks“ und des „Tonio Kröger“ weniger als der Radioredner und Zeitkritiker Thomas Mann zum guten Teil selber schuld. Er hat sich in seinem Haß, über den er jetzt in Frankfurt so bewegende Worte fand; zu einer Maßlosigkeit gesteigert, die ihn als Deutschen unverkennbar macht. Sollten wir ihm das nicht vergeben können, die wir, mehr oder minder mitschuldig, zwölf Jahre lang Maßlosigkeiten begangen oder geduldet haben, vor denen diejenigen Thomas Manns doch wirklich

verblassen? Und wie immer man sein literarisches Werk, zumal das Spätwerk, beurteilen mag, kann man bestreiten, daß er unter den lebenden deutschen Romanciers der weitaus größte ist? Weiß man denn einen würdigeren Träger des Goethe-Preises in diesem Jubiläumsjahr? Und versteht man denn nicht, daß neben allen geistigen und künstlerischen Erwägungen für die Verleihung des Preises an Thomas Mann vielleicht auch der Gedanke mitgesprochen hat, diesem großen Sohn Deutschlands die Hand zur Versöhnung hinzustrecken? Da er die Geste nun verstanden hat und zu uns gekommen ist, sollten wir groß genug sein können, unter die Vergangenheit einen Strich zu ziehen und uns dankbar zu freuen, daß Thomas Mann nun wieder zu uns gehört, wie sein Werk es nie aufgehört hat zu tun.

**Wir sind mal wieder soweit** Unter dieser Spitzmarke veröffentlichten wir in Heft 11/12, 71. Jahrgang, auf S. 182ff eine Glosse, in der neben den Namen berüchtigter Nationalsozialisten auch Dr. Jürgen Eggebrecht genannt wurde. Durch Mitteilungen zuverlässiger Männer haben wir uns überzeugt, daß er nicht im Zusammenhang mit den dort angeführten Nationalsozialisten genannt werden durfte. Wir bedauern, daß wir auf Grund anderslautender Informationen ihn in der Glosse erwähnt haben. Bestehen aber bleibt die Tatsache, daß Dr. Jürgen Eggebrecht bis zum Zusammenbruch des Hitler-Reiches in seiner Stellung bei der Zensurabteilung des Reichskriegsministeriums — auch nach dem 20. Juli 1944 — verbleiben konnte.

r. p.

Die Deutschen können das Glück und die Größe nicht recht vertragen. Ihre Idealität ruht auf Sehnsucht. Wenn sie's einmal haben und nun nichts mehr zu sehnen ist, so werden sie frivol werden, die Hände reiben und sagen: Unsere Heere haben's ja besorgt, seien wir jetzt recht gemeine Genuß- und Geldhunde mit ausgestreckter Zunge.

Friedrich Theodor Vischer



# FILMRUNDSCHAU

## Im Zwielficht der Vollendung

Der französische Film

### I.

In keinem anderen Land deckt sich die geistige Situation, das existentielle Ausgestoßensein des heutigen Menschen mit dem Abbild dieses Menschen auf der Kinoleinwand so sehr wie in Frankreich: Der Mensch des französischen Films ist das Spielzeug und Versuchskaninchen eines oberflächlich an ihm interessierten Schicksals; der Weltgeist langweilt sich, und um eine Spanne Ewigkeit herumzubekommen, bedient er sich des Menschen zum Zeitvertreib. Dieser Mensch: ausgesetzt in die Wüste Leben, weder ganz gut seiner Veranlagung nach noch ganz schlecht, und mit keinem anderen Auftrag als dem, innerhalb seiner schicksalhaft abgesteckten Grenzen er selber zu werden, gleichgültig, ob ein Verbrecher oder ein Tugendbold in ihm steckt; dieser Mensch: herausgelöst aus aller irdisch-allzumenschlichen Zweckhaftigkeit, aus jeder tendenziösen oder moralischen Verpflichtung,

ganz Abgrund, ganz Rätsel und Gefäß unfäßbarer Inhalte; dieser Mensch ist das eigentliche Objekt der französischen Kamera.

### II.

Wie aber sieht nun das Leben dieses Menschen des französischen Films aus? Leben, das heißt für ihn: getrieben werden und sich's geschehen lassen. Er begehrt nicht auf, dieser Mensch, er stemmt sich nicht gegen etwas, dessen Herkunft und Ziel er doch nicht versteht. Er macht sich jedoch auch keine Illusionen; er erwartet nichts. Was nicht auszuschießen braucht, daß er das Leben streckenweise doch auch wieder recht interessant finden kann. Allerdings nimmt er meist lieber die Rolle des Zuschauers als die des Mitspielers ein. Eine große Resignation haftet allen seinen Handlungen und Gesten an; man spürt, er begreift sich als Treibholz, er verbirgt sich die Fragwürdigkeit seiner Situation nicht, er kennt sie genau; er weiß längst, wie zwecklos es ist, sich eine eigene Reiseroute festlegen zu wollen, das beste ist schon, man läßt es sausen, das Schicksal; wozu etwas

halten, zu dem man als Verstandeswesen doch keinen Kontakt findet?

Und dieses Leben nun, dieser gewaltige Sog, dieser kochende Lavakübel, der gebärt und erstickt, wie es sich gerade ergibt — dieses Leben — ohne Verheißung, ohne Trost, qualvoll, lustvoll, voller Verstrickung, voller Konflikte — dieses Leben zu packen, das ist das zweite, um das es dem französischen Kameramann geht. Die Kamera gleicht hier dem Auge eines Arztes, der, ohne helfen zu können, nichts will als die Symptome erkennen. Der französische Kameramann glaubt eingesehen zu haben, daß das Leben, so wie es ist, nur derjenige objektiv und wahrheitsgetreu schildern kann, der jede Wertung außer acht läßt, der auf jeden Kommentar, auf jede Standpunktbetonung verzichtet; der nichts tut als unbeteiligt und mitleidlos aufzuzeigen. Wer die Wahrheit will, darf nicht trösten wollen; Trost verschleiert. Darum auch sind die französischen Kameralleute so teilnahmslos objektiv; darum gilt ihnen eine Regenpfütze so viel wie ein Menschaugen, und ein Liebespaar nicht mehr als eine Hauswand oder ein Bretterzaun. (Denn nicht nur der Mensch ist vom Fluidum des Lebens umgeben: das Ding — der Prellstein, die Eisenbahnschiene, das Straßenpflaster — ist es oft noch weitaus kompakter.) Und darum gibt es auch so selten ein „happy end“ im französischen Film. Denn das happy-end ist ein Stausieb, das das „Gute“ ausfiltern will. „Das Gute“ aber ist illusorisch und imaginär. Illusionen jedoch kennt der französische Film nicht.

### III.

Diesem für unser Gefühl oft geradezu halsbrecherischen „Objektivismus“ der französischen Filmleute gesellt sich hinzu ein ungemein verfeinerter Intellekt, der unersättlich ist im Ertasten immer neuer, immer gewagterer geistig-seelischer Grundkonstellationen und ein verzweifelt-ironischer Skeptizismus, dem die Betonung der Fragwürdigkeit unserer menschlichen Existenz allmählich zum täglichen Brot geworden ist. Denn so viel steht fest: durch dieses dauernde Herumexperimentieren mit Menschenschicksalen, durch dieses ewige, einen kritischen Betrachter bei aller Perfektion im Künstlerisch-Technischen allmählich doch immer gewollter, immer übersättigter anmutende Konstruieren außergewöhnlicher Handlungsanlässe und charakterlicher Verkettungen; durch diese ganze, mit aller nur erdenklichen künstlerischen wie psychologischen Raffinesse betriebenen Kombinationsfähigkeit (an der das Herz meist unbeteiligt ist) muß ein Menschenschicksal sehr schnell zu nichts als einer Art psychoanalytischen Experiment verblassen, zu einem anonymen, lediglich noch als „Fall“ interessierenden „Schicksalschema“ X, das nach Ablauf, mit einem Aktenzeichen versehen, in irgendeiner Schublade verschwindet.

Anders gesagt: der Mensch ist hier sehr häufig nur Gefäß, Medium, Ausführender irgendeines Miniatur-schöpfers von Regisseur oder Drehbuchautor. Wir sind interessiert an ihm, gewiß; sein Schicksal packt und erschüttert uns; aber irgendetwas fehlt, ein Vakuum klappt um

ihn, er bewegt sich im luftleeren Raum; es fehlt ihm die Liebe. Und das ist es, was ihn nun hinwiederum uns so fragwürdig erscheinen läßt.

#### IV.

Welchen Mittels bedient sich nun der französische Film, Mensch und Leben künstlerisch miteinander in Einklang zu bringen? Denn es geht doch wohl nicht an, einfach einen Menschen zu fotografieren und zu behaupten, nun habe man beides: Mensch und Leben in äußerster Verdichtung beisammen. Oder gar: dieses Leben selbst — wie, mit Hilfe welcher Mittel soll es möglich sein, ihm zu Leibe zu rücken? Welche Bilder sollen es uns erhellen?

Der Mensch lebt in einem „Gefängnis“. Dieses Gefängnis ist seine Umwelt, sein Milieu. Wer daher — im Film — das Milieu hat, hat auch den Menschen. Gut fotografiert sagt ein lichtloser Hinterhof mit grin-digen Brandmauern genau so viel aus wie das blasse Gesicht des Arbeiterkindes, das auf ihm zu spielen verdammt ist; ja, mehr noch, sie bedingen einander, sie stehen in Wechselbeziehungen. Mit anderen Worten: Will ich den ganzen Menschen zeigen, den echten, tausendfach verketteten, und nicht einen imaginären, unwahren, von all diesen Ketten „vorsorglich“ befreiten (den es übrigens nur in Kitschfilmen und in schlechten Romanen „gibt“), dann muß ich ihn in seinem Milieu zeigen.

Das hat niemand klarer erkannt als die französischen Filmleute: nie zeigen sie den Menschen „nackt“, losgelöst, frei; immer ist er eingemummelt, umstellt, bedroht und ge-

lähmt vom Milieu. Diese aufs I-Tüpfelchen ausgewogenen Umweltstudien, diese oft geradezu gespenstisch anmutende Fähigkeit, jenes ungreifbare Fluidum, das die Atmosphäre um einen Menschen bestimmt, ins Optische zu übersetzen, darf ohne jede Übertreibung das Vollkommenste und Erregendste genannt werden, was auf dem Gebiet des Films künstlerisch bisher erreicht worden ist.

Diese nun ganz aufs Dinghafte projizierte, von einer zaubernden Kamera jetzt plötzlich auch dem Nichtkünstler, dem Laien sichtbar gemachte Wesenssphäre des Menschen — sie ist es denn auch, die im französischen Film das Bindeglied zwischen Leben und Mensch ausmacht, die die Kulisse abgibt, vor der jetzt das Intellektddrama „Mensch“ in seiner ganzen verwirrenden Großartigkeit und verstandesmäßigen Vervollkommenung abrollen kann. Jetzt erst erhalten die handelnden Personen ihre eigentlichen tragischen Akzente; jetzt erst gerät das Leben aus seiner Stagnation, zu der es einseitiges schauspielerisch-technisches Unvermögen und pseudo-künstlerisches Schablonentum in der Regel verdammt, wieder in Fluß; jetzt erst ist die Größe „Mensch“ und die Größe „Leben“ zur Einheit „Menschenleben“ verschmolzen.

#### V.

Nach dem bisher Gesagten liegt die Vermutung nahe, im französischen Film gehe es um einen möglichst realistischen Abklatsch der Wirklichkeit. In der Tat ist es so, daß sich die Franzosen in ihren



neuesten Filmen ungemein um die Wirklichkeit bemühen, ja geradezu um sie ringen; aber ihren „Abklatsch“ (wie ihn z. B. der russische Film zu geben versucht) bringen sie deshalb noch nicht. Der französische Filmrealismus ist vielmehr alles andere als ein wahrheitsgetreues Konterfei der sichtbaren Welt, „wie sie ist“. Das heißt: er sieht an diesem „wie es ist“ nicht vorbei, er sieht durch es hindurch, er sieht gleichzeitig dahinter; er läßt es dergestalt transparent werden, daß man zugleich die rein äußerlich wahrnehmbare Alltagsform und das ihr inwohnende Wesen, also zugleich auch ihr Fludium, ihre „Seele“ erkennt.

Niemals läßt sich die französische Kamera daher den Blick auf eine verwitterte Hauswand, auf einen schmutzigen, in eine Pfütze tretenden Schuh, ein Stück schimmelndes Brot, auf einen morgendlichen Rangierbahnhof, ein verkramtes Zimmer entgehen. Jedoch bei aller Unmittelbarkeit, bei allem Wirklichkeitsfanatismus, mit dem das geschieht: so sehen wir die Wirklichkeit nicht. Sondern wie sehen wir sie? — Wir sehen sie kahler, farbloser, langweiliger, reizloser; wir sehen sie uninteressanter. Hier im französischen Film aber interessiert sie uns plötzlich ungemein, hier reizt sie unsere Sinne in hohem Maße und offenbart sich uns plötzlich in einer Vielschichtigkeit und Bedeutsamkeit, in der wir sie mit bloßem Auge niemals wahrzunehmen imstande wären. Es ist also noch etwas hinzugekommen.

Was aber ist das? Es ist die Be-

lebung der „Dingwelt“; es ist die Aufwertung des Dings zum Symbol; es ist die Hereinnahme des leblosen Gegenstandes in die Wechselbeziehungen zwischen Schicksal und Mensch; es ist die Krönung des Blickresultats (wie es jedem von uns die Augen ja stündlich darbieten) zur verdichteten Schicksalsaussage; es ist der sichtbar gemachte Flaum jungfräulicher Unberührtheit; es ist der Hauch des Einmaligen und Besonderlichen, der — nur dem Schöpferischen, nur dem Künstler erkennbar — an sich jedem Ding, jedem Wesen zu eigen ist und hier (durch das sensible Auge des französischen Kameramannes) auch dem „Laien-“ und „Alltagsseher“ erkennbar gemacht worden ist.

## VI.

Welches sind nun die hervorhebenswertesten Merkmale des französischen Kameramannes? Vor allem einmal seine Beweglichkeit; es gibt kaum eine Stellung, die er während des Kurbelns noch nicht eingenommen hätte. Und doch ist er unermüdlich im Kombinieren immer neuer Einstellungen; er fotografiert schon nicht mehr, er dichtet. Das heißt, er begnügt sich nicht nur mit der Einstellung selbst, er schiebt stets noch etwas die Situation Verdichtendes und zugleich Erhellendes dazwischen: ein Fenster, an das der Regen prasselt, ein Bettgitter, ein trennendes Treppengeländer. Mehr noch als das Licht liebt er den Schatten, das Zwielflicht, den rußigen Dämmer der Großstadt. Unübertroffen sind seine Nachtaufnahmen, diese durchsichtigen, tausendtöni-

gen Dunkelheiten mit den zarten, darüber hinwehenden Regenfahnen, den spukhaften Häuserkulissen dahinter, aus denen manchmal ein verlorenener Lichtschein auf holpriges Kopfsteinpflaster oder gleißenden Asphalt fällt.

Seine Kunst im Festhalten, Verdichten und Sichtbarmachen des Atmosphärischen ist bereits erwähnt worden. Nicht minder vollendet ist sein Können, das er im Kampf um das menschliche Antlitz beweist. Im Kampf, ganz recht. Denn es gibt nichts Spröderes, nichts Verschlösseneres, nichts sich auch den getarntesten Anbiederungsversuchen mehr Widersetzendes als das menschliche Gesicht; vorausgesetzt allerdings, daß man ihm, wie's der Franzose so beispielhaft tut, seine Eigengesetzlichkeit läßt, und es nicht, wie der Amerikaner, zur genormten keep-smiling-Fassade gefrieren läßt.

Was der französische Film hier im atemlosen Entdecken immer neuer, immer grandioserer Gesichtslandschaften leistet, das grenzt ans Wunderbare. Nachdem die Kamera reichlich zwei Jahrzehnte am Menschenantlitz hing und es leersaugte: da heute noch solche blutvollen, solche jungfräulich-zarten Aufnahmen von ihm zustande zu bringen, wie sie den Franzosen ausnahmslos in jedem ihrer Filme gelingen (Aufnahmen, bei denen ein Augenzwinkern, ein Mundwinkelzucken das ausdrückt, wozu zum Beispiel die russischen Filmleute heute noch Verzweiflungsausbrüche und Tobsuchtsanfälle benötigen), das ist äußerste, das ist letztmögliche Vollendung. Und zwar letztmögliche in einem Maße, daß

man schon mit einer gewissen Besorgnis an weitere Steigerungen denkt; denn wo sich Kunst und Psychoanalyse überschneiden und diese jener den Rang abzulaufen beginnt, hat Kunst aufgehört, Kunst zu sein, das heißt: ist sie degradiert worden zum Handlanger, zum Mittel.

## VII.

Was den französischen Film jedoch vor allem im Hinblick auf das Publikum trägt, das ist nicht so sehr seine raffinierte Technik, seine tiefeschürfende Thematik, sondern sein schier unerschöpfliches Reservoir an Schauspielern. So kann man sich zum Beispiel getrost zwei Dutzend französischer Filme ansehen, ohne auch nur einem einzigen Schauspieler mehr als einmal zu begegnen. Was das heißt, läßt sich am besten wohl aus einem Vergleich mit der deutschen Nachkriegsfilmbranche ersehen, in der man sich heute die Schauspieler auszuleihen pflegt wie die Förster die Deckrüden. Hinzu kommt natürlich beim französischen Film noch die beispielhafte Qualität seiner Akteure, die in der Hauptsache (ganz abgesehen von ihrem natürlichen Charme) von einem Temperament getragen wird, das von Haus aus schon zum Übertreiben und Schauspielern neigt, und nicht zuletzt auch von einem sehr scharf ausgeprägten Gefühl, das eigentlich wohl jedem Franzosen innewohnt — nämlich sich selbst nicht wichtig zu nehmen, und, daraus resultierend, der Fähigkeit, nachsichtig lächelnd vor sich selber zu stehen.

Wie sehr dem Franzosen echtes

Komödiantentum im Blut liegt, dafür ist wohl der sprechendste Beweis das „doppelgesichtige“ Talent ihrer großen Charakterdarsteller, die fast durch die Bank in der Tragödie so gut zu Hause sind wie in der Komödie; was nur begreifbar ist unter Berücksichtigung jenes schon ange deuteten Fragezeichens, das sie hinter die eigene Existenz setzen, die damit ja schon zwangsläufig den Charakter einer experimentellen Spielerei anzunehmen droht; eine Einstellung, die dann natürlich dem Spiel auf Bühne und Leinwand wesentlich entgegentkommt.

Erstaunlich ist auch die hohe Zahl qualifizierter Regisseure und Drehbuchautoren in Frankreich. Das heißt erstaunlich auch nur wieder für den, der nicht weiß, daß der sogenannte Intellektuelle in Frankreich nicht — wie in Deutschland — ein Typ, sondern die Regel ist. Und was hier vor allem entscheidend ist: es gibt in Frankreich nicht dieses unselige Spezialistentum, wie es bei uns wahre Orgien der Abkapselung feiert; bei uns, wo einer immer nur eines ist: Wissenschaftler oder Künstler, Psychiater oder Philosoph, Erzieher oder Dichter, Stückereschreiber oder Regisseur. Die meisten französischen Regisseure oder Drehbuchautoren sind das nämlich alles zusammen. Ja, oft noch ihre eigenen Schauspieler dazu. Wenn bei uns ein Regisseur sich selber das Drehbuch schreibt, so ist das eine — meist mißliche — Notlösung; in Frankreich dagegen ist es eine Selbstverständlichkeit.

Ferner: was in Amerika, England und Deutschland diesen unheilbaren

Bruch zwischen Realität und Leinwand vollzogen hat und die meisten Filme künstlerisch, das heißt filmästhetisch, so ungenießbar macht: nämlich die Abkehr des Dichters vom Film als einem „Blendwerk des Satans“, das die „Hure Technik“ mit der reinen „Prinzessin Kunst“ unter einen Hut bringen will — in Frankreich ist dieser Bruch nicht vollzogen. Im Gegenteil, es gibt heute kaum einen bekannten französischen Schriftsteller, der nicht schon mehrere Drehbücher geschrieben hätte.

## VIII.

Wo steht nun der französische Film? Wo weist er hin? Wie wird er sich weiterentwickeln? Kann er sich überhaupt noch mehr vervollkommen? Häufen sich nicht schon die Anzeichen einer beginnenden Dekadenz und inhaltlicher Übersteigerung? — Wir wollen diese Betrachtung nicht abschließen, ohne uns hierüber noch kurz Rechenschaft gegeben zu haben. Es ist wahr, der französische Film hat einen Gipfel erklimmen, von dem aus ein weiterer Aufstieg nicht mehr möglich ist. Wenn wieder ein Aufstieg erfolgen soll, so kann er nur von einer neuen Ebene aus starten. Denn, bei aller im Augenblick zur Not noch vertretbaren Skepsis und zwangsläufig übersteigerten Verstandesanalyse — irgendwo muß einmal Schluß sein mit dem Zerlegen, dem Infragestellen und Verneinen; irgendwo muß einmal wieder Stellung bezogen werden. Wenn auch nicht gleich für den Menschen, so doch gegen seine fortschreitende Entwertung im Ethischen. Auf die Dauer



geht es nicht an, den Menschen jenseits von Gut und Böse anzusiedeln und sein Schicksal zum Experimentierfeld einer raffinierten Seelenzergliederungstechnik zu degradieren. Er muß wieder der Ord nende und der Geordnete werden.

Was aber heißt das schon: „er muß“? Der französische Film in seiner Stellung zum Menschen ist, wie wir gesehen haben, der Seismograph der heutigen Menschheitsentwicklung überhaupt. Nicht, weil sie's wollen, also zeigen die fran-

zösischen Filmleute den Menschen so aufgespalten, verloren und losgelöst, sondern weil er's ist. Wenn wir also sagen: der Mensch des französischen Films muß wieder sinnvoller Träger einer neuen Ordnung werden, so heißt das zugleich: die Menschheit muß wieder Trägerin einer solchen Ordnung werden. Aber wie man sieht, ist das schon keine speziell künstlerische, sondern eine allgemein ethische, ja wahrscheinlich schon eine religiöse Forderung.

Wolfdietrich Schnurre

Nun, gerade einen solchen mittelmäßigen Menschen halte ich für einen normalen Menschen, wie ihn die zärtliche Mutter Natur selbst gern sehen wollte, als sie ihn in freundlicher Weise auf Erden entstehen ließ. Einen solchen Menschen beneide ich aufs äußerste. Er ist dumm, darüber will ich mit Ihnen nicht streiten, vielleicht soll aber der normale Mensch dumm sein, woher wollen Sie es wissen? Vielleicht ist das sogar sehr schön.

Fedor Michailowitsch Dostojewski

# LITERARISCHE RUNDSCHAU

## Der Dämon und sein Bild

Die Worte Dämon und dämonisch haben im gegenwärtigen Sprachgebrauch eine penetrante Wiederbelebung erfahren. Sie werden von uns etwa in dem Sinne, den Goethe ihnen im 20. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ gibt, als ein tastender metaphysischer Ausdruck für dunklere, undeutlich böse und süchtige, oft mit einer faszinierenden Gewalt auftretende Daseinsmächte aufgefaßt. Diese Wiederbelebung geht freilich nicht so weit, daß man trotz der schauerlichen Begegnung mit dem Bösen, wie wir sie in der jüngsten Geschichte erfahren haben, nun auch den ursprünglich in jenen Begriffen gelegenen Aspekt des Personalen erneuert hätte. Es ist eitel Seelenexperiment und „Eliteerlebnis“, wenn Ernst Jünger einmal im Zusammenhang mit der Beschreibung einer südlichen Landschaft davon spricht, in einem hellsichtigen Augenblick deren „Dämon“ geschaut zu haben. — „Der normale Abendländer sieht keine Dämonen“, konstatiert demgegenüber Erwin Reisner in seinem Buch<sup>1)</sup>, „er kennt sie nicht aus der Erfahrung, sondern nur vom Hörensagen, nur aus überlieferten Berichten vergangener Geschlechter und fremder Völker.“ Allerdings: „Wir sehen die Dämonen nicht, weil wir uns selbst nicht sehen, weil wir nicht durchschauen auf unseren eigenen Grund. Es ist, als ob zwischen die obere und die untere Hälfte unseres Wesens eine Wand eingeschoben wäre, die zwar nicht das Wirken von unten nach oben, wohl aber die Erkenntnis von oben nach unten unmöglich macht.“ Während also der Begriff des Dämonischen in der zeitgenössischen Publizistik, in Schriften, Reden und Konversation gewöhnlich ohne nähere Bestimmung als ein klangvolles Fremdwort gebraucht wird, so oft und so modeverdächtig, daß man „ihn manchmal schon kaum mehr hören kann“, geht Reisner von der soliden wissenschaftlichen Bedeutung aus, die den Begriffen Dämon und dämonisch in der Völkerkunde, Religionsgeschichte und Religionspsychologie zukommt. Auf dieser Grundlage entwirft er dann aber im Umriß eine ganze Philosophie und Theologie des Dämons, indem er jenen Begriff als Formel des gesamten

<sup>1)</sup> Der Dämon und sein Bild, Suhrkamp-Verlag, Berlin 1947, 300 Seiten.

menschlichen und kosmischen Lebens gebraucht. Die acht Kapitel seines Buches lassen allerdings keinen strengen systematischen Bau erkennen, sondern ähneln mehr einer aneinandergelinkten Folge von Essays mit durchgehender Grundidee. Der Verfasser — Dozent an der Evangelischen Theologischen Hochschule in Berlin — ist ein hervorragender Kenner nicht nur der Theologie und Philosophie, sondern auch der Mythenforschung und Kulturgeschichte, überdies ein mitunter fast virtuoser Schriftsteller, Dialektiker und Rhetoriker. Im Hintergrunde seines Buches, das einige wundervolle Exkurse über die indianischen Kulte und vieles Grundsätzliche über das Verhältnis der Kunststile zum Dämonischen enthält, steht die Prämisse, daß dem menschlichen Geist in der biblischen Offenbarung des Alten und Neuen Testamentes der einzige Schlüssel des Daseins gegeben worden ist; und zwar nicht in einer allgemeinen, symbolisch dehnbaren Weise, sondern wörtlich, real und autoritär. Wohlgemerkt: also nicht im „Religiösen“ oder in irgendeiner Gott- oder Transzendenzbeziehung, sondern allein in der biblischen Gottesoffenbarung als der theonomen Geschichte des Ursprunges, des Falles und schließlich der Erlösung des Menschen. Innerhalb dieser Geschichte befinden wir uns an einem bestimmten Ort im zeitlichen wie im räumlichen Sinne, von dem her unsere gesamte innere wie äußere Welt und Umwelt ihre Signatur bekommt. Am Beginn dieser Geschichte steht die Schöpfung und für den Menschen der durch das unmittelbare Verhältnis zu Gott gekennzeichnete Zustand des Paradieses, der Zustand der Todlosigkeit, der spannungslosen Einfügung in eine dem geordneten Innern entsprechende äußere Ordnung von unausdenkbarer Harmonie. Gott ist das erste Wort, der einzige Gedanke, der unendliche Gehalt dieser Zuständigkeit gewesen, die wir total mißverstehen würden, wenn wir sie in einen außergeschichtlichen, außerirdischen Idealitätsraum projizieren würden, für die aber auch von den heutigen Primitiven oder von irgendwelchen „glücklichen Völkern“ der Geschichte her kein Vergleichsmaßstab zu holen ist. Die gesamte heutige Erdbevölkerung steht unter der Folge jener großen Zäsur, die mit dem Sündenfall zwischen den ursprünglichen und den eigentlich geschichtlichen Zustand der Menschheit getreten ist. Dieser Sündenfall läßt sich von unserer heutigen Sicht und mit unseren späten psychologischen Kategorien als die Geburt des menschlichen Bewußtseins in der Form des Selbstbewußtseins kennzeichnen. „Das menschliche Unbewußte“ ist nach Reisner „das Bewußtsein Gottes“. Wenn sich das Geschöpf zum Schöpfer als zu seinem übersinnlichen Urbild bekenne, so erfülle sich der Raum seines Unbewußten mit dem Bewußtsein Gottes. In der Schöpfung des Anfangs bedeute deshalb Schlafen wahrscheinlich keineswegs, in die Dämmerwelt eines halben Nichts versinken, sondern bloß auf einer anderen Ebene des Daseins stehen, so daß „einer wahrhaft lebendigen Umwelt ein Ich entspricht, dessen bewußte und unbewußte Schichten sich nicht voneinander trennen lassen bzw. in dem ein Unbewußtes überhaupt nicht vorkommt“.



Mit diesen Fundamentalorientierungen ist für Reisner der Angelpunkt gegeben für eine umfassende, ebenso weit in die Geschichte zurück- wie in den planetarischen Raum hineingehende Analyse unserer Wirklichkeit. Was wir Wirklichkeit, Natur oder auch nur Gegenstand nennen, die gesamten Formen unseres Selbstbewußtseins, Magie und Technik, Wissenschaft, Kunst und Kultur, ruhen auf der Urtatsache des Sündenfalles und sind damit der unendlich abgewandelte Ausdruck des Dämonischen. „Das Dämonische ist das im Blickfeld des halberblindeten methaphysischen Auges mit sich in Konflikt geratene Göttliche als das Gegenbild des mit sich zerfallenen Bewußtseins, die disharmonische Einheit von Erinnertem und Vergessenem.“ Das Dämonische übergreift also in weltweiter Maskerade die engeren Sphären der Dämonologie im üblichen Sinne, das Forschungsfeld der Mythenkunde oder der primitiven Religionen; es ist die bestimmende Form alles menschlichen Daseins. Unsere Aufgabe aber ist es, den Dämon in seinen wechselnden zeitlichen und räumlichen Bildern zu entlarven und gewisse Stufungen der Verfallenheit zu erkennen. Erwin Reisner versucht es in höchst fesselnden und originellen Analysen der drei großen „noathitischen“ Stämme der Menschheit, der Hamiten, der Japhetiten und Semiten, wobei er den von der biblischen Offenbarung getroffenen Völkern den Seinsprimat zuspricht vor den „durch und durch dämonischen“ Kulturen des Ostens, aber auch des amerikanischen Westens. Andererseits sieht Reisner die Dämonie des japhetitischen Menschen, der für ihn in seinen biblisch genau umgrenzten Verheißungen mit dem Abendländer identisch ist, nicht minder deutlich zumal in dem vom Rationalismus und der Technik gesteuerten jüngsten Entwicklungsgang. Es gibt auch für ihn keinen Ausbruch aus dem dämonischen Zirkel im Rahmen seiner rein menschlichen ethischen, ästhetischen oder rationalen Möglichkeiten; denn die Dämonen sind, obwohl es die naive Täuschung alles Humanismus und Rationalismus „spätestens von der klassischen Antike an“ gewesen ist, mit den Mitteln und Kräften des Menscheingeistes nicht zu bannen. „Sie weichen erst vor dem Kreuz“, und ihre Überwindung, die ausdrücklich nicht mehr zum Thema der Reisnerschen Untersuchung gehören sollte, ist nur im Vollzuge der Erlösung und damit der kommenden Akte der Heilsgeschichte möglich.

Wie es öfter mit Büchern geschieht, denen eine vortreffliche Idee zugrunde liegt, mag auch in dieser Schrift der Verfasser den Zauberschlüssel seines Grundgedankens, mit dem er viele dunkle Kabinette der Kultur- und Religionsgeschichte in der Tat aufzusprengen vermochte, mitunter zuviel probiert haben. Es wird nicht die letzte Deutung sein, die wir von den Kulturen Ostasiens oder Indiens, von denen der Mexikaner oder auch von so dunklen Kapiteln unserer eigenen Geschichte, wie dem Zeitalter der Hexenprozesse erhalten haben, obwohl die Untersuchungen Reisners bisweilen zu stark das triumphierende Glück endgültiger Erkenntnisse ausstrahlen. Das eine dürfte aber gewiß sein, daß dem Bewußtsein mit solchen Büchern

geholfen wird, sich in der Welt nach Raum und Zeit an sicheren Koordinatensystemen zu orientieren und keinem falschen Zauber, weder einem solchen des reinen und großen Ostens, noch gar einem des Westens zu verfallen. Nicht mit den falschen Mitteln unserer Ratio, Wissenschaft und Technik, wohl aber mit denen der uns gewordenen Offenbarung beider Testamente ist eine den Dämon entwirklichende, „auf alle Bilder und Gleichnisse verzichtende Rückwendung zur Wirklichkeit des lebendigen Gottes“ wiederzugewinnen.

Joachim Günther

## Gerhard Ritter als Helfer

Unter der zweiten Generation der lebenden deutschen Historiker — die älteste repräsentiert immer noch der greise Friedrich Meinecke — nimmt heute der Freiburger Professor Gerhard Ritter eine führende Stellung ein. Ihm kann dieser Rang schon deshalb nicht bestritten werden, weil er neben seinem bedeutenden wissenschaftlichen Werk als Politiker und Publizist eine Rolle spielt, wie sie unter den deutschen Hochschullehrern leider nur allzu selten ist. Dabei verdient besondere Anerkennung, daß Ritter sich nicht nach dem Sturz des Nationalsozialismus, als dessen entschiedener Gegner er gewirkt und gelitten hat, sozusagen politisch zur Ruhe gesetzt hat, sondern daß er seither mit unverminderter Kraft für das eintritt, was er aus seinem Glauben und aus seiner Überzeugung als Forscher heraus als Recht und Wahrheit erkannt hat.

Der Glaube Ritters betätigt und bestätigt sich nicht zuletzt in der aktiven Bemühung, dem geschlagenen und verwirrten Volk der Deutschen einen Weg aus der Qual der Nachkriegsnot in eine bessere, europäische Zukunft zu zeigen. Wir er-

innern uns noch dankbar des vor mehr als zwei Jahren in der „Zeitwende“ geschriebenen Aufsatzes über den Sinn des Opfers, das unsere Gefallenen brachten, als sie für eine objektiv schlechte Sache in den Tod gingen. Seither sind in vielen Zeitungen und Zeitschriften Beiträge Ritters erschienen, die alle dazu helfen möchten, einen Weg zu weisen. Dabei bleibt er immer der unbestechliche Forscher, der seine Erkenntnis vornehmlich auf die Quellen stützt und keine Meinung anerkennt, die nicht nüchtern zu beweisen ist.

Aus solcher Haltung heraus ist jetzt ein Buch erschienen, welches in Deutschland wie im Ausland die größte Beachtung verdient (Europa und die deutsche Frage. Münchner Verlag, 208 S. 8,— DM). Ritter gibt dem Buch den Untertitel „Betrachtungen über die geschichtliche Eigenart des deutschen Staatsdenkens“ und legt Stück für Stück die Wurzeln dieses Denkens bloß: Luthertum, Preußentum, Auswirkungen der französischen Revolution, Romantik und Idealismus, Realismus und Imperialismus. Meisterhaft ist die Zusammenfassung dieser gewaltigen Materie auf zweihundert Seiten. Wir können uns nicht erinnern, seit Kriegsende ein so erschöpfendes

und so hervorragend fundiertes Buch über dieses Thema gelesen zu haben. Die 50 Anmerkungen am Schluß des Bandes geben alle wünschenswerten Hinweise und Anregungen zu weiterem Studium.

Das Bemerkenswerte an diesem Buch ist, daß Ritter fast immer beide Seiten der Medaille sieht. Er will nicht anklagen, sondern aufklären. Daß diese Aufklärung dann manchmal doch als Anklage wirkt, liegt in der Sache begründet. Wir möchten meinen, daß die Literatur über die Zusammenhänge unserer jüngsten und früheren Vergangenheit mit diesem Buch in ein neues, zweites Stadium getreten ist. Die Literatur der Selbstanklage, die keineswegs immer unfruchtbar war, neigt sich ihrem Ende zu. Es beginnt nun die ruhigere Arbeit der Selbsterforschung. Wenn dieses Buch von Ritter den Maßstab abgeben könnte, so sollte man sich von den Ergebnissen dieser zweiten Phase einiges erhoffen können.

Die entschiedene Zustimmung zu dem Buch als ganzem bedeutet natürlich nicht den Verzicht auf Kritik an einzelner. Gelegentlich hat man das Gefühl, daß Ritter in seinem Bemühen, den hemmungslosen Anklagen Deutschlands durch Publizistik und (einen Teil der) Geschichtswissenschaft des Auslandes ernüchternd entgegenzutreten, etwas zu weit geht, so etwa mit der Behauptung, die französische Revolution habe den „kriegerischen Dynamismus preußischer und deutscher Politik geradezu erzwungen“. So überzeugend die Darstellung Bismarcks als „einsame

und zeitfremde Gestalt“ und die Formulierung von dem „genialen, geschmeidigen Diplomaten mit der souveränen Intelligenz“ sind, so stockt man doch, wenn Bismarcks Denken als eminent europäisch bezeichnet wird. Und kann man wirklich — selbst mit allen von Ritter gemachten Vorbehalten — sagen, daß die deutsche Flottenpolitik defensiv, nicht aggressiv gemeint war — „freilich defensiv im Sinne nicht bloß einer Erhaltung, sondern einer Steigerung deutscher Weltgeltung“? Und schließlich bleibt doch trotz aller Abneigung der Mehrheit des wilhelminischen Bürgertums gegen die Hirngespinnste der Großdeutschen die unbestreitbare Wahrheit, daß diese Hirngespinnste — die es in Form des Chauvinismus in Frankreich und des Jingoismus in England damals auch außerhalb unserer Grenzen gab — eben fünfundzwanzig Jahre später nur in Deutschland zur gräßlichen Wahrheit verwirklicht und bis in die letzten Konsequenzen durchexerziert worden sind!

Solche Einwände gelten aber schließlich doch nur Einzelheiten eines Buches, welches zu den anregendsten und hilfreichsten Publikationen der Gegenwart gehört. Reizte es nicht hier und da zum Widerspruch, so würde es auch seine pädagogische Wirkung nicht erreichen. Diese würde es sicherlich dann am besten tun, wenn es auf der Oberstufe unserer höheren Schulen als Lektüre zum Geschichtsunterricht herangezogen würde. Das wäre für Gerhard Ritter zugleich Anerkennung und Lohn seiner Arbeit. h. l.



## Studie zur Weltgeschichte

Endlich liegt eine deutsche Übersetzung dieses bedeutenden Werkes des englischen Historikers Arnold J. Toynbee vor (Verlag Claassen & Goverts, Hamburg). In Auszügen und Hinweisen haben wir schon seit Jahren immer wieder davon gehört. Es ist nicht übertrieben zu sagen, daß es sich um ein epochemachendes Werk handelt. Die Geschichtsbetrachtung wird auf eine höhere und weitere Ebene erhoben. Es geht nicht mehr um die scheinbaren Wirklichkeiten der Dynastien, Schlachten der Alltäglichkeiten, sondern um die bewegenden Elemente, die für alle diese Erscheinungen in Wahrheit verantwortlich sind. Toynbee setzt die ethische Prämisse an den Anfang seiner Studien und kommt damit zwangsläufig zu der Erkenntnis: „Religion ist schließlich die Aufgabe des Menschengeschlechts.“ Und so führt seine Betrachtung der Geschichte als Kulturgeschichte von der irdischen zur göttlichen Ordnung, „dem einzigen bleibenden Wert in einer Welt, in der alle anderen Dinge eitel sind“.

Toynbees „Studie zur Weltgeschichte“ ist ein Buch, das über den Zeiten steht und vom Gestern weit in das Morgen hineinreicht.

## Christlicher Humanismus

Von dem bekannten Pädagogen der Münchner Universität Josef Sellmair liegen zwei Neuerscheinungen vor, auf deren Bedeutung nachdrücklichst hingewiesen wer-

den muß. Dabei handelt es sich einmal um die „Lehren der Geschichte“ (Verlag Cassianeum Donauwörth), die den Versuch unternehmen, wieder Maßstäbe für unsere heillose Zeit zu errichten. Die „Deutsche Rundschau“ hat in letzter Zeit schon einen Auszug aus der Einleitung dazu gebracht. Sellmair versucht eine Sinndeutung des Verhältnisses von Politik zu Geschichte, Gewissen, Wahrheit und Gerechtigkeit zu geben. Die Erziehung zum Weltbürger liegt ihm besonders am Herzen. Aber er doziert und klärt nicht nur das eigene Wissen, sondern er fügt umfangreiche Texte großer Denker aller Zeiten hinzu, womit er seine Erkenntnisse wirkungsvoll unterbaut. Es ist ein Buch, aus dem der europäische Mensch Hoffnung schöpfen kann.

In seinem Buch „Humanitas Christiana“ (Franz Ehrenwirth Verlag München) gibt er einen willkommenen Querschnitt durch das gesamte europäische Denken, wobei er die Antike mit unserer Zeit zu verbinden weiß und jene Forderung herausarbeitet, die wir alle erheben sollten: die nach einem neuen Humanismus. Schwerlich wird man ein anderes Werk finden, das in dieser Fülle und Prägnanz ein Spiegelbild davon gibt, was unser abendländisches Denken ausmacht. Die Gefahren, die ihm drohen, werden nicht beschönigt, und die gegebenen Ansatzpunkte, über den Strudel der Zeit hinweg den Menschen zu retten, nicht übersehen. Jeder, der sich mit Politik oder der Erziehung der Jugend befaßt, sollte dieses Buch besitzen. h.-e. h.

## Deutscher Geist — für Gelehrte und Ungelehrte

Fast gleichzeitig sind zwei umfassende Werke über die deutsche Literatur im 17. und 18. Jahrhundert erschienen. Da ist einmal die zweite durchgesehene und überarbeitete Auflage des zuerst 1924 erschienenen Werkes „Die deutsche Dichtung der Aufklärungszeit“ von F. J. Schneider. Es erscheint im Rahmen der Reihe „Epochen der Deutschen Literatur“ in der J. B. Metzlerschen Verlagsbuchhandlung Stuttgart (368 Seiten Großoktav, DM 22,—). Der gut ausgestattete Band ist vornehmlich für den Studierenden bestimmt. Andere Leser werden an der überaus trockenen Art der Darstellung wenig Gefallen finden.

Anders steht es um den im Universitäts-Verlag Bonn erschienenen ersten Teil des zweibändigen Werkes von Emil Ermatinger „Deutsche Dichter 1700—1900. Eine Geistesgeschichte in Lebensbildern“. Der erste Band (Pappe, 432 Seiten, DM 14,—) reicht vom Beginn der Aufklärung bis zu Goethe einschließlich. Etwa je ein Drittel sind der Zeit bis Hamann, dem Sturm und Drang und Goethe selbst gewidmet. Es bedeutet keine abfällige Kritik der Darstellung Goethes, wenn wir sagen, daß uns die beiden ersten Drittel besonders wertvoll erscheinen. Es gibt anderswo kaum eine so anschauliche, gründliche und zugleich unterrichtende und unterhaltende Darstellung der 150 Jahre deutscher Literatur nach dem Dreißigjährigen Krieg. Ermatingers

Buch ist nicht minder gründlich fundiert als dasjenige Schneiders, aber wieviel lebendiger stehen hier die Gestalten vor uns als dort! Die biographische Methode Ermatingers hat gerade für den ungelehrten Leser große Reize, so daß sein Buch vorzüglich geeignet ist, die unglückliche Generation, die auf den Schulen des Dritten Reiches wenig oder nichts gelernt hat, nachträglich in den Reichtum deutschen Geisteslebens im 17. und 18. Jahrhundert einzuführen. Dem Verlag gebührt Dank, daß er ein gut ausgestattetes Werk zu einem angesichts des Gebotenen niedrigen Preis anbietet. Mit Freude sieht man dem zweiten Teil entgegen.

## Gundolfs Shakespeare

ist uns wieder geschenkt worden (Friedrich Gundolf: Shakespeare. Sein Wesen und Werk. 2. Auflage. 2 Bände. DM 36,—. Verlag Helmut Küpper, Godesberg). Die erste Auflage liegt über zwanzig Jahre zurück. Es muß die Aufgabe unserer Erzieher sein, den Deutschen wieder begreiflich zu machen, wer Gundolf war und was er ihnen mit seinem Shakespeare geschenkt hat. Jede „Buchbesprechung“ versagt vor diesem kolossalen Meisterwerk.

## Gruß an Carossa

Der Insel-Verlag gab zum 70. Geburtstag des Arzt-Dichters den „Gruß der Insel an Hans Carossa“ heraus (259 Seiten, Pappband DM 9,—). Die Festgabe, äußerlich wieder im guten Insel-Stil, bietet doppelten

Reiz. Einmal zeigt sie, wie vielfach sich ein Dichter im Geiste seiner Zeitgenossen spiegelt — bemerkenswert zum Beispiel der Bericht über Carossas Wirkung in England; zum andern gibt es wenige Werke, in denen sich eine solche Anzahl geistiger Deutscher zusammenfinden. Ein dankenswerter Band!

### **Die Literatur der USA**

ist bei uns weithin unbekannt. Ihre Entwicklung so zu schildern, daß der Leser von Anfang bis Ende gefesselt wird, und in dieser Schilderung zugleich das Wesen des großen, dem Europäer meistens immer noch unbegreiflichen amerikanischen Volkes zu spiegeln, ist die verdienstvolle Leistung des jungen Münchner Amerikanisten Heinrich Stammer („Amerika im Spiegel seiner Literatur“, Curt E. Schwab, Stuttgart 1949. 152 Seiten, DM 4,50). Der kleine Band bringt eine Zeittafel und ein gutes Literaturverzeichnis und ist vom Verlag gut ausgestattet.

### **Sonores Saitenspiel**

heißt eine von Laurenz Wiedner und Franz Taucher im Luckmann-Verlag in Wien herausgegebene Auswahl der österreichischen Lyrik seit der Jahrhundertwende. Der bemerkenswert schön gedruckte und ausgestattete Band gibt einen vorzüglichen Überblick und sollte seiner ganzen Anlage nach von allen Herausgebern lyrischer Anthologien als Vorbild betrachtet werden. Der deutsche Leser wird durch den Band

daran erinnert, wieviele unserer besten Lyriker aus dem österreichischen Bruderland stammen.

### **Politisches Lesebuch**

nennt der Heidelberger Soziologe Hans von Eckardt eine Zusammenstellung von Schriften und Dokumenten aus Geschichte und Politik, die im Hans E. Günther-Verlag in Stuttgart erschienen sind (Hln., 377 Seiten, DM 11,80). Das ist der sehr bescheidene Titel eines äußerst nützlichen und hilfreichen Buches. Der Verfasser erinnert an das Wort des Franzosen Lamartine, daß die Geschichte das Gewissen der Menschheit sei. Sein Buch soll in diesem Sinne den Deutschen bei der unumgänglich notwendigen Gewissensforschung behilflich sein, wozu die kluge Einleitung und das nicht minder kluge Nachwort des Herausgebers wesentlich beitragen. Der Bogen der Sammlung ist weit gespannt: vom Lukas-Evangelium bis Rathenau, von Gracian bis Woodrow Wilson, von Ulrich von Hutten bis Franklin Roosevelt. Man sollte das Buch jedem Bundestagsmitglied aufs Pult legen.

### **Rudolf Koch**

war ein Mensch, ein Christ, ein Künstler und Handwerker, dessen Wirkung unabsehbar ist, wiewohl die meisten sie kaum bemerken, weil sie eben bereits ganz Allgemeingut geworden ist. Dem Erneuerer der Schriftkunst hat Oskar Beyer ein Denkmal gesetzt (Rudolf Koch. Mensch, Schriftgestalter und Erneuerer des Handwerks. Evan-



gelische Verlagsanstalt, Berlin), das durch die vielen Abbildungen und Proben allen Freunden des Mannes und seiner Kunst willkommen sein muß.

### Piper-Bücherei

Ein Buchverleger, der seinen Namen verdient und darum mehr ist als ein Buchproduzent, muß in dieser Zeit der knappen Bildung und des knappen Geldes vor allem bedenken, wie er den vielen hilft, die eine Bibliothek nicht mehr oder noch nicht besitzen oder vielleicht erst zögernd ihre ersten Schritte in das Wunderland der Weltliteratur wagen. Das kleine Buch scheint da der gegebene, allerdings keineswegs der einzige Ausweg zu sein. Aber nicht jede „Kleine Bücherei“ wird zum Ziele führen; das haben uns die planlosen Broschüren und Auswahlbändchen der ersten Nachkriegsjahre nachdrücklich vor Augen geführt.

Anders, ganz anders steht es um die Piper-Bücherei des Verlages R. Piper & Co. in München. Die kleinen Bände in der schönen Ausstattung von Emil Preetorius — denen man in besseren Zeiten nur noch einen festen Pappband wünschen möchte — erfüllen alle Ansprüche, die ein echter Leser und Bücherfreund nur stellen kann. Denken wir uns einen Menschen unserer Tage, der im Monat nicht mehr als 1,50 DM für Bücher ausgeben kann und dennoch danach strebt, eine wirkliche Bibliothek als Schatzkammer des Geistes anzulegen — er greife zur Piper-Bücherei!

Vor uns liegen zwölf neue Bände,

gleichsam die Jahresration unseres gedachten Bücherfreundes. Lassen wir ihn im Juli den Grundstein legen mit „Worte Christi“, die Albrecht Goes ausgewählt und in bestimmter Weise geordnet hat — ein Wagnis, welches der Pfarrer-Herausgeber in der Einleitung begründet und verteidigt. Im August kauft unser Freund Platons „Phaidon oder über die Unsterblichkeit der Seele“ in der vorzüglichen, dem Original gerechten und doch auch dem modernen Menschen gemäßen Übertragung von Arthur Hübscher, der zudem sehr nützliche Erläuterungen beisteuert. Aus dem Schatz der deutschen Geistesgeschichte bringt der September die von Ina Seidel ausgewählten und eingeführten „Geschwisterbriefe“ von Clemens und Bettina Brentano. Im Oktober erwirbt er einen der graphisch schönsten Bände, „Die Legende von St. Julian dem Gastfreundlichen“ von Gustave Flaubert in der Übersetzung von Ludwig Wolde; das Bändchen ist geschmückt mit den herrlichen Holzschnitten, die Max Ubold schon 1918 für einen Privatdruck angefertigt hatte. Damit der Humor nicht zu kurz kommt, kauft unser Freund im November von Ludwig Thoma „Die Dachserin und andere Geschichten“. Zu Weihnachten greift er dann ausnahmsweise etwas tiefer in den Beutel und beschert sich (für 2,50 DM) „Michelangelos Weltgericht in 45 Bildern“ mit der kundigen Einführung von Adolf Schinnerer; die Betrachtung der Ausschnitte ist ein erschütterndes Erlebnis.

Im Januar erneuern wir den Zy-

klus. Aus dem Reichtum der Bibel schenkt uns Rudolf Alexander Schröder „Das Buch Hiob“ mit seinen Randbemerkungen, die der Ertrag eines langen Lebens sind. Der Februar bringt aus der Antike den „König Ödipus“ des Sophokles in der Donnerschen Übersetzung von 1839 und mit einer Einführung Ernst Buschors, der die Gültigkeit des Ödipus-Schicksals für uns dargelegt. Ein gewaltiger Sprung führt dann im März zu dem liebenswürdigen Ludwig - Richter - Buch „Aus den Lebenserinnerungen eines deutschen Malers“, die in Wort und Bild Reinhard Piper selbst ausgewählt hat. Der April bringt als Erzählung die sehr wenig bekannte Novelle „Die Sanfte“ von Dostojewski in der Verdeutschung von E. K. Rahsin. Aus dem neuen Spruchbuch von Christian Morgenstern, das unser Freund sich im Mai ersteht („Man muß aus einem

Licht fort in das andre gehn“): Was braucht ein Volk für Gönner? Wahrheit-sagen-Könner! Die Unerschöpflichkeit Morgensterns wird mit jeder neuen Auswahl eindringlicher klar. Im Juni beschließt er dann den zweiten Halbjahreskreis wieder mit einem Bilderbuch (diesmal aber zum Normalpreis von 1,50 DM!) und kauft sich „Hans Holbeins Totentanz in 49 Bildern“ mit der sehr klugen und weit über das Werk hinausführenden Einleitung von Franz Winzinger.

Das wäre dann nach einem Jahr schon eine stattliche kleine Bibliothek. Dabei steht es jedem natürlich frei, schon morgen alle zwölf Bändchen zu erwerben. Wer's kann, der tu's! Denn bald kommt mehr, und vorausgegangen sind viele Kostbarkeiten, die von Buddha bis Barlach, von Grünewald bis zu Daumier und von Hermann Melville bis zu Ernst Penzoldt reichen. h. l.

*Lesen Sie im nächsten Heft der „Deutsche Rundschau“*

*Friedrich Lindscheidt:*

*SPANIEN, EUROPA UND DAS „REICH“*

*Hermann von Müller:*

*ENTARTUNG DES KRIEGES*

## Außenpolitik ohne Strategie

Seit die Deutschen in die Geschichte eingetreten sind, haben sie sich nie auf die Heimat und ihre nächsten Aufgaben beschränken können ... Dabei sind sie öfter als andere Nationen in die Lage gekommen, daß sie das Erreichbare und Notwendige verschmähten, um das Unmögliche zu gewinnen.

Ernst Curtius, 1868

Der Atlantikpakt ist unlängst durch Hinterlegung der letzten Ratifikationsurkunde in Washington in Kraft getreten. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben damit ihren bisher größten diplomatischen Erfolg der Nachkriegszeit unter Dach gebracht; denn selbst der „unbezahnte“ Atlantikpakt mag sich im Laufe der Zeit als dasjenige Instrument erweisen, welches mehr als die Atombombe dazu beigetragen hat, der Sowjetunion die Wehrbereitschaft des Westens zu beweisen und damit den Frieden vorzubereiten.

Über das Wesen des Atlantikpakts ist an dieser Stelle schon früher ausführlich gehandelt worden<sup>1)</sup>. Auch sonst dürfte für jeden, der sich mit den Einzelheiten dieses Kapitels eingehender beschäftigt hat, kein Zweifel daran bestehen, daß es sich dabei um ein Instrument zur Sicherung der beteiligten Staaten gegen die Möglichkeit eines militärischen Angriffs handelt. Um so merkwürdiger sind die Kombinationen, die während der letzten Monate in der deutschen Öffentlichkeit über die Möglichkeit einer Beteiligung der westdeutschen Bundesrepublik am Atlantikpakt angestellt worden sind.

Die Reise der nordamerikanischen Stabschefs durch die Hauptstädte der am Atlantikpakt beteiligten europäischen Mächte war von einer nicht eben kleinen Zahl deutscher Zeitungen dahin interpretiert worden, daß dabei auch über eine eventuelle Beteiligung Deutschlands gesprochen worden wäre. Solche Auslegungen schienen eine äußerliche Stütze in der Tatsache zu finden, daß die amerikanischen Militärs zunächst nach Frankfurt kamen und im Hauptquartier der ameri-

---

<sup>1)</sup> Vgl. Erich Kordt „Besichtigung des Atlantikpaktes“ in Nr. 5/1949 der „DEUTSCHE RUNDSCHAU“.



kanischen Besatzungstruppen einige Besprechungen abhielten. Die Grundhaltung vieler deutscher Kommentare kam in der Schlagzeile zum Ausdruck: „Noch kein Beitritt Deutschlands zum Atlantikpakt.“

Unbefangene ausländische Beobachter — und nicht nur diese! — mußten zu dem Schluß gelangen, daß die deutsche Öffentlichkeit nichts sehnlichster herbeiwünsche als einen baldigen Beitritt zum Atlantikpakt. Dieser Eindruck hat in Paris und London sehr schnell die zu erwartende Reaktion hervorgerufen, die in offiziellen Erklärungen bestand, daß auf absehbare Zeit an eine Beteiligung Deutschlands am Atlantikpakt überhaupt nicht zu denken sei.

Deutschland nimmt heute unter den Völkern der Welt weithin immer noch die Rolle des Paria ein. Wer sich darüber wundert, hat niemals begriffen, wie sehr wir den letzten Krieg verloren haben, wie sehr uns die von uns jahrelang geduldeten Verbrechen Hitlers entehrt haben und wie tief das zwischenvölkliche Vertrauensverhältnis durch uns erschüttert worden ist. Diese Feststellung besagt nicht, daß die abweisende Haltung der andern immer ein Ausdruck politischer Weisheit sei. Angesichts der beängstigenden Schnelligkeit, mit der die meisten Deutschen die jüngste Vergangenheit zu vergessen geneigt sind, muß aber auf diesen Sachverhalt und seine psychologischen Ursachen leider immer wieder hingewiesen werden.

Umgekehrt findet sich bei uns das psychologisch ebenfalls leicht erklärbare Bestreben, aus der Rolle des Paria befreit zu werden. Daher sind wir bemüht, sobald wie möglich wieder in den Kreis der Völker zurückzukehren, und begrüßen daher jeden neuen Schritt, der auf diesem Wege getan wird. Das begann etwa mit der Beteiligung deutscher Christen an den ersten Nachkriegstagungen der Ökumene und hat sich dann über die Aufnahme in internationale Kultur- und Sportverbände bis in die schrittweise ausgebaute Mitwirkung deutscher Vertreter an der europäischen Wirtschaftsorganisation fortgesetzt. Jeder dieser Schritte ist begrüßenswert. Es wäre aber falsch, wollten wir nun in ein krampfhaftes Bemühen verfallen, möglichst vielen „Vereinen“ anzugehören, um durch Vorzeigen der Mitgliedskarte unsere moralische Rehabilitierung nachweisen zu können. Wir würden dadurch nach außen in die gleiche Rolle gelangen, die so viele Deutsche im Innern angenommen haben, wenn sie einem nur flüchtig Bekannten ganz unaufgefordert ihren entlastenden Entnazifizierungsbescheid vorweisen.

Was aber auf andern Gebieten allenfalls komisch oder peinlich wirkt, kann in der Außenpolitik zu einer Gefahr werden, über deren Ausmaß sich vermutlich diejenigen, die heute einem Beitritt Deutschlands zu diesem oder jenem Pakt so begeistert das Wort reden, keine klare Vorstellung machen. In ihrer Haltung drückte sich im Grunde nur die politische Maßlosigkeit aus, die seit jeher das Erbübel der Deutschen gewesen ist.

Demgegenüber ist es einfach notwendig, einmal zu fragen, ob denn ein Beitritt der westdeutschen Bundesrepublik zum Atlantikpakt überhaupt ein deutsches Interesse darstellt. Anders ausgedrückt, lautet die Frage nicht: Dürfen wir dem Atlantikpakt beitreten? — sondern: Wollen wir es tun?

Angesichts der psychologischen Situation unseres Volkes mag es zweckmäßig sein, ein sekundäres Moment voranzustellen. Es wäre ein großer Irrtum zu glauben, daß wir durch den Beitritt zum Atlantikpakt oder andern politischen Gruppierungen unsern internationalen Ruf wiederherstellen könnten. Die Konsolidierung unseres Ansehens in der Welt muß von innen her erfolgen. Gelingt es uns, in demokratischer und friedlicher Weise ein neues Staatswesen aufzubauen, so wird die Welt eines Tages bereit sein, an eine echte Sinnesänderung der Deutschen zu glauben. Vorher nützen auch die schönsten Mitgliedschaften nicht.

Der eigentliche und gefährliche Irrtum der paktfreudigen Deutschen liegt aber an ganz anderer Stelle: Er besteht in einer völligen Überschätzung unseres politischen Gesundheitszustandes und in einer Verkennung der Tatsache, daß die Zugehörigkeit zum Atlantikpakt vornehmlich keine Rechte, sondern Pflichten mit sich bringt.

Die Engländer haben das schöne Sprichwort von dem Wagen, den man vor das Pferd spannt. Ähnlich verfahren alle diejenigen, welche Deutschland heute zum Gliedstaat eines internationalen Verteidigungspaktes machen wollen. Die deutsche Bundesrepublik ist kaum aus der Taufe gehoben. Bis sie die ersten Schritte machen kann, wird noch etliche Zeit vergehen. Selbst wenn aber der unter dem Bonner Notdach langsam heranwachsende Organismus sich als lebensfähig erweisen wird, so bleibt er doch ein Torso. Man kann und man soll den Entschluß der Deutschen westlich der Elbe, sich wieder ein eigenes Staatswesen zu geben, bejahen, weil anders auch die letzten Möglichkeiten einer politischen Eigenständigkeit der Deutschen verschüttet werden müßten. Aber es wäre trotzdem eine unverzeihliche Dummheit, wollte man glauben, daß dieses aus der Not geborene

Gebilde mehr wäre als ein fragwürdiges Stückwerk, dessen Untergang in dem Augenblick besiegelt sein müßte, in dem es aufhört, sich selbst in Frage zu stellen.

Der Atlantikpakt ist der Versuch des Westens, sich diplomatisch und militärisch gegen einen Angriff aus dem Osten zu sichern. Dieser Osten beginnt aber heute an den Ufern der Elbe. Haben eigentlich unsere paktfreudigen Publizisten und Politiker einmal darüber nachgedacht, daß die Erfüllung ihres Herzenswunsches nichts anderes bedeuten würde, als den Versuch der einen Hälfte Deutschlands, sich gegen die Möglichkeit eines Angriffes der andern Hälfte ihres Vaterlandes zu verteidigen?

An diesem Punkt der Überlegung wird deutlich, daß deutsche Außenpolitik heute nur treiben kann, wer die Tragik unseres politischen Schicksals begreift und bejaht. Diese Feststellung ist nicht romantisch, sondern nüchtern, wie Tragik überhaupt niemals romantisch ist, sondern von klassischer Klarheit. Weil die Trennungslinie zwischen Ost und West mitten durch Deutschland verläuft, müssen wir im Westen uns für ein eigenes Staatswesen entscheiden; aus eben diesem Grunde aber dürfen wir nichts tun, was diese von uns verschuldete und doch uns aufgezwungene Trennung aus dem Raum tagespolitischer Entscheidungen in den höheren Bereich geschichtlicher Bejahung erheben könnte. Nur wer auf diesem schmalen Grat zwischen Schicksal und Schuld sicher zu treten vermag, ist heute berufen, die Außenpolitik unseres Volkes zu bestimmen.

Der ganze Ernst dieser verstrickten Situation ist leider bisher allzu wenigen Menschen in Deutschland aufgegangen.

Gegen die Beteiligung Westdeutschlands am Atlantikpakt spricht aber noch eine weitere, nicht weniger ernste Überlegung. Der Atlantikpakt ist ein Verteidigungsbündnis. Die Beteiligung daran setzt also voraus, daß ein Staat im Stande ist, zur Verteidigung seiner selbst und der andern wirksam beizutragen. Das bedeutet, daß Mitglied des Atlantikpaktes nur ein Staat sein kann, der über eine eigene Wehrmacht verfügt, und sei sie auch so unbedeutend wie die luxemburgische Armee. Mit der Beteiligung Westdeutschlands am Atlantikpakt würde also automatisch die Wiederaufrüstung unserer Bundesrepublik akut.

Wir bezweifeln nicht, daß eben diese automatische Folge für manche Befürworter einer Beteiligung das Leitmotiv ist — und zwar nicht



nur in Deutschland. Schon als um die Wende dieses Jahres die erste Welle von Remilitarisierungsgerüchten über Deutschland hinwegging, war dem Einsichtigen deutlich, daß es nicht nur das unermüdliche Streben unserer Militaristen war, was als Triebkraft dahinterstand. In ausländischen Zeitungen ist immer wieder von den fehlenden zweihundert Divisionen gesprochen worden, die zur effektiven Verteidigung Europas benötigt würden und die man vermutlich nur in Deutschland finden könnte. Es wird die Aufgabe unserer Bundesregierung sein, allen derartigen Anregungen mehr oder minder offizieller Stellen mit der nötigen Entschiedenheit zu begegnen. Aufgabe jedes einzelnen deutschen Staatsbürgers und insbesondere der deutschen Publizistik ist es, die Bundesregierung nötigenfalls daran zu erinnern, daß nichts so geeignet sein würde, dem jungen westdeutschen Staatswesen das Schicksal der Weimarer Republik zu bereiten, wie eine Wiederbelebung des Militärischen.

Wir sagen bewußt: des Militärischen, nicht etwa: des Militarismus; denn die größere Gefahr droht uns nicht vom offenkundigen Übel des Militarismus, sondern von den verborgenen Fallstricken des Militärischen. Es gehört zum Unheil der deutschen Geschichte, daß im 19. Jahrhundert die Einigung des Reiches durch den preußischen Militärstaat vollzogen wurde, und daß sich das militärische Denken Preußens mehr und mehr auch in andern Teilen des Reiches durchgesetzt hat. Diese Entwicklung hat im Charakter der meisten Deutschen verhängnisvolle Spuren hinterlassen, die nicht im Handumdrehen, sondern nur im Laufe mehrerer Generationen auszulöschen sind. Daß die Gefahren des militärischen Denkens nur in Deutschland vorhanden wären, wird niemand behaupten wollen, der in den letzten Jahren erlebt hat, wie bedenklich die nahezu unkontrollierte Machtausübung durch Soldaten sich auch anderswo ausgewirkt hat. Immerhin handelt es sich dabei um Ausnahmefälle, die nichts daran ändern können, daß in den angelsächsischen Ländern und in den nach ihrem Muster geformten andern westlichen Demokratien das Militär stets der politischen Kontrolle unterworfen bleibt, so daß Mißstände verhältnismäßig schnell behoben werden können.

Bei uns jedoch ist es leider anders verlaufen. Im wilhelminischen Reich bestand zwar theoretisch eine verfassungsrechtliche Kontrolle des Reichstages über die Wehrausgaben. Da aber ein großer Teil der Parlamentarier dem bevorzugten Stand der Reserveoffiziere angehörte, war es den Militärs meistens leicht gemacht, sich gegen die mahnenden Stimmen einer vernünftigen Minderheit durchzusetzen.

De facto war das von Bismarck „mit Blut und Eisen“ geschaffene Reich ein Militärstaat. Die Weimarer Republik war es nicht mehr oder doch nur noch in geringerem Maße. Immerhin ist nicht zu übersehen, daß mit fortschreitender Zeit auch der damalige Reichstag sich den Forderungen der Militärs auf heimliche Aufrüstung immer weniger verschließen konnte, so daß Hitler schließlich nur in hundertfach vergrößertem Umfang fortzufahren brauchte, wo das Unheil in demokratischem Gewande schon seinen Anfang genommen hatte.

Die geschichtliche Erfahrung lehrt also eindeutig, daß die meisten Deutschen der Versuchung des Militärischen nicht gewachsen sind. Ob das in Zukunft anders werden kann, wissen wir nicht. Heute jedenfalls ist es so, und darum müssen wir heute der Wiedereinführung einer selbständigen deutschen Militärmacht mit dem größten Nachdruck widersprechen. Zunächst einmal brauchen wir keine Soldaten, sondern Staatsbürger. Wir brauchen nicht Menschen, die für das Vaterland sterben, sondern solche, die dafür leben wollen. Auch aus diesem Grunde liegt eine Beteiligung Westdeutschlands am Atlantikpakt nicht im deutschen Interesse.

Hier erhebt sich die Frage, ob nicht die gleichen Argumente auch gegen die Beteiligung Deutschlands an einem europäischen Zusammenschluß sprechen. Es ist berechtigt, die Frage zu stellen; bejahen kann sie freilich nur, wer das Wesen Europas nicht begriffen hat. Der Atlantikpakt ist eine Ausgeburt der Stunde, ein Erzeugnis einer bestimmten weltpolitischen Situation und Gefahr. Europa ist eine Idee. Wir müssen es der Geschichte überlassen, ob sich im Laufe künftiger Jahrhunderte jemals eine atlantische Völker- und Kulturgemeinschaft etwa in der Weise herausbilden wird, wie es im Altertum eine mediterrane Gemeinschaft gegeben hat. Heute jedenfalls ist der Bund der im Atlantikpakt zusammengeschlossenen Mächte nicht mehr als eine Konstruktion, die bestimmten Zwecken politischer und militärischer Art dienen soll. Die Gemeinschaft der europäischen Völker hingegen ist selbst dann, wenn sie noch keine organisatorische oder rechtliche Form gefunden hat, eine geistige und historische Tatsache. Wir können wählen, ob wir Gliedstaat des Atlantikpaktes werden wollen. Europäer sind wir.

Auch unsere deutschen Brüder jenseits der Elbe sind Europäer, auch die Tschechen und Ungarn sind es: Europäer unter fremder Zwingherrschaft. Das hat es in der Geschichte mehr als einmal ge-

geben. Es bedeutet keine Unterschätzung der bolschewistischen Gefahr, wenn wir behaupten, daß selbst ein Menschenalter dieser fremden Zwingherrschaft am europäischen Wesen der europäischen Völker jenseits des eisernen Vorhangs nichts ändern könnte. Auch hier gilt, was wir vorher von der Tragik der deutschen Außenpolitik gesagt haben. Nur durch die Behauptung des Europäischen hier im Westen können wir unsern europäischen Brüdern im Osten den Dienst erweisen, den wir ihnen schuldig sind. Wenn wir uns an einem europäischen Zusammenschluß beteiligen, so beziehen wir damit nicht ein bewaffnetes Lager, sondern wir bestätigen uns selbst und bestärken die bedrohten Völker Europas in ihrer mühevollen Selbstbehauptung.

Freilich gilt auch hier, daß jedem zwischenstaatlichen Zusammenschluß die eigenstaatliche Gesundung voraufgehen muß. Unser aufrichtiger Wunsch, im nächsten Jahr mit deutschen Vertretern an den Beratungen der europäischen Versammlung teilnehmen zu dürfen, sollte daher vornehmlich als ein Bekenntnis zu Europa verstanden werden. Zugleich sollten wir aber bescheiden und weise genug sein zu betonen, daß unser praktischer Beitrag noch auf längere Sicht geringer bleiben muß als die Beiträge anderer europäischer Völker. Die Gründe dafür liegen auf der Hand.

Von dieser Selbstbescheidung her beantwortet sich auch die Frage nach der Verteidigung Europas, um die wir und die andern eines Tages nicht herumkommen können. Es ist zugleich die Frage nach der von so mancher Seite propagierten Neutralisierung Deutschlands. Die Neutralisierung Deutschlands ist, so verlockend sie gerade den entschiedenen Gegnern des Militarismus und der Soldatenspiellerei erscheinen mag, eine Illusion. Würde sie verwirklicht, so bedeutete sie den Ausschluß Deutschlands aus der Schicksalsgemeinschaft der europäischen Völker. Gerade deshalb wird sie ja von sowjetrusischer Seite so warm befürwortet.

Deutschland wird eines Tages die gleichen Rechte und die gleichen Pflichten auf sich nehmen müssen wie die andern Mitglieder einer europäischen Föderation. Zu den Pflichten wird auch die Verteidigung Europas gehören. Freilich wird die Verteidigung dann nicht mehr Aufgabe nationaler Armeen sein, sondern einer europäischen Bundesarmee, zu welcher Deutschland sein von dem europäischen Parlament festgesetztes Kontingent beisteuern wird. Diese deutschen Verbände unterstehen dann nicht mehr der deutschen, sondern der europäischen Souveränität. Damit werden wir innerhalb Deutsch-



lands von der Versuchung befreit, die uns das Militärische zu unserm Unheil immer wieder bereitet hat.

Eines Tages wird das geschehen müssen. Heute noch nicht. Heute sind wir zur Übernahme solcher Pflichten noch zu schwach. Da wir heute selbst zu unserm Schutz noch nicht beitragen können, müssen wir Schutz suchen bei den Mächten, deren Interesse die Verteidigung Europas und desjenigen Teiles Deutschlands ist, der diesseits des eisernen Vorhangs liegt. Diesen Zustand, der eine Folge unserer politischen Sünden ist, mag man beklagenswert finden; unwürdig wird ihn nur nennen, wer in der Handhabung von Mordinstrumenten den besonderen Ausdruck menschlicher Würde erblickt.

Unsere Beteiligung am Werk der europäischen Einigung wird also nur schrittweise erfolgen können. Das ist weder ein Fehler noch gar eine Unmöglichkeit; denn weil Europa eine Idee ist, eine geistige Wirklichkeit, gehören wir ihm an, wie immer unsere politische Wirklichkeit aussehen mag. Der Atlantikpakt ist etwas ganz anderes. Ihm können und dürfen wir nicht angehören, weil wir damit den schmalen Grat verfehlen würden, der uns zwischen Schicksal und Schuld als unser Weg aufgegeben ist, und weil er seinen Unterzeichnern Pflichten auferlegt, denen wir nicht gewachsen sind.

Die öffentliche Diskussion um Deutschlands Teilnahme am Atlantikpakt ist bisher sehr leichtfertig geführt worden und mußte daher unfruchtbar bleiben. Wenn man sie aber zum Anlaß nimmt, einmal den Untergründen unserer politischen Wirklichkeit nachzuspüren, so könnten dabei Einsichten zu Tage gefördert werden, die uns bisher versagt geblieben sind. Wir könnten die Kraft gewinnen, um die eingefahrenen Gleise des strategischen Sicherheitsdenkens und der bloßen materiellen Nützlichkeit zu verlassen und um eine geistige Politik zu treiben, die uns dem Wesen der neuen, europäischen Epoche unerwartet nahe bringt. Es möchte uns dann wohl gelingen, die Worte Hugo von Hofmannsthal zu erfüllen, die er im Jahre 1919 an französische Freunde schrieb:

„Was wissen wir selbst von uns? Wir sind ein zwiespältiges Volk, das sich selber immer neu entdecken muß und Mühe hat, sich selber zu begreifen. Dunkler Gast unter den Völkern der Erde, dem Nicht-seienden und dem Da-seienden wechselweise verknüpft, müssen wir es tragen, wenn Mißtrauen die Welt erfüllt, auch dann, wenn wir aufrichtig, aber unerwartet handeln und wandeln.“

## Spanien, Europa und das „Reich“

Madrid, im September 1949

In den karlistischen Bürgerkriegen des neunzehnten Jahrhunderts unterlagen die kampffähigen Kräfte des „europafeindlichen“ Geistes in Spanien. Der Glaube, daß damit ein spanisches Zeitalter versunken sei, ließ sich um 1880 rechtfertigen. Er gab der im ganzen nach links gleitenden Parteipolitik, trotz ihrer Unterbrechung durch die Diktatur Primo de Riveras, ein gewisses Sicherheitsgefühl, das freilich nie unbegrenzt war und denn auch 1936 mit dem Ende der zweiten Republik abriß. Danach wandte sich das Blatt, und heute ist nicht mehr zu verkennen, daß die frühere Niederlage der karlistischen Reaktion keineswegs auf lange Sicht und in tieferem Sinne entscheidend war. Ihre Anhänger bilden die agitatorische Spitze des spanischen Monarchismus, die zuweilen wie ein Dorn in das Fleisch des gegenwärtigen, auch-monarchistischen, aber auf Zeitgewinn bedachten Regimes eindringt (vgl. die Kautelen des Francoschen Nachfolgegesetzes). Gleichwohl haben die Karlisten als Veteranen Francos im letzten Bürgerkrieg Anspruch auf allseitigen Einfluß im Staate, und es ist nicht zuviel gesagt, daß ohne diesen das Spanien von heute in mancher Beziehung anders aussähe.

Wie weit im Anfang Franco selbst und seine Ratgeber der Illusion des überwundenen Karlismus erlagen, wie weit sie auf Schwierigkeiten von dieser Seite gefaßt waren, ist eine mehrdeutige Frage. Jedenfalls stimmten die Richtungen, auch abgesehen von der monarchischen Frage, nicht schlechthin überein, und für die zweite Annahme, die der dunklen Vorahnungen, sprechen gewisse frühzeitig getroffene Vorsichtsmaßnahmen. Als Serrano Suñer anfangs 1937 aus dem roten Madrid im inoffiziellen Hauptquartier in Salamanca ankam, war es sein erstes, die einander widerstrebenden Kräfte im Dienste Francos so fest zusammenzuschließen, daß, wenn nötig, ihre

Unvereinbarkeiten sich im Ergebnis aufhoben. Die kleine Minderheit von revolutionären, durch den italienischen und den deutschen Totalitarismus beeindruckten Anhängern José Antonio Primo de Riveras wurde mit dem traditionsfrömmsten Element Spaniens, der bei weitem stärkeren Organisation des Karlismus, zur staatlichen Einheitspartei verkettet. Das Werk hatte eine politische Tragweite, die, dem Urheber wohl bewußt, über die militärischen Notwendigkeiten des Tages hinausreichte.

Es ist gelegentlich bemerkt worden, daß Serrano vollbrachte, was andere revolutionäre Diktatoren aus Schwäche oder Kurzsichtigkeit zu versäumen pflegen, nämlich die revolutionäre Partei unschädlich zu machen, sobald der Diktator im Sattel sitzt<sup>1)</sup>. In der Tat läßt sich von der spanischen Einheitspartei sagen, daß sie den von der Minderheit mitsamt deren Programm eingebrachten Namen der Falange nicht gerade wie eine Brandfackel durchs Land getragen hat; eher hat sie beides wie eine Erbschaft provisorisch verwaltet.

Die andere Seite des Kompromisses von Burgos hat nie viel Beachtung gefunden. Aber es schien klar, daß die Falange nicht mit dem Karlismus, die „Bewegung“ nicht mit der Beharrlichkeit unter ein Joch gespannt werden konnte, ohne daß die Karlisten ihrerseits einiges von ihrem Zerwürfnis mit der Gegenwart und deren Zukunftsplänen vergaßen. Beide, Revolution und Tradition, gewannen so viel, wie sie verloren. Serrano war, wie der Gründer der Falange, ein glühender Bewunderer Mussolinis und, wie die Karlisten, ein treuer Sohn der katholischen Kirche. Aber er hatte als Jurist eine zu achtungsgebietende Vorstellung vom Staate, um das Heranwachsen ungebärdiger Partikularismen in dessen Schoße nicht im Keim zu ersticken, seien sie revolutionärer oder reaktionärer Richtung.

Wiederkehr und Begrenzung des karlistischen Einflusses erfolgten auf diese Weise unter dem Zeichen innerspanischer Kriegsnotwendigkeiten und einer rein innerpolitischen Staatsraison, die mit ihrer Aktualität den europäischen Sinn des Vorgangs verdeckten. Dem Ausland ist dieser im großen und ganzen dunkel geblieben, aber ihn aufdecken ist sicher kein geschichtswidriges Hineintragen der heutigen europäischen Problematik in Ereignisse, die schon reichlich

---

<sup>1)</sup> Manche wollen aus dieser Forderung sogar eine Art von allgemeingültigem Gesetz der Diktaturen machen, das allein ihre Wohlfahrt und Ersprießlichkeit verbürgen könne. Doch entstammt die Theorie wohl keinem einwandfrei diktatorischen, geschweige denn totalitären Kopf. Auch kann derselbe Versuch in einen Fall Röhm ausarten, was in Salamanca, in vollem Bewußtsein einer derartigen Möglichkeit, vermieden wurde.



über ein Jahrzehnt zurückliegen. Spanien, in manchem das uneuropäischste Land des Erdteils, hat unser Thema vor allen anderen Europäern gekannt und erlebt. Der Stoff hat ihm abwechselnd oder selbst zu gleicher Zeit Außen- und Innenpolitik, Größe und Erniedrigung, religiöses, poetisches und wissenschaftliches Ideal oder Götzenbild bedeutet. Zu ihm hat auch der einzelne Spanier immer, und nicht zuletzt vor zwölf Jahren, ein Verhältnis gehabt, dem Lust oder Unlust ein allezeit entschiedenes Gepräge gaben.

Das Europa freilich, dem die Karlisten Widerpart boten, trug bestimmte Züge, die in heutigen Augen zum Teil bereits Geschichte geworden sind. Es war das konstitutionelle, liberale, kapitalistische und klassenkämpferische, mechanisierende Europa des neunzehnten Jahrhunderts, beherrscht von neuen, protestantischen und erwerbstüchtigen Seemächten (die Karlisten waren meist deutschfreundlich), abgefallen von der wahren Kirche, von einem alles durchdringenden Laizismus, und jeden Tag ärmer an Spielraum für eine romantische Geistesströmung, die ihren kämpferischen Impuls nur zufällig von einer spanischen Erbfolgefrage empfangen hatte. Merkwürdigerweise ist die Erbfolgefrage noch heute ungelöst, aber gewiß kann man auch von den übrigen hier aufgezählten Steinen des karlistischen Anstoßes nicht ausnahmslos sagen, daß das Europa des zwanzigsten Jahrhunderts sie sich an den Schuhsohlen abgelaufen und vergessen hätte. Es ist genug ältere Problematik geblieben und neue in dem engen Erdteil nachgewachsen, um den karlistischen Geist zu erhalten, wie er war: antieuropäisch.

Im übrigen beweist die Herkunft des Karlismus aus einer bestimmten geschichtlichen Lage noch nicht, daß eine solche Erscheinung unter gewandelten Zeitumständen belanglos werden müsse; ihre unsichtbaren Wurzelspitzen können in eine tiefere Schicht des Bleibenden hinabreichen. Weiter unten werden einige Streiflichter auf die geschichtliche Überlieferung Spaniens diese Deutung bestätigen. Der Staatsfeindlichkeit und Belligerenz von ehemals entrückt, macht die heutige Stellung des Karlismus nur um so deutlicher, daß er eine der ganzen spanischen Politik zum mindesten wohlvertraute Denk- und Gefühlsweise ist.

**A**ngesichts der heutigen Isolierung Spaniens von außen her könnte natürlich auch eine der Selbstgenügsamkeit abholde Politik nur bemüht sein, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Und das bedeutet, wie die Machtverhältnisse liegen, nun einmal starre Ausrichtung

der Propaganda nach dem Satz: „Ihr isoliert uns? Uns soll's recht sein!“ Das Programm der ursprünglichen Falange fordert die Rehabilitierung Spaniens in der europäischen Politik in unbefangenen, ja naiven Worten. Und doch wäre dieselbe Falange, hätte Serrano Suñer sie in Salamanca unter sich gelassen, heute zur gleichen unfruchtbaren Kritik an den europäischen Integrationsversuchen verurteilt, die man tatsächlich immer wieder aus Madrid vernimmt.

Das Künstliche einer solchen Lage verführt leicht zu dem Glauben, daß die Gewinnung des heute garantiert antikommunistischen Spaniens für die europäischen Pläne des Westens sich beliebig lange aufschieben lasse; nötigenfalls würde amerikanische Finanz- und Wirtschaftshilfe, mit oder ohne Einwilligung der ERP-Nutznieber, den Knoten gerade noch rechtzeitig lösen, wobei spanische Zu- und Abneigungen von allem am wenigsten ins Gewicht fielen. So kann nun sicher nur gedankenlose Oberflächlichkeit urteilen. Die Dollars würden für den Augenblick gewiß einen beträchtlichen Unterschied machen. Aber wenn es tief eingewurzelte, dem Opportunismus des Tages entzogene Bedenken gegen die Eingliederung dieses Landes in irgendein Schema europäischer Integration gibt, dann bestehen sie nicht allein auf seiten der Gegner Spaniens. Dies sollte im Vorstehenden an der Erscheinung des Karlismus klargemacht werden, die hier vielleicht über einen Schattenriß nicht hinausgediehen ist, deren Belebung im einzelnen jedoch zu weit führen würde.

Es läßt sich nun sicher nicht behaupten, daß der Isolierungsbedürftige Zug der älteste und stärkste des spanischen Charakters wäre. Das spanische Geschichtsbild drängt eher den Eindruck auf, daß das Isolierungsbedürfnis sich zwar als ständige Reaktionsmöglichkeit, als Empfindlichkeit immer bereithält, aber in allen Epochen, die ein Spanier seiner wahrhaft würdig erachtet, sozusagen im Stehen schläft. Der stärkere Zug ist im Gegenteil der spanische Universalismus, der die Ökumene als politische Einheit will. Vor allem verbietet sich jede Vereinfachung des Hanges zur Selbstgenügsamkeit durch die landläufige nationalistische Deutung. Spanien ist der erste Nationalstaat Europas gewesen und auf diese Weise wenigstens unbelastet von dem, was man die Erbsünde des Nationalismus nennen möchte: der Nachahmung bereits vorhandener und erfolgreicher Nationalstaaten, die sich nachträglich so gern hinter einem unbedingten Anders-sein-wollen verbirgt und überhaupt einige der abstoßendsten Merkmale des Nationalismus gezeitigt hat.

Gerade weil hier die europäische Integration nicht lediglich natio-

nalistische Widerstände zu überwinden hätte, ist die Feststellung der ihr entgegenwirkenden Kräfte so verwickelt. Der Liebhaber des Paradoxen würde nicht weit fehlgehen, wenn er fände, das spanische Isolierungsbedürfnis sei nichts anderes als die Summe der Enttäuschungen, die Spanien mit seinen eigenen europäischen und universalen Integrationsversuchen erfahren hat. Im großen wiederholt sich hier etwas von der menschlichen Kleinheit des einzelnen, dem es schwer fällt, Lösungen anzunehmen, die zwar seinen Neigungen entsprechen mögen, aber nicht mehr seine Lösungen sind. Man begreift danach, daß auch der ökumenische Charakterzug des spanischen Denkens nicht notwendigerweise dessen Anfreudung mit den Europa-Ideologien von heute erleichtert. Wo der spröde Geist Spaniens sich „von der Geschichte verpflichtet“ fühlt, über die Kleinerzigkeit des Isolierungsideals hinaus zu planen, da werden seine Ansprüche an den Gehalt der neuen, von anderen erdachten politischen Ökumene um so kritischer.

Denn Spanien hat zu diesem Thema viel zu sagen. Und es wird sich um so weniger gerne kurz dabei fassen, als ihm die geschichtlichen Begriffe ineinanderfließen. Ein West- oder Nordeuropäer, ohne von einem Nordamerikaner zu reden, kann den rationalistischen Charakter der gegenwärtigen Europa-Ideologie, ihrer Pakt- und Föderationsformen, für ein Vorzeichen kommender geschichtsloser und allein schon darum besserer Tage halten. Er hat es hier mit einer „einzigen letzten Möglichkeit“ zu tun, gibt sich ihr optimistisch hin und lehnt alle historischen Vergleiche ab. Eine solche Haltung findet aber in Spanien nichts, worauf sie fußen könnte; nichts im heutigen und im tiefsten Grunde auch nichts in einem denkbaren anderen Spanien. Das neunzehnte Jahrhundert und die beiden Weltkriege sind in diesem Lande zu abseitig miterlebt worden, um ihm die Schlußfolgerungen aufzuzwingen, die von den europäischen Föderalisten vertreten werden. Der Verfall Europas, von ihm in groben, aber überdeutlichen Zügen wahrgenommen, drängt ihm andere, für sein Empfinden stärkere und ergreifendere Impulse auf, die samt und sonders seiner älteren und ältesten Geschichte entspringen. Zu ihnen gehört das Bewußtsein, die älteste Provinz des römischen Imperiums gewesen zu sein, gehört die Erinnerung an das mittelalterliche Reich der Christenheit und seine Grenzkämpfe gegen den Islam, gehören auch die starken Geistes- und Willenskräfte der Gegenreformation mit aller Fülle ihrer politischen Abwandlungen.

In Spanien wird Europa mit dem „Reich“ verwechselt. Pure Ver-



senkung ins Vergangene, wie man sieht, die der Gegenwart nicht über den Weg traut! Doch seien wir nicht zu ungeduldig mit diesem Spanien, wir, die wir gern nach weniger Geschichte rufen! In den universalistischen Beweggründen seiner Vergangenheit steckt eine Ehrlichkeit, von der manche unter uns gut etwas mehr gebrauchen könnten.

Nein, einige Tugenden lassen sich diesem Geschichtsbild nicht abstreiten. Die Idee des römischen Imperiums, eine Idee der Provinzen, wie man weiß, verdankt der Iberischen Halbinsel außer Männern der Verwirklichung auch Ansätze philosophischer und moralischer Klärung. Eugenio d'Ors schreibt einmal im Hinblick auf die imperiale Gesinnung der damaligen Bewohner der Halbinsel: „Es ist Zeit, den Ausdruck ‚Provinz‘ wieder zu Ehren zu bringen und von der Mißachtung zu befreien, mit der ihn seit mehr als einem Jahrhundert die Romantik und ihr Doppelgefolge von demokratischem Absolutismus und uniformierender Zentralisation umgeben... Die Völker und Gemeinschaften, denen einst Rom die Ehre zusprach, sich ‚Provinz‘ zu nennen, und die kraft dessen an der überlegenen römischen Lebensart teilnahmen, wurden damit geädelt. So war der Adel derjenigen beschaffen, aus deren Schoße in Trajan ein Kaiser, in Seneca ein römischer Philosoph, und noch an der Schwelle des Mittelalters im heiligen Augustinus eine wahrhaft hauptstädtische Gestalt des Katholizismus erwachsen. Möchte Gott, daß viele Völker im modernen Europa diese Berufung zur Einheit in sich fühlten, die Berufung, Provinz Europas zu sein!“

In der spanischen Tradition erscheint ein einziges Mal die Versuchung des geschlossenen Nationalstaates in ihrer ganzen Größe: in den zweieinhalb Jahrhunderten, die von Toledo aus die Westgoten das Land beherrschen, Rom und Byzanz gleichermaßen abgewandt. Dieses Vorbild besitzt nach dem Einfall der Araber noch die Kraft, den kleinen asturisch-galizischen Rest- und Nachfolgestaat im Nordwesten der Halbinsel, der ein ungewisses Dasein zwischen dem nachdrängenden Islam und der Reichsgründung Karls des Großen fristet, zu legitimieren. Danach erlischt seine Anziehungskraft für immer. Trotz seiner hohen Verdienste um die Befreiung von den Arabern ist es nicht Asturien, sondern Kastilien, das der politischen und religiösen Anarchie der langen, unter dem Halbmond verbrachten Jahrhunderte ein Ende und aus Spanien wieder eine staatliche Einheit macht.

Aber dieser erste bedeutende Nationalstaat der Welt scheint nur geschaffen, um sich unverzüglich in einige der größten universalistischen Unternehmungen zu stürzen, die die Geschichte kennt. Unter dem vereinten Ansporn von Erkenntnisdrang, Ruhmbegier, Erwerbsinn, politischem Gestaltungswillen und religiöser Sendung reiht er im Laufe eines einzigen Jahrhunderts die Eroberung der Neuen Welt, den Kampf um die Einheit der Alten, den Aufbau einer riesigen Kolonialverwaltung, die Verpflanzung einer Kultur, den Versuch einer ökumenischen Glaubenserneuerung aneinander.

In diesen hohen, über die Gipfel des Barock hinführenden Zeiten lernt Spanien auf den Nationalstaat als Ausdruck der europäischen Dekadenz herabblicken. Die Dekadenz ist eine ansteckende Krankheit. Sein eigener Niedergang erscheint ihm als Folge der „Überfremdung“, das Frankreich der Aufklärung und großen Revolution als ihre Hauptquelle. Ihretwegen überhäuft es sich mit Vorwürfen in Selbstgesprächen, die um so erbitterter werden, je weiter die Epoche der großen Kraftverausgabung in die Vergangenheit zurück-sinkt und andere in eine neue Zivilisation hineinwachsen, die Spanien nur Schauern einflößt. Selbst eine universalistische Überlieferung kann so zum Motiv der Isolierung werden.

Während des zweiten Weltkrieges belebt sich die spanische Auseinandersetzung mit den europäischen Ordnungsfragen wieder. Man hält eine Zeitlang große Stücke auf Carl Schmitts theoretische Versuche zur Einführung eines festländischen Reichsbegriffes in das Völkerrecht. Aber worauf hinaus will denn im konkreten Fall diese Lehre, die doch zuletzt einfach im Lebensraum-Imperialismus stecken bleibt? Eine feste Vorstellung von der Rolle, die die Schöpfung Francos in einem Europa unter deutscher Hegemonie spielen soll, gibt es nirgendwo, und sie wird wohl auch nirgendwo herbeigesieht. Leicht begeisterte junge Politiker in Spanien glauben zuweilen sicher zu sein, daß Madrid als „dritter Pfeiler“ mit Berlin und Rom die „Neue Ordnung“ zu tragen bestimmt sei, was in Berlin und Rom peinlich berührt. Häufig wiegt unter der Oberfläche der Bewunderung tiefe Beklommenheit vor. Die ganze Skala der Gefühle klingt denn auch in der von Spezialisten sachkundig geführten Auseinandersetzung um die Zukunft Spaniens an.

Man diskutiert in wohlabgewogenen Formeln, zuweilen Kompromißmöglichkeiten andeutend, immer natürlich unter Vorbehalt

spanischer Gleichberechtigung und Mitbestimmung. In der Aussprache zeichnet sich wider Willen ein Bedürfnis ab, auch in dem künftigen festländischen Reich noch irgendein „Gleichgewicht der europäischen Mächte“ zu erhalten — eine sonst in Spanien verhaßte „reichswidrige“ Vorstellung. Was die Diplomatie in jenen sechs Jahren tut und unterläßt, davon ist hier, wohlgemerkt, nicht die Rede. Aus ihren wechselnden Anpassungsversuchen Charakter und Grundstimmung des Landes ermitteln zu wollen, wäre ein vergebliches Bemühen, das man den streitenden Auswärtigen Ämtern überlassen kann. Die Rede ist von einer ausgewählten, unterrichteten, noch nicht zu Akten erstarrten Meinung. Und dieser politischen Intelligenz genügt auch in der Bedrängnis des zweiten Weltkrieges im wesentlichen das alte universalistische Geschichtsbild, um sich zu orientieren und zu verteidigen — mit zeitgemäßen Abwandlungen, aber ohne nationalistische Romantik.

Es ist ein Geschichtsbild von großartiger Einseitigkeit. Der dumpfe, eintönige, vereinfachende Antikommunismus der heutigen spanischen Propaganda leitet sich gleichwohl aus ihm mit einer gewissen Natürlichkeit her, so unglücklich hinter seiner Nebelwand auch die Einzelzüge des Bildes verschwimmen mögen. Für das sowjetische Rußland ist, wenn überhaupt, nur außerhalb der Ökumene Platz, wie einst für den Islam. Darum verträgt das Bild sich schlecht mit Viererkonferenzen, „containment policy“, hinhaltendem Widerstand und mitregierenden sozialistischen, sei es noch so antikommunistischen Parteien im Westen. Es erlaubt, nebenbei, trotz gutem Willen nicht allzu viel Verständnis für die deutsche Frage, die aus der breiten europäischen Problematik wie eine von oben bis unten geborstene Säule herausragt.

Einmal in die europäischen Integrationspläne einbezogen, wäre Spanien vielleicht kein bequemerer Teilhaber als sein natürlicher Widerpart Frankreich. Und doch gleicht sein Ausschluß der künstlichen Sterilisierung eines gewiß nicht wertlosen Teils europäischer Überlieferung. Dergleichen wird nur erklärlich, wenn man sich erinnert, daß das Plänemachen im Schatten des Wettbewerbs außer-europäischer Hegemonien vor sich geht.



## Japan zwischen Tradition und Neubau

Der Grundrhythmus der japanischen Kulturgeschichte ist ein ständiger Wechsel zwischen leidenschaftlicher Hingabe an Fremdes und ebenso leidenschaftlicher Selbstgewinnung oder Selbstbewahrung durch Rückbesinnung auf das Eigene. Zweimal ist eine Hingabe an fremde Kulturwelten, die dem in sich beschlossenen Japan mit überwältigender Wucht gegenübertraten, erfolgt. Das erste Mal, vom 6. bis zum 8. Jahrhundert etwa, war es China, dessen überragende kulturschöpferische Kraft magnetgleich das noch auf frühzeitlicher Stufe stehende Japan anzog und in ihm den Impuls zu einer phänomenalen Entfaltung und schöpferischen Ausprägung seines schlummernden Eigenwesens weckte. Daß der Aneignungs- und Umformungsprozeß so organisch und erfolgreich verlaufen konnte, lag daran, daß sich hier zwei nationale Charaktere fruchtbar berührten, die trotz tiefen Unterschieden in vieler Hinsicht auf dem gleichen oder doch einem verwandten Boden standen. Das andere Mal jedoch, seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, vollzog sich die Berührung weniger harmonisch: es war der übermächtige Zwang der weltpolitischen Entwicklung, der die Japaner nötigte, unter starken inneren Kämpfen sich die Beherrschung all der — diesmal absolut fremdartigen — Errungenschaften des Westens abzunötigen. Freilich sind auch dadurch produktive, vorher unerschlossene Kräfte entbunden worden und niemand wird bestreiten, daß die Japaner Unerhörtes und wirklich Schöpferisches vollbracht haben: aber man darf wohl fragen, ob das alles nicht in weitem Umfang doch auf eine Selbstverleugnung und sogar eine Art von Selbstzerspaltung hinauslief. (Das japanische Leben ist ja seitdem auf vielen Gebieten „zweigleisig“ geworden.) Ob die damals gewonnene äußere Stärkung und gewaltige innere Anspannung und Ausweitung aber nicht doch im Grunde ein Unheil war und ob nicht auch kulturell eine Verarmung

im Eigentlichen und Wesentlichen eintrat — das zu bejahen wird man heute eher geneigt sein als noch vor etwa 15 Jahren. Vermeidbar war die Entwicklung jedenfalls nicht.

Jene beiden Riesenwogen kulturellen Einflusses trugen kleinere Wellen auf ihrem Rücken: zwischen dem 9. und 17. Jahrhundert gab es mehrfache Schübe chinesischer Rezeption und ihrer Einschmelzung ins Eigene, und auch die unter dem Vorzeichen der Verwestlichung stehende Gesamtentwicklung seit 1870 etwa ist von zahlreichen Einzelphasen bald „fortschrittlicher“, bald „reaktionärer“ Tendenz durchsetzt gewesen. Eben darin drückt sich jenes bleibende Entwicklungsprinzip des Wechsels von Selbsthingabe und Selbstbewahrung aus. Schmiegsamste Anpassungsfähigkeit und zähester Beharrungswille sind hier keine unvereinbaren Gegensätze, sondern sie wirken zusammen zur Schaffung jener merkwürdig zwiespältigen, gefährdeten, aber auch vielfältig-reichen japanischen Kultur: sei es in alternierendem Phasenwechsel, sei es in der Herausbildung eines Mittelweges, einer Resultante, einer kulturellen Synthese. Heute ist wieder einmal ein kritischer Punkt dieser wechsellvollen Entwicklung da und die alte Problematik wird aufs neue in geradezu gefährlicher Weise akut.

Daß die Aufgabe von außen gestellt wird, ist dabei nichts eigentlich Neues: ist es doch das Schicksal des japanischen Volkes gewesen, daß ihm immer wieder einmal die großen Geschichtswenden, die entscheidenden Schritte sich weniger von innen her, aus einem natürlichen Wandel und Wachstum ergaben als von außen aufgedrungen wurden — teils (wie im Falle Chinas) weil ihm ein überlegenes und bewundertes Vorbild unabweisbar entgegentrat, teils (wie in moderner Zeit) weil eine Auseinandersetzung mit den fremden Welt- und Geistesmächten sich nicht vermeiden ließ, wollte Japan nicht seine nackte Existenz aufs Spiel setzen. Nachdem es konkurrenzfähig geworden, ist dann unter gegenseitiger Verkennung der eigenen sowohl wie der fremden Wesensart jene katastrophale Auseinandersetzung erfolgt, die Japan zum ersten Male einen völligen Zusammenbruch eingetragen hat — nicht zuletzt, weil (gleichfalls zum ersten Male) seine bis dahin stets bewährte Fähigkeit, einen äußeren und inneren Ausgleichsweg zu finden, durch mangelnde Selbstkritik, durch politisch-moralische Hybris außer Funktion gesetzt war.

Nun aber hat sich das Verhältnis zwischen dem japanischen Volk und der Besatzungsmacht — dort ist es praktisch nur eine — sehr bald relativ günstig entwickelt: teils dank geschickter Anpassung der

Japaner an die neue Situation, wobei ihnen ihr Stoizismus, ihr ressentimentfreier Tatsachensinn, ihre asiatische Diplomatie (die eigentlich eine Form uralter asiatischer Weisheit ist), aber auch ihre stets wache Neugier unschätzbare Hilfe leistete — teils dank vernünftiger Behandlung der Japaner durch den großen Politiker und Psychologen MacArthur. Der anfängliche amerikanische Reformeifer, der zunächst aus Mangel an Verständnis für die psychologischen Voraussetzungen und geschichtlichen Hintergründe zum eisernen Besen greifen wollte, hat sich allmählich abgeschwächt — und zwar teils unter dem Druck der weltpolitischen Lage, vor allem aber auch, weil sich das natürliche Gewicht der Dinge geltend machte.

In der Kulturpolitik führte dieser Wandel zu einer stärkeren Rücksicht auf die traditionelle Substanz oder doch zu ihrer stillschweigenden Anerkennung, zum Verzicht also auf eine allzu durchgreifende, amerikanisierende Umerziehung. Immerhin sind von diesen nicht durchweg sinnlosen kulturpädagogischen Forderungen auch wichtige Reformimpulse ausgegangen, die übrigens zum Teil nur fortführen, was sich vor der totalitär-chauvinistischen Ära, also bis etwa 1930, schon vielfach angebahnt hatte. Zwischen den neuen Forderungen und der Notwendigkeit, den schöpferischen Wesenskern zu bewahren, ist nun ein Ausgleich zu finden — in erster Linie durch Selbstbesinnung (als Selbstkonzentration wie als Selbstkritik verstanden) und durch traditionsbewußte Erneuerung der kulturellen Gestaltungsformen; beides freilich schließt eine tiefe psychologische und geschichtliche Dialektik in sich.

Daß die Alliierten die Monarchie haben bestehen lassen, war ohne Zweifel eine der weisesten Entscheidungen, die sie treffen konnten. Denn nur die unantastbare Autorität des Kaisers hat nach der Kapitulation und bei der Besetzung Unruhen, Kämpfe, vielleicht einen Bürgerkrieg verhindert und hat bewirkt, daß alles sich so unvorstellbar reibungslos und überwältigend lautlos vollzog — ein für jeden Augenzeugen unvergeßliches Erlebnis. Freilich ist die Stellung des Kaisers heute rechtlich eine ganz andere als früher: er ist durch die neue Verfassung stark eingeschränkt, hat nur noch eine sozusagen symbolische Funktion und mußte ausdrücklich auf die „Göttlichkeit“ verzichten. Glaubte man ihn damit aber in den Augen des Volkes säkularisiert und profaniert zu haben, so hatte man sich verrechnet: seit er als Mensch, als volksnaher konstitutioneller Herrscher dem Volke enger verbunden ist und sein persönlich sympathisches Wesen offener zeigen kann, hat er erst eine wahre und bis



dahin undenkbar Popularität gewonnen. Ein Volksentscheid über die Abschaffung der Monarchie hätte heute kaum Erfolgsaussichten, denn die Verbundenheit mit dem Kaisertum, dessen 2000jährige ungebrochene Tradition keine Lüge und für ein Volk wie das japanische keine Phrase ist, bildet trotz allerlei Anzeichen ungebärdiger Emanzipationssucht nun einmal die politische Erlebnismitte der Nation und wirkt — was in der heutigen Lage nicht zu unterschätzen ist — immer noch als starke stabilisierende Kraft.

Die „Entheiligung“ des Kaisers, die offizielle Beseitigung der Tenno-Ideologie und des Staatsmythos ist nur die auffälligste Seite des von den Amerikanern mit einiger Leidenschaft geführten Kampfes gegen den Shinto, den heimischen, vorbuddhistischen Natur-, Ahnen- und Götterkult. Was jetzt bekämpft wird und strengen Verboten unterliegt, ist im Grunde nur der politische Mißbrauch des Shinto als nationalistisches Dogmensystem und Propagandainstrument, sowie seine enge Verbindung mit dem Staat — viele Tempel waren Staatsinstitute und ihre Priester Beamte —, nicht aber der schlichte Volksglaube des japanischen Bauern, Fischers und Kleinbürgers, noch das verfeinerte numinose Natur- und Heimerlebnis des Gebildeten, noch die pietätvolle Ahnenverehrung des ganzen, traditionsbewußten und sippengebundenen Volkes. Eine völlige Entfremdung dieses Volkes von seiner altheimischen Religiosität wäre auch kaum durchführbar und sicher nicht wünschbar. Nach seiner Reinigung von den politischen Verfälschungen bietet sich dem Shinto jetzt sogar die große Chance, sich auf sein wahres Wesen zu besinnen — d. h. vor allem: seine alte Schlichtheit und seelenhafte Volksnähe wiederzugewinnen — und sich nach Kräften religiös zu vertiefen.

Dabei wird ihm die Konkurrenz mit den beiden auch untereinander konkurrierenden Erlösungsreligionen, dem Buddhismus und dem Christentum, nur nützen können, wenn er auch niemals berufen sein kann, etwa in Theologie, Metaphysik und Ethik mit ihnen zu wetteifern. Der Buddhismus steht selber heute in einer Krise und vor neuen entscheidenden Aufgaben: er, den man in seiner fernöstlichen Mahayana-Form wohl als die dem Ostasiaten eigentlich angemessene, noch keineswegs „überwundene“ Hochreligion bezeichnen darf, hat in neuerer Zeit viel Boden verloren; am lebendigsten dürfte immer noch die strenge Meditationspraxis und Menschenformung in den Zen-Klöstern sein. Der Buddhismus wird sich aus den Quellen seiner großen philosophischen und religiösen Über-

lieferung mit aller Kraft regenerieren und den modernen Menschen eine sie innerlich ansprechende und befriedigende Lehre bieten müssen — wozu er durchaus in der Lage wäre —, wenn er mit dem Christentum, das seit Kriegsende unter erziehungspolitischem Druck und erheblichem Geld- und Personalaufwand propagiert wird, in Wettbewerb treten will.

Doch so aufrichtige Christen sich unter den Japanern finden mögen (von der augenblicklichen christlichen Modeströmung nicht zu reden): es gibt gute Gründe, um daran zu zweifeln, daß dem Christentum eine weite Verbreitung und dauerhafte Einwurzelung als Hauptreligion eines asiatischen Volkes wie des japanischen beschieden sein könnte. Allein schon der christliche Gottes- und Seelenbegriff ist etwas, was dem asiatischen Denken und Empfinden fremd ist und vermutlich bleiben wird; und für andere Grundbegriffe des Christentums, namentlich aber auch für seinen mehr oder weniger stark hervortretenden Ausschließlichkeitsanspruch, der sich mit der metaphysisch fundierten grundsätzlichen Toleranz des Ostens nicht verträgt, gilt in weitem Umfang dasselbe. Eine im strengen Sinn religiöse Vertiefung und Verinnerlichung wäre dem bei aller Erlebnistiefe leicht zu weltanschaulicher Oberflächlichkeit und zum Indifferentismus neigenden modernen Japaner wohl zu wünschen; die Frage ist nur, ob diese Aufgabe nicht vom Buddhismus besser zu erfüllen wäre und vor allem, ob die „christlichen“ Völker heute gerade dafür die rechten Lehrmeister sind...

Die bisher berührten Punkte laufen alle auf eine Befreiung vom „Mythos“ hinaus, die sich auch insofern segensreich auswirken kann, als sie eine klarere, objektivere Sicht der politischen und geschichtlichen Wirklichkeit, eine kritische Selbsterkenntnis der Nation und deren vorurteilsfreie Einfügung in die Völkergemeinschaft ermöglicht oder erleichtert. Daß durch diesen Schritt vom Mythos zur Geschichte auch die gesamte Erziehung auf eine neue Basis gestellt wird, leuchtet ein, und gerade hier liegen heute in Japan die vordringlichsten Aufgaben. Weniger jedoch in einer einfachen Umerziehung nach völlig neuen Grundsätzen, als in der organischen Verbindung dieses Neuen mit dem Alten, d. h. mit dem lebendigen Traditionsbewußtsein und der gerade in Japan sehr wertvollen Tiefe eines numinosen Geschichtsgefühls. Diese aber darf eben nicht zu einem blinden „Mythos“ verdumpft werden, sondern ist zu einem hellen und wachen, gesunden und d. h. auch kritischen Nationalbewußtsein zu läutern; die Jugend ist nicht zum Gehorsam und „Glauben“ zu er-

ziehen, sondern soll lernen, durch sachlich umfassendes Wissen und durch Weltoffenheit — vor allem auf dem Wege fremdsprachlicher Kenntnis anderer Nationen und Kulturen — zu einem richtigen Bild vom Wesen, von den Möglichkeiten und den Grenzen des eigenen Volkes zu gelangen.

Der Wissenschaft, besonders der Geschichtsforschung im weitesten Sinne, erwachsen aus dieser pädagogischen Not die verantwortungsvollsten und fruchtbarsten Aufgaben, sie hat aber auch selber durch jene Entmythisierung eine ganz neue Freiheit gewonnen. Bisher war es ja verboten, kritisch oder auch nur rein sachlich über die Geschichte des Kaiserhauses, über gewisse historische Ereignisse und Persönlichkeiten oder über die Fragen der Frühgeschichte und der ethnischen Herkunft des japanischen Volkes zu forschen. Nun aber sind der japanischen Wissenschaft ganz neue Wege zu freier und unvoreingenommener Untersuchung der japanischen und der Weltgeschichte aufgetan, die die methodische Grundlage und das sachliche Material für ein neues nationales Selbstverständnis liefern wird und weitreichende pädagogische Konsequenzen haben dürfte.

Mit diesen kulturell-geschichtlichen Erziehungsproblemen hängt aufs engste eine zeitweilig in Japan sehr umstrittene Frage zusammen: die Reform der Schrift. Gewisse, nicht sehr große Gruppen von japanischen Philologen und Pädagogen propagieren schon lange den Übergang von der chinesisch-japanischen Schrift zur lateinischen, und anfänglich haben sich auch die amerikanischen Erziehungsbehörden energisch dafür eingesetzt, um Japan enger an den Westen anzuschließen und es für eine Beeinflussung von dort her stärker zu öffnen. Hinzu kamen praktische Gesichtspunkte: die Verkürzung der für das Erlernen des Lesens und Schreibens nötigen Zeit, die Entlastung des Gedächtnisses (und d. h.: die Erleichterung einer dauerhaften Schriftbeherrschung) und die Befreiung von dem durch die starke Bildhaftigkeit der chinesischen Zeichen ausgeübten Denk- und Vorstellungszwang. Von einer Annahme der Lateinschrift ist mittlerweile wohl nicht mehr viel die Rede; sie würde — anders als etwa die viel leichter durchführbare Schriftform der Türkei — einen so tiefen Einschnitt in die mehrtausendjährige ostasiatische Kulturtradition bedeuten, daß sie praktisch zu deren Abbruch führen könnte. Die gesamte Überlieferung der chinesischen und japanischen Philosophie, Religion, Dichtung usw. würde tote Literatur werden und nur noch wenigen Spezialisten direkt zugänglich sein, denn aus verschiedenen, den Nichtfachleuten nur schwer verständlichen



Gründen läßt sie sich nicht einfach in unserer Schrift transskribieren. Vor allem deshalb nicht, weil die chinesische Schrift im Unterschied etwa von der arabischen eine Bild- und Begriffsschrift ist und der Sprachlaut nicht die eigentliche Sprachsubstanz repräsentiert, also mit seiner rein phonetischen Fixierung noch nichts Entscheidendes geleistet ist; der gestalthafte Begriff, der als Bild schaubare Sinn, die assoziationsreiche Atmosphäre der Zeichen wirkt ausschlaggebend mit. (Abgesehen von der Unzahl von Homonymen, die nur durch verschiedene Zeichen auseinanderzuhalten sind.) Und dann kann ja jedes Zeichen, jeder geschriebene Text ein Kunstwerk sein; das Schreiben, als systematisch und von weiten Kreisen geübte Kalligraphie, ist die am höchsten geschätzte Kunst und hat eine hervorragende Stellung in der für den Osten so unendlich wichtigen ästhetischen Erziehung. All das läßt sich nicht kurzerhand über Bord werfen; doch ist es durchaus denkbar, daß die Überzahl der Zeichen eingeschränkt und daß von den schon immer zu ihrer Ergänzung dienenden japanischen Lautzeichen stärkerer Gebrauch gemacht wird. Seit dem Kriege sind darin deutliche Fortschritte zu beobachten, und so wird die Volksbildung, ohne sich völlig von der Schrifttradition losreißen zu müssen, zu ihrem Vorteil auf einer breiteren und vereinfachten Basis des Schriftgebrauchs und der Schriftkenntnis aufbauen können.

Sucht man nach dem kulturellen Schaffensgebiet, auf dem die Japaner ihr Eigenstes geleistet, ihren unentbehrlichen Beitrag zur Weltkultur geliefert haben, so wird man in erster Linie an die Kunst denken. Tatsächlich ist die ästhetische Begabung bei diesem Volke so dominierend, und zwar nicht nur im produktiven Kunstschaffen und in der Empfänglichkeit für künstlerische Werte, sondern vor allem auch in der das ganze Dasein der Menschen durchformenden ästhetischen Lebensgestaltung (ich erwähne nur die Wohnkultur, die Teezeremonie, die Blumenkunst, das Haiku-Dichten, die Kalligraphie, das Kunsthandwerk, ja den ästhetisch sublimierten Vollzug fast jeder alltäglichen Handlung), daß in Japan die kulturelle Zukunft von der Lebendigkeit und Kraft dieser Begabung und von ihrer intensiven Pflege stärker abhängt als bei anderen Völkern. Deshalb hat diese Frage auch eine eminent erzieherische Bedeutung; denn diese Begabung, selbst wenn sie noch in alter Stärke vorhanden sein sollte, gedeiht ohne Zutun nur in einem als Ganzes auf sie abgestimmten Kulturmilieu. Ist dieses aber so bedroht, wie in der modernen Welt, so braucht es bewußter und sorgsamer Pflege,

damit die latente künstlerische Kraft das Leben durchwirken kann. Zwar ist die Jugend weitgehend den alten ästhetischen Lebensformen und Kunstübungen entfremdet, doch gibt es viele im stillen wirkende Gruppen und Einzelpersönlichkeiten, in denen das alles noch wirklich lebendig ist oder jedenfalls nur geweckt zu werden braucht. Ihnen einen Wirkungsraum, ein Echo, eine offizielle Unterstützung, einen Einfluß auf die Jugenderziehung und die Gestaltung des öffentlichen Lebens zu geben und sie das menschliche Dasein schon von seiner materiellen Basis aus gestaltend durchgeistigen zu lassen, wäre eine entscheidend wichtige Aufgabe. Auch bei der Berufsberatung müßte energisch darauf hingearbeitet werden, daß die vom Aussterben bedrohten kunsthandwerklichen Berufe den unbedingt nötigen Nachwuchs erhalten. Sonst besteht die Gefahr, daß das, was in der Welt als Japans höchster Ruhm gilt, seine künstlerische Kultur, nur noch als Erinnerung an vergangene Zeiten fortlebt.

Als schwerstes Hindernis für eine durchgreifende Remedur gilt dem Westen der vielberufene „Feudalismus“ Japans, d. h. die stark konfuzianisch bestimmte, in der höfisch-ritterlichen Welt des Mittelalters herausgebildete politische, soziale und ethische Grundstruktur des japanischen Lebens, die seit ältesten Zeiten den festen Boden auch für alles Kulturelle abgab, deren Beseitigung oder doch weitgehende Auflösung aber den Lehrmeistern Japans besonders dringend am Herzen liegt, weil sie — als typisch „mittelalterliche“ Institution — für die moralisch-politische Fehlentwicklung der neuesten Zeit verantwortlich sei. Tatsächlich ist diese soziale und innenpolitische Struktur durch die ganze moderne Wandlung Japans und vollends durch den Krieg in eine kritische Phase geraten, und eine Art von recht verstandener „Demokratisierung“ dürfte wohl das Gebot der Stunde sein. Freilich: die Einführung des westlichen demokratischen Systems bedeutet für Japan eine plötzliche Wendung um 90 Grad, nämlich von der noch stark feudalistischen, bis in die einzelne Familie wirksamen Vertikalstruktur zu einer auf dem Prinzip der Gleichheit von Individuen beruhenden horizontalen Ordnung. Daß dabei vieles aus seinem gewachsenen Gleichgewichtsgefüge kommen muß, ist klar und wird durch das gegenwärtig in Japan herrschende, hoffentlich nur vorübergehende Chaos aufs deutlichste dargetan. Bei sinnvollem Vorgehen müßte es sich darum handeln, die nachweisbaren Mängel des alten Systems in allmählicher Evolution zu beseitigen und ihm damit eine zeitgemäße Lebensnähe und frische Lebenstüchtigkeit zu verleihen, ohne seine menschlichen und prak-

tischen Werte zu vernichten. Eine Radikalkur würde Japan seinen eigentlichen Lebensnerv nehmen, während aus den alten geistig-sozialen Grundlagen des östlichen Menschentums heraus eine fruchtbare Wandlung vollziehbar wäre, um das von Japan im Laufe seiner Geschichte positiv Geleistete auf neuer Basis fortzuführen.

Es bedeutet ja einen in Europa kaum noch nachfühlbaren Einbruch in ural-geheiligte und auch durch eine achtzigjährige Angleichung an den Westen nie wirklich beseitigte Tradition, wenn nun die Forderung nach Freiheit und Selbstbestimmung des Individuums erhoben wird — was u. a. freie Berufswahl, freie Wahl des Ehegatten, prinzipielle Lösung des einzelnen aus dem festen Gefüge der Sippe und Befreiung von der Autorität ihres Oberhauptes in sich schließt —, wenn der Frau die vollen Bürgerrechte gegeben werden und das Feld ihrer beruflichen, politischen und sozialen Tätigkeit sich ungeahnt erweitert (wozu sie aufs beste qualifiziert ist, allerdings noch einer längeren Zeit allmählicher Steigerung ihrer Vorbildung bedarf), wenn die volle Freiheit der Meinungsäußerung, der Presse usw. gewährt und wenn — besonders wichtig — die freie Organisation der Arbeiter in Gewerkschaften nicht nur ermöglicht, sondern gefördert wird. Damit nun diese neuen ungewohnten Freiheiten nicht zu richtungslosem Durcheinander und verantwortungsloser Willkür führen, ist vor allem eine geistig-moralische Neuorientierung nötig, zu der unter vielem anderem die Wiederherstellung der Rechtsidee, die unbedingte Achtung vor dem Menschen und ein tiefes politisch-soziales und kulturelles Verantwortungsgefühl gehört — Werte, die der Osten im Konfuzianismus und anderen Lehren schon vor alters ausgebildet und weithin auch verwirklicht hatte. So ist nicht einzu-sehen, warum all dies nicht als zeitgemäß gestaltete Blüte aus dem in seinem Kerne wohl noch lebensfähigen Baum der uralten, erfahrungsgesättigten und weisheitsvollen ostasiatischen Daseinsform und Weltanschauung sollte hervorgehen können. Ohne große Erzieherpersönlichkeiten und politische Führer freilich ist eine solche Erneuerung nicht denkbar, sie aber scheinen Japan in dieser schwersten inneren Krise seiner Geschichte — im Gegensatz zur Meiji-Zeit — leider fast ganz zu fehlen.

Hier erhebt sich nun die Frage nach der schöpferischen Kraft, die etwa noch im heutigen und zukünftigen Japan steckt und die gerade auch für all jene Kulturprobleme von größter Bedeutung ist. Naturgemäß können darüber keine Prognosen gestellt werden; viele Kenner des Volkes und seiner neueren Entwicklung neigen jedoch dazu,



hier ein recht großes Fragezeichen zu machen — aber bei welchem alten Kulturvolk wäre dies heute nicht am Platze? Doch trotz allen Überlagerungen, Verfälschungen und Krankheitssymptomen dürfte der kulturschöpferische Kern noch gesund sein — vorausgesetzt allerdings, daß man ihn hegt und pflegt und nicht durch unorganische Reformen und durch Zwangsmutationen erstickt oder doch verbiegt.

Jedenfalls wächst wohl die Einsicht, daß ein Land wie Japan ein notwendiges Glied der Völkergemeinschaft ist, nicht nur als „Werkstatt Asiens“ — obwohl diese Funktion die Voraussetzung seiner baren Existenz ist —, sondern vor allem auch kraft seiner geistig-ethischen und kunstschöpferischen Potenz. Es wächst auch die Bereitschaft, durch das in jüngster Zeit verzerrte und befleckte Gesicht des Japanertums hindurch wieder seine eigentlich bestimmenden, bleibenden und positiven Wesenszüge zu sehen — die sich einer sinnvollen Erneuerung durchaus nicht zu widersetzen brauchen —, und zu nüchterner, objektiver und vor allem gerechter Einschätzung, also auf dem Wege der gesunden Vernunft zur Anerkennung, Bewahrung und Förderung der echten Substanz dieses Volkes zu gelangen. Gleichgültig, ob diese Auffassung sich nur unter dem Zwang der weltpolitischen Lage oder aus wirklicher Einsicht durchgesetzt hat: jedenfalls haben die Japaner das Glück und die aufs höchste verpflichtende Chance gehabt, daß sie relativ schnell die Rolle des willenlosen Objekts von Politik, Strategie und Erziehungsmaßnahmen vertauschen konnten mit der eines zwar keineswegs gleichberechtigten, doch als gewichtiger Faktor in seiner Eigengesetzlichkeit anerkannten Partners; es ist nun an ihnen, daraus das Bestmögliche zu machen. Die Anknüpfung an die große Tradition ist jetzt gerade noch möglich; dabei könnte übrigens auch eine Neugestaltung des inneren Verhältnisses zu dem alten Lehrmeister China und eine harmonische Neueingliederung in die gesamtasiatische Kulturwelt höchst fruchtbar sein, doch ist diese Frage heute durch weltpolitische Gefahren aufs schwerste überschattet.

Die Japaner haben in dem Dilemma zwischen der Rettung des Alten und dem Gehorsam gegenüber neuen, ja radikalen Forderungen schon öfter ihre anpassungsfähige Zähigkeit bewiesen. Hoffen wir, daß diese Begabung auch diesmal wirksam wird, bevor der Faden der erneuerungsfähigen Tradition in der Krise der Gegenwart abreißt, und daß Japan, während es wieder einmal dem Neuen und Fremden zu verfallen scheint, sich doch im tiefsten Grunde, im eigensten Selbst bewahrt und auf neuer Stufe zurückgewinnt.

## Probleme des neuen Indiens

New Delhi, im September

Nachdem das Verbleiben Indiens im Commonwealth durch die elegante Lösung der Londoner Konferenz im vergangenen Frühjahr sichergestellt worden ist, scheint das Interesse der europäischen Öffentlichkeit außerhalb Englands an den Vorgängen in Indien weitgehend erloschen zu sein. Das ist für einen hiesigen Beobachter um so bedauerlicher, als die Bedeutung Indiens im Netz der Weltpolitik eher zu wachsen als abzunehmen scheint. Es mag daher angemessen sein, wenn man von hier aus einmal auf einige von Problemen hinweist, die vielleicht keinen unmittelbar wirksamen Zündstoff enthalten, deren Lösung jedoch auf längere Sicht auch den europäischen Politikern nicht gleichgültig bleiben kann.

### Indiens Stellung zur Rassenfrage

Die Behandlung der Rassenfrage seitens der Malan-Regierung in Südafrika hat in Indien viel böses Blut gemacht. Die Feststellungen der Kommission, die von der Unionsregierung zur Untersuchung der blutigen Unruhen eingesetzt worden war, die im Januar in Durban vielen Indern und Eingeborenen das Leben kosteten, haben hier in keiner Weise befriedigt. Ruhige Beurteiler geben zwar zu, daß der Vorwurf, die südafrikanische Regierung habe die Eingeborenen gegen die indische Bevölkerung bewußt aufgehetzt, vielleicht zu Unrecht erhoben worden ist, und daß die Massakers auch für die Regierung völlig überraschend ausbrachen.

Damit ist aber das Problem der Rassendiskriminierung in Südafrika seiner Lösung um keinen Deut näher gebracht. Die Inder sind naturgemäß als „Farbige“ besonders empfindlich hinsichtlich jeder Benachteiligung, die „Farbige“, und namentlich indische „Farbige“ in anderen Ländern erfahren. Ganz besonders stark aber ist diese

Empfindlichkeit, wenn es sich um Länder wie Südafrika oder Australien handelt, die wie Indien als gleichberechtigte Mitglieder dem Commonwealth angehören.

Die Gleichheit aller Rassen und Religionen ist eine der Grundforderungen der Partei des Allindischen Nationalkongresses. Daß die nationalsozialistische Lehre zu dieser Forderung im Gegensatz stand, hat Deutschland um einen sehr erheblichen Teil der Sympathien gebracht, die es von altersher in Indien genoß.

Die gleiche Forderung ist heute neben der allgemeinen Haltung Indiens in der Frage des Kolonialismus das Motiv für die feindselige Stimmung, die in der öffentlichen Meinung gegen die „Kolonisatoren“ in Asien und Afrika herrscht. Aus demselben Grunde verfolgt man auch hier das nordamerikanische Negerproblem mit großem und eindeutig negerfreundlichem Interesse. Die indische Botschafterin in Washington, Mrs. Pandit, Pandit Nehrus Schwester, hat erst vor wenigen Tagen anläßlich der Verleihung der Doktorwürde h. c. an sie seitens der Howard Negro University in ihrer Ansprache erklärt, daß „Indien gemeinsame Sache mit anderen unterdrückten Völkern mache, und daß es keine dauernde Freiheit für irgendein Volk geben könne, solange nicht Freiheit für alle Völker, Rassen und Bekenntnisse gesichert sei“.

Auch das Votum Indiens in der UNO gegen das Bevin-Sforza-Abkommen in der Frage der früheren italienischen Kolonien ist aus diesem Gesichtswinkel heraus zu verstehen.

## Indien und der Kommunismus

Während man in der westlichen Welt die Wechselwirkung zwischen Rassenproblem und Kolonialfrage noch immer zu unterschätzen und noch nicht eingesehen zu haben scheint, daß das alte Verhältnis von weißem Herrn zu farbigen Beherrschten unhaltbar geworden ist, haben sich die Bolschewisten die neue Sachlage ausgiebig zu Nutzen gemacht.

Überall in Asien, besonders aber in Indochina, Indonesien und Malaya hat unter dem Einfluß der russisch-kommunistischen Agitation die nationale Befreiungsaktion gleichzeitig das Gesicht des Bolschewismus angenommen: „Der Bolschewismus kämpft für die Befreiung der farbigen Völker vom Joch der fremden Kapitalisten und Ausbeuter, der imperialistischen Sklavenhalter und Wallstreet-Kriegshetzer“, so lautet das Schlagwort.



Die kommunistische Propaganda ist auch in Indien überall fühlbar. Kommunistische Literatur wird zu erstaunlich niedrigen Preisen angeboten. Ein vorzüglich gedruckter und gebundener, 500 Seiten starker Band der in Moskau im „Foreign Languages Publishing House“ herausgegebenen englischen Übersetzung von Lenins „Marx-Engels-Marxismus“ kostet den Gegenwert von 1,50 DM! Mit Flugschriften antiamerikanischer Tendenz, vor allem aber auch solchen, die sich gegen die Kolonialmächte richten, ist der Büchermarkt, namentlich des hier blühenden Kolportagehandels geradezu überschwemmt.

Die amtliche russische „Tass“, die in New Delhi in einem besonderen Hause untergebracht ist, preist in ihren Veröffentlichungen eine gegen die amerikanische Diplomatie, und besonders auch gegen den amerikanischen Botschafter in Indien, Loy Henderson, gerichtete Schmähschrift einer ehemaligen Angestellten der USA-Botschaft in Moskau an.

Die beste Propaganda für die Bolschewisten aber sind ihre militärischen Erfolge in China und die Unruhen in den östlichen Nachbarländern Indiens, vor allem in Burma, wo die Lage für die Regierung unter dem Druck der teilweise kommunistisch dirigierten Insurgenten sich ständig verschlechtert hat.

In einer kürzlich in Madras vor der Kaufmannschaft gehaltenen Rede hat der Vizeministerpräsident Sardar Patel, der „starke Mann“ Indiens, es offen ausgesprochen: „Wir machen eine sehr kritische Periode durch. Die Arbeiterbewegung ist in der Hand von ungeeigneten Führern. Die Regierung wird ständig und hartnäckig als „kapitalistisch“ verschrien. Diese erlogene Behauptung wird eines Tages zu sehr ernsten Folgen führen. Wir sehen, was in Malaya, China und Burma vorgeht. Wir sind nicht weit davon entfernt. Diese Länder liegen an unseren Grenzen. In solcher Lage muß die Regierung dafür sorgen, daß die Arbeiterbewegung, der jede ihr gebührende Rücksicht zuteilwerden soll, nicht einen Zustand schafft, in dem nichts mehr sicher ist, weder Handel, noch Industrie, noch schließlich die Arbeit selbst.“

Die indischen Linksparteien, die sich alle vom Kongreß getrennt haben, sind untereinander uneinig, und zwar stehen sich namentlich in der Gewerkschaftsbewegung nicht nur Kommunisten und Sozialisten der Labourrichtung schroff gegenüber, sondern auch innerhalb des indischen Kommunismus gibt es verschiedene sich gegenseitig bekämpfende Gruppen.

Der Gegensatz kam in den letzten Maitagen auf den gleichzeitig

in Bombay bzw. Kalkutta abgehaltenen Kongressen der vorwiegend kommunistisch orientierten Allindischen Gewerkschaften und der sozialdemokratischen Indischen Nationalen Gewerkschaften in eklatanter Weise zum Ausdruck. Während eine kommunistische Gewerkschaftsresolution „die kapitalistischen Regierungen Indiens, Pakistans und Ceylons anklagte, sich durch den Commonwealthpakt mit dem britischen Imperialismus verbündet zu haben“, der vermittelt des Atlantikvertrages die Beherrschung der Welt durch die anglo-amerikanischen Imperialisten anstrebe, erklärte in Kalkutta der indische Labourführer Dr. S. C. Bannerjee: „Unser Kampf gilt der Kommunistischen Partei Indiens, weil diese Partei nichts anderes ist als ein Werkzeug in der Hand der russischen Kommunisten. Der Sieg des Kommunismus in Indien würde mit der russischen Herrschaft über Indien gleichbedeutend sein. Nachdem wir uns in langem Kampf von der britischen Herrschaft befreit haben, können wir wohl nicht einmal im Traum wünschen, Sklaven Rußlands zu werden.“

Die Regierung hat den verschiedenen kommunistischen Gruppen gegenüber keine einheitliche Haltung eingenommen. Während in einigen Teilen des Landes, wie in Bengalen und Haiderabad, die dort terroristisch auftretende Kommunistische Partei verboten und zur Untergrundbewegung wurde, ist in anderen Teilen die Partei geduldet und in der Herausgabe ihrer Presse unbehindert. Das kommunistische Zentralorgan „The People's Age“ ist ganz im Sinn und Stil der russischen Presse geschrieben.

Ein allgemeines, radikales Verbot besteht für eine kommunistische Splittergruppe, die Trotzkestische „Revolutionär-kommunistische Partei“.

Die bolschewistische Propaganda verspricht dem bettelarmen und in jämmerlichen Verhältnissen lebenden indischen Proletariat Befreiung von allen seinen Leiden. Zudem rührt sie geschickt an die pazifistische Saite des indischen Charakters, indem sie den Bolschewismus als Hüter des Friedens preist, der von den amerikanischen Kriegstreibern bedroht wird.

Es ist nur zu natürlich, daß ein gewisser Erfolg bei den des Lesens und Schreibens unkundigen Massen nicht ausbleibt, denen diese verlockenden Versprechungen von fanatisierten oder bezahlten, russisch geschulten Agitatoren aus der indischen Intelligenz vorgesetzt werden. Eines jedenfalls begreifen diese Massen immer: Daß es ihnen schlechter als heute in materieller Beziehung kaum je gehen kann.

Die dringende Sorge der jungen indischen Regierung ist es des-

halb, dem Volke den Glauben an die eigene bessere Zukunft unter dem neue Regime einzuflößen. Rücksichtslose soziale Reformen sind geplant: Rasche, sichtbare Hebung des gesamten Lebensniveaus des kleinen Mannes, der Arbeiter und Kleinbürger, vor allem aber des ländlichen Proletariats durch gerechte Boden- und Besteuerungsreform, Verbesserung und Verbilligung der Beschaffung von Lebensmitteln, Wohnraum und Bekleidung, Erleichterung der Verteilung der Produktionsgüter durch Schaffung eines voll leistungsfähigen Transportwesens, und schließlich die bis zur Brutalität strenge Ausrottung von Korruption, Nepotismus und Spekulation. Mit der rigorosen Durchführung eines solchen Programms wird es gelingen, den indischen Massen das Vertrauen in die eigene Regierung zu geben und damit auch der kommunistischen Propaganda Einhalt zu gebieten.

Der Dollar, und mag er in noch so reichen Strömen fließen, ist auf die Dauer kein Mittel, um den kommunistischen Brand zu löschen. Das hat das Beispiel China bewiesen. Das Geld findet immer wieder seinen Weg zurück in die Taschen der Unternehmer. Wenn man das bolschewistische Feuer an der Ausbreitung hindern will, so muß man ihm den Nährstoff entziehen, den es in den Quartieren des Elends und der Verzweiflung findet. Es scheint, daß man diese Lehren der chinesischen Entwicklung in Indien verstanden hat.

Die wirklich fromme und geistige Haltung, die sich für dieses eiserne Zeitalter (Kali-yuga) eignet, ist die ständige Wiederholung des Namens des Gottes der Liebe.

R a m a k r i s h n a



## Entartung des Krieges\*)

Clausewitz hat gesagt: „Der Krieg ist nichts als die fortgesetzte Staatspolitik mit anderen Mitteln.“ (Vom Kriege. — 1832.) Der Satz gehört nach seiner logischen Struktur einem Typus des Denkens an, der nach der Formel „A ist nichts anderes als B“ die Dinge umdeutet und so scheinbar vereinfacht. Aber der Schein der Einfachheit verdeckt hier nur schlecht die Hintergründigkeit der Behauptung. Es lohnt sich, ihren Sinn zu überdenken. Sie ist dahin ausgelegt worden, daß Clausewitz den Krieg nur als ein Mittel der Politik neben anderen ansehe, daß er also die Politik dem Krieg überordnen wolle und damit den Primat der Politik anerkenne. Aber die Formulierung des Satzes will dazu nicht recht stimmen. Sie legt eine andere Deutung nahe: Clausewitz möchte den Krieg rechtfertigen; deshalb sucht er ihn auf die Ebene der Politik zu erheben. Er will ihn damit in eine günstige Beleuchtung rücken. Denn er kennt die wahre Natur des Krieges: „Der Krieg ist ein Akt der Gewalt, und es gibt in der Anwendung der Gewalt keine Grenzen.“ — „Wer sich der Gewalt rücksichtslos bedient, bekommt ein Übergewicht...“, es ist ein unnützes, sogar verkehrtes Bestreben, aus Widerwillen gegen das rohe Element die Natur des Krieges zu verkennen.“

Der Versuch, Krieg und Politik einander gleichzustellen, ist ebenso verführerisch wie gefährlich. So konnten denn auch die Fanatiker des totalen, des ewigen Krieges sich den Satz von Clausewitz zunutze machen, indem sie ihn umkehrten: Politik sei nichts als die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. Und sie haben damit das Problem ans Licht gebracht, das in dem Satz versteckt liegt.

---

\*) Dieser Aufsatz wurde von einer großen katholischen Wochenzeitung vor einem Jahr zurückgewiesen, weil die Frage nach Recht oder Unrecht des Krieges nicht aufgeworfen worden sei; eine evangelische Wochenzeitung nahm das Manuskript an, konnte sich aber in sechs Monaten nicht entschließen, es zu veröffentlichen. Wir freuen uns, unseren Lesern diesen ausgezeichneten Beitrag vorlegen zu können, Die Redaktion.

Von welcher Art ist denn die Politik, von der hier die Rede ist? Welchen Sinn soll sie haben? Und welchen Normen wird sie unterstellt? — Da wird die Antwort lauten müssen: Es ist die autonome Politik, die reine Staatsräson Machiavellis, die sich von jeder Moral emanzipiert hat. Nun wird zwar die Politik, wie Ernst Troeltsch einmal sagt, „niemals ganz frei werden von gewissen Grundzügen, die Machiavelli scharf gesehen hat . . . . Aber der Mensch ist kein bloßes Naturwesen, auch nicht in der Politik. Die Politik muß bis zu einem gewissen Grad humanisiert und ethisiert werden können . . . . Sonst wird sie zur Verrohung und Selbstzerfleischung der Staaten und Völker.“ (Politik, Patriotismus, Religion. — 1924.)

Damit tritt der Satz von Clausewitz in eine neue Perspektive. Zieht nicht Clausewitz, während er den Krieg auf die Ebene der Politik hinaufziehen möchte, in Wahrheit diese auf das Niveau des Krieges herab? Krieg und Politik können und dürfen einander nicht gleichgesetzt werden. Krieg ist nicht fortgesetzte Politik, er ist nur die Ultima ratio, das heißt: das letzte, das schlechteste Argument der Politik. Und er ist die Bankrotterklärung der Politik, wenn diese in ihrem höchsten Sinne als die Kunst des Ausgleichs und der gewaltlosen Ordnung zwischenstaatlicher Beziehungen verstanden wird. Krieg ist das erklärte Versagen der Staatskunst, das Herabsteigen zu ihrem schlechtesten Mittel: der Gewalt.

Aber welchen Wert hat denn die Behauptung von Clausewitz, daß es im Kriege in der Anwendung der Gewalt keine Grenzen gebe? Soll sie bedeuten, daß man sich mit einer unverrückbaren Tatsache abzufinden habe; soll sie vielleicht sogar eine unanfechtbare Norm für die Kriegführung aufstellen? Nun: der Krieg ist kein mythologisches Wesen, in dessen Natur es läge, seiner Gewaltsamkeit keine Grenzen zu setzen. Menschen sind es, die Krieg führen; von ihnen hängt es ab, ob sie der Gewalt im Kriege Schranken ziehen oder ihr freien Lauf lassen wollen. Es hat in einer gar nicht sehr fernen Vergangenheit allgemein anerkannte Regeln gegeben, deren Sinn es war, auch die Kriegführung noch bestimmten Geboten der Sitte und Sittlichkeit zu unterwerfen. Begriffe wie Ritterlichkeit und Menschlichkeit hatten noch Geltung und Kraft. Erst der Mensch der Neuzeit hat diese Regeln und Begriffe immer mehr ihres Sinnes entleert, um sie schließlich schamlos zu mißachten und völlig kraftlos werden zu lassen. Clausewitz' Behauptung erweist sich somit als ein getreuer Ausdruck des Geistes der neuen Zeit, des nur noch auf Zwecke gerichteten und am Erfolg messenden Denkens. Sie stellt

nicht eine naturgegebene, unabänderliche Tatsache fest; sie offenbart vielmehr die gegenwärtige Verfassung des Menschen. Sie trifft deshalb für die heutige Kriegführung genau zu.

Die gesteigerte Grausamkeit und Unmenschlichkeit des Krieges ist daher auch nicht nur Folge der neuen technischen Waffen; vielmehr gilt auch umgekehrt: weil der Mensch der Neuzeit im Kriege keine Grenzen der Gewalt mehr anerkennt, setzt er bedenkenlos alle Mittel der Technik für die Kriegführung ein. Die Verwandlung, die das Bild des Krieges dadurch in weniger als hundert Jahren erfahren hat, ist beinahe unfäßlich. Erinnern wir uns, daß noch im Deutsch-Französischen Kriege von 1870/71 das gezogene schwere Geschütz ein Novum war und daß erst der Russisch-Japanische Krieg 1904/05 zum ersten Male die Wirksamkeit des Maschinengewehrs zeigte. Danach setzte die rapide Entwicklung immer stärkerer Vernichtungswaffen ein, die ihren bisherigen Höhepunkt im Raketengeschloß und in der Atombombe erreicht hat. Und heute beschäftigen die Regierungen der Großmächte wieder die geschicktesten Spezialisten aller Gebiete, die fieberhaft bemüht sind, neue, noch furchtbarere Waffen zu entwickeln: Mittel der Zerstörung, für die das Wort „Waffe“ schon gar nicht mehr paßt, wie denn auch der Begriff „Krieg“ seinen ursprünglichen Sinn gesprengt hat.

Die neueste Ausgeburt des Fortschritts dieser sogenannten Kriegstechnik ist der Bakterienkrieg. In der ausländischen Presse sind hie und da Nachrichten darüber zu lesen. Da wird zum Beispiel berichtet, daß die sogenannten biologischen Waffen bereits bis zu einem Grade entwickelt seien, der das Stadium des Experiments weit hinter sich gelassen habe. Man besitze Mittel, mit denen sich die letzten Spuren menschlichen, tierischen und pflanzlichen Lebens auf der Erde austilgen ließen. In eigens dazu bestimmten Laboratorien werde erprobt, mit welchen Krankheitserregern der zukünftige Bakterienkrieg am wirksamsten zu führen sei. Namen von exotischen Krankheiten werden genannt, die der Zeitungsleser noch nie gehört hat. Dieser Nimbus des Geheimnisvollen sei kein Schaden — im Gegenteil: er erzeuge „in idealer Weise“ jenes unbestimmte Angstgefühl, das einen wesentlichen Teil der beabsichtigten Wirkung dieser Kriegsmittel bilde. Jedenfalls gebe man sich im Kreise der Fachleute wie in den zuständigen militärischen Stellen hoffnungsvollen Erwartungen hin...

Mag nun in solchen Berichten manches sensationell ausgeschmückt sein — daran ist kein Zweifel mehr möglich: man schreckt auch vor



dieser wohl verruchtesten Methode der Vernichtung nicht zurück. Man ist vielmehr mit wissenschaftlicher Sachlichkeit bemüht, die wirksamsten und zweckmäßigsten Formen rationellen Massenmords zu finden. Um Massenmord nämlich handelt es sich hier, nicht um Krieg, der ursprünglich doch ein unmittelbares Messen der Kräfte im Kampf war. — Über diese neue Phase in der Entwicklung der Kriegstechnik hat der holländische Kulturphilosoph J. Huizinga schon 1935 Abschließendes gesagt:

„Wir sehen mit einem Gefühl ohnmächtiger Empörung, wie die internationale wissenschaftliche Technik fortfährt, diese Mittel (der Vernichtung) herzustellen und zu vervollkommen. Aber es gibt einen Punkt, wo unsere persönliche Bereitschaft, dies alles mitzuerleben, aufhören sollte. Das ist der Bakterienkrieg... Nun kann man sagen: Was macht es für einen Unterschied, ob man mit Explosivstoffen, mit Gas oder mit Krankheitskeimen arbeitet? Hat man früher nicht zuweilen Brunnen vergiftet? — In der Tat, es ist lediglich ein Gefühlsunterschied. Aber sollte es dazu kommen, daß die Menschen mit Hilfe der Wissenschaft einander durch das bekämpfen, was alle früheren Kulturen, von der höchsten bis zur niedrigsten, als das Wirken von Gott, Schicksal, Dämon oder Natur scheu verehrt haben, dann wäre dies ein so satanischer Hohn auf das Prinzip dieser Welt, daß es einer schuldigen Menschheit besser anstünde, in ihrer eigenen Unwürdigkeit unterzugehen. — Wenn diese Kultur, in der wir leben, sich einmal wieder zu besserer Ordnung und menschlicherem Sinn erheben sollte, dann wird die Tatsache allein, daß der Bakterienkrieg ernstlich geplant worden ist, ein ewiger und infamer Schandfleck bleiben auf einem verkommenen Geschlecht.“ (Im Schatten von morgen. — 1936.)

Man sollte meinen, daß die Menschheit ein Grauen davor packen müßte, wohin sie auf diesen Wegen getrieben wird. Aber wie reagiert sie in Wirklichkeit? Als Anfang August 1945 in Japan die ersten Atombomben gefallen waren, schien für einen Augenblick ein Erschrecken durch die Welt zu gehen. Internationale Vereinbarungen wurden gefordert, die den Gebrauch dieser Waffe unmöglich machen sollten. Heute müssen diese Bestrebungen als gescheitert betrachtet werden; aber die Welt nimmt kaum noch davon Notiz. Es scheint unabänderlich, daß auch die schrecklichsten Erfahrungen, die der Menschheit zur Warnung dienen könnten, wirkungslos und ohne Folgen bleiben.

War das immer so? Als am 1. November 1755 Lissabon durch ein Erdbeben zerstört worden war, bei dem 60 000 Menschen ums Leben kamen, da machte dieses Ereignis, eine Naturkatastrophe, einen ungeheuren Eindruck auf die Welt. Im ersten Buch von „Dichtung

und Wahrheit“ hat Goethe aus der Erinnerung seines siebenten Lebensjahres darüber in Worten berichtet, die, mehr als fünf Jahrzehnte später geschrieben, den Schrecken des Erlebnisses noch widerspiegeln. Es regte vor allem zu moralischen Betrachtungen an. Denn in dem heute meist verächtlich belächelten Zeitalter der Aufklärung gab es noch ein waches sittliches Bewußtsein, das fähig und bereit war, aus den Ereignissen, auch aus solchen der außermenschlichen Natur, moralische Folgerungen zu ziehen. Heute dagegen verursachen Menschen mit Vorbedacht vielfach größere und vernichtendere Katastrophen und sie sind eifrig bemüht, solche wenn möglich noch größeren Ausmaßes vorzubereiten. Und das vielberufene Gewissen der Menschheit erhebt kaum noch einen müden Protest.

Was hier eigentlich geschieht, das hat der Schweizer Psychologe C. G. Jung mit ein paar Sätzen gedeutet, die an den Kern der Dinge rühren:

„Blicken Sie auf all die unglaubliche Grausamkeit in unserer sogenannten zivilisierten Welt; es stammt alles aus menschlichem Wesen und aus dessen geistigem Zustand! Schauen Sie auf die teuflischen Mittel der Zerstörung! Sie sind erfunden von vollständig harmlosen Gentlemen, von vernünftigen, angesehenen Bürgern, die all das sind, was wir wünschen. Und wenn die ganze Sache in die Luft fliegt und eine unbeschreibliche Hölle der Zerstörung aufreißt, so scheint niemand dafür verantwortlich gewesen zu sein. Es geschieht einfach, und doch ist alles von Menschen gemacht.“ (Psychologie und Religion. — 1940.)

Was geht also in den Menschen eigentlich vor, die daran arbeiten, die „Hölle der Zerstörung“ immer höllischer zu gestalten — in den „vollständig harmlosen Gentlemen“, den „vernünftigen, angesehenen Bürgern“? Was werden sie auf die Frage nach ihrer Verantwortung erwidern? Nun: einige werden sich vielleicht auf die berufen, die ihnen ihre Aufgaben gestellt haben; viele werden auch erklären, daß sie nur ihre Pflicht erfüllen im Dienste der Lebensinteressen ihres Volkes und so die Verantwortung auf dieses abwälzen. Solche Kollektivverantwortung aber führt jederzeit dahin, daß der einzelne jede Verantwortung von sich abweist. Deshalb geschehen ja heute überall auf der Welt die verhängnisvollsten Dinge, ohne daß überhaupt noch ernsthaft die Frage gestellt wird, wer für das alles verantwortlich ist. „Es geschieht einfach“ und wird wie ein unabwendbares Verhängnis hingenommen. Nur noch ein undeutliches Gefühl regt sich, daß in Wirklichkeit ungeheuerlicher Frevel geschieht, den auch der einzelne in irgendeinem Grade mitzuverantworten hat.

Dieser Verfall des Verantwortungsgefühls erklärt sich zum Teil aus der immer weiter fortschreitenden Aufspaltung des Menschen in berufliche und private Existenz, die schließlich einer Bewußtseins- und Persönlichkeitsspaltung nicht unähnlich ist. Dem völligen Ausgefülltsein von der sachlichen Aufgabe und Tätigkeit im Beruf entspricht im menschlichen Bereich eine Entleerung der Persönlichkeit. Es ist wohl diese Versachlichung des Menschen, die ihn immer mehr entwöhnt, sich die Folgen seines Tuns in ihrer ganz konkreten Wirklichkeit zu vergegenwärtigen. Phantasie entwickelt er nur noch im Denken, in der Abstraktion, aber es mangelt ihm an dem, was man Phantasie des Gefühls nennen könnte, an der Fähigkeit nämlich, das Vorgestellte oder in die Zukunft Gedachte mit all seinen Wertaspekten auch durch das Gefühl als lebendige, gegenwärtige Wirklichkeit zu erfassen. Mit dieser Fähigkeit verliert er aber die Voraussetzung zu einem vollen Bewußtsein der Verantwortung für die zukünftigen und fernerliegenden Folgen seines Handelns. Eine problematische Erscheinung unserer Zeit, die Gefühlsverödung und Gefühlskälte, die sich in der Welt immer weiter ausbreitet, hat hier eine ihrer Wurzeln. Es ist, mit anderen Worten, die Trägheit des Herzens, der auch dies zur Last fällt, daß sich die Welt besinnungslos in immer unmenschlichere Vernichtungsprojekte verirrt.

C. G. Jung hat auf dem Boden der Tiefenpsychologie eine Deutung des Weltzustandes gegeben, als dessen letzte Folge wir auch die Entartung des Krieges zu seiner heutigen Form zu betrachten haben. Nach ihm ist es Angstbesessenheit, die jede Nation treibt, in der anderen einen Feind zu sehen, der von einem bösen Teufel besessen ist:

„Da niemand fähig ist, zu erkennen, wo und wie stark er selbst besessen und unbewußt ist, projiziert man einfach den eigenen Zustand auf den Nachbarn, und so wird es zu einer heiligen Pflicht, die größten Kanonen und das giftigste Gas zu haben. Das Schlimmste dabei ist, daß man ganz recht hat. Alle Nachbarn werden beherrscht von einer unkontrollierten und unkontrollierbaren Angst, genau wie man selbst. In Irrenanstalten ist es eine wohlbekannte Tatsache, daß Patienten, die an Angst leiden, weit gefährlicher sind als solche, die von Zorn oder Haß getrieben sind.“

Wo aber hat die Angst, von der die Menschheit geschüttelt wird, ihren eigentlichen Ursprung? — nicht nur die Furcht, durch so verhängnisvolle Fortschritte der Wissenschaft, wie die Entfesselung der Atomenergie, vernichtet zu werden, nein: die unbestimmte, gegenstandslose Angst, die Jung meint und als Psychologe von der Furcht,



die stets „Furcht vor etwas“ ist, unterscheidet. Sie ist nur eine Ausdrucksform der tiefinneren Lebensangst des heutigen Menschen. Und diese entspringt im letzten Grunde daraus, daß die Welt unserer Zivilisation eine allgemeinverbindliche, religiös begründete Ethik und eine von dieser bestimmte Gebundenheit und Verantwortung nicht mehr anerkennt. Dadurch hat der abendländische Mensch nicht nur die unbezweifelte Gewißheit seiner Willensentscheidungen verloren, sondern vor allem die Geborgenheit und Sicherheit seiner inneren Existenz. Es ist nur ein Symptom dieses umfassenderen Auflösungsprozesses, daß es für die heutige Menschheit und ihre politischen Exponenten nicht mehr eine einfache Selbstverständlichkeit ist, die Verwendung unmenschlicher Vernichtungswaffen als ein Verbrechen zu betrachten und mit Acht und Bann zu belegen.

Angst und Trägheit des Herzens: das sind die Ursachen der erschreckenden Hilflosigkeit der Menschheit vor der selbstgeschaffenen Vernichtungsdrohung, die mit der Entartung des Krieges heraufbeschworen worden ist. Sie zu überwinden, ist eine Aufgabe, die nur durch eine ethisch-religiöse Erneuerung zu lösen wäre. Mit ihnen würde auch der entartete Krieg überwunden sein, der eine gradlinige Konsequenz der Lehre von der unbegrenzten Gewalt im Kriege ist. Wer aber wagte heute noch, auf eine solche Wandlung zu hoffen? Wer hätte noch Mut zu dem Glauben, daß die Politik, anstatt ihre letzte Zuflucht immer wieder in der ultima ratio des Krieges und der Gewalt zu sehen, bereit und fähig werden könnte, den Geist des Ausgleichs und des guten Willens wirklich zum obersten Leitmotiv ihres Handelns zu machen!

Doch: ob wir nun auf eine solche Wendung hoffen dürfen oder nicht — die Aufgabe bleibt! Sie besteht ganz unabhängig von irgendwelchen Erfolgsberechnungen. Und sie ist jedem einzelnen gestellt. Wer noch fähig ist, von dem Schauer ergriffen zu werden, den die wachsende Unmenschlichkeit dieser Zeit verbreitet, wird sich aufgerufen fühlen, zu seinem Teil und in seinem Bereich mitzuhelfen, um Herzens-trägheit und Angst, diese Quellen, aus denen Haß und Gewalt und schließlich auch der Krieg in seiner heutigen Entartung entspringen, soweit als möglich einzudämmen.

## Der Europäische Nihilismus

In verschiedenen deutschen Städten erfuhr ich nach dem Erscheinen meines Romans „Der tanzende Gott“ von aufmerksamen Lesern, sie hätten dankbar empfunden, daß ich darauf verzichtet habe, ihnen fertig vorgezeichnete Pläne für ein geziemendes geistiges Verhalten in diesem Buche zu enthüllen, daß ich aber andererseits darauf bedacht gewesen sei, wenigstens ähnliche Fragen zu stellen und einige von ihnen auch zu beantworten.

Sie verwiesen dabei insbesondere auf die Parabel von den „Vier Kreisen“ im dritten Buch des Romans, in welchem auf die esoterische Weisheit des rhythmischen Ausgleichs der Seelenkräfte zurückgegriffen wird, die, über alle Theorien hinaus, gleichsam die metaphysisch-humanistische Mitte ebenso der antiken Philosophie wie der christlichen Religion bildet.

Das Buch war mitten im Kriege geschrieben worden, und das Manuskript selbst hatte ein Schicksal gehabt, das in geradezu grotesker Weise von allem andern als von rhythmisch geordneten Verhältnissen in der menschlichen Gesellschaft rund hundert Jahre nach dem Tode Goethes kündete. Während ich daran arbeitete, war es 1942 von der faschistischen Geheimpolizei auf Sizilien nachts während meiner Abwesenheit durchwühlt worden, weil man — wie ich später erfuhr — darin Entwürfe für eine subversive politische Tätigkeit vermutete. Zwei Jahre später, noch während des Krieges also, wurde das Manuskript von der alliierten Geheimpolizei in Rom beschlagnahmt, weil man die Möglichkeit nicht ausschloß, es könne sich um einen kodifizierten Geheimbericht handeln. Nachdem nicht mehr und nicht weniger als ein Kardinal sich für die Zuverlässigkeit meiner Absichten verbürgt hatte, brachte ein hoher französischer Offizier mir, dem Deutschen in Rom, die Blätter mit einer Bemerkung zurück, aus welcher der europäisch denkende Schriftsteller freund-

liche Zustimmung, der Deutsche, der politische Gegner also, kühle Reserviertheit deuten mußte. Einige Zeit später mußte ich meine Wohnung in Rom mit dem Manuskript im Zuge der kriegerischen Entwicklungen verlassen. Zwei Jahre später erst konnte ein amerikanischer Freund mir eine Abschrift aus Rom nach Deutschland mitbringen. Der Weg in die Druckerei war frei.

Das ist nur eine einfache, durchaus unblutige Episode in einer Welt, in welcher Tragödien ihren Sinn zu verlieren drohten, weil sie sich millionenfach wiederholten, aber man wird begreifen, daß sie für mich nicht nur im höchsten Maße dramatisch war. Dieser kleine symbolische Vorgang schien die Werte von allen Seiten her in Frage zu stellen, und es hätte manchem Zeitgenossen verständlich erscheinen können, wenn ich laut oder weniger laut hätte vernehmen lassen, es gebe nur eine einzige, fürwahr unteilbare Welt der Sinnlosigkeit oder der verschiedenartigen, aber jeweils in gleichem Maße verlogenen Pseudo-Sinngebungen.

Ich konnte mich mitten im damals immer mehr aufreißenden äußeren Chaos nicht dazu entschließen, mein eigenes Sein zu einer bloßen Kopie der äußeren Lebensverhältnisse werden zu lassen. Es geschah dies nicht als Ergebnis einer Überlegung. Was mir auch immer persönlich widerfahren mochte, ich konnte mich von der Überzeugung nicht trennen, daß es in dieser verworrenen, verzweifelten, verstümmelten Art der Zeit einige Urwerte geben müsse, die so alt waren wie die Geschichte des europäischen Bewußtseins selbst, daß diese Werte verschüttet waren und daß alle diese apokalyptischen Ereignisse nur den Sinn haben konnten, sie wieder freizulegen.

Ich bin mir heute darüber klar, daß es sich bei mir wie bei vielen anderen um ein durchaus irrationales Empfinden handelte, um ein Existenzgefühl ohne Existenzphilosophie, um einen Glauben ohne weitere theologische Überlegung als die, daß das gefährdete menschliche Dasein gewaltsam auf seinen Sinn zurückgeführt werde und daß es der Bereitschaft bedürfe, diesen Sinn später sehr mutig zu verwirklichen, damit nicht wieder einmal die Menschen auf eine Stufe zurückgeschleudert würden, die als animalisch zu bezeichnen eine Beleidigung für die meist durchaus harmlosen Tiere wäre.

Es ist also verständlich, wenn ich mich darüber freute, daß einige Leser meinten, es sei ihnen in meinem Buch, wenn auch nicht die ganze, so doch zumindest eine Antwort gegeben worden. Wenn ein Kritiker schrieb, es handle sich bei meinen Bemühungen um einen Beitrag zur Überwindung des europäischen Nihilismus, so fand ich



meine Versuche damit zwar trefflich, aber nicht ausreichend gewürdigt. Den europäischen Nihilismus wird man nämlich niemals durch eine bloß konservativ bestimmte Erneuerung fester, traditioneller Inhalte und Formen hinter sich bringen; viel Morsches, viel Veraltetes muß noch abfallen. Der Nihilismus in Europa aber begeht den Fehler, das Verwelkte mit dem Blühenden gemeinsam zu verneinen; er erweist sich damit als vorgestrig.

Der Wendepunkt im zeitgenössischen Denken ist durch eine andere Idee und Methode bestimmt, die ich hier durch einige Bemerkungen und Hinweise erläutern möchte. Anlaß dazu geben recht gut einige zeitgenössische Ereignisse.

Anläßlich der Faustaufführungen in Hamburg und Düsseldorf hat man sich vielfach nicht damit begnügt, Probleme des Spiels, des Theaters, der Regie zu erörtern. Sehr unmittelbar stand plötzlich die Gestalt dieses beunruhigenden Mannes der Frage als Thema mitten im Gespräch auch vieler jüngerer Kritiker und Schriftsteller.

Man fragte sich nun selbst, was dies denn sei, das Faustische, jene in Europa zum Symbol gewordene Form geistig-menschlichen Verhaltens innerhalb einer elementar-menschlichen Umwelt. Man fragte es sich vielleicht deswegen besonders eindringlich, weil Thomas Mann in seinem Roman „Dr. Faustus“ diese aufwühlend unruhige Art des Fragens und das ungeduldige Zerfetzen von Konventionen und Traditionen als eine besondere Weise des Verhängnisses in der Entwicklung des deutschen Geistes kennzeichnete. Wie gesagt, man fragte, und viele lasen auch Faust II. Manche erhielten gleichzeitig die gerade erschienene Ausgabe der Bühnenstücke von Jean-Paul Sartre, zumindest Musterbeispiele eines modernen Nihilismus — wie sehr er sich auch „existentiell“ verhüllt. Es wurde viel diskutiert, und es wird noch viel diskutiert: Hat Thomas Mann recht? Ist Faust nihilistisch? Und wenn ja, ist dann Sartre altmodisch? Was unterscheidet Faust von Sartre? Was ist das: Nihilismus? Wo steht er? Wo stehen wir?

Lassen wir Thomas Mann mit dem ihm immer wieder eigentümlichen Dekadenzproblem einmal beiseite. Was in diesem Zusammenhang dann bleibt, ist eine klare Polarität: Goethe oder Sartre. Ist Goethe — wie vielfach in zeitgenössischen avantgardistischen Diskussionen behauptet wird — altmodisch, weil es für ihn transzendente Werte gab, eine sinnvolle Weltordnung und durchaus verbindliche Grundsätze ethischen Verhaltens? Oder ist vielleicht doch der moderne Nihilismus altmodisch? Wie steht es insbesondere mit jenem

Nihilismus Sartre'scher Prägung, mit jenem Boulevard-Sproß des Heideggerschen Existenzialismus, über den gewiß nicht nur Goethe die Nase rümpfen würde? Man weiß, daß auch Heidegger diese Verfälschung eines wichtigen neuen Erkenntnisansatzes durch einen hochtalentierten Pariser Literaten mit der gleichen Bestürzung beurteilte wie Nietzsche die amoralische Gewaltmystik verurteilt haben würde, die manche Ideologen der vergangenen Tyrannis aus dem Zarathustra ableiteten.

Goethes Faust ist nicht nur aus individueller Hybris aufsässig; er richtet sich gegen erstarrte Begriffe, verblichene Bilder, einengende Konventionen, tote Überlieferungen. Er packt das Nichts, um sich damit gegen das Zweideutige, das Verlogene, das Pharisäische zu richten, um damit den Weg frei zu machen für das Absolute. Goethes Nihilismus ist Mittel, nicht Zweck, Weg, nicht Ziel. Die Destruktion soll verschüttete Werte freilegen. Sie zertrümmert nicht die Werte selbst.

Ganz anders der moderne Nihilismus. Dem Inferno Sartres fehlt das Paradiso. Er schildert die moderne Hölle, indem er sie psychologisiert, aber es gibt nur die Hölle. In ähnlicher Weise beschreibt James Joyce im Ulysses den Tag des Durchschnittsmenschen Leopold Bloom. Auch hier ist der normale Alltag die Hölle, aber auch hier fehlt alles einfache Ahnen, das glücklich wunschlose Erfahren, der kleinste Trost schlichter menschlicher Hilfsbereitschaft, die Liebe ohne Phrase, die Selbstverständlichkeit des Seins. Es wird nur entlarvt, enthüllt, bloßgelegt, aber Sartre wie Joyce, ja auch meist Nietzsche und sehr oft auch Hamsum, Strindberg und Shaw — — — man reißt also mit den welken Blüten die ganze Pflanze aus, man stellt das Erdreich selbst in Frage. Nicht einmal chemische Formeln bleiben — nur das sich jeweils persönliche Verhalten im Chaos oder der Wille zur Macht, die Bereitschaft zur Entscheidung ohne Sinn, die große Wüste, in der dann die echten tatkräftigen Herren der Gewalt, wie auch immer ihr „Ismus“ heißen mag, ihre Burgen und Verließe einrichten, nur diese großen Wüsten der Massengesellschaft ohne Transzendenz, ohne Rückverbindung zum Tellurischen oder Uranischen bleiben übrig, und es folgen dann folgerichtig Massentod und Trümmer.

Ist der Nihilismus altmodisch? Die antike Philosophie kannte ihn, es gab Abzweigungen davon im Mittelalter und in der Renaissance. Das 18. Jahrhundert hatte seine Libertins, seine Freigeister, aber — dies sei besonders vermerkt — sie unterschieden sich sehr deutlich

von den echten Aufklärern und Enzyklopädisten, die zwar nicht mehr an die Kirche, wohl aber an Gott, an Recht und sogar an Fortschritt glaubten.

Der Nihilismus, der nicht nur erstarrte Formen sprengen will, sondern die Urwerte der menschlichen und kosmischen Ordnung selbst in Frage stellt, ist keine moderne, sondern eine historisch-soziologische Erscheinung. Er ist die Vorform der Diktatur in einer von sozialen und geistigen Krisen fiebernden Massengesellschaft. Er ist ein revolutionäres Zuviel in der Geschichte Europas. Die beziehungslos gewordene Masse der säkularisierten Zivilisation ist seine Voraussetzung; aber seine Impulse erhält er auch durch die Irrtümer eines machtbewußten, unechten Konservatismus, durch jede rückläufige reaktionäre Macht, die die gesamte Skala der religiösen und ethischen Werte als magisches Mittel zur Legitimation des eigenen Herrschaftsanspruchs benutzt, ohne eine echte, unmittelbar geistige Beziehung dazu zu haben.

Wenn der Nihilismus also eine historische Erscheinung ist, so bleibt noch immer die Frage unbeantwortet, ob er damit auch tatsächlich altmodisch ist, insbesondere wenn es sich um Kunst, Dichtung und Philosophie handelt.

Es besteht kein Zweifel, daß jeder zeitgenössische Mensch, der sich im Sinne Pascals als denkendes Schilfrohr betrachtet, zumindest von zwei Windrichtungen hin- und hergerissen wird. Zwischen einem erstarrten Konservativismus und einem nervösen Nihilismus finden sehr viele das nicht, was man vielfach die neue Synthese, die echte Sinngebung, die wahre schöpferische Idee des 20. Jahrhunderts und dergleichen nennt. Wesentliche Wandlungen künden sich nicht mit derart anspruchsvollen Worten an. Zwischen Kirche und Universität auf der einen Seite und Literatur und Kunst auf der anderen besteht noch eine Kluft. Große Worte in einem Umkreis machen ebenso mißtrauisch wie im anderen extravagante Attitüden. Zwischen beiden Welten stehen aber in ganz Europa und auch in den Vereinigten Staaten einige Gestalten, die ebensowohl in ihrem persönlichen Dasein wie in ihrer politischen Entscheidung oder in ihrem Werk unbeirrt tatsächlich einen neuen Weg gehen. Sie sind die Vorläufer einer neuen Ordnung, in der die platonischen Urwerte des Wahren, Schönen und Guten sowie der christliche Urwert der Liebe einen lebendigen Sinn innerhalb von neuen Formen erhalten. Es ist beruhigend, daß man sie nicht nur in Literatur und Kunst findet; auch innerhalb der Universitäten und Kirchen wirken sie bereits.



Nur Umrisse können hier gegeben werden. Der französische Dichter André Gide z.B. bezeichnete sich in der Blütezeit der europäischen Dekadenzliteratur noch als „Amoralist“. Nach dem zweiten Weltkrieg lehrt er, daß alle Wandlungen und Verwandlungen des Menschen und der Gesellschaft nur fruchtbar werden, wenn sie von einem Sinn bestimmt werden, den er — schon durchaus metaphysisch — in der Unverletzbarkeit und Würde der menschlichen Persönlichkeit sieht. Der Italiener Giovanni Papini seinerseits stellt zwar in fiktiven Briefen eines erfundenen Papstes alle Gewohnheiten und Phraseologien der Christenheit in Frage, bewahrt jedoch die christliche Nächstenliebe, sofern sie endlich dazu getrieben wird, eine Einheit von Wort und Tat zu bilden, als geistiges Leitbild der europäischen Kultur. Arthur Koestler ist Revolutionär, erkennt aber, daß materialistisch-kollektivistische Ausgangspunkte, ob Klasse, Rasse oder Nation, jede Revolution ins Chaos führen müssen. In seinem Buch „Der Yogi und der Kommissar“ stellt er an Hand zeitgenössischer naturwissenschaftlicher Forschungsergebnisse und an Hand einer modern interpretierten christlichen Scholastik eine aktuelle Wertlehre auf. Ähnliches vollbrachte Aldous Huxley in seinem Roman „Time must have a stop“. Der amerikanische Dramatiker Thornton Wilder vereint moderne avantgardistische Ausdrucksformen, die man durchaus als surrealistisch bezeichnen kann, mit Leitwerten antiker Vernunft und christlichen Gefühls. Der bedeutendste Choreograph von heute, Aurel von Milloss in Italien, geht einen ähnlichen Weg: er behält die traditionellen Grundformen des klassischen Balletts bei, füllt sie jedoch mit dem ganzen dämonischen Ausdrucksreichtum der Modernen. Diese Synthese, wenn das Wort erlaubt ist, kennzeichnet auch das Werk eines echten, großen europäischen Bühnendichters von heute, das Werk Jean Gireaudoux', und der deutsche Dichter Rudolf Alexander Schröder, dessen Werk bereits fest in den geistigen Raum der Nation eingegangen ist, hat aus der Not der Zeit einen sehr verinnerlichten und zugleich kristallhellen Trost für die Zeit ausgesprochen.

Was ist also im wesentlichen, im eigentlichen Sinne am zeitgenössischen Nihilismus altmodisch? Es ist die Überzeugung, daß moderne Ausdrucksformen nur dann vom Zuschauer oder Zuhörer intensiv wirkungsvoll erlebt werden können, falls sie destruktive negative Inhalte haben. Man will durch Schock wirken, um sich überhaupt Wirkung zu sichern. Man will aufwühlen, niederschmettern, wo man nicht mehr überzeugen kann. Das Verzweiflungsspiel des modernen

Nihilismus ist nicht lauter; er hat vor allem magische Absichten; er will bannen, anstatt zu befreien.

Die Umrissse einer neuen Geistigkeit werden an dem Bemühen sichtbar, moderne, ja kühnste neue Ausdrucksformen mit bejahendem, erlösendem Sinn zu erfüllen. Da Form und Inhalt nie ganz voneinander getrennt sind, werden dabei auch die Werte selbst von Schlacken gereinigt und in demiurgischem Feuer geläutert.

Zwischen veraltetem Byzantinismus und altmodischem Nihilismus suchen die Besten Europas heute den neuen Weg. Es ist ein geistiger Weg, der vielleicht dazu führen könnte, hybriden Entartungen der Polis auszuweichen und einfachere, allgemeingültigere Ausdrucksformen der Kunst und Dichtung wieder zu ermöglichen.

Augustinus hat die Verzweiflung als Ursünde bezeichnet. Sie entfesselt im Innern das Chaos, dem stets das äußere folgt. Gegen diese Verzweiflung steht nicht nur das kämpferische, michaelische Wissen um das Absolute auf. Stärker noch in dieser Gegenwart des großen Übergangs wirkt die befruchtende mystische Gewißheit, daß schöpferische Urbilder uns viel entschiedener formen als ungeduldiges Zerren, als das marsisch-europäische Nicht-warten-Können.

Stehen wir am wirklichen Ende der Dekadenzliteratur, am Ende der magisch-artistischen Spiegelung von Trostlosigkeit? Beginnt eine neue Dichtung jenes Trostes, der um die stets gefährdende Existenz des Dämonischen weiß, der sich aber von dieser bloß wühlenden Existenz, nachdem er so deutlich um sie weiß, nicht mehr entmutigen, in seiner Liebesfähigkeit nicht mehr lähmen lassen will?

Es gibt in Europa dafür Beispiele, die zwar noch nicht den neuen Weg, durchaus aber die Bereitschaft zeigen, besseres Gehör zu entwickeln. Wie schlicht, wie „unproblematisch“ diese neue Gestimmtheit ist, zeigt — um nur ein Beispiel zu geben — das „Pfingstlied“ aus dem „Lobgesang“ Rudolf Alexander Schröders:

„O Trost, wir sind in Ängsten,  
Komm eilends uns befreien  
Und sprich: Ihr wart am längsten  
Mit eurer Not allein.  
Wir wissen nicht, woher er weh,  
Der Wind, der aufsteht, wann er will;  
Doch spüren wir ihn je und je,  
Und unser Herz wird still.“

## Mährische Brüder und Mohikaner

New York, im September

Es ist erstaunlich, wie wenig man im allgemeinen über die deutsche Einwanderung nach den Vereinigten Staaten und die positive Rolle weiß, die ehemalige Deutsche in der Entwicklung des Landes und des Staates gespielt haben. Wir erinnern uns, daß zwischen 1870 und 1914 Gruppen von jungen Bauern über den Atlantik gereist sind, daß in individuellen Fällen Amerika das Zufluchtsland für abenteuerliche Naturen, verschuldete Offiziere, durchgegangene Kassierer war, daß nach der Revolution von 1848/49 die deutschen Freiheitsfreunde auswanderten, und vielleicht, daß Astor aus dem Dörfchen Waldorf in Nordbaden in Amerika ein reicher Mann wurde. Aber wir werden uns nicht bewußt, daß die deutsche Einwanderung viel früher begonnen hat und daß das deutsche Element einer der wichtigsten Faktoren beim Aufbau des Landes war. Seine Bedeutung war so groß, daß zu Anfang des 19. Jahrhunderts das Deutsche mit dem Holländischen und dem Englischen bei der Entscheidung über die anzunehmende Landessprache konkurrierte. Beim Abstimmungsergebnis stand es an zweiter Stelle. Bismarck wußte, was er sagte, als er, gefragt, was er für das wichtigste politische Ereignis des Jahrhunderts halte, nicht Napoleons Kriege oder den Wiener Kongreß nannte, sondern die Tatsache, daß die Vereinigten Staaten beschlossen hatten, Englisch zur Landessprache zu machen.

Die deutschen Gruppen in Amerika bestanden ursprünglich aus Gesinnungsemigranten, wie ja auch die ersten englischen Einwanderer jenseits des Ozeans eine Heimat suchten, in der sie vor religiöser Verfolgung oder Schikanierung sicher waren. Anno 1848 war es nicht anders, nur daß an der Stelle eines religiösen Motivs ein politisches stand. Die jüngste Emigration, die während der Hitler-Zeit, ist vor allem eine unpolitische, rassisch-religiöse gewesen; ausgesprochen politische Visa wurden erst von 1940 an erteilt, das heißt



zu einer Zeit, da es für die in europäischen Ländern sitzenden politischen Flüchtlinge schon schwer war, nach den Vereinigten Staaten zu kommen.

Immerhin: soweit es sich um gesinnungsmäßig begründete Gruppenauswanderung nach den Vereinigten Staaten handelte, bestanden die Neukömmlinge vorwiegend aus Menschen, die der Enge und dem Zwang entflohen und Freiheit suchten. Es ist darum natürlich, daß die Deutschen sich in ihrer großen Mehrheit in der amerikanischen Geschichte immer auf der Seite des Fortschritts und der Freiheit finden. Sie kamen, um Duldung zu finden, und unterstützten daher, was auf die Sicherung der Toleranz hinzielte. Sie kamen, weil sie ihrer Menschenrechte und ihrer individuellen Freiheit nicht verlustig gehen wollten, und traten für alles ein, was angetan war, diese Güter in ihrem neuen Heimatland zu gewährleisten. Die Deutschen spielten ihre gewichtigen Rollen im Befreiungskrieg und im Sezessionskrieg, der unter anderem um die Befreiung der Sklaven ging. Der Winter 1777/78, in dem Washington mit seinen hungernden und frierenden Truppen in Valley Forge lag, ist noch heute eine unvergessene Saga. Ein großer Teil seiner schuhlosen, zerlumpten, von Dysenterie und Fieber geschüttelten, hungernden Soldaten waren Deutsche. Das erste offizielle Dokument gegen die Sklaverei war der Protest deutscher Quäker an ihre Leitung im Jahre 1688. Dieses „Dokument von Germantown“ (eines Ortes in Pennsylvania, der heute zu Philadelphia gehört) ist noch heute erhalten. Die Deutschen verstanden nicht, wie die Quäker Sklaverei mit ihrer Religion vereinbaren konnten. Ihr Protest ging auf dem Instanzenweg bis zum höchsten Tribunal der Religionsgemeinschaft. Er wurde gebilligt und zu den Akten gelegt. Erst siebzehn Jahre später faßten die Quäker einige Resolutionen gegen die Sklaverei; erst 82 Jahre nach dem Protest der Deutschen wiesen sie ihre Mitglieder an, auf ihren Plantagen keine Freunde der Sklaverei als Aufseher anzustellen\*), und erst 175 Jahre nach dem Protest von Germantown, nämlich am 1. Januar 1863, erließ Lincoln sein Emanzipationsedikt, das die Neger zu Freien erklärte.

Während die Quäker eine englische Sekte waren (trotz einer kleinen deutschen Minorität in ihren Reihen), waren die Herrnhuter Deutsche und hatten kaum ein nichtdeutsches Mitglied unter ihren Brüdern mit weißer Hautfarbe. „Deutsche“ bedeutete damals natürlich nicht nur Reichsdeutsche im heutigen Sinn, sondern alles, was

\*) Nach dem Standardwerk von Albert Bernhardt Faust, „The German Element in the United States“.

sich deutscher Sprache bediente und sich ethnologisch zum Deutschtum rechnete, also Süd- und Norddeutsche sowohl wie deutsche Böhmer, Schweizer, Österreicher. Post, einer der mährischen Prediger, wird gelegentlich „Pole“ genannt; aber der Nationalität nach war er Deutscher. Die Herrnhuter heben sich besonders deshalb hervor, weil sie in einer Zeit, da in Amerika rigoroser, selbstgerechter und bigotter Protestantismus herrschte, die Indianer als Kinder des Teufels galten und vielen zur Verdammnis vorherbestimmt und des Christentums unwürdig erschienen, sich ganz besonders der Bekehrung und Europäisierung dieser „Wilden“ widmeten. Sie schufen Gemeinschaften von praktisch „deutschen“ Indianern, die Lebens- und Wohnkultur, Weltanschauung und Sprache des Gottesdienstes von ihnen übernommen hatten.

Die Herrnhuter, oder, wie sie in den Vereinigten Staaten im allgemeinen genannt werden, die Mährischen Brüder, ließen sich im achtzehnten Jahrhundert in Amerika nieder. Daß Bethlehem, die Stadt, die von diesen konsequenten Friedensfreunden und Kriegsdienstverweigerern begründet wurde, in der sie ihren Tempel bauten, die sie zum dauernden Hauptquartier ihrer Religionsgemeinschaft machten, der Sitz einer gewaltigen Kriegsindustrie wurde und heute der ganzen Welt als solcher bekannt ist, ist einer der vielen Witze, die die Geschichte sich gestattet.

Ursprünglich hatten die Herrnhuter sich in Georgia niedergelassen. Der Gouverneur des Staates wußte, als er sie zuließ, daß sie ablehnten, Waffen zu tragen oder einen Schwur zu leisten, also auch, dem König von England Treue zu schwören. Als aber ein Einfall der Spanier drohte und die Mährischen Brüder ihren Skrupeln gegen den Kriegsdienst treu blieben, entzog er ihnen seine Gunst, und obgleich er sie nicht formell austrieb, brachte er sie dazu, freiwillig abzuziehen. Das war 1739; ihre Kolonie in Savannah, Georgia, hatte vier Jahre bestanden. Nun gab es in jener Zeit einen bekannten und unter anderem seiner weittragenden Stimme wegen berühmten Prediger namens Whitefield. Er war einer der Gründer des Methodismus, hatte etwas von einem Scharlatan an sich und war vor allem geschäftstüchtig, wie verschiedene seiner Unternehmungen zeigen. Er wollte in Georgia ein Waisenhaus errichten, fand aber unglückseligerweise keine billigen Arbeitskräfte, weil der Staat damals ein Verbot der Sklaveneinfuhr hatte. Daraufhin kaufte Whitefield 5000 Acres (zwischen 2000 und 3000 Hektar) Land in Pennsylvanien und machte einen Vertrag mit den „Mährern“, nach dem sie dort ein Seminar für ihn

erbauen sollten. Die Mährischen Brüder ließen sich nieder, führten die Arbeit aus und begannen, das Land zu bebauen. Sie erwarben das in Auftrag gegebene Haus selber und beschlossen, auch das Land zu kaufen. Aber Whitefield hatte es bereits ihrem Bischof Spangenberg verkauft. So bekam die Gemeinde zwar das Land, aber zu einem wesentlich höheren Preis, als wenn sie es selber gekauft hätte. Spangenberg, der in London saß, hatte das Gebiet nicht gesehen und blind gekauft. Whitefield machte am Verkauf einen Profit von 5000 Pfund Sterling plus 4 Prozent Zinsen und versicherte Spangenberg, daß er das Objekt nur aus Freundschaft so billig hergebe. Dem Ort war der Name „Nazareth“ gegeben worden; er liegt etwa 25 Kilometer nördlich von Bethlehem.

Die Geschichte dieser Transaktion ist einem Buch von DeCost Smith entnommen, der unter dem Titel „Martyrs of the Oblong and the Little Nine“ einen Sonderausschnitt aus der Geschichte der Mährischen Brüder behandelt, nämlich ihre Missionstätigkeit unter den Mohikanern\*). Unser Thema ist eben dieser Ausschnitt aus der Tätigkeit der Herrnhuter — nicht die Geschichte ihrer Gemeinschaft — auf Grund der Darstellung Smiths. Es ist die Saga eines Häufleins opferbereiter und begeisterter Sendboten — Deutsche mit zwei oder drei Ausnahmen —, die unter die Indianer hinauszogen, Gemeinden gründeten, aus kriegerischen Wilden friedfertige und todbereite Christen machten und immer wieder vertrieben wurden, in der Regel von den Weißen, einige Male auch von Indianern. Einige der Apostel starben, weil sie sich im selbstgewählten Dienst verzehrt hatten, andere wurden getötet. Aber die große Schar derer, die ihres Glaubens wegen erschlagen wurden, waren nicht Deutsche, sondern Indianer: Mohikaner und Delawaren. Es berührt einen seltsam, zu hören, daß hier in Amerika jene Rothäute, von denen wir in unseren Knabenjahren mit Herzklopfen lasen, unter der Führung einiger deutscher Pfarrer von Ort zu Ort getrieben, verfolgt, mißhandelt und getötet wurden, daß sie zum großen Teil ihren Glauben auf deutsch bekannten, deutsche Predigten hörten, Deutsch und Englisch sprachen neben ihrer eigenen Zunge, und daß einer von ihnen, Josua von Wechquadnach, als er gebunden auf dem Scheiterhaufen lag und die Flammen ihn umzüngelten, seine Gebete sprach „in einer Sprache, die keiner von ihnen“, das heißt von den Shawnees des großen Führers Tecumseh, der ihn töten ließ, „verstand“: offenbar auf deutsch.

---

\*) DeCost Smith, „Martyrs of the Oblong and the Little Nine“, The Caxton Printers, Ltd., Caldwell, Idaho, USA.



Wenn ich sage, sie starben für ihren Glauben, so meine ich nicht, daß sie ihr Leben für eine theologische Streitfrage gaben; es ging nicht um homousia und homoiusia, um Abendmahl in einerlei oder beiderlei Gestalt: sie starben, weil sie auf Grund ihres Glaubens anders waren als andere, weil sie in einer blutigen und bösen Zeit Männer des Friedens waren und blieben; weil sie freundlich und hilfsbereit gegen alle blieben, statt Stellung zu nehmen und Haß gegen eine Seite zu tragen. Josua, der verbrannt wurde, wurde als Hexerich getötet: er war den Shawnees, die auf den Ausrottungskrieg gegen die Weißen ausgezogen waren, ein verhaßter Gegner, weil er Frieden und allgemeine Menschenliebe lehrte und übte. Er war ein Hexerich, weil er dem Kriegsgeist der Indianer gefährlich war. Und das Unheimlich-Interessante ist, daß die Vorstellung von Hexen den Indianern nicht angeboren war; er war durch die Weißen, durch die Christen, eingeschleppt worden.

Die Geschichte der Missionstätigkeit der Herrnhuter in New England, New York und Pennsylvania beginnt mit einem jungen Mann namens Christian Heinrich Rauch. Er kam 1740 in New York an, durchglüht von der Absicht, den Indianern das Evangelium zu predigen. In New York sah er die ersten seiner künftigen Bekehrungsobjekte, Mohikaner, „wild von Aussehen und sehr betrunken“. Diese bedrohlichen Gestalten lebten ein Stück den Hudson aufwärts und zogen, wenn sie bei Kasse waren, nach New York, um ihr Geld zu vertrinken, oder kamen als Holzarbeiter mit Flößen und anderen Ladungen oder mit Hudsonbooten in die Stadt. Sie sprachen ein wenig gebrochenes „Hudson-River-Dutch“, das heißt etwas mit Holländisch vermisches Deutsch, das sie von den Ansiedlern gelernt hatten. Die Holländer saßen im allgemeinen östlich, im Staat Connecticut, während die Deutschen im Hudsonthal und zu seinen beiden Seiten lebten. Sie waren Pfälzer und seit 1710 im Land. Sie hatten Deutschland als verfolgte Lutheraner verlassen und waren von England aus nach den amerikanischen Kolonien gebracht worden. Unterwegs waren von 2500 volle 470 gestorben, in New York, wo sie monatelang in Quarantäne waren, waren weitere 250 umgekommen. Den Rest, 1800, hatte man in die Wälder am Hudson geschickt, wo sie, die daheim Handwerker, zum großen Teil Weber, gewesen waren, Schiffsmasten, Teer und anderen Schiffsbedarf herstellen sollten. Da sie von diesen Dingen, die ebensogut gelernte Arbeiter verlangten wie die Weberei, nichts verstanden, ging das ganze Experiment in die Brüche. Nach vielen Leiden und Unbilden, die die armen Tröpfe durchzumachen

hatten, wurde es aufgegeben; die Pfälzer wurden aus ihrer faktischen Sklaverei befreit und ließen sich als Freie am oberen und mittleren Hudson nieder, soweit sie nicht schon vorher nach dem Westen entflohen waren und sich am Flusse Schoharie unter den Mohawks niedergelassen hatten.

Die Mohikaner, die Rauch in New York kennenlernte, waren in nüchternen Stunden sehr menschlich. Sie führten ihn, als sie in ihre Dörfer zurückkehrten, mit sich und nahmen ihn unter großer Feierlichkeit zum Lehrer. Mit Rauchs Reise Hudson aufwärts begann das Missionswerk der Mährer und die Kette der bunten Schicksale einer Gruppe von Mohikanern. Die Mission wurde in den Gebieten des „Oblong“ und der „Little Nine“ gegründet. Das Oblong (Rechteck) war ein schmaler Streifen Land im Staat New York, zwischen dem Hudson und der Grenze Connecticuts; der Name „Little Nine“ bezeichnete ein dem Oblong angrenzendes Gebiet.

In dieser Region also, zwischen dem Hudson und der Grenze Connecticuts, ja, sehr bald auch in Connecticut selbst, so daß der Fluß Hausatonic die Westgrenze ihres Tätigkeitsbereichs bildete, unternahm Rauch seine Werbung um die Seelen. Er machte das Dorf Shekómeko zur Heimat der Mission und gewann Konvertiten. Sehr bald stellte sich heraus, daß seine Hauptgegner nicht unter den Indianern zu finden waren, sondern unter den Weißen; die liebten es nicht, daß er die „Wilden“ als Menschen betrachtete und sie sogar des Christentums für wert erachtete. Selbst Pläne zu seiner Ermordung wurden gefaßt, Indianer wurden angestiftet, Rauch umzubringen. Einer, der einen mißglückten Angriff unternommen hatte, war später unter den ersten Getauften. Rauch hätte wahrscheinlich sein Leben verloren, wenn nicht ein Bauer mit eigenem Kopf, der, obwohl er nicht selber Herrnhuter war, den jungen Missionar schätzte, ihn auf seinem Hof aufgenommen und ihn gestützt hätte. Ohne diesen Mann, Johannes Rau oder Rauh (heute schreibt sich die Familie „Rowe“) hätte die Mission wahrscheinlich ein frühes Ende gefunden. Wegen seiner Freundschaft mit den mährischen Predigern mußte er später die Gegend verlassen und anderswo neu anfangen.

Rauch, obwohl er einstweilen noch nicht ordiniert war, hatte Erfolg; seine kleine Gemeinde wuchs; er reiste zwischen Hudson und Hausatonic umher und machte in einigen anderen Orten weitere Proselyten; bald kamen ihm neue Brüder zu Hilfe, Johann Martin Mack, der später Rauchs Tochter Jeannette heiratete, und Gottlob Bütt-

ner, ein junger Schwindsüchtiger, der einen frühen Tod fand, den die Verfolgungen der Brüder beschleunigt hatten. Mack kam von der Georgiamission der Brüder, Büttner aus Deutschland. Büttner starb 1745; seine Witwe heiratete einige Monate später einen anderen Prediger, Johann G. Jungmann, und erlebte als eifrige Missionarin die Jahrzehnte der Nöte und Gefahren, in denen die Mission wie eine Schar Aussätziger herumgetrieben wurde. Macks Frau Jeannette war ebenfalls eines der wertvollsten Mitglieder der Gruppe; sie war, im Gegensatz zu anderen Farmerstöchtern, aufgewachsen in Freundschaft mit den jungen Indianerinnen der Gegend, sprach fließend mohikanisch und war beliebt. Ihr Einfluß war beträchtlich. Sie starb früh, nämlich 1749, in Gnadenhütten, Pennsylvania.

Der Gottesdienst wurde auf deutsch oder englisch gehalten, wobei in der Regel Indianer den Text der Predigt usw. übersetzten. Später gab es dann auch einige Pfarrer, die in indianischen Sprachen predigen konnten. Einer der Brüder, Post, heiratete eine Indianerin.

David Zeisberger, der bedeutendste der Missionare, ließ sich in den Stamm der Onondoga aufnehmen. Er war der Moses der Mohikaner; er führte sein Volk nicht vierzig Jahre durch die Wüste, sondern sechzig. Immer wieder gründete er Niederlassungen, immer wieder errichteten diese Mohikaner, denen sich Delaware und Munsees angeschlossen hatten, neue Dörfer, machten von neuem Waldland urbar, bebauten das Feld, und immer wieder mußten sie sehen, wie ihr Werk vernichtet oder geraubt wurde, und mit wenigem, das man ihnen ließ, in die Wildnis ziehen. Die „letzten der Mohikaner“ waren nicht Unkas und sein Vater Chingachgook: es war ein Häuflein friedlicher Dulder und Märtyrer, die deutsche Kultur und Lebensweise angenommen hatten, neben indianischen religiösen Liedern schlecht und recht deutsche sangen, und unter denen sich eine Minderheit von ehemaligen „Wilden“ fand, die Helfer der deutschen Prediger und sogar selbst Prediger waren und neben ihrer Muttersprache auch deutsch und englisch reden konnten. Besonders Josua von Wechquadrach war dieser beiden europäischen Sprachen mächtig; er sprach sie fließend. Dieser Mohikaner, der um 1741 oder 1742 als Jüngling zu den Mährern kam, alle Verfolgungen und Emigrationen der Gruppe mitmachte und 1806 auf dem Scheiterhaufen starb, hebt sich von den eingeborenen Brüdern vor allen andern ab. Er missionierte nicht nur selber unter den Indianern, sondern predigte auch vor weißen Siedlern.

Indessen: noch sind wir nicht bei den Wanderungen der Gemeinde.



Noch leben sie am Hudson in einem unruhigen Frieden, von den weißen Christen mit Mißtrauen betrachtet oder gar gehaßt, die indianischen Brüder von bigotten Presbyterianern als „Kanaaniter“ verschrien und verfolgt. Graf Zinzendorf, der Gründer der Herrnhuter Gemeinde, befand sich damals in Amerika, und im Juli 1742 besuchte er Shekomeko. In seiner Reisegesellschaft befand sich auch Anna Nitschmann, die Tochter des Herrnhuter Bischofs Nitschmann in Bethlehem; sie zog später mit ihm nach Europa und wurde ihm in morganatischer Ehe angetraut. Zinzendorf bereiste auch mehr westlich gelegene Gebiete, Gegenden, die bereits unter dem Zepter der Irokesen lagen. Er stieß nicht auf Feindseligkeit — die Indianer kannten keine religiöse Intoleranz, sowenig wie Hexen: beide Dinge brachten ihnen erst die ins Land gekommenen Christen nach und nach bei. Immerhin aber zeigten sich die Shawnees, die von allen Indianern wohl die unversöhnlichsten und heftigsten Feinde der Weißen waren, nicht sehr gastfreundlich. Die Karawane hatte Hunger zu leiden, weil man ihr keine Nahrungsmittel verkaufen wollte, und sie bekam unfreundliche Gesichter zu sehen, bösesartiges Murren und Knurren zu hören. Zinzendorf vergaß es nie. Nach Jahren, als er schon längst wieder in Deutschland war, wurde vorgeschlagen, eine Mission unter den Shawnees zu errichten: es „mißfiel“ ihm. Die Shawnees, die Drohungen gegen ihn gemurmelt und ihm auch anderweitig Nicht- und Mißrespekt erwiesen hatten, galten ihm als verdammt. Er teilte dem Bischof Spangenberg mit, Christus habe ihm die Versicherung gegeben, daß die Shawnees nicht geeignet seien, gerettet zu werden; man solle sie daher in Ruhe lassen. Die Mitteilung des Herrn hatte er auf einem nicht ungewöhnlichen Wege erhalten: er hatte das Los geworfen.

Der fromme Mann erlebte auch mit anderen Amerikanern Kummer: In dem Örtchen Esopus, das etwa 100 Kilometer nördlich von New York am Hudson liegt und heute Kingston heißt, wurde er samt seiner sechzehnjährigen Tochter und einem Reisekameraden wegen Sabbatschändung vor Gericht gezogen und zu einer Geldstrafe verurteilt. Er hatte seiner Tochter ein religiöses Lied diktiert, das er auf einem Gang in den Wald gedichtet hatte, und sie hatte es niedergeschrieben. Welche Schandtat sein Begleiter Anton Seiffert zu büßen hatte, weiß ich nicht. Da Zinzendorf kein sehr vergebungsbereiter Mensch war, darf man vermuten, daß dieses Erlebnis der Hauptgrund dafür war, daß er das Städtchen Esopus das „Sodom von New York“ nannte.

Die Mission in Shekomeko erreichte ihre höchste Blüte in den Jahren 1743 und 1744. Ihr Schicksal war aber bereits besiegelt. Im Jahre 1744 setzte eine systematische Schikanierung und kleinliche Verfolgung der Prediger durch die Behörden ein. Sie wurden vorgeladen und freigelassen, ins Gefängnis gesteckt, angeklagt, freigesprochen, wieder verhaftet usw., und zuletzt wurde ihnen das Predigen und sonstige Amtieren verboten. Die Vorwände für dieses Vorgehen waren nicht eigentlich Vorwände: man setzte ihnen zu, weil sie sich weigerten, dem König den Treueid zu leisten, und nötigenfalls das Land mit der Waffe zu verteidigen (beide Dinge werden auch heute noch von dem, der sich in USA naturalisiert, beschworen, nur daß an die Stelle des Königs Regierung und Verfassung getreten sind) — und tatsächlich weigerten sich ja die Mährischen Brüder, das eine wie das andere zu tun. Die Triebkraft hinter der Verfolgung waren die bigotten Mitglieder der großen protestantischen Kirchen, besonders die Presbyterianer. Es war ihnen unerträglich, daß diese Sektierer mehr auf christliche Praxis als auf christliche Orthodoxie eingestellt waren, und vor allem, daß sie den Indianer zum Christen machten und als normalen Menschen betrachteten und behandelten und ihn damit auf gleiche Stufe mit den Weißen stellten, anstatt ihn als verlorene Seele, als Wilden, als Kind des Teufels aus der allein gottgewollten Gemeinschaft der sittlichen Weißen zu verbannen.

Im Februar 1745 starb Gottlob Büttner, und bald darauf verließen die deutschen Missionare, denen verboten war, dort weiter zu wirken, Shekomeko und zogen nach Pennsylvania. Im Verlauf der nächsten Jahre folgten ihnen einzeln und in Gruppen die indianischen Gemeindemitglieder aus Shekomeko und dem östlicher gelegenen Wechquadnach. Die Suche nach einer neuen Heimat hatte begonnen. Es ist ergreifend, daran zu denken, wie die Mohikaner immer wieder ihren vertriebenen Lehrern folgen. Die Gemeinde hatte wohl im Anfang bei jedem erzwungenen Ortswechsel den fröhlichen Glauben, am neuen Platz endlich Ruhe, Frieden und Beständigkeit zu finden; unverdrossen machte man sich daran, Straßen auszulegen, Häuser zu bauen, Wildnis zu kultivieren. Der Weg der Wanderer ist bezeichnet durch Orte, und noch mehr durch Ruinen von Orten, die deutsche Namen tragen oder trugen: „Friedenshütten, Pilgerruh, Gnadensee, Gnadental, Gnadenhütten, Schönbrunn“ nannten die Mährer ihre Siedlungen, und der Friedhof war, wie in Süddeutschland, der „Gottesacker“. Es ist unmöglich, im einzelnen die Etappen ihres Zuges in den nächsten fünfzig Jahren zu nennen und zu beschreiben. Jeder

ihrer Orte hatte seine eigene Geschichte des fröhlichen Beginns, der geruhigen und friedlichen Wirksamkeit und der Bedrängnis von außen, der Verfolgung, Verjagung, oft des blutigen Endes.

Es waren nicht immer die Indianer, die aus den harmlosen Mohikanern und Deutschen Blutzügen ihres Glaubens machten. Im Gegenteil: die schlimmsten und mörderischsten Unternehmungen gegen die Gemeinde wurden von weißen Christen unternommen; von Indianern begangene Morde waren vereinzelt und Schandtaten einzelner; die organisierten Massenmorde wurden von Weißen begangen. Es ist kein Wunder, daß die Mährischen Brüder, immer getrieben und geleitet von ihrem Moses, Zeisberger, weiter und weiter nach Westen vorstießen, in das indianische, von Weißen freie Gebiet. Zu dem Begehren, ihre Lehre tief ins Herz der „heidnischen“ Welt zu tragen, kam auch das Bewußtsein, daß die an sich religiös toleranten Indianer sie im allgemeinen nicht ihres Glaubens wegen verfolgen würden.

Der Haß der Weißen gegen die Mission stieg ständig. In jener Zeit wurde der sogenannte Französische und Indianische Krieg geführt, der ein Teil des Siebenjährigen Krieges war: England schob seine Grenzen nach Westen vor und beschnitt so das französische Gebiet, es eroberte Quebec und Montreal in Kanada und zerstörte das französische Imperium in Amerika. Daß die Irokesen auf der Seite Englands kämpften, entschied das Schicksal der Franzosen. Gegen Ende des Jahrhunderts kam dann der amerikanische Befreiungskrieg, der der englischen Herrschaft auf dem Kontinent ein Ende machte. In diesen Kriegen verhielten sich die Mährischen Brüder, ihrer religiösen Auffassung entsprechend, neutral. Es ist zu verstehen, daß man ihnen ihre Weigerung, zuerst für England, dann für die Vereinigten Staaten zu kämpfen, übel nahm. Aber die Treue zu ihren Grundsätzen brachte sie in ein ganz besonders schlimmes Licht: sie bewirteten ohne Ansehen alle ihre Ortschaften durchziehenden Gäste; Freund und Feind aßen an ihrem Tisch, oft lag nur ein Tag oder zwei zwischen ihren Besuchen. Im Französischen und Indianischen Krieg war das keine allzu schlimme Sache; das einzige, was man den Mähnern vorwarf, war ihre Indianerfreundlichkeit. Damals lebten sie noch im nordwestlichen Pennsylvania, im Einflußgebiet der Irokesen, also der englischen Verbündeten. Aber während des Befreiungskrieges (1775—1783), in dem sie tiefer im Lande saßen, den Engländern näher, ja oft direkt unter ihrer Herrschaft, wurden sie ihrer neutralen Gastfreundlichkeit und ihres freundschaftlichen



Umgangs mit beiden Seiten wegen von den Amerikanern und gelegentlich auch von den Engländern als Spione und Verräter beschimpft und verfolgt.

Im Jahre 1782 hatten die Herrnhuter jenseits des Landes Pennsylvania, jenseits sogar des Flusses Ohio, im Tale des Muskingum, zwei blühende Siedlungen: Schönbrunn, das unter der Leitung der Missionare Zeisberger und Heckewelder stand, und Gnadenhütten, dem der Mohikaner Josua vorstand. Schönbrunn war ein Dorf von Delawaren, die sich der Gemeinde angeschlossen hatten, während in Gnadenhütten die Mohikaner und einige Munsees und Delawaren lebten. Im März dieses Jahres erschien eine Schar weißer Amerikaner aus der Gegend von Wheeling (heute in West-Virginia) unter der Führung des Obersten David Williamson in Gnadenhütten. Außerhalb des Dorfes töteten und skalpierten sie einen jungen Indianer, den Sohn eines Predigers; dann zogen sie in den Ort ein. Sie zeigten sich den Einwohnern gegenüber äußerst freundlich und teilten ihnen mit, sie seien gekommen, um sie nach Fort Pitt (heute Pittsburg) zu bringen, da die Gegend im Kriegsgebiet lag und sie nicht sicher seien. Sie ließen die vorhandenen Gewehre, Äxte, Messer usw. zusammentragen, damit sie „zur Aufbewahrung“ irgendwo gelagert werden könnten. Einige Besucher aus einer anderen Mähersiedlung, Salem, baten um Erlaubnis, ihre Verwandten und Freunde herbeizuholen, bekamen sie und kehrten nach einigen Stunden mit ihnen nach Gnadenhütten zurück.

Als die zweihundert bewaffneten Weißen die neunzig wehrlosen Männer, Frauen und Kinder beisammen hatten, sperrten sie sie in einige Gebäude, ließen sie sich nackt ausziehen und banden ihnen die Hände auf dem Rücken zusammen. Dann wurde ein „Kriegsrat“ abgehalten, in dem über das Schicksal der Unglücklichen beschlossen wurde. Man kam überein, sie zu töten. Nur sechzehn oder siebzehn Stimmen waren dagegen. Die Ermordungen wurden auf scheußlichste Weise durchgeführt; man wird an Nazipraktiken erinnert, wenn man davon liest.

Die Gefangenen baten nur um eine Gunst: genügende Zeit zum Beten. Man ließ sie über Nacht leben, vor allem, weil der Abend nahe war und es bald nicht mehr hell genug gewesen wäre, die vorgenommene „Arbeit“ auszuführen. Mindestens nicht mit fachmännischem Geschick und wirklichem Genuß. Am nächsten Morgen wurden die immer noch gebundenen nackten Indianer zu zwei verschiedenen Gebäuden geführt, den „Schlachthäusern“, wie die weißen

„Christen“ sie scherzhaft nannten. Sie gingen singend und betend ihrer Bestimmung entgegen. Das eine Schlachthaus war für Männer und Knaben, das andere für Frauen, Mädchen und kleine Kinder. Einer der weißen Helden fand einen schweren Kupferhammer, den Josua — der an diesem Tag zufällig abwesend war — bei seiner Küferei verwendete. Er bemächtigte sich seiner mit hoher Freude und tötete vierzehn Menschen damit; dann gab er ihn einem andern, forderte ihn auf, fortzufahren, und gab seiner Überzeugung Ausdruck, er selbst habe „gute Arbeit getan“. Sämtliche Gefangenen, alte und junge, wurden ermordet — und natürlich skalpiert. Außer dem Küferhammer wurden auch andere Werkzeuge gebraucht, vor allem Äxte und Messer. Nur zwei Buben entkamen; der eine von ihnen war bereits skalpiert und wurde von den Vertretern der christlichen Kultur für tot gehalten. Es heißt, daß dieser Junge — der vier Jahre später aus einem Kanu fiel und ertrank — seit dem Massaker „nie mehr ganz richtig“ gewesen sei.

Jahrzehntelang lebten die Gemeinden unter dem Zepter der Irokesen. Einige ihrer Wanderungen geschahen auf Befehl dieser Herren des Landes. Die Irokesen saßen wie mittelalterliche Herren in ihren Ortschaften und festen Burgen und regierten über eine große Anzahl fremder Stämme. Zu dieser Zeit waren sie, den Umständen entsprechend, längst wieder kriegerisch geworden und nahmen an den Kriegen der Weißen teil; die große Zeit ihres weisen, friedlichen Regimes war vorüber; den unterworfenen Stämmen gegenüber spielten sie die gestrengen Herren. Sie hatten die Macht, und sie gebrauchten sie.

Die Irokesen waren die bedeutendste organisierte indianische Macht nördlich von Mexiko. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, also etwa ein halbes Jahrhundert vor der Entdeckung des Kontinents durch Kolumbus, hatten sie eine Konföderation gegründet, die an Größe der Konzeption den modernen Versuchen, übernationale Ordnungen zu schaffen, nicht nachsteht und an innerem Ethos und an Sittlichkeit der administrativen, gesetzgeberischen und politischen Formen ihnen wahrscheinlich vieles voraus hatte.

Die Konföderation war ursprünglich ein Bund von fünf Stämmen: der Mohawks, Senecas, Oneidas, Cayugas und Onondogas. Daher ist sie unter dem Namen der „Liga der fünf Nationen“ bekannt. Aus den fünf Nationen wurden sechs Nationen, als die aus dem Süden vertriebenen Tuscaroras sich anschlossen. Der Grundgedanke des Bundes war, auf Krieg zwischen den am Bund beteiligten Stämmen zu

verzichten und der kriegerischen Außenwelt eine gemeinsame Front zu bieten. Aber, sagt John Collier, „die Konföderation war viel mehr als ein erfolgreiches Bündnis zum Zweck, unter den mächtigsten Nationen der nordamerikanischen Stämme den Frieden zu sichern. Sie suchte universalen, ewigen Frieden“\*). Die Autorität floß nicht von oben nach unten, sondern von unten nach oben. Der geistige Vater dieser Friedensliga war Deganawida, der nicht vor dem sechzehnten Jahrhundert lebte. Er ist zur mythischen Gestalt geworden; die Legende hat ihm eine jungfräuliche Mutter geschenkt, wie die Legenden anderer Völker sie ihren Kulturhéroen gegeben haben. Er hatte, wie andere große Redner: Demosthenes, Paulus, einen Sprachfehler, war mit „Orenda“ begabt, einer inneren Kraft, die stärker ist als die der Menschen, und an seiner Stelle redete Hiawatha. Collier zitiert die Formula, die der Konföderation zugrunde liegt: „Ich, Deganawida, und die verbündeten Häuptlinge, entwurzeln die höchste Tanne, und in die dabei entstehende Höhlung werfen wir alle Waffen des Krieges. In die Tiefen der Erde, tief in die unterirdischen Wasserläufe, die zu unbekannten Gebieten fließen, werfen wir die Waffen des Streites. Wir begraben sie außer Sicht, und wir pflanzen den Baum von neuem. So soll der Große Friede hergestellt sein.“

Der größte irokesische Stamm, der der Cherokee, blieb freilich immer außerhalb der Konföderation. Im Befreiungskrieg stellte er sich auf die Seite der Engländer; das gleiche tat die Konföderation. Bei der war ihre alte Allianz mit den Holländern automatisch zur Allianz mit den Engländern geworden, als England Holland Amerika aus der Hand nahm.

Mit den Irokesen kamen die Mährischen Brüder im allgemeinen gut zurecht. Gelegentlich gab es Meinungsverschiedenheiten; aber die Herren des Landes waren Diplomaten, und die Eindringlinge stellten sich auf eine friedliche Weise bockbeinig, wenn sie anders wollten, als die Irokesen befahlen. In der irokesischen Hauptstadt war ein Treiben wie in irgendeiner anderen Hauptstadt. Politische Pläne wurden geschmiedet, Intrigen wurden eingefädelt, fremde Gesandte saßen herum und arbeiteten offen und geheim, um ihre Absichten zu erreichen; Dutzende von Sprachen wurden gesprochen.

Die Irokesen waren keine Fanatiker; aber sie wünschten nicht, daß die fremden Prediger ihr Volk dem alten Glauben abspenstig machten — das hätte bedeutet, daß es auch politisch unzuverlässig würde. Sie wollten die Mährer am liebsten dort haben, wo sie wenig

---

\*) John Collier, „Indians of the Americas“, Mentor Books, 25 Cents.



Schaden tun konnten und wo sie außerdem stets unter den Augen der Herren waren. Als die Mission zum Beispiel in Machiwihilusing siedeln wollte, sandte sie eine Deputation zum Vizeregenten Togahaju und bat um Genehmigung. Togahaju mißbilligte den Plan und erklärte, er werde sie „aufheben und an einem besseren Platz nieder-setzen“, nämlich am Cayugasee. Die Deputierten, die das von ihrer Gemeinde gewählte Land liebten und dem Vizeregenten zunächst einmal auf alle Fälle und grundsätzlich mißtrauten, versprachen, ihren Leuten seinen Beschluß mitzuteilen und Antwort zu senden, „wenn der Mais reif ist“.

Inzwischen errichtete die Gemeinde in Machiwihilusing fröhlich ihre Stadt und bebaute das Feld, das geistliche wie das ackerliche. Die Frucht reifte, die Ernte kam, die neue Saatzeit war nahe, bevor Togahaju, der geduldig gewartet hatte, eine Mahnung sandte: „Vettern, was für Mais pflanzt ihr? Meiner ist schon seit manchem Monat reif, und ich werde bald neuen pflanzen. Warum tut ihr nicht, wie ihr versprochen habt?“ Natürlich war die Botschaft trotz der gevatterlich-gutmütigen Form ernst gemeint, und die alarmierten Prediger sandten stracks eine Deputation zu Togahaju. Der von den Onondogas adoptierte Zeisberger, der die Sprache konnte, war dabei, und er brachte es fertig, von Togahaju statt einer Rüge die Bestätigung ihres Besitzes bei Machiwihilusing heimzubringen. Der Ort wurde wieder einmal „Friedenshütten“ getauft. Nach einiger Zeit kam die Nachricht, daß der Große Rat der Irokesen Togahajus Genehmigung für ungültig erklärt habe. Zeisberger und Sensemann, ein anderer Prediger, hatten sich schleunigst wieder ins Getümmel zu stürzen, zu den Onondogas, von dort zu den Cayugas und dann wieder zurück zu den Onondogas zu reisen, Fäden zu ziehen, Einfluß zu mobilisieren, bis sie schließlich die Genehmigung des Großen Rats erhielten. Wenn die Herrnhuter es mit weißen Behörden zu tun gehabt hätten, statt mit irokesischen, wäre man mit ihnen nicht so sanft umgegangen und hätte sich nicht durch sie von gefaßten Beschlüssen abbringen lassen.

Natürlich kam der Tag, an dem sie auch aus Machiwihilusing abziehen mußten. Sie zogen nach Goshgoshink, einer größeren Munsee-Stadt. Dort war der indianische Pfarrer, Schamane oder Medizinnmann Wangomen ihr erbitterter theologischer Feind und ihr bester, hilfsbereitester Freund und Helfer in menschlichen, praktischen, täglichen Fragen. Er lud die Prediger zu Gast und stand ihnen in allen Dingen mit Rat und Tat bei. Noch nach Jahren, als die Mährer nach Westen gezogen waren und sich unter den dortigen Delawaren in

unsicherer Stellung befanden, griff er verschiedentlich ein. Er hat mindestens einmal durch sein Eingreifen die Existenz der Gemeinde und wahrscheinlich das Leben der Missionare gerettet. Auf einem früheren Besuch, als die Prediger noch in Machiwihilusing wohnten, hatte Wangomens Volk das Rathaus so viel wie möglich wie eine Kirche ausgestattet, um den Besuchern den Aufenthalt angenehm zu machen. Es muß gesagt werden, daß die deutschen Prediger die wunderbare religiöse Toleranz des „Götzendieners“ Wangomen nicht mit gleicher Münze vergalt: Eines Tages, als Zeisberger vor einer großen Menge der „Heiden“ gepredigt hatte, erhob sich Wangomen und erklärte, er werde am nächsten Tag seine Widerlegung der neuen Lehre vorbringen. Er schlug also eine Art Religionsgespräch wie das zwischen Luther und Eck vor. Zur gesetzten Stunde erschien Zeisberger mit seinen Helfern im Rathaus, und bevor Wangomen das Wort ergreifen konnte, fing er selber zu reden an. Er redete und redete, bis er erschöpft war, worauf seine beiden indianischen Helfer einsprangen und, einer nach dem anderen, „das Christentum verkündeten, bis es für den Propheten zu spät war, auch nur ein Wort zu sagen“. Es war, alles in allem, was man in der amerikanischen parlamentarischen Praxis einen „Filibuster“ nennt.

Die Indianer ließen den Missionar nicht nur ohne Widerspruch die Zeit ihres eigenen Predigers usurpieren, sondern hörten ihm geduldig und mit Würde zu. Als Zeisberger und die Seinen das nächstmal zum Besuch ins Dorf kamen, waren sie die Gäste des gleichen Mannes, den sie so schmähsch behandelt hatten, des „falschen Propheten“ Wangomen. Und als die Brüder nach Goshgoshink umgezogen waren, halfen ihnen die „Wilden“ nicht nur ihre Mission einzurichten, ihre Häuser zu bauen und ihren Mais zu säen, sondern erlaubten ihnen auch, im Wigwam desselben falschen Propheten ihre christlichen Gottesdienste zu halten. Eine erstaunliche heidnische Unsitte, die Toleranz!

In den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts und den ersten Jahren des neunzehnten wurde die unglückliche Schar von Indianern und englischen Behörden im nördlichen Ohio und an den Ufern des Eriesees hin und her geschoben. Man siedelte sie an, vertrieb sie, weil man ihnen mißtraute oder sie ganz einfach nicht liebte, oder aber weil sie das Land durch ihre Arbeit und Mühe in den Zustand versetzt hatten, in dem es auch für andere begehrenswert war. Man raubte sie aus und trieb sie in unwirtliche Gegenden, wo man sie einfach sitzen ließ. Die Launen der Wyandots (von den Franzosen

Huronen genannt), der englischen Kommandeure in Detroit, der Landeigentümer und -spekulanten entschied, ob sie in Ruhe leben und arbeiten oder hunderte von Kilometern entfernt aus dem Nichts neu anfangen würden.

Die Alten sterben, das Gemeindeleben verarmt und erlahmt, manche jungen Männer geben der Verlockung nach, sich Stämmen anzuschließen, die auf Krieg oder Beute ausziehen. Aber ein Kern bleibt. Nur wenige derer, die aus Shekomeko auszogen, sind ein halbes Jahrhundert später noch am Leben; aber einige sind noch da, unter ihnen Zeisberger und Josua. Zeisberger starb mit 88 Jahren in Ohio, am Muskingum, Josua war 65, weißhaarig, ein Mann, der schwere Schicksalsschläge mit vollendeter christlicher Geduld ertragen hatte, als Tecumseh ihn auf den Scheiterhaufen legen ließ. Zwei seiner Töchter waren fast ein Vierteljahrhundert früher bei dem Massaker von Gnadenhütten ermordet worden, möglicherweise mit seinem eigenen Küferhammer.

Die Geschichte dieser „deutschen Indianer“, die mit ihrer Handvoll deutscher Führer jahrzehntelang um des Glaubens willen Heimat um Heimat verließen und Mühe, Leid und Verfolgung auf sich nahmen, sollte nicht vergessen werden. Die Legende vom Auszug der Kinder Israel und die Heiligenlegenden sind besser publiziert; aber die Geschichte der mohikanisch-delawarischen Mährer ist besser dokumentiert.

Einmal, als die Gemeinde in einer Siedlung in der Nähe von Detroit lebte, die „Die Warte“ hieß, kamen zwei Männer, um Pferde zu kaufen. Man erkannte sie: sie hatten an der Abmetzelung der Neunzig in Gnadenhütten teilgenommen. Es wurden ihnen keine Vorhaltungen gemacht; sie wurden nicht an jene Schandtat erinnert. Zeisberger erzählt schlicht: „Wir setzten ihnen Frühstück vor.“



## VERRAT

Die Erinnerungen des Oskar Giese

### Vorspiel

**D**er alte Herr weinte.

Er stand mit dem Rücken gegen die Kellerwand von Schloß Kongske. Die breiten Hände waren wie mit Saugnäpfen an den Putz geheftet. Der mächtige Bernhardinerkopf mit der breiten Stirn und den grauen Haarbüscheln zuseiten war leicht vornüber geneigt. So stand er da und weinte.

Davon war sein rundliches bartloses Gesicht maskenhaft geworden. Rillen auf der Stirn und Rillen um das massige Kinn; Beutel unter den Augen, Taschen auf den Backen und Wülste längs der Nasenflügel. Das alles gleißte tränenfett in dem traurigen roten Licht der Kohlenfadenlampe über seinem Kopf.

Eine prima Schießbudenfigur — sagte der junge Wachmann vor der Kellertür und tippte an das rechteckige Fensterchen.

Der flennt ja — rief der noch jüngere Kamerad, nachdem er einen Blick durch die schmierige Scherbe geworfen hatte.

Darauf der Wachmann: Hätte er sich vorher überlegen sollen!

Und warum flennt er — fragte der Kamerad.

Hat Schmerzen — Hals oder Brust . . . Noch weiß er's selber nicht.

Mit einem Finger deutete der Posten das Erhängen und Erschießen an. Beide lachten. Davon dröhnte der Gewölbegang.

Auch der alte Herr hinter der Tür hatte das Lachen gehört. Doch er rührte sich nicht. Er weinte.

Und dann begann er zu sprechen.

Schnauze — flüsterte der Posten dem Kameraden zu, der nichts gesagt hatte. Beide traten dicht an die Tür.

Der Mann an der Wand des Kellers sprach laut vor sich hin. Danach wurde es ganz still. Er starrte in die Dunkelheit hinein. Sein

Gesicht unter der traurigen Kohlenfadenlampe hatte das Maskenhafte verloren. Es war aufgeschlossen und wie von innen her sonderbar erhellt — berauscht, verzückt, entrückt ... So empfanden es dumpf die beiden Soldaten vor der Tür.

Ist wohl plemplem — sagte schließlich der eine, indem er an seine Schläfe klopfte.

Vor Angst vielleicht — meinte halb fragend der andere und deutete wiederum den Gewalttod durch Strick oder Kugel an.

Und was schmeißt man ihm vor? — fragte der Kamerad.

Der Wachmann wechselte den Griff am Laufe des Gewehrs, dessen Kolben auf dem Fußboden stand.

Hat ein polnisches Flintenweib gerettet — sagte er.

Darauf der andere: Ich denke, er ist selber Pole.

Gewissermaßen ein Abtrünniger, hat der Major erklärt.

Und der Posten spuckte haarscharf vor den Kolben des Gewehrs.

Ein Abtrünniger — wiederholte der Kamerad: Und so ein alter Hundsfoth von Verräter sagte deutsche Verse auf — übrigens hübsche Dinger. Wie ging es gleich? Der Jugend Bildnis im träumerischen träumerischen ... Ist egal.

Dabei steckte er die Hände in die Hosentaschen, sagte noch einmal: „Ein Abtrünniger, gottverdammich ...“ und ging kopfschüttelnd den langen Gewölbegang zurück.

## Die Erinnerungen

Der Gefangene an der Wand des Kellers war sich klar darüber, daß er erschossen würde. Er kannte seine Tat und den Krieg und dessen liederlichen Umgang mit Menschenleben. Zudem war er sich der Diktatur des Wahns, dieses erneuten Abfalls der Welt von Gott, seit längerem bewußt.

Gott hat Sie, Herr Giese, gerichtet — hatte der Major bei der Vernehmung ein kleinwenig spöttisch und dabei biederherzig gesagt.

Sie irren — hatte er, Oskar Giese, mit ernster Sicherheit erwidert: Gott quält nicht den Diener seiner Gerechtigkeit.

Darauf der Major: Sie sind kühn — sehr kühn ...

Der Gefangene freute sich über diese spöttische Anerkennung. Seine Tat war gerecht. Es gab nichts zu bereuen. Und das Geheimnis würde selbst die Folter nicht aus seinem Herzen pressen. Doch sie folterten ihn gar nicht. Er wußte es als Soldat des ersten Kriegs. Sown erschöß man im Morgengrauen.

Dabei hätte das Leben für Mira jetzt begonnen — nach den vielen

Jahren der einsamen Erwartung. Hatte er es wirklich erwartet — das noch immer Unbegreifliche? Nein. Dennoch war er randvoll Erwartung gewesen — auf ein Licht in seiner quälenden Finsternis.

Ein tiefes Glück bringt dir den Tod — hatte über seine Hand gebeugt die Zigeunerin in der Puszcza zielona gekrächt. Damals war ihm eine Weile bange gewesen — immerhin als Frontsoldat, danach als Kriegsgefangener im Seuchenlager, schließlich als flüchtiger Märodeur durch die Wüsteneien des russischen Bürgerkriegs. Er war bewahrt geblieben. Also Trinkgeldhascherei der Sokoro-Mokoro, wie sie die Zigeuner scherzhaft nannten, ja, und natürlich — der eigene Aberglaube ... Und nach fünfundzwanzig Jahren war es doch so weit gewesen ...

Der Gefangene war sich klar darüber, daß das Glück, welches Mira hieß, sein Geheimnis bleiben mußte, das es zu begreifen galt — nichts weiter. Und zu bewahren vor der Knechtschaft. Das hatte er getan.

In dem noch unbegriffenen, doch schon bewahrten Glück war sein Rausch mit Hanka aufgegangen wie die Blüte in der Frucht. Dabei war die Blüte schön gewesen — so flammend und brennend schön, daß sie durch fünfundzwanzig Jahre unvergessen blieb, zuletzt wie ein Traumgebilde aus Gold und Diamanten.

Und doch war es kein Traum gewesen. Oskar Giese kannte Platz und Nacht genau, da die Blüte sich ihm wunderbar erschlossen hatte. Es waren die Stunden vor dem ersten Krieg gewesen, da sie alle Abschied voneinander und von ihrer Jugend nahmen.

Noch sah er Hankas Vater, den Grafen Mirczynski mit dem weißen Backenbart zuseiten des rasierten Kinns auf der Terrasse von Schloß Konskje stehen, an dessen Kellerwand er nunmehr lehnte.

„Vor allem keine Steifheit!“ hatte der Graf selbst ein wenig steif von der Gicht die Freundinnen und Freunde seiner Tochter begrüßt, die sich zu einem Gartenfest versammelt hatten. „Der Entdeckerfreude Ihrer Jugend —“ hatte Mirczynski den Römer mit Moselwein selig schwenkend die kleine Ansprache beendet, „sei das verborgene Lustgefilde Gottes anempfohlen, in dessen Erde die Toten wachen — die unseren wie die Ihrigen.“ Dabei hatte er sich einer Gruppe der Deutschen verbindlich zugeneigt.

Wie wahr der alte Graf gesprochen hatte! Der Gefangene erlebte die Entdeckerfreude seiner Jugend wieder, die sein Schicksal geworden war. Hinter dieser Kellerwand lag der Schloßpark mit den Gruppen der edelen Bäume inmitten von Wiesenflächen, die ineinander



gewinkelt und mit verummelten Weihern besetzt ein kunstvoll er-sonnenes Zauberbild der ewigen Wiederkehr ergaben. Darin waren Hanka und er sehnsüchtigen Herzens verfangen gewesen, als sie sich von den tollenden Kameraden unauffällig entfernten. Die Sonne über dem abendlichen Horizont hatte die vielgestaltigen Blätter und Nadeln an den Gehölzen des Parks wie an den fernen Kanten der Wälder in ein blutiges Rot getaucht, das auf sie beide seltsam be-törend wirkte. Sie waren die Kieswege entlang gelaufen, die allmäh-lich in die breiten Wiesenpfade übergingen. Als sie nach langem raschem Lauf die Blicke rückwärts wandten, war Konskje wie ein Märchenschloß in einem Meer von Blut gestanden.

Allein — hatte Oskar erregt geflüstert. Und Hanka darauf mit dem Lächeln der Erwartung in den runden schwarzen Augen: Wir zwei.

Da hatte er sie wie ein Rasender geküßt.

Dann waren sie in fieberischer Suche nacheinander tief und tiefer in das verborgene Lustgefülle Gottes eingedrungen, das ihrer beider Heimat war.

Puszcza zielona — hatte er Hanka schmeichelnd ausgerufen.

Grüne Wildnis — war ihr melodisches Echo gewesen.

Eine Fackel war in ihren jungen Herzen aufgebrannt. Blutrot, wo-hin das Auge schweifte — in die gewaltigen Kronen der Eichen, über die rauen Pelerinen der Kiefern, durch das undurchdringliche Un-terholz. Auch die dunklen Augen der Moore mit den Wimpern des Kalmus, die polierten Bänder der Gräben, der Lange See mit den tau-senden Flecken der Möwen waren in das nämliche unheilvolle Rot getaucht. Und weitem kein Mensch, obwohl ein paar Hütten aus Eisenstein im Schilf verloren standen.

Sie beide waren von der Grünen Wildnis eingefangen. Eng anein-andergedrückt hatten ihre Herzen wie ein einziges übermächtiges im Gleichklang geschlagen. So waren sie furchtlos in die Dickten eingedrungen, über die sich die Schatten zu senken begannen.

Als sie im Rauschen des Stauwehrs das mit Reisig überdachte Lager eines Köhlers entdeckten und auf seinem Laubbett niedersanken, hatte sich die Nacht in einem jähen Zug vollendet.

Das Rot war verloschen. Alles war Eines geworden: Wildnis, Luft, sie beide — Teil der wundersamen lauten Dunkelheit. Käuzchenrufe, Ästeknacken, das Seufzen des Winds durch den Wassersturz — die Liebenden waren auf dem sonnenwarmen Laub wohligh ausgestreckt.

Als schließlich das geheimnisvolle grünlichgraue Licht über die Moore zu schwanken begann und die hellen Schatten huschenden

Damwils geisterhaft verfärbte, hatte die unergründliche Daseinsangst Hanka in einen Strudel gerissen, der ihr endlich einen kurzen jähen Schrei entpreßte. Er hatte ihre Lippen mit den seinen geschlossen, die von der gleichen trockenen Hitze waren. Auch ihn hatte die verwegene Angst durchdrungen.

Das war das Wunder gewesen, vor dem das Gestern und das Morgen in ein Nichts zerfielen. Drohender Krieg — Ungewißheit, Trennung, vielleicht der Tod? Das Wunder war ein Läuten aus dem Grunde der Welt — über die raunenden Wipfel und rauschenden Wasser, die blitzgeladene Erde, die furchtsam geduckten Völker hin — zum blanken Stern des Friedens Alkyone, der seit Ewigkeiten umgewandelt in dieser Nacht über ihnen beiden stand — den wunschlos Beseligten, in der Schöpfung Aufgegangenen.

Bei einer Wendung seines Körpers hatte er auf der nackten Brust das Medaillon gespürt, welches das Vermächtnis seiner Mutter war. Vom Glück der Stunde überwältigt hatte er das Kettchen entsichert, die talergroße Kapsel geöffnet und im schwanken Licht eines Zündholzes die Miniatur darin gezeigt.

Josefa, meine Mutter — hatte er gesagt.

Und Hanka an seine früheren Erzählungen knüpfend: Wahrhaftig, sie ist wie ich ...

Du bist, die sie war — hatte er lächelnd entgegnet und danach sehr leise: Wenn ich im Sturm der Zeit verwehte ...

Als darauf Hanka mit zärtlicher Kraft das Medaillon zwischen ihren Brüsten barg, waren ihm die Verse wieder zugeweht, die aus seiner Verlorenheit nach dem plötzlichen Tod der Mutter stammten:

In allem Schmerz der Welt bleibt dir das Eine,  
Das aus Ruinen unerschöpflich quillt,  
Geborstenen Stein mit neuem Leben füllt:  
Der Jugend Bild in träumerischem Scheine.

Der an der Wand des Kellers war tatsächlich der Gegenwart entrückt, wie es die lauschenden Soldaten vor der Tür empfanden. Er sah die Bilder wieder, eines nach dem anderen, zum Greifen nahe und durch Schmerz geklärt — als die Legende eines Lebens, welches das seinige war: die durch die Dickten rinnenden Tropfen des Monds; ihrer beider Irrweg durch die Grüne Wildnis; die gespensterische Begegnung mit der Zigeunerin; das Glosen eines Lichtleins; Schnauben eines Pferds; den Hanka suchenden Kutscher mit dem Tilbury;

endlich die Heimfahrt auf der schnurgeraden Pappelallee, deren silberne Pylonen das Siebenlicht der Kassiopeia krönte.

Und da schwankten wieder die bunten Lampions über den Schatten der Tanzenden im Park, die zum Geschmetter einer unsichtbaren Blechmusik über die Wiesenflächen zu schweben schienen. Er selbst lehnte an dem Buchenstamm und sah Albert Erxleben herantreten — groß und blond und aufgereckt.

Das Glück genossen — schnarrte der Nachbarsohn mit dem blinkenden Glas im Auge wieder.

Und als er, Oskar, schwieg: Man sollte dir die Fresse einschlagen ...

Darauf hatte er gesagt: Ich weiß nicht, wovon du sprichst.

Und der Erbe der Herrschaft Altenborn, die zwischen dem Rittergut Konskje und dem bescheidenen Waldgut der Gieses lag, hatte jähzornig geschrien: Einmal bezahlst du den Verrat ...

Dann hatte er auf dem Absatz kehrt gemacht und eine kleine Gutslevin, die gerade des Weges kam, in wirbelndem Tanz entführt.

Und dieser Mann, nunmehr längst Herr auf Altenborn, das seit 1919 Stary Zdroj geheißen hatte und seit gestern den deutschen Namen wieder führte, sollte nach fünfundzwanzig Jahren das Zorneswort der Eifersucht eingelöst und ihn tatsächlich verraten haben?

Der an der Wand des Kellers schüttelte den mächtigen Bernhardinerkopf. „Wahn“ — rief er sich selbst zurechtweisend aus.

Doch die geklärten Bilder der Legende seines Lebens mißachteten sein gutmütiges Torentum. Sie waren aufgerufen, den von der Kriegsmaschine schon Gepackten darin zu bestärken, daß er als ein Diener der Gerechtigkeit Gottes handeln durfte.

In seinem Stande der Entrückung sah er die beiden Pferde wieder und darauf die beiden Reiter, wie er sie am Morgen nach dem Gartenfest in dem einsamen Park gesehen hatte — den sanften Trab auf dem Kiesweg, den ausgreifenden Galopp über die gemähten Wiesen, en carrière hinein in das verborgene Luftgefülle Gottes ... Sich selbst sah er wieder an der Sykomore lehnen, durchgellt von hundert stummen Schreien — vom Schmerz geschlagen, ein Schmerzensbild seiner selbst ... Und da waren sie wieder nach Minuten auf ihn zugesprengt — die Füchse mit den vorgeschobenen sehnigen Hälsen, den gestreckten Leibern, dem Glanz von Kupfer und Gold auf den gepflegten Fellen. Schon zügelten ihre Reiter sie. Hanka und Albert hatten vor ihm Halt gemacht. Während dieser hinter dem Einglas verborgen feixte, war die Geliebte in die Arme des sie verstört Grüßenden geglitten. Dabei hatte sie atemlos gehaucht:



Uns allein gehört die grüne Wildnis.

Da war Albert großlos davongeritten.

Und fünfundzwanzig Jahre später hatte die Szene sich zum dritten Male wiederholt. Abermals hatte Albert im Zorn sich von ihm gewendet.

Nach der Beisetzung des alten Mirczynski, der vor wenigen Wochen plötzlich gestorben war, hatte die Trauergesellschaft im Schloß den Tee eingenommen. Inmitten der Verwandten, Angestellten, Nachbarn und der Delegierten des Offizierskorps, der Behörden, des Adels waren sie wohl die einzigen deutschen Stamms gewesen.

Als sie in einer Ecke des Saals sich zusammenfanden, hatte Albert nach einem musternden Rundblick durch das Glas leise geschnarrt: Bald werden sie kuschen ...

Und auf Oskars fragenden Blick: Ich meine, wenn der Führer uns befreit.

Unsere Väter waren Optanten — hatte er sachlich erwidert.

Not bricht Recht — war Alberts schneidige Antwort gewesen.

Und er: Auch wir haben den Eid auf die Polnische Republik geleistet.

Darauf ein klirrendes Gelächter Alberts: Verräter verraten bedeutet Treue.

Und er mit Schärfe: Eid bleibt Eid.

In die Fresse — hatte Albert durch seine schönen Zähne gequetscht und dann die ergraute Schläfe selbstgefällig streichelnd: Dort am Kamin der Dicke ist Iwackiewicz — dein Polizeichef. Ein Wink des loyalen Untertans, und dein Stammesbruder, Konpennäler, Nachbar und — meinethalben — einstiger Rivale baumelt.

Hernach hatte er das Kognakglas hebend ihn durchdringend angesehen: Na zdrowie, panje Oskarje! Auf die Krönung des Verrats!

Ein langer Schluck, ein kurzes Kehrt, und Albert Erxleben war in dem Gewühl verschwunden ...

**I**ch hätte ihn vernichten sollen — sagte Oskar an der Wand des Kellers laut vor sich. Da entdeckte er in der dämmerigen Ödenei des Gewölbes einen schwarzen Fleck — die vergitterte Luke. In einem ihrer Felder war die Alkyone aufgetaucht.

Um deinetwillen — stammelte der Gefangene im Zauber der Erscheinung: Ich hätte ihn vernichten müssen ...

Doch je länger sein saugender Blick an dem unverkennbar hellen

steten Licht des Friedenssternes hing, desto klarer wurde ihm, daß die Erxleben nicht unschädlich zu machen waren. Mit ihrem steinernen Herzen, wendigen Hirnen, fessellosen Trieben — Parteigänger des als Vernunft maskierten Wahns und Bestochene der wie die Wahrheit wesenden Lüge, alle die Millionen Abtrünnige von Gottes Reich und seiner Gerechtigkeit — wie sollten sie zu vernichten sein? Solange sie ungewandelt wirkten, blieb der Friede als die Verkündigung des Heils in den begnadeten Wenigen verhehlt.

Und doch kehrt er in die Welt zurück, wenn die letzte Karte der Fanatiker gespielt ist — sagte Oskar, dessen Blick noch immer die Alkyone umschloß.

Dabei war er sich bewußt, daß vor anderen seine eigene Verfassung ihn daran gehindert hatte, Erxleben zu erledigen. Seit Jahren war er allem — außer seinem Waldgut — teilnahmelos begegnet. Die Zuversicht hatte ihn verlassen.

Dabei war das letzte Zusammentreffen mit Hanka — nach der Begegnung im morgendlichen Park — durchraunt vom Ewigen gewesen. Er sah die Jugendschöne wieder in der Schwestertracht des Roten Kreuz auf dem Hauptbahnhof in Posen stehen. Durch den Rauch und Staub und das Gewirr der Kästen, Koffer, Menschenleiber hatte er sie sogleich erspäht. Doch ihr war in dem Einerlei der mit dem Marschgepäck beladenen Soldaten der eine entgangen, dem ihr Abschied galt.

Puszcza zielona — hatte er über den Bahnsteig gerufen und sogleich das erlöste Echo der aufgeregten Drängenden vernommen: Grüne Wildnis ...

Vom Fenster des Abteils hatte er die stumme Furcht in Haltung, Gesten, Blicken und endlich in dem Händedruck gespürt. Als der Zug sich kaum merklich in Bewegung setzte, hatte er von ungefähr gesprochen, wie man eine Beschwörungsformel oder ein Stoßgebet in der Schrecksekunde hersagt:

In allem Schmerz der Welt ...

Und Hanka neben dem fliehenden Fenster laufend hatte die Kette der Worte aufgenommen, die er fieberrasch flüsternd fortgesetzt hatte:

... bleibt dir das Eine,  
Das aus Ruinen unerschöpflich quillt,  
Geborstenen Stein mit neuem Leben füllt

so daß der letzte Vers als ein Ruf grundlosen Vertrauens durch die dampferfüllte Halle tönte:

### Der Jugend Bild in träumerischem Scheine.

Als der Zug in die Kurve glitt, hatte er zuletzt in der erhobenen Hand der Zurückgebliebenen das Medaillon gesehen.

Das unbegriffene Sinnbild — stammelte der an der Wand des Kellers. Und wieder sah er Hankas sehnsüchtig gestreckten Leib mit dem Talisman darüber — diesmal als das Mysterium seines Daseins.

Oskar lächelte verzaubert. Davon war dem breiten wulstigen Gesicht seine eigene Kindheit für Sekunden wiedergegeben.

Wäre ich doch nach Paris gefahren! — rief er zornig aus, als er an das Verhängnis nach seiner späten Heimkehr aus dem Krieg und an den „bodenlosen Brief“ seines Vaters dachte. Der hatte ihm vor Borzenzine nach Deutschland geschrieben, Hanka sei „mit einem gräflichen Gigolo nach Paris durchgebrannt, wo sie mit ihm und einem Kinde lebt — von nichtsnutzigen Sachen wie Tanzschule, Juwelenhandel, Turf, so daß der alte Graf Mirczynski sie verstoßen hat...“

Nun, da er endlich die Wahrheit kannte, lächelte der Entrückte über das moralisierende Traktat seines lieben Alten, das er nach zwanzig Jahren auf das Wort genau wie eine Schillersche Ballade kannte. Doch damals war er nicht entrückt, sondern lebenshungrig gewesen und darum in Verzweiflung über Hankas unbegreifliche Tat, für die Rechenschaft zu fordern ihm der Stolz verwehrte. Dabei war ein Traum mahnend ihm erschienen — immer wieder der nämliche Traum, der ihn mit einer unverwelklichen ungewandelten Hanka in der Puszcza zielona vereinte.

Als er nach dem Studium der Forstwirtschaft endlich heimgekehrt war und das Waldgut übernommen hatte, war er des Kammers müde geworden, zumal da auf seine schüchterne Frage Graf Mirczynski den dünn gewordenen Backenbart zupfend schroff erwidert hatte: In unserer Erde wacht diese Tote nicht...

Sollte sie tot sein — auch für ihn! Er hatte seinen lieben Alten und das Waldgut, das er unermüdlich gefördert hatte, bis es zu den besten Forsten der Wojwodschaft Posen zählte. Allein das Lustgefühl Gottes, wiewohl es manche Möglichkeit der Nutzung bot, hatte er unberührt gelassen. Es durfte wie einst aus Sümpfen in die Sonne wuchern. Selbst die Köhlerhütte war immer wieder von ihm gerichtet worden.

Wenn er im Glosen des geheimnisvollen Lichts über den Mooren die Kraft der Erde gespürt und in einer Lücke des Gezweigs die Al-



kyone gesichtet hatte, war seine Eintracht mit dem All vollendet. Und doch hatte der Traum von einer unverwelklichen ungewandelten Hanka die seltsame Erwartung wachgehalten.

Und plötzlich war die trotz allem und immer wieder quälende Finsternis im Lichte lautlos aufgelöst.

Es hat mich strahlend überwältigt — stammelte der an der Wand des Kellers und drückte die breiten Hände fester gegen den Putz.

Die Kavalkade der Bilder war zum letzten Ritte losgesprengt: Da stand in seinem Büro der Forstadjunkt mit dem Bericht: „Die Erbin von Konskje ist heimgekehrt.“ Und da saß er selbst vor Holzlisten, wischte über die Stirn und sagte: „Soso ...“ Und da lief er ruhelos durch das Haus — von einem Zimmer in das andere — die langen Tage des vergeblichen Wartens. Da endlich lag unter den Briefschaften die Karte mit dem Wappen: Gräfin Hanka Lubomirska beehrt sich ... Trauung ihrer Tochter Mira mit dem Magister Witold Negri... Und wieder der ruhelose Lauf von Zimmer zu Zimmer. Sollte er der Einladung folgen, die keinen persönlichen Zusatz trug? Nein und — ja und — nein ... Und endlich hatte er zusagen lassen. ... „Die Form verlangt es“, hatte er zu sich selbst gesagt.

Nun saß er in der Schloßkapelle — auf demselben Stuhl der Seitenloge, den er bei der Trauerfeier für den alten Grafen benutzt hatte. Wieder war sein Blick durch die Säule eingeeengt, so daß er die Hochzeiter erst in dem Augenblick gewahrte, als sie auf den Sesseln vor dem Altar Platz genommen hatten. Der junge Bräutigam mit dem zurückgelegten schwarzen Haar schien ein entschlossener Mann zu sein. Seine Haltung war straff, das Auge kühn. Oskar hatte ihn mit Wohlgefallen betrachtet.

Da spürte er wieder den Stich im Herzen, der ihn jählings getroffen hatte. Er sah sich die Augen schließen, öffnen, schließen — wieder öffnen ... Dort war die Säule, der kleine Altar, der Kaplan, der Bräutigam, die Braut im irisfarbenen Licht des Kapellenfensters ... Hanka. Die unverwelkte ungewandelte Hanka saß leibhaft vor dem Altar. Und auf den Spitzen ihres Brautkleides schimmerte sein Medaillon. Als schließlich der Priester ihren zweiten Namen Josefa aufrief, hatte der Verzauberte auf der Empore vor sich hin gestammelt:

Du bist, die diese und jene waren ...

Das war seine strahlende Überwältigung gewesen — der Gipfel vor dem jähen Sturz. In dem Hier und Jetzt des Vorgangs hatte er das Raunen vernommen, das ohne verbürgten Anfang von frühen fernen Völkern her durch die Jahrhunderte der Geschichte bis in

das entlegene Konskje und weiter durch die Ewigkeit west — das Mysterium der Verwandlung. Josefa und Hanka waren ihm in Mira Josefa wiedergegeben.

Gegen dieses unbegreifliche Glück hatte er sich sogleich gewappnet, damit die Mächte der Zerstörung gefesselt blieben. Das Schweigen war die Pflicht, die er mit Frohmut auf sich nahm. Und versöhnt mit der Männin seines großen Rausches, die durch die Säule geschützt vor seinem Blick war, hatte er das Gotteshaus vorzeitig verlassen.

Doch Hanka selbst hatte ihn zurückgeholt. „Grüne Wildnis“ — war der melodische Ruf gewesen, den er beim Besteigen seines Wagens hörte. Da also stand sie im Park wie einst — eine fremde Frau von überreifer Schwere in einem fliederfarbenen Seidenkleid. Er war zu ihr gegangen und hatte wortlos ihre Hand geküßt. Und wortlos waren sie selbender den Kiesweg entlanggegangen, hatten Halt gemacht und über die ineinander gewinkelten Wiesenflächen gleichsam in die ewige Wiederkehr geschaut.

Der Sturm der Zeit hat uns verweht — hatte Hanka endlich geflüstert und dabei zu lächeln versucht, bis die Tränen aus ihren runden schwarzen Augen stürzten.

Da hatte er sie sanft umfaßt.

Albert hat mich vertrieben — hatte sie zu flüstern fortgefahren, obwohl kein Mensch weitem zu sehen war:

Als die Nachricht deines sicheren Todes aus dem russischen Seuchenlager mich erreichte, spürte ich das neue Leben. Wieder einmal war Albert werbend bei mir erschienen. Da schrie ich, um ihn zu schrecken und mich selbst zu kränken, die Wahrheit in sein anmaßendes Gesicht.

Erxleben also hat es gewußt und alle die Jahre ihm verschwiegen.

Der Gedanke war Oskar entsetzlich. Dennoch hatte er beherrscht Hanka gefragt: Wie hat es Albert aufgenommen?

Und sie ebenso leise: Er ist doch ein Lump.

Vernichten — hatte er gezischt. Dann war er wieder im Banne von Hankas Bericht gewesen.

Die Werbung des jungen Lubomirski war meine Rettung. Er blieb seiner Liebe auch in der Wirrsal treu. Das Schweigen war die einzige Bedingung, die er stellte. So wurde Mira seine Tochter. Gleich nach dem Kriege drängte ich nach Paris. Dort ist Lubomirski gestorben...

Und warum hast du, als du mich lebend wußtest, nicht gerufen — hatte er gefragt.

Und sie darauf sehr leise: Du hättest die Verstoßene rufen müssen.  
— Und er: Auch Schuld schafft Schicksal.

Dann hatte er wie im Rausch ausgerufen: Mich hat es heute strahlend überwältigt.

Und nach einer Weile wieder leise und ganz sachlich: Es bringt mir den Tod ...

Das waren die letzten Worte mit Hanka gewesen.

Drei Tage später war sie selber tot.

Wann war das — dachte Oskar: Gestern. Sie kann noch nicht beerdigt sein. Doch Mira Josefa hatte er gerettet ...

Da stand sie, die unverwelkte ungewandelte Hanka mit den runden schwarzen Augen, die das Entsetzen überfüllte, nächstens plötzlich in seinem Arbeitszimmer.

Nachdem am Abend eine schwere Explosion erfolgt war, deren Ursache keiner auf dem Waldgut kannte, war er wach geblieben. Immerhin war vor achtundvierzig Stunden die Furie des Kriegs in das verborgene Lustgefilde Gottes eingebrochen. Die Deutschen hatten Borzezine, Altenborn und Konskje besetzt.

Kind, sie hätten dich nach Standrecht erschießen können — hatte er die Entsetzte angesprochen.

Mira schien versteint zu sein. Mon mari est mort et Maman aussi — hatte sie endlich tonlos gesagt.

Bevor der Inhalt des Satzes in sein Bewußtsein gedrungen war, hatte er einen feinen Stich gespürt: Die Tochter hatte ihren Vater nicht verstanden.

So hatte er, da er geringe Übung im Französischen besaß, sie polnisch angeredet und dabei so formgerecht wie eine Fremde: Womit kann ich der Dame helfen?

Mira hatte seine Hand gefaßt.

Über das Wasser, zu den unsrigen hinüber — hatte sie gesagt.

Tatsächlich hatten sich, wie er von seinem Forstadjunkten wußte, im Kern der Puszcza zielona die Reste einer zerschlagenen polnischen Division festgesetzt, welche den Rückzug ihrer Armee zu decken versuchten.

Die sind verloren, wenn ihnen nicht das Wasser zu Hilfe kommt — hatte der Adjunkt gesagt. Und er darauf: Das Stauwehr des Langen Sees ist in der Hand der Deutschen.

Negri hat das Wehr und sich selbst gesprengt — war der nächste Satz der Versteinten gewesen, deren Hand noch immer reglos in der seinigen lag.



Und die Mutter — hatte er gefragt.

Auf unserer Flucht zu Ihnen erschossen — war Miras Antwort gewesen.

Da hatte er sein Kind wortlos auf die Arme genommen.

Der Kahn liegt unten — hatte er in ihr kleines Ohr gehaucht und sie zum Damm des Langen Grabens getragen.

In der gurgelnden Flut, die das Land weithin überschwemmte, riß der Kahn wie ein Hofhund an seiner Kette. Oskar hatte Mira auf die Bank gesetzt, die Kette gelöst und das lange Stechruder aufgenommen. Pfeilschnell war das Boot in die Oskar wohlbekannte Dunkelheit hineingeschossen, bis nach einer Weile ein hartes „Stoi!“ ertönte und der Scheinwerfer einer Taschenlampe auf sie gefallen war. Da hatte er das Ruder mit dem weißen Taschentuch geschwenkt.

Als er Mira Josefa durch das Moor seitlings des Langen Grabens watend zu dem polnischen Vorposten trug, hatte er plötzlich ihre Arme in zärtlicher Enge um seinen Hals gespürt. „Vater“, hatte sie in sein Ohr gesagt, und danach ihn lange auf den Mund geküßt. Da hatte er gestammelt: „Gott schütze dich, mein Kind!“ und auf ihre innigen Worte des Danks in Hankas unvergessener Melodik war ihm der Ruf entfahren: Mich hat es strahlend überwältigt ...

Der deutsche Satz war Mira unverständlich geblieben.

Auf der beschwerlichen Heimfahrt im bleiernen Morgen hatte ihn die Puzcza zielona mit dem Gurgeln entfesselter Fluten, dem gewohnten Schreien der Möwen und dem Seufzen des Winds zum letzten Male begrüßt. An dem moorigen Strudel, wo die Köhlerhütte zusammengebrochen lag, hatte er sich im Kahn erhoben und die Arme ausgestreckt. Die Seligkeit des erfüllten Daseins war so machtvoll geworden, daß er durch die morgengraue Wildnis mit den Postenestern der Polen wie der Deutschen jubelnd gerufen hatte:

Der Jugend Bild in träumerischem Scheine,  
Das aus Ruinen unerschöpflich quillt,  
Geborstenen Stein mit neuem Leben füllt:  
— Durch Tat allein vollendet sich das Deine.

## Nachspiel

Eine letzte Frage — sagte der Major, der Oskar Giese zur zweiten Vernehmung nach Mitternacht hatte vorführen lassen: Warum retteten sie die unbekannte Frau?

Darauf Oskar: Sie ist ohne Schuld.

Eine Polin — knurrte der Major.

Verzeihung — sagte Oskar: Auch ich bin ein Bürger der Polnischen Republik.

Für mich sind Sie gewissermaßen ein Abtrünniger — wiederholte der Major in demselben biederherzigen Ton wie am Abend.

Weil ich eine Unschuldige der Knechtschaft entzogen habe, die Sie ihr bereitet hätten — fragte Oskar.

Darauf der Major mit Schärfe: Woher wissen Sie das?

Aus der gemeinen Erfahrung mit Fanatikern — antwortete Oskar.

Sie haben es mit Soldaten zu tun — sagte der Major.

Deren Herrn wir beide kennen — rief Oskar scharf.

Darauf betrachtete der Major eine Weile schweigend die Decke des Salons, wo die Barockengel auf riesigen Posaunen bliesen. Hernach wendete er den Bleistift zwischen den Fingern und sah dabei Oskar durchdringend an, der diesmal ohne Wachmann vor ihm stand.

Lassen wir das Pokern, Herr Giese — sagte der Major: Sie retteten die Frau eines Partisanen, obzwar Sie — dies als wahr unterstellt — sein Verbrechen nicht unterstützt, ja, wohl auch nicht gebilligt haben.

Ich habe nicht einmal darum gewußt — sagte Oskar.

Und der Major freundlich — leise: Wollen Sie die Gräfin Lubomirska noch einmal sehn? Die Tote liegt im Nebenraum.

Oskar schüttelte langsam den mächtigen Bernhardinerkopf.

Sie war doch gewissermaßen Ihre — Frau ...

Und als das feierliche Schütteln des Bernhardinerkopfes fortging: Auch darüber sind wir unterrichtet. Das quasi familiäre Interesse — verstehen Sie: Ihre einzige Chance vor dem Kriegsgericht ...

Die Tat allein steht zur Verhandlung — sagte Oskar.

Und der Major: Dann sind Sie verloren ...

Darauf Oskar sehr leise: Ich danke Ihnen. Doch was mich strahlend überwältigt hat — das Mysterium ist stumm ...

Das Kriegsgericht verurteilte den Gutsbesitzer Oskar Giese wegen Feindbegünstigung zum Tode durch Erschießen.

Als der Verurteilte zur Vollstreckung in den Schloßhof geführt wurde, trat Albert Erxleben durch das Portal. Er trug die Uniform des deutschen Offiziers mit dem Hoheitszeichen auf dem Arm. Der Stahlhelm war mit dem weißen Totenkopf gezeichnet.

Wie er im Morgengrauen Oskar zwischen den beiden Feldgendarmen erkannte, machte er Front und hob die Hand zum „Führergruß“.

(Copyright by the author)

# R U N D S C H A U

**Neue Würden —** Endlich beginnt Deutschland sich ein wenig zu formieren.  
**neue Bürden** Der größere Teil des deutschen Volkes hatte wieder die Freiheit erlangt, einen Bundespräsidenten zu wählen, eine Freiheit, die dem andern Teil Deutschlands noch nicht vergönnt ist. Nun ist aber wenigstens der Anfang zur Bildung einer gesamtdeutschen Rechtspersönlichkeit gemacht, ein Anfang, der unsere Hoffnung auf die endliche Wiedervereinigung mit dem restlichen Deutschland jenseits des Eisernen Vorhangs belebt.

Zum andern mag die Wahl von Professor Dr. Theodor Heuß zum ersten Deutschen Bundespräsidenten ein gutes Omen sein. Denn selbst jene, die aus Gründen des „parteipolitischen Balancegefühls“ lieber einen Vertreter der SPD auf dem ersten repräsentativen Posten des neuen Deutschlands gesehen hätten, bestreiten nicht die geistige, charakterliche und menschliche Befähigung von Professor Heuß. Er bringt alles mit, was zu einer echten Repräsentanz gehört, und seine Klugheit, sein Taktgefühl, sein Charme sowie die bei ihm ungewöhnlich stark entwickelte echte Toleranz werden dazu beitragen, dem Namen des deutschen Bundes einen guten Klang in der Welt zu verleihen. Wie sehr es ihm auf die Verständigung mit unseren Nachbarn und mit der Welt ankommt, hat er vielfach und nicht zuletzt als Mitgründer des „Deutsch-Französischen Instituts in Ludwigsburg“ bewiesen.

Man soll die Bedeutung und die Rolle des Deutschen Bundespräsidenten gegenüber der sicherlich viel größeren politischen Aktivität des Bundeskanzlers nicht unterschätzen. Beide sollten sich ergänzen, um sich dadurch zum Wohle des deutschen Volkes die Bürden, die die neuen Würden ihnen auferlegt haben, zu erleichtern. Daß eine solche Ergänzung zwischen dem Bundespräsident Professor Heuß und dem Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer möglich ist, steht außer Zweifel. Sollte es nicht dazu kommen, dann müßten die dringendsten Anliegen des Bundesstaates unerfüllt bleiben. Als solche würden wir die soziale Frage, wozu wir natürlich auch das Flüchtlingsproblem rechnen, an die Spitze stellen, gefolgt von einem Wohnungsbauprogramm, der Wiedereingliederung Deutschlands in die Völkerfamilie,



der Überwindung nationalistischer und militaristischer Tendenzen und der Pflege eines gesunden Föderalismus. Gewiß, es gibt noch eine Fülle nicht eben unwichtigerer Probleme, die aufzuzählen hier der Raum fehlt. Wie schwer all diese Aufgaben sind, würde am besten jeder Politiker und politisch Interessierte in dem ausgezeichneten Buch von Paul Schmidt „Statist auf diplomatischer Bühne 1923—1945“ (Athenaeum-Verlag Bonn) nachlesen. Darin hat der weltbekannte Dolmetscher die entscheidenden Besprechungen zwischen deutschen und ausländischen Staatsmännern nach dem ersten Weltkriege, wie auch eine große Anzahl der Unterhaltungen, die Hitler mit ausländischen Würdenträgern aller Kategorien gehabt hat, beschrieben. Das Buch gibt uns den Glauben wieder, daß es auch in der Politik anständige Menschen gibt, mögen sie auch dort ebenso in der Minderheit sein wie anderswo — und es zeigt uns die Apokalypse, die aus eigenem und fremdem Verschulden die unermüdlichen Anstrengungen von Männern wie Briand, Herriot, McDonald, Dawes, Young, Stresemann und Brüning ablöste. Dieses Buch eines klugen Denkers, der in seinem Amt zwar nur ein Statist, sonst aber eine Persönlichkeit von besonderem Format ist, würde schon dadurch gerechtfertigt sein, daß es eindrücklich den Nachweis führt, daß es in unserer heutigen Welt wirklich nichts gibt, was so komplex ist wie die Schuld.

**Europäische Wehen** Mit großer Anteilnahme hat die deutsche Öffentlichkeit die Tagung des Europarates in Straßburg verfolgt. Manche glauben von dem Ergebnis enttäuscht sein zu müssen. Diese Schlußfolgerung ist aber zumindest voreilig. Die Einigung Europas, die es seit einigen hundert Jahren nicht mehr gegeben hat, läßt sich nicht von einem Tag auf den andern herstellen. Winston Churchill hat wieder einmal mit seinem Temperament die beratende Versammlung in Schwung gebracht — aber auch er hat diesmal in der Frage Deutschlands Aufnahme in den Europarat ein wenig gebremst. Ob er es tat, um auf französische Einwände Rücksicht zu nehmen oder ob er an wahltaktische Notwendigkeiten in seinem eigenen Lande gedacht hat, mag dahingestellt bleiben. Daß Deutschland in absehbarer Zukunft in den Europarat aufgenommen werden muß, wenn man überhaupt an eine Einigung in Europa ernsthaft denken will, blieb von der überwältigenden Mehrheit der in Straßburg versammelten Europäer unbestritten.

Der gesamte Verlauf der Tagung hat uns deutlich gezeigt, welche Widerstände und Ressentiments noch überwunden werden müssen, bis jene Brücke gut fundiert ist, über die Deutschland den Weg in die europäische Völkerfamilie zurücklegen kann. Sie hat uns aber auch gezeigt, daß England, selbst wenn es dort plötzlich wieder eine konservative Regierung geben würde, die Frage der europäischen Einigung stets behutsam behandeln würde, weil sich seine Beziehungen zu dem Commonwealth

nicht ohne weiteres mit den gesamteuropäischen Notwendigkeiten vereinbaren lassen.

Auch der Querschuß des französischen sozialistischen Innenministers Jules Moch, der wieder einmal vor den dunklen Gewalten im deutschen Volke warnte, hat eine gewisse Ventilwirkung ausgelöst. Denn durch seine überhitzten Feststellungen kamen jene begreiflicherweise noch ausgedehnten Kreise Frankreichs zu Wort, die in dem deutschen Volk nach wie vor eine potentielle Gefahr erblicken. Sie können jetzt nicht sagen, es habe keiner für sie gesprochen, und Jules Moch hat Anlaß zu mancher Diskussion über diese brennende Frage gegeben, eine Diskussion, die in den meisten Fällen doch bei der Feststellung einer auch für Frankreich unumgänglich notwendigen Verständigung mit Deutschland, und zwar sowohl politischen wie wirtschaftlichen, endete. Der Präsident der beratenden Versammlung in Straßburg, Paul Henri Spaak, hat abschließend seine Zuversicht über eine baldige Aufnahme Deutschlands in den Europarat erklärt und hinzugefügt, es wäre vielleicht ganz gut, daß der Europarat, der noch in den Kinderschuhen stecke, nicht schon jetzt sofort mit dem schwierigsten Problem befaßt würde. Damit wollte er sagen, daß der Eintritt Deutschlands in den Europarat zwangsläufig eine ganze Anzahl von Problemen zur Diskussion stellen müßte, deren Bewältigung keinen Aufschub zulassen würde. Ein ständiger Ausschuß aus 23 Delegierten muß wenigstens viermal im Jahr zusammentreten, und er wurde ermächtigt, dem Präsidenten der beratenden Versammlung die Einberufung einer Sondersitzung zu empfehlen, die über die Frage der Zulassung Deutschlands entscheiden müßte. Je stärker sich das Denken der verschiedenen Staaten auf die neue Wirklichkeit konzentriert, um so schneller wird die Aufnahme Deutschlands erfolgen. Vielleicht fördert die beachtliche Abwertung des englischen Pfundes, die viel früher kam, als man sie erwartet hatte, diese Entwicklung. Denn sie könnte Anlaß sein, die europäischen Währungen als Vorbereitung einer Wirtschaftsunion aufeinander abzustimmen und insbesondere die D-Mark endlich zu einer echten Währung zu machen. So lassen die Wehen, in denen sich Europa befindet, doch noch manche Hoffnungen zu.

<b>China vor dem Zweimal-Zehnten</b>	Das Drama im Fernen Osten geht seinem Ende zu. Der militärische Sieg Maos kann kaum noch bezweifelt werden, und das Bezeichnende ist, daß er seit Schanghai fast ohne Schlachten errungen wurde. Noch verfügt Tschiang-kaischek über einige Dollar, Schiffe und 400 000 Mann — aber auf einer ihm feindseligen Insel. Und auch in Tschungking, wo er bemüht ist, den Festlands-Widerstand zu organisieren, sitzt er auf einer Insel. Die Provinzen Hunan und Yunnan, auf die man als natürliche Bergfesten hoffte, sind untreu geworden. Kanton steht vor dem Fall. Überall sind die Guerillas Maos
--	---

am Werk. Selbst in Tschungking, der Hauptstadt des isolationistischen Szetschuan, wo man die Ankunft eines Teiles der Regierung mit ausgesprochenem Mißfallen begrüßte, haben sie 10 000 Gebäude eingäschert. Im Nordwesten, den Provinzen Kansu, Ninghsia und Tsinghai, halten sich die mohammedanischen Generäle Ma, aber sie haben keinen Nachschub, und Lantschau ist bereits gefallen. Von einer Zentralregierung kann keine Rede mehr sein. Noch ist im wesentlichen der Teil Chinas, der auch den Japanern widerstand, unbesetzt, aber es herrscht nicht Tschiangkaischek, sondern der Regionalismus. Und der „Gissimo“ steht heute ohne äußere Bundesgenossen oder Freunde da. Auch seine Reisen zu Quirino und nach Korea können darüber nicht täuschen. Selbst die unentwegtesten der „Synogogen“ unter den Washingtoner Senatoren rufen zwar nach Hilfe für China, aber nicht für Tschiang, und das amtliche USA hat den Grabstein eines Weißbuchs von 1054 Seiten auf ihn gewälzt.

Am 10. Oktober, dem „Zweimal-Zehnten“, dem Jahrestag der Sun-Yat-Sen-Revolution von 1911, soll voraussichtlich die Zentralregierung Maos proklamiert werden. Damit wird auch die Haltung des Westens und Ostens gegenüber dem Fernen Osten geklärt werden müssen. Die Anerkennung Moskaus ist sicher. Aber auch eine de facto-Anerkennung durch England und USA dürfte folgen, wenn auch die neue Ostasienpolitik Washingtons erst im Werden ist, und zwischen Acheson und Johnson erhebliche Spannungen bestehen. Was jedoch weiter? Aus dem Weißbuch ergab sich außer dem Strich unter Tschiang Positives nur in zwei Richtungen: Das Regime Maos wird als Fremdherrschaft bezeichnet, was eine Anerkennung de jure ausschließen sollte; und es wird der Wille geäußert, sein Übergreifen auf ganz Ostasien mit Hilfe der UN zu verhindern. Das Wie bleibt offen. Aber das Problem ist akut. Yunnan ist die Grenzprovinz zu Indochina und Burma. In Singapore haben bereits die 700 000 Chinesen die Bilder Tschiangs entfernt und durch solche Maos ersetzt. Hongkong ist eine geheime Handelszentrale Rot-Chinas geworden. Gleitet der ganze Ferne Osten in das Lager Maos, so wird auch die Stellung Japans, das, wie man immer mehr einzusehen beginnt, ohne die „Wohlstandssphäre“ als Rohstofflieferant und Markt nicht lebensfähig ist, unhaltbar. Die USA, die im Pazifik auszogen, den Krieg für China zu gewinnen, hätten dann nicht nur China, sondern auch Japan verloren oder müßten es auf die Dauer unterhalten. Schon jetzt wirbt Mao um Verständigung mit einem Japan, dessen Sonne rot wiederaufgeht. Kann die „Morast-Theorie“ sich bewähren, und das ewige China auch den Kommunismus absorbieren? Vielleicht, aber der Prozeß dürfte von so langer Dauer sein, daß er praktisch uninteressant ist. Die einzigen Hoffnungen knüpfen sich an den Fehler, den die von Molotow geleitete Strategie beging, als sie die Parole der „direkten Aktion“ ausgab und die nationale Revolution des Ostens damit in Gegensatz zur kommunistischen brachte. Moskaus Trumpf ist heute, daß die USA den Fernen Osten abgeschrieben haben. Er wird vielleicht nicht stechen. Aber nur



wenn Washington nicht wartet, bis sich nach dem Wort Achesons „der Staub gesetzt hat“. Denn er ballt sich immer mehr zu einer Lawine zusammen.

**Syrien** Das gesunde Mißtrauen, das eine auf Staatsstreich gegründete Herrschaft zu wecken pflegt, war dem Diktator Hüsni Zaim gegenüber schon fast überwunden und weitgehender moralischer Anerkennung gewichen, als auch ihn ein Putsch beseitigte. Der neue Premier, der 85jährige Haschem Atassi, trägt wie mehrere seiner Minister die Alterspatina „bewährter“ Routinepolitiker. Aber auch sie verdanken ihre Macht der — diesmal blutigen! — Beseitigung der Vorgänger durch eine kleine Gruppe Unzufriedener. Hüsni hatte seine Stellung durch Volkswahl bestätigen lassen. Das wird sich jetzt wiederholen. In beiden Fällen aber wird jedoch deshalb nicht von Demokratie die Rede sein dürfen. An Spannungsmomenten wird das innerpolitische Leben Syriens immer reich bleiben. Dafür sorgen die Interessengegensätze der Cliques und der Stämme, mehr noch das Volkstemperament; innerhalb der arabischen Welt gelten die Syrer als besonders unruhige Köpfe. Gerade das fruchtbarste Element aber wird fehlen: Hüsnis ungestümer Reformwille. Seine weitreichenden Pläne, das Land zu modernisieren, so wie sie eben nur ein Träger unbeschränkter Machtfülle betreiben kann, sanken mit ihm ins Grab. So werden große Kräfte, die das Land birgt, weiter schlummern oder vergeudet werden, Schlendrian und Korruption werden wiederkehren. Schade, daß sich als Komet und — Rakete erwies, was als Stern hätte strahlen sollen. Nicht so sehr die sachlichen Gegner, die seine Projekte ihm schufen (Geistlichkeit, Großgrundbesitzer, Teile der Geschäftswelt) und die seine Außenpolitik auf den Plan rief (die Haschemiten und dahinter der sagenhafte Intelligence Service im heimlichen Ringen mit dem Deuxième Bureau), als die persönlichen Feinde stürzten ihn. Nicht ungestraft hatte er manchen einstigen Anhänger vor den Kopf gestoßen und den für Syrien kämpfenden libanesischen Revolutionär Saadeh preisgegeben! Nicht alles, was die 133 Tage seiner Herrschaft zuwege brachten, wird zunichte werden: nicht die Währungsunion mit Frankreich, so sehr dessen Einfluß abnehmen wird, wohl auch nicht die Ölverträge. Eines allerdings ist ganz anders geworden: Abdallah von Jordanien und der Ministerpräsident des Irak, Nuri Said, diese beiden Verfechter des großsyrischen Gedankens unter haschemitischer Führung, werden es mit dem neuen, ebenfalls England geneigten Regime in Damaskus leichter haben. Die nordarabischen Staaten haben keine von Natur und Geschichte festgeprägten Grenzen, ja sie verdanken ihre Vielzahl nur der Eifersucht der Großmächte. Ein einheitliches Reich vom Mittelmeer bis zum Persischen Golf ist eine um so fesselndere Konzeption, als der Staat Israel sich durchgesetzt hat. Aber gerade im Hinblick auf diesen Nachbarn, mit dem noch immer nur Waffenstillstand, nicht

Friede besteht, ist Einvernehmen der Einzelstaaten und ihre innere Stabilität wichtiger als das trotz allem problematische Einheitsstreben. Die Frage, ob das neue Syrien Faktor der Stabilität oder Unruheherd sein wird, bleibt offen.

**Bedenkliches** Mit einigem Erschrecken haben wir der meist sehr gut informierten Züricher „Weltwoche“ entnommen, daß der USA-Generalstab „ein offenes Herz nach rechts“ besitze. Die von dem USA-Verteidigungsministerium veröffentlichte Liste „subversiver Organisationen“, deren Angehörige von den Streitkräften nicht angestellt oder im Militärdienst nicht zu Offizieren befördert werden dürfen, enthalte 81 mehr oder weniger kommunistisch eingestellte Organisationen, hingegen nicht weitere 30 Organisationen, die zur faschistischen Rechten gehörten, wie beispielsweise den „Kukluxklan“, die „Silberhemden“ und die Überreste Hitler-deutscher, italienischer und japanischer faschistischer Gruppen. Der Chef des Rekrutierungsdienstes der Armee habe auf die Frage, warum das so sei, achselzuckend erwidert: „Irgendwoher müssen wir unsere Rekruten doch schließlich nehmen“. Bringen wir — die Richtigkeit der Behauptung der „Weltwoche“ einmal unterstellt — eine derartige Erscheinung in Verbindung mit der von früheren deutschen Generalen oft gehörten Behauptung, die amerikanische Armee stünde heute dort, wo die deutsche Armee 1871 gestanden hätte, dann erhellt ohne weiteres die direkte Gefahr, die sich aus einer derartigen Entwicklung auch für Deutschland ergeben müßte. Lesen wir dann noch die weitere Behauptung der „Weltwoche“, daß Prof. Gordon Clapp, Direktor der Tennessee-Tal-Verwaltung, ein liberaler Demokrat, seine vorgesehene Reise nach Deutschland, wo er an dem amerikanischen „Umerziehungsprogramm“ mitwirken sollte, wegen „politischer Unzuverlässigkeit“ vom Armee-Department abgelehnt worden sei, bis Präsident Truman persönlich eingegriffen habe, so wird uns leicht schwarz vor den Augen. Gerade weil nicht jeder Deutsche einen militaristischen Kern in sich trägt, müssen wir uns rechtzeitig gegen derartige Gefahren von außen wehren: denn auch nur die geringste Unterstützung der militaristischen Minorität in Deutschland wird für uns und die Welt verheerendere Folgen zeitigen als ein angebliches Wiederaufleben sogenannter „Nazis“.

Nichts hat aus umgekehrter Richtung kommend in letzter Zeit dem demokratischen Erstarken Deutschlands und der Suche nach einer Befriedung Europas so sehr geschadet wie die verallgemeinernde Behauptung der US-Militärregierung, wonach von den 106 deutschen Zeitungen, die nach Aufhebung der Lizenzpflicht nach dem 1. September neu erscheinen sollen, 80 v. H. „chauvinistisch, anti-demokratisch, anti-semitisch und anti-amerikanisch“ sein würden. Will man auf diese Weise die Blätter geradezu zwingen, es zu werden? Denn die Simplifizierung, daß ein formaler Pg

von gestern ein „Nazi“ gewesen sei und noch ist, ist von allen Denkenden (also leider der Minorität der Menschen) längst erkannt. Es gibt manche von den USA-Behörden ausgesuchte Lizenzträger, die uns „nazistischer“ erscheinen als die Druckereibesitzer, deren Maschinenpark sie gerne schlucken möchten. Wenn die Basler „Nationalzeitung“ dazu meint, „man beginnt jetzt langsam die Früchte jener zum Teil schwerwiegender Fehler zu ernten, die man während vier Jahren Besatzungspolitik begangen hat“, dann haben wir dem nichts hinzuzufügen. Aber aus tiefer Sorge möchten wir die neue Bundesregierung an die alte römische Mahnung erinnern: „Videant consules, ne quid res publica detrimenti capiat!“

**Robert Birley** In den letzten Augusttagen hat Robert Birley Deutschland verlassen. Es ist nicht eben häufig, daß wir ein Mitglied einer alliierten Militärregierung mit aufrichtigem Bedauern scheiden sehen. Robert Birley aber ist kein Militär, er ist ein großer Humanist und ein aufrichtiger Freund der Deutschen. Als oberster Erziehungsberater der britischen Kontrollkommission hat er jahrelang segensreich gewirkt. Ihm verdanken die deutschen Universitäten die 1947 von einer großen deutschen Kommission vorgenommene Untersuchung ihrer geistigen und soziologischen Situation und die beachtlichen Reformvorschläge für die Zukunft. Es wäre nicht nur ein schlechter Dank an Robert Birley, es wäre vor allem eine immense Dummheit, wenn diese Vorschläge in den Schubladen Staub ansammeln sollten. Robert Birley übernimmt jetzt die Leitung des Eton College und damit einen der angesehensten Posten des englischen Erziehungswesens. Für die Vergangenheit gebührt ihm unser Dank, für die Zukunft begleiten ihn unsere herzlichen Segenswünsche. Es ist eine schöne Verheißung, daß ein Teil der besten englischen Jugend durch die bildenden Hände dieses wahrhaftigen Europäers gehen soll.

**Europa ohne Luther?** Der Verlauf der europäischen Versammlung in Straßburg hat auch den minder feinfühligen Zeitgenossen bewiesen, daß nunmehr die Zeit gekommen ist, da sich die Geister scheiden werden: für oder wider Europa. Bisher haben sich viele — bewußt oder unbewußt — um diese Entscheidung herumgedrückt. Das mag beim einzelnen hingehen — bei den großen Gemeinschaften darf es nicht geduldet werden. Am wenigsten bei der Evangelischen Kirche in Deutschland, die sich bisher merkwürdig wenig mit Europa beschäftigt hat. Wo immer vom christlichen Abendland gesprochen wird, hören wir die römische Kirche. Wir freuen uns, daß dort so entschieden und eindeutig für Europa Stellung bezogen wird. Wir beklagen, daß das von seiten der evangelischen Kirche bisher nicht geschehen ist.

Dabei handelt es sich nicht etwa darum, daß wir eine nicht abreißende



Kette von kirchenamtlichen Erklärungen zur Europa-Frage erhoffen. Solche liegen schließlich auch von katholischer Seite nur wenige vor. Was wir vermissen, ist die spontane Hingabe evangelischer Christen an die europäische Sache. Man vergleiche einmal die beiderseitige Publizistik. Auf katholischer Seite gibt es eine Fülle von Publikationen der verschiedensten Art, an der Spitze die Zeitschrift „Neues Abendland“. Auf evangelischer Seite haben wir im Westen die „Zeitwende“, das „Sonntagsblatt“ und „Christ und Welt“ als die bedeutendsten Zeitschriften bewußt evangelisch-christlicher Prägung. Keines dieser drei Blätter hat sich bisher anders als am Rande mit der Europa-Frage beschäftigt. Im Falle von „Christ und Welt“, die sich mehr als die beiden andern mit Politik beschäftigt, wiegt das Versäumnis um so schwerer, als neben die Unterlassung des Europäischen eine unverkennbare Förderung von Tendenzen getreten ist, die dem Europäischen abhold, der Stärkung des Nationalistischen aber dienlich sind.

Diese merkwürdige Gleichgültigkeit der deutschen Protestanten gegenüber der europäischen Frage beklagen wir, weil Europa und das christliche Abendland seit über vierhundert Jahren nicht mehr allein vom römischen Glauben geprägt worden sind. Europa ohne Luther und Calvin ist genau so unsinnig wie Europa ohne Thomas und Ignatius. Die ganze Humanitätskultur des 18. und 19. Jahrhunderts ist undenkbar ohne die Reformation und den Protestantismus. Etwa 130 Millionen Europäer gehören den reformatorischen Bekenntnissen an. Die Schweiz, große Teile Deutschlands und Hollands, der skandinavische Norden und die britischen Inseln sind geschlossene protestantische Siedlungsgebiete und haben Beiträge zum Wesen Europas und des abendländischen Geistes geliefert, die hinter denen der katholischen Völker nicht zurückstehen.

Warum also schweigt unsere evangelische Kirche? Die französischen Protestanten sind sich ihrer europäischen Aufgabe und Verpflichtung sehr viel bewußter; in ihrer Zeitung „Réforme“ haben sie sich ein Sprachrohr geschaffen, das weit über die eigenen Kreise hinaus beachtet wird. Wenn die Evangelische Kirche in Deutschland in ihrem Schweigen beharrt, wenn die evangelischen Christen in deutschen Landen sich dieser geistigen und politischen Verpflichtung entziehen, wird man sich nicht wundern dürfen, wenn im Ausland der Eindruck entsteht, als wäre Europa in Deutschland nur eine Sache der katholischen Christen. Es mag ein Erbe der Staatskirchlichkeit sein, es mag auch mit der politischen Indifferenz so vieler Lutheraner zusammenhängen, es mag noch tausend andere Gründe geben — wichtig ist nur, daß die evangelische Christenheit in Deutschland sich endlich vor die Entscheidung gestellt sieht: für oder wider Europa. Die evangelische Christenheit wird nach Europa gerufen: „Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.“

**Die Juden und wir** In der jüngsten Ausgabe der „Frankfurter Hefte“ berichtet deren Herausgeber, Eugen Kogon, über seine Ansprache vor dem Kongreß der deutschen Judenschaft, der erstmalig seit 1932 im Juli 1949 in Heidelberg abgehalten worden ist. Am Schluß einer dort gehaltenen Ansprache hat Eugen Kogon folgendes gesagt: „Für die neue Deutsche Bundesrepublik möchte ich mir einen besonderen Vorschlag erlauben. Sie wird, in Anbetracht des bitteren Erbes, von dem aus sie beginnen muß, außergewöhnliches Gewicht darauf zu legen haben, daß ihre Beziehungen zum Staate Israel die besten werden, die es überhaupt geben kann. Ich fände es außerordentlich, wenn der Bundestag und die Bundesregierung, bald nachdem sie gebildet sind, eine Gelegenheit schaffen würden, in feierlicher Weise, stellvertretend für ganz Deutschland, den nationalsozialistischen Massenmord am jüdischen Volk mit Entsetzen und Abscheu zu verurteilen, die so lange schon hingeschleppte Wiedergutmachung an den Verfolgten und ihren Hinterbliebenen zu proklamieren und für die Zukunft dem aufrichtigen Wunsch Ausdruck zu verleihen, mit dem jüdischen Volk, wo immer seine Angehörigen leben mögen, besonders aber mit seinem Staat in Palästina in einem unerschütterlich guten Verhältnis zu bleiben.“ — Den Anlaß zu einer solchen Erklärung würde schon die mittlerweile abgegebene Erklärung der Regierung von Israel abgeben, daß sie politische und wirtschaftliche Beziehungen mit Deutschland nicht aufzunehmen wünsche. Die Verwirklichung des von Kogon gemachten Vorschlages würde nicht nur einen Akt außenpolitischer Klugheit darstellen, sondern entspricht nur einem schlichten Gebot der Menschenwürde. Auszulöschen sind die in unserm Namen begangenen Verbrechen freilich nicht. Aber eine im Namen des deutschen Volkes abgegebene derartige Erklärung könnte wenigstens den Anfang dazu bilden, daß dieses schändlichste Kapitel deutscher Geschichte allmählich von der Welt zu den Akten gelegt wird. Den unverbesserlichen Antisemiten, die leider immer noch oder schon wieder unter uns wohnen und sich diesem Vorschlag wütend widersetzen werden, wollen wir mit ein paar Sätzen entgegnen, die Walter Rathenau, einer der größten Deutschen jüdischer Abstammung im Jahre 1919 einem jungen Leutnant des ersten Weltkrieges geschrieben hat: „Sie lieben das Alte Testament und hassen — nein, mißbilligen — uns Juden. Sie haben recht, denn wir haben unsere Sendung noch nicht erfüllt. Wissen Sie, wozu wir auf die Welt gekommen sind? Um jedes Menschenantlitz vor den Sinai zu rufen. Sie wollen nicht hin? Wenn ich Sie nicht rufe, wird Marx Sie rufen. Wenn Marx Sie nicht ruft, wird Spinoza Sie rufen. Wenn Spinoza Sie nicht ruft, wird Christus Sie rufen.“

**Neue „Braune Tausender?“** Als die Inflation von 1923 vorüber war, wurde ein Verein gegründet, der die Aufwertung der rotgestempelten „Braunen Tausender“ durchsetzen wollte. Die guten Leute hielten das für Politik und proklamierten ihren Vereinsvor-

sitzenden zum Kandidaten für die Reichspräsidentenschaft. Von solcher Art Politik sind wir heute schon wieder gar nicht mehr weit entfernt. War man zunächst bemüht, die „Schuld“, die man bei sich selbst nicht finden wollte, den anderen aufzubürden, so möchte man jetzt auf sie auch die „Schulden“ abwälzen, für die man selbst nicht einstehen will und die man deshalb lieber als Forderungen deklariert. Das geschieht in der Weise, daß immer neue Gruppen „Entschädigung“ fordern für materielle Verluste, die der Krieg und seine Folgen ihnen zugefügt haben. Jede solche Gruppe, seien es nun die Währungsgeschädigten oder die Staatspensionisten, die Hypothekengläubiger oder die Volkswagensparer, hält gerade sich für ganz besonders betroffen, beruft sich auf „wohlerworbene Rechte“ und dergleichen und fordert „Entschädigung“. Es wird also ganz naiv verlangt, daß jeweils diese eine Gruppe aus der Gesamthaftung entlassen und von den Kriegsfolgen entlastet werden soll, mit anderen Worten, daß diese Folgen von „den anderen“ getragen werden. Fragt man nach diesen anderen, so wird auf die hingewiesen, die — angeblich — „nichts verloren“ haben. Daß diese Schicht, soweit es sie nach der Währungsreform überhaupt noch gibt, viel zu schmal ist, als daß sie allein alle Lasten aus dem verlorenen Kriege tragen könnte, will man nicht sehen.

Selbstverständlich sollte niemand, der helfen kann, sich der Verpflichtung entziehen, die aus wirklicher Not erwächst. Wenn man jedoch aus jeder Not und jedem Schaden nur mehr einen Rechtsanspruch ableitet, wird die Beziehung zwischen dem Hilfsbedürftigen und dem Helfer von Grund auf verwandelt: aus einer sittlich-menschlichen wird sie zu einer unpersönlich-rechtlichen. Sie verliert das ethische Fundament und gerät unter die Herrschaft des Organisationsprinzips, das die zivilisatorische Form der Unmenschlichkeit ist. Denn dieses Prinzip kennt nicht mehr Menschen, sondern nur noch „Fälle“; dem Menschen steht nicht mehr der Mensch gegenüber, sondern die anonyme Instanz: das Amt, die Behörde, der Staat. Was Hilfe sein sollte im Geben und Nehmen, wird zu einem Kampf ums Recht, dessen treibende Kraft der verhängnisvolle Irrtum ist, daß Geld, und Geld allein, das Mittel zur Behebung aller Not und alles Leidens sei. Aber wie bedenklich diese Entwicklung samt ihren Folgen auch sein mag —, das eigentlich Bestürzende ist die menschliche Haltung, die in jenen Entschädigungsforderungen zum Ausdruck kommt: das Bestreben, für sich allein der Gesamthaftung auszuweichen, die Unfähigkeit und Unwilligkeit, persönliches Schicksal anzuerkennen und auf sich zu nehmen, und vor allem der eilige und gierige Eifer, jeden Schaden in Geldeswert umzurechnen und in Forderungen zu „realisieren“. — Hat das Erlebnis dieser Zeit uns wirklich keine andere Chance gegeben, als die, einen „Braunen Tausender“ zu präsentieren?



# LITERARISCHE RUNDSCHAU

## Französisches

Nur ein oberflächlicher Kenner Deutschlands könnte heute leugnen, daß bei der Mehrheit des deutschen Volkes ein ehrliches Bemühen vorhanden ist, seinen westlichen Nachbarn Frankreich kennen und verstehen zu lernen. Deshalb sind auch alle Bücher aus und über Frankreich stets gefragt. Mit Spannung griffen wir nach Werner Richters „Frankreich von Gambetta zu Clemenceau“. Diese Periode ist für das heutige Frankreich bestimmender gewesen, als die meisten es wahr haben wollen. Leider hat uns Werner Richter, an dessen „Kaiser Friedrich III.“ und „Ludwig II. von Bayern“ wir uns gerne erinnern, die positiven und negativen Merkmale dieser Periode nicht scharf herausgearbeitet. Er ist seinem „Helden“ Clemenceau verfallen, selbst dort, wo er seine Schattenseiten zugibt. Die Dokumentation ist wenig überzeugend, und wir vermissen das Porträt des „Tigers“, das der große Maler Paul Cézanne nach drei Sitzungen als unausführbar bezeichnete, weil „dieser Mensch nicht an Gott glaubt“.

Vielleicht weil es so schwer ist, „unsere“ Geschichte zu deuten, greift

man spiegelbildlich in die Vergangenheit und mußte dabei zwangsläufig auf den großen Streiter um die Freiheit und genialen Stilisten Benjamin Constant stoßen. Vor uns liegen vier verschiedene deutschsprachige Ausgaben seines Werkes „Vom Geist der Eroberung und der Usurpation“. Nicht nur in der Aufmachung, sondern vor allem in der Übersetzung und dem begleitenden Kommentar ist die Übertragung des Schweizers Hans Zbinden mit Abstand die beste. Wie wohltuend wirkt seine Arbeit, wenn man die schlampigen Übersetzungen von Josef Ziwutschka, der ohne Angabe von Gründen auch noch beliebig kürzt und streicht, damit vergleicht. Deshalb war der Reclam-Verlag gut beraten, als er in einem wohlfeilen kleinen Bändchen die Zbindensche Arbeit als Lizenzausgabe übernahm. Die Übersetzung und Kommentierung von Hans H. Hauser hält einer ernsthaften Kritik nicht stand. Die Wiener Amandus-Edition hat den Mut gehabt, den einzigen, für uns sehr rührseligen Roman Benjamin Constants, „Adolphe“, der dem psychologischen Roman den Weg öff-

nete, in einer deutschen Übersetzung, leider auch diese von Josef Ziwutschka, vorzulegen.

Man wird immer wieder auf Anthologien zurückgreifen müssen. Alwin Müller versuchte sich an einer Auswahl vom Rolandslied bis André Gide, die teilweise durchaus geglückt ist. Doch wie sehr leidet eine derartige, gezwungenermaßen gedrängte Übersicht, wenn sie die chauvinistische Überhöhung Napoleons durch Maurice Barrès enthält. Lucien Gauthier, der mit einer Gegenüberstellung französischer und deutscher Texte „Von Montaigne bis Valéry“ den geistigen Weg Frankreichs aufzuzeichnen versucht, ist systematischer und deshalb erfolgreicher ans Werk gegangen. Es gelingt ihm, einen der wichtigsten Wesenszüge Frankreichs, den sozialen Humanismus, als traditionelles Gefüge des französischen Geistes herauszuarbeiten.

Wer Frankreich verstehen will, muß Pascal lesen. Ewald Wasmuth, dem wir im sogenannten Dritten Reich die bisher unübertroffene Übersetzung der „Pensées“ verdanken, gibt uns heute in einer vielschichtigen Betrachtung eine für unsere Tage überaus wertvolle Übersicht der Philosophie Pascals. Eine weniger gedankenbeschwerte, aber nicht minder treffende Zeichnung des Menschen und des Werkes Pascals gibt uns Edward Montier. Mehr auf Descartes als auf Pascal ist die Übersicht über die französische Philosophie von Jean Wahl abgestellt. Es ist erfreulich, daß diese wertvolle Orientierung, die bis zum Existenzialismus reicht, in deutscher Spra-

che erschienen ist. Zu ihrer Ergänzung wird man gerne zu den Aufsätzen und Vorträgen Henri Bergsons greifen, die unter dem Sammeltitel „Denken und schöpferisches Werden“ im Westkultur-Verlag erschienen sind.

In seinen „Religiösen Portraits“, die er im ersten Weltkrieg geschrieben hat, will uns François Mauriac durch seine grundgescheite Analyse einiger großen Franzosen, darunter Baudelaire, eine Psychologie der Religion vermitteln. Von Paul Claudel, dessen Gesamtwerk uns in hoffentlich nicht allzu ferner Zukunft in deutscher Sprache beschert wird, lasen wir das kleine Bändchen „Gedanken und Gespräche“, worin junge Menschen Wahrheiten oder Wünsche aussprechen, die mit Gott und der Welt zu tun haben und für uns von bewegender Aktualität sind. Aber einen auch nur ungefähren Einblick in die Bedeutung Mauriacs oder Claudels können diese kurzen Arbeiten kaum geben. Mit um so größerer Freude begrüßen wir daher die sorgfältig durchgearbeitete und vorzüglich dokumentierte „Einführung in die moderne französische Dichtung aus christlichem Glauben“, die von Hermann Weinert stammt. Niemand, der sich mit den bewegenden Literaturproblemen Frankreichs auseinandersetzen will, kann auf dieses Werk verzichten.

Einen gewissen Gegensatz zu diesen Werken bilden die jungen Franzosen. Mit Absicht wird nur von einem „gewissen“ Gegensatz gesprochen, denn auch sie verleugnen selbst dort, wo sie versuchen, sich als überzeugte Atheisten zu mani-

festieren, nicht die lateinische Tradition, und sie dürften gerade durch die offensichtlich gewollte Erregung des Ärgernisses manche gute Reaktion auslösen. Ein Verdienst bleibt ihnen unbestritten: sie rütteln die amorphe Masse der Intellektuellen kräftig durcheinander und zwingen sie, sich mit den bewegenden Problemen unseres Seins zu befassen. An der Spitze liegt Jean Paul Sartre, dessen fünf bei Rowohlt erschienene Dramen wir hier schon unlängst empfehlend erwähnt haben. Die verdienstvolle Zeitschrift für Theater, Musik und Film, „Die Quelle“, hatte uns mit den „Fliegen“ schon vor zwei Jahren bekannt gemacht. Allen, die sich für französische Literatur interessieren, kann diese Zeitschrift, die in Heft 6 des vergangenen Jahres auch die Fragmente Paul Valéry's „Mein Faust“ veröffentlicht hat, dringend empfohlen werden, was nicht bedeutet, daß man die ebenso gescheiterten wie überspitzten Betrachtungen Friedhelm Kemp's über Valéry teilen mußte. Der Roman „Die Pest“ von Albert Camus schenkt uns keine Tiefe menschlicher Niedrigkeit und vermittelt uns die scheinbare Sinnlosigkeit dieses Lebens so überzeugend, daß manch einer geneigt sein mag, das „scheinbar“ zu übersehen. Aber er gehört trotzdem zu jenen, die uns hoffen lassen möchten, was allerdings in der Erzählung „Der Fremde“ noch undeutlich zum Ausdruck kommt. Aber wir brauchen wohl gerade seine Schonungslosigkeit. Nicht sehr glücklich wird man mit der deutschen Übersetzung des Beitrages von Jean Paul Sartre „Der Existenzialismus ist ein Huma-

nismus“. So würde die Übersetzung des Originaltitels lauten. Aber hier lautet er: „Ist der Existenzialismus ein Humanismus?“ Für Sartre gibt es kein Fragezeichen. Er beweist seinen Humanismus, der sich weitgehend mit dem antikischen deckt, aber keineswegs mit dem christlichen.

Die Romane des französischen Amerikaners Julien Green, der sich Paris ganz verschrieben hat, haben in Deutschland nicht die Beachtung gefunden, die ihnen im Rahmen des französischen Romanschaffens und auf Grund ihrer stilistischen und psychologischen Feinheiten zukommt. Wie gerne griff man deshalb nach der deutschen Ausgabe eines seiner letzten Romane „Wenn ich du wäre“. Seiner analysierenden Art ist Green treu geblieben, aber nicht seinem Schweben zwischen Verzweiflung und Pessimismus. Sehr aufgelockert, manchmal zu surrealistischen Stilmitteln greifend, seziert er das Zwielicht im menschlichen Charakter. Aber er läßt sein Opfer nicht in der Verzweiflung untergehen, sondern jene Harmonie ahnen, die Erlösung bedeutet. Der Wiener Amandus-Verlag will sich der französischen Literatur besonders annehmen und verspricht uns noch Werke von Paul Claudel, Bernanos, Denis de Rougemont, Gabriel Marcel, André Gide und vielen anderen. In der Auswahl der Werke scheint er nach den vorliegenden Prospekten gut beraten zu sein, aber man muß ihm dringend empfehlen, für sorgfältigere und sprachlich kultiviertere Übersetzungen zu sorgen.

Sogar Friedrich Hebbel, der



schwerblütige Tragiker, dem nichts so fern lag wie die französische Leichtigkeit, ließ sich von Paris bezaubern. Was sich davon in Briefen, Tagebüchern und Gedichten niedergeschlagen hat, hat Gerhard F. Hering für uns gesammelt. Ein köstliches Bändchen mit Lichtdrucken geziert. Friedrich Sieburg legt in Neuauflage seinen schon in der „schlimmen Zeit“ wegen vieler Anzüglichkeiten und Parallelen berühmt gewordenen „Robespierre“ vor. Spannend geschrieben wird das Porträt des widerlichen „Tugendsamen“ zu einer Manifestation für die Würde und die Freiheit des Menschen. Wenn nicht Josef Hofmiller den „Onkel Benjamin“ von Claude Tillier übersetzt hätte, dann würde man es kaum wagen, diese Neuauflage des humoristischen Dorfromans zur Lektüre zu empfehlen. Wer etwas Französischeres lesen will, der greife getrost wieder einmal zum „Candide“ des Herrn Voltaire in der bemerkenswert guten Übersetzung von Rudolf Schneider-Schelde.

Das Schönste, was uns an französischer Lyrik vorliegt, ist die der Erstauflage an Aufmachung und Druck in nichts nachstehende Neuauflage der von Josef Hofmiller gesammelten „Chansons d'Amour“. Damit hat sich der Carl Rauch-Verlag erneut ein großes Verdienst erworben, und es spricht für die Verbundenheit vieler Deutscher mit der

französischen Lyrik, daß von diesen Original-Versen ohne Übertragung soeben das 10. Tausend erschienen ist. Dem, der die französischen Verse im Originaltext nicht beherrscht, kann die von dem Schauspieler und Arzt Albrecht Schoenhals einführend übersetzte Gedichtauswahl von Verlaine, Baudelaire und Rimbaud nur dringend empfohlen werden. Eine größere Auswahl bietet die Anthologie von Max Rieple, die von André Chénier bis Paul Eluard reicht.

Drei kleine Kostbarkeiten müssen noch erwähnt werden: die mit zauberhaften Zeichnungen von Belebachem versehene, von Hellmut Hörigut übersetzte und von dem Bachmair-Verlag vorzüglich gedruckte und aufgemachte Erzählung „Louise Leclercq“ von Paul Verlaine. Ein ähnliches Lob verdienen die Nachdichtungen, die Ernst Stimmel von den „Balladen“ des François Villon geglückt sind. Und schließlich verneigen wir uns anerkennend vor den von Pamela Wedekind herausgegebenen Chansons. Der Südverlag hat eine typographische Kostbarkeit daraus gemacht. Den Originaltexten steht eine mehr der Melodie als der Dichtung angepaßte Übersetzung gegenüber. Aber in all diesen Chansons pulsiert das Herz Frankreichs, und wer das Glück hat, sie von Pamela Wedekind zur Laute gesungen zu hören, in dem werden sie unauslöschbar weiterleben. h. e. h.

---

(Werner Richter, „Frankreich“, 496 S., Eugen Rentsch-Verlag Zürich, / Benjamin Constant, „Über die Gewalt“, übersetzt und herausgegeben von Hans

Zbinden. 218 S., Herbert Lang-Verlag Bern. / Dasselbe Werk in Reclams-Universalbibliothek, 182 S., Reclam-Verlag Stuttgart, DM 1,80, / Benjamin Constant,

Über den Geist der Eroberung“, „Der Geist der Usurpation“, 28 bzw. 40 S., übersetzt von Josef Ziwiutshka, Heft 2 und 3 der Symposion-Reihe der Amandus-Edition Wien, DM 0,55 bzw. 0,60. / Benjamin Constant, „Der Geist der Eroberung“, übersetzt und herausgegeben von Hans H. Hauffer, 84 S., Adolf Rausch-Verlag Heidelberg. / Benjamin Constant, „Adolphe“, Roman, übersetzt von Josef Ziwiutshka, 127 S., Wien Amandus-Edition. / „La Douce France“, Frankreich im Spiegel seiner Literatur. Herausgegeben von Alwin Müller, mit 64 Bildtafeln, 400 S., Franz Ehrenwirth-Verlag München, DM 20,—. / Lucien Gauthier, „Von Montaigne bis Valéry“. Eine Auswahl französischer Originaltexte mit deutscher Übertragung. I. Teil: Der Mensch und die Kultur, 767 S., Continental-Verlag Reutlingen, DM 21,—. / Ewald Wasmuth, „Die Philosophie Pascals“, 288 S., Lambert-Schneider-Verlag Heidelberg. / Edward Montier, „Blaise Pascal“, „Der Mensch und das Werk“, 122 S., Bastion-Verlag Düsseldorf, DM 4,80. / Jean Wahl, „Französische Philosophie, Ein Abriß“, 195 S., Hermann Stratz-Verlag Säckingen. / Henri Bergson, „Denken und schöpferisches Werden“, Aufsätze und Beiträge, 279 S., Westkultur-Verlag Meisenheim (Glan). / François Mauriac, „Religiöse Porträts“, 104 S., Bastion-Verlag Düsseldorf, DM 4,80. / Paul Claudel, „Gedanken u. Gespräche“, 211 S., Cornelsen-Verlag Berlin-Bielefeld. / Hermann Weinert, „Dichtung aus dem Glauben“, 211 S., Hansischer Gilddenverlag Hamburg. / Jean Paul Sartre, „Dramen“, 132 S., Rowohlt-Verlag Stuttgart-Hamburg. / „Die Quelle“, Zeitschrift für Theater, Musik, Film. Johannes Asmus-Verlag, Konstanz. / Albert Camus, „Die Pest“, Roman, übersetzt von Guido G. Meister, 296 S., Karl Rauch-Verlag Boppard, DM 15,—. / Albert Camus, „Der Fremde“, Erzählung, 128 S., übersetzt von Georg Goyert, Karl Rauch-

Verlag. / Jean Paul Sartre, „Ist der Existenzialismus ein Humanismus?“, 100 S., Europa-Verlag Zürich. / Julien Green, „Wenn ich du wäre“, Roman, übersetzt von Rosemarie von Jankó, 474 S., Amandus-Edition Wien, DM 12,50. / „Friedrich Hebbel in Paris“, Briefe, Tagebücher, Gedichte, besorgt von Gerhard F. Hering, 240 S., Südverlag Konstanz. / Friedrich Sieburg, „Robespierre“, 347 S., Rainer Wunderlich-Verlag Tübingen, DM 14,50. / Claude Tillier, „Mein Onkel Benjamin“, 351 S., übersetzt von Josef Hofmiller, Karl Rauch-Verlag. / Voltaire, „Candide“, 185 S., übersetzt von Rudolf Schneider-Schelde, Verlag Kurt Desch, München, DM 7,—. / „Chansons d'Amour“, gesammelt von Josef Hofmiller, 108 S., Karl Rauch-Verlag, DM 12,50. / Albrecht Schoenhals, „Erinnerungen an französische Verse“, 200 S., Südverlag Konstanz. / „Das französische Gedicht von André Chénier bis zur Gegenwart“, zweisprachige Anthologie mit Nachdichtungen von Max Rieple, 278 S., Südverlag Konstanz. / Paul Verlaine, „Louise Leclercq“, übersetzt von Helmut Hör, mit Bildern von Bele Bachem, 70 S., Bachmair-Verlag Söcking. / François Villon, „Balladen“, Nachdichtung von Ernst Stimmel, nicht paginiert, Ernst Hauswedell-Verlag Hamburg. / 25 Chansons de la Vieille France, herausgegeben von Pamela Wedekind, 94 S., Südverlag Konstanz).

## Donner aus China

Der Bericht von Theodore H. White und Annalee Jacoby „Thunder out of China“, der in der deutschen Übersetzung von Barbara Deyle-Reck bei Rowohlt (9,80 DM) erschienen ist, kommt just zur rechten Zeit nach Deutschland, um das Verständnis für die Vorgänge in China zu erleichtern. Die beiden amerikanischen Journalisten, durch Jahre hindurch Augenzeugen des sich

vorbereitenden, heute zu einer vorläufigen Entscheidung gelangten Kampfes, haben im Auftrag der weitverbreiteten amerikanischen Zeitschrift „Time“ in China gewelt. Beide sind Journalisten aus Berufung und haben sehr helläugig die Hintergründe des weltgeschichtlichen Ringens, bei dem es um letzte Entscheidungen geht — nicht nur für China, sondern für die ganze Welt — erkannt. Die Situation muß als verzweifelt gelten, weil Tschiang Kaischek, auf den auch im Abendlande weitgehende Hoffnungen gesetzt waren, nicht das Grundübel Chinas, die Bauernnot, an der Wurzel zu heilen versucht hat. Es ist erschütternd zu lesen, welchen schweren Leidensweg das 500-Millionen-Volk mit seiner großen Vergangenheit und seinen hohen Qualitäten gegangen ist und wie es nun vor einer ausweglos erscheinenden Situation steht. Das Buch ist eine ernste Mahnung an die Staatsmänner der Welt, und man kann nur hoffen, daß es bei den Überlegungen der Staatsmänner in USA nicht übersehen und seine Mahnung nicht überhört wird. Das Buch ist eine journalistische Meisterleistung auch was den Stil und die lebendige Darstellung angeht. r. p.

## Ernst Jünger

veröffentlicht im Heliopolis-Verlag, Tübingen, unter dem Titel „Strahlungen“ seine Tagebücher aus den Jahren 1941 bis April 1945. Über Ernst Jünger und sein Werk wird die DEUTSCHE RUND-SCHAU im nächsten Jahr einen größeren kritischen Beitrag bringen. Zu diesen Tagebüchern sei heute nur vorweg bemerkt, daß sie von der grenzenlosen Eitelkeit eines klugen Autors Zeugnis ablegen. Niemand, der Jünger kennt, würde bestreiten, daß in diesen Tagebüchern viele kluge Gedanken aufgezeichnet sind. Es ist aber eine unerträg-

liche Zumutung für den Leser, wenn er sich diese Gedanken aus einem Wust von Belanglosigkeiten und (teilweise recht unappetitlichen) Träumen des Verfassers herauslesen soll. W. Somerset Maugham, dessen Ruf im englischen Schrifttum und Geistesleben nicht weniger fest gegründet, wenngleich sehr viel weniger angefochten ist als Ernst Jüngers Ruf in Deutschland, veröffentlicht soeben seine Tagebücher aus den Jahren 1892 bis 1949 auf 360 Seiten. Man hätte wohl von Jünger erwarten dürfen, daß er eine ähnlich strenge Auswahl getroffen hätte, anstatt uns sein Seelenleben aus nur vier Jahren auf 640 eng bedruckten Seiten auszuwalzen. h. l.

## Bücher unserer Mitarbeiter

Keines von ihnen bedarf auf diesen Seiten einer besonderen Empfehlung. Als Gabé zu seinem 70. Geburtstag hat Otto Freiherr v. Taube „Die Luisiaden“ von Luis de Camoes (Verlag Herder, Freiburg, 3,80 DM) übertragen und eingeleitet. Der portugiesische Text steht dem deutschen seitenweise gegenüber. Durch diese musterhafte Übertragung ist eins der großen Werke der Weltliteratur nun auch uns Deutschen wieder zugänglich. Die Einführung des Übersetzers ist schlechthin ein Meisterstück. — Heinz Flügel hat vierzehn seiner Essays unter dem Titel „Mensch und Menschensohn“ zusammengefaßt (München, Josef Kösel, 6,50 DM). Dieser Band ist eine willkommene Ergänzung seines ersten Essay-Bandes „Geschichte und Geschehnisse“, in dem auch die Essays enthalten sind, die er als ein getreuer Mitstreiter in der Hitlerzeit der „Deutschen Rundschau“ übergab. Die im jetzt neu erschienenen Bande zusammengefaßten Aufsätze nehmen ihre Themen aus einem vertrauten Umgang mit dem Buche der Bücher. — Als Dank und Gedächtnis sind in dem Buche „Hugo von Hofmannsthal“ eine



Reihe von Arbeiten Otto Heuscheles vereint (Freiburg, Karl Alber, 4,60 DM), dessen liebende Verehrung für Hofmannsthal ihm nicht den klaren analytischen Blick trübte. Wohltuend ist die menschliche Wärme, die aus jeder Zeile spricht, und das tiefe Verständnis, das er der persönlichen Berührung mit dem Dichter verdankt. Ein Bildnis von Hofmannsthal und unveröffentlichte Briefe an Otto Heuschele sind beigegeben. — Die Tagebuchblätter von C. F. W. Behl, „Zwiesprache mit Gerhart Hauptmann“ (München, Kurt Desch, 9,50 DM), mit vielen Bildern sind gleichfalls aus engster persönlicher Verbindung mit Gerhart Hauptmann geschrieben. Behl stand ihm sehr nahe und ist als wahrhaft Berufener vom Suhrkamp Verlag mit der Redaktion der großen Hauptmann-Ausgabe letzter Hand beauftragt worden. Die Aufzeichnungen seines Tagebuches reichen von 1932 bis 1945. Es gelang Behl, vor dem Einmarsch der Roten Armee das Hauptmann-Archiv aus dem Riesengebirge nach dem Westen zu bringen. Wir lernen hier Hauptmann intim von einem klugen, feinsinnigen und verehrenden Mitarbeiter kennen. r. p.

## Kulturgeschichte der Neuzeit

Egon Friedell, der scharfsinnige Denker und geschliffene Stilist überraschte nach dem ersten Weltkrieg seine Mitwelt mit seiner dreibändigen Kulturgeschichte. Das las sich „süffig“, man staunte über die Vielseitigkeit seines Wissens und sein Vermögen, eine derart umfassende Materie zu einem faßbaren und anschaulichen Bild zu komprimieren. Später fiel dann sein Werk wie auch er persönlich der „Braunen Horde“ zum Opfer. Der Biederstein-Verlag in München hat nun eine Neuauflage dieses dreibändigen Werkes gewagt. Der Ruf und das Ansehen Friedells haben sicher dieses Wagnis zu einem Geschäft

gemacht. Leider aber hat der Verlag keine Durchsicht der Arbeit vorgenommen. Heute liest sich doch sehr vieles anders als damals, und wir sind sicher, daß auf Grund der Erfahrungen der letzten zwei Jahrzehnte auch Egon Friedell selbst manches unterdrückt hätte. Sein Heroenkult ist ebenso wie die friederizianische These „Recht ist was dem Volke nützt“ bitterlich ad absurdum geführt. Für uns ist Napoleon bei Gott nicht größer als Goethe und Shakespeare. Im Interesse unserer Jugend und unserer Zukunft hätte man, ohne dem Werk unrecht zu tun, derartige Versionen ausmerzen sollen. („Kulturgeschichte der Neuzeit“ von Egon Friedell, 3 Bände. Biederstein-Verlag München.) r. p.

## Klassiker

In der bekannten zweisprachigen Tusculum-Bücherei (München, Ernst Heimeran-Verlag, 8 DM) sind T. Macius Plautus' „Komödien“ in der deutschen Übersetzung von Alfred Plotz mit einer knappen Einleitung und angefügtem Rechenschaftsbericht über die Textgestaltung, mit Erläuterung und Literaturnachweisen erschienen. Aufgenommen sind: „Menaechmi“, „Epidicus“, „Pseudolus“. — Auch Petronius' unsterbliches „Satiricon“ liegt vor mit dem deutschen Text, einer Einführung, Erläuterungen, textkritischen Anmerkungen und einem sehr praktischen glossarium petronianum von Carl Hoffmann. Beide Bände beweisen den aktuellen Wert der antiken Literatur. — In dritter erweiterter Auflage ist in der Dieterichschen Verlagsbuchhandlung mit einer ausführlichen Einführung und dem üblichen Apparat eine Auswahl aus Senecas Schriften unter dem Titel „Mächtiger als das Schicksal“ erschienen als 9. Band der Sammlung Dieterich. Die Auswahl und die Übersetzung dieses Breviers

stammt von Wolfgang Schumacher (7 DM). Senecas Schriften gehörten ebenso wie die Marc Aurel's zu den Fundgruben unserer „Lebendigen Vergangenheit“ im Kampf gegen Hitler. — Der Port-Verlag in Urach bemüht sich, gute Übersetzungen und eine gute Auswahl aus den Werken der Klassiker aller Völker in gefälliger Ausstattung erscheinen zu lassen. Der dreibändigen Ausgabe von „Molières Dramen“ (jeder Band 7,50 DM) liegt die beste deutsche Molière-Übersetzung, die von Ludwig Fulda, zugrunde. Auf eine Einführung und auf Anmerkungen konnte mit Recht verzichtet werden. — Im gleichen Verlag erschien eine Auswahl von einem der größten deutschen Lyriker, Matthias Claudius „Gedichte“. Die Auswahl traf Hermann Gaupp. — Auch die von Emil Ermatinger ausgewählten und eingeleiteten Gedichte Gottfried Kellers bilden eine schöne Ergänzung dieser Sammlung, die sich besonders auch zu Geschenkzwecken eignet (3,— DM). — Unter dem Titel „Grazie und Anmut“ hat Herbert Plügge einen tiefschürfenden biologischen Exkurs und eine glänzende, mit allen Mitteln moderner Psychologie arbeitende Analyse über eines der wichtigsten Werke von Heinrich v. Kleist geschrieben: „Über das Marionettentheater“, das im vollständigen Text der Analyse folgt. r. p.

## Erasmus von Rotterdam

ist viel aktueller als die meisten Menschen annehmen, die in ihm eine verstaubte Figur des 16. Jahrhunderts sehen. Wie aktuell er ist, beweist die von Anton Gail besorgte Auswahl aus seinen Schriften, die der Verlag L. Schwann in Düsseldorf in dankenswerter Vielseitigkeit vorgelegt hat. Die Ausstattung des Bandes verdient besonderes Lob.

## Oberst T. E. Lawrence

ist auch heute noch, fast 15 Jahre nach seinem Tode, eine der merkwürdigsten und unerklärtesten Persönlichkeiten unseres Jahrhunderts. Der Paul List Verlag in Leipzig und München legt jetzt das von Hans Rothe vorzüglich übersetzte „Selbstbildnis in Briefen, herausgegeben von David Garnett“ in deutscher Sprache vor (661 S., 15,20 DM). Zusammen mit den „Sieben Säulen der Weisheit“ und dem Buch „Oberst Lawrence, geschildert von seinen Freunden“ im selben Verlage bilden die Briefe ein sehr umfassendes Quellenmaterial, das dem Leser zahlreiche Aufschlüsse gibt. Es bleibt aber auch jetzt noch der Wunsch offen, daß diesseits oder jenseits des Kanals sich jemand finde, der imstande ist, aus diesem Material ein gütiges Bildnis des großen, einsamen Engländers zu schaffen, dessen Tragik zum guten Teil die Tragik unserer Zeit einschließt.

## Australien

ist im politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Bewußtsein fast aller Deutschen ein weißer Fleck, den auszufüllen es bisher an geeigneter Literatur fast ganz gefehlt hat. Mit um so größerer Freude verweisen wir darum auf das neue Werk des durch sein hervorragendes Englandbuch vor Jahren schon bekannt gewordenen Journalisten Kurt von Stutterheim, der seit Kriegsausbruch im fünften Erdteil lebt (Australien, F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung, Berlin und Bonn 1949. 156 S., 7,20 DM). Hier wird auf knappstem Raum alles gesagt, was der Europäer von Australien wissen muß. Ein vorbildliches Buch und ein glänzendes Beispiel, wie man Auslandskunde fördern soll. h. l.



## WILLI WEISMANN VERLAG MÜNCHEN

NICO ROST

### Goethe in Dachau

Literatur und Wirklichkeit

Mit einem Vorwort von Anna Seghers • 314 Seiten. Ganzleinen DM 8.50

So verblüffend der Titel, so aktuell ist das Anliegen dieses Werkes. Der holländische Schriftsteller schildert seine Erfahrungen im Konzentrationslager; aber nicht Grausamkeit und Elend sind das Thema, sondern die Frage: Was ist der Sinn der geistigen Überlieferung in einer Welt, die den Menschen zur bloßen Nummer degradiert; was bleibt von Goethe im Lichte dieser Erfahrung? — Mit Bewunderung und Erschütterung werden wir gewahr, wie für den Verfasser und für viele seiner Kameraden die Auseinandersetzung mit dem geistigen Erbe des Abendlandes auch im KZ nicht verstummte, und wie die Tapferkeit des Geistes immer wieder den brutalen Terror besiegte. Ein Buch der Tröstung und ein gültiges Dokument der Hoffnung.

KONSTANTIN FEDIN

### Städte und Jahre

Roman. 367 Seiten. Halbleinen DM 4.80

Fedins berühmter Roman beginnt damit, daß der Schlußstrich unter die Geschichte des Helden gezogen wird. Dann blendet Fedin zurück, und die Bilder der Städte und der vergangenen Jahre entrollen in bunter Folge; Erlangen und Nürnberg am Vorabend des Ersten Weltkrieges; Moskau, Petrograd, das russische Dorf im Wirbelsturm der Revolution. Farbige und kontrastreich sind die wechselnden Schauplätze, die Schicksale von Deutschen und Russen wiedergegeben, scharf die Physiognomien entscheidender Jahre gezeichnet. Überall aber, in allen Städten und Menschen, macht uns Fedin den starken und unaufhörlich pochenden Puls des Lebens hörbar.

ALEXANDER FADEJEW

### Die Neunzehn

Roman. 280 Seiten. Ganzleinen DM 8.50

Dieser Roman zählt in Rußland zu den bedeutendsten Werken der letzten Jahrzehnte. Eine Schar roter Partisanen, die die Revolution gegen die Koltschak-Armee verteidigt, zieht sich, kämpfend und hungernd, zurück. Wenn wir die zuletzt auf neunzehn zusammengeschmolzene Schar in der Weite der sibirischen Taiga aus dem Auge verlieren, haben wir zwar wenig vom großen kriegerischen Geschehen erfahren, Fadejew aber hat uns das Geheimnis dieser Menschen offenbart. Wesen und Vorzüge der neuen russischen Erzählkunst werden in diesem Roman beispielhaft sichtbar, der dem Verfasser auch bei uns viele Freunde gewinnen wird.



## Deutschlands Außenpolitik und Europa

Als Präsident Truman vor zwei Monaten zur Überraschung der ganzen Welt die Erklärung abgab, nun verfüge auch die Sowjetunion über die Atombombe, da begann nicht nur für die europäische, sondern man darf ruhig sagen für die Weltpolitik eine neue Wegstrecke. Nicht weil die Mitteilung ganz neu war, denn weite Kreise rechneten damit, weil sie wußten, daß nichts so zuverlässig ist wie der Wettlauf der Waffen, und daß es, waffentechnisch gesehen, noch niemals ein „Wunder“, über das also nur eine Seite verfügen könnte, gegeben hat. Da aber die Partei der Illusionisten stets über die Majorität verfügt, kam die Erklärung des amerikanischen Präsidenten trotzdem einer umwälzenden Feststellung gleich. Vielleicht ist es richtig, daß Truman diese Erklärung aus innenpolitischen Gründen abgab, um etwa übereifrigen Herren des Pentagon, also des Hauptsitzes des USA-Generalstabs, einen Dämpfer aufzusetzen. Es wäre ja nicht ausgeschlossen, daß es auch dort Kräfte gegeben hat, die, wie so manche Taschen-Generalstäbler Europas, mit dem Gedanken eines Präventivkrieges gegen die UdSSR gespielt haben. Diese Lust ist ihnen nun vergangen, denn nichts kühlt einen General so ab wie ein großes Risiko, und im Frieden sind zögernde Generäle ein Segen für die Menschheit.

Trumans Erklärung hat aber auch den bisher Unbelehrbaren deutlich gemacht, daß in einem Atombombenkrieg die strategische Situation Europas nur als völlig hoffnungslos bezeichnet werden kann. So ist also für unseren Raum das strategische Denken geradezu sinnlos geworden, da es gleichgültig ist, ob man zu Hause oder in irgendeiner Formation als Nummer zugrunde geht.

Auf diese Weise wurde das politische Denken in einer neuen Größenordnung gefördert, das mit dem überkommenen Plunder

nationalistischer Ehr- und Machtbegriffe aufräumt und gewissermaßen eine Heilung im Geist anstrebt, also die Wurzeln aller kriegerischen Gelüste wenn nicht ausrotten, so doch besänftigen möchte. Es ist billig, diejenigen, die so denken, mit Hohn oder arithmetischen Berechnungen zu „erledigen“. Aber hat diese Arithmetik bisher nicht immer grauenvoll versagt? Es mag ein Trost sein, daß das weise Indien, das von den Sowjets mindestens ebensoviel zu befürchten hat wie Europa, den Mut aufgebracht hat, als Botschafter nicht einen General oder einen Politiker der Linken nach Moskau zu senden, sondern den führenden indischen Philosophen, der dazu noch ein bekannter Gegner des historischen Materialismus ist, Professor S. Radhakrishnan.

Was dieser indische Philosoph als Diplomat für sein Vaterland bedeuten kann, das bedeutet die europäische Idee für jene Nationen, deren Einigung ein echtes Europa zustande bringen würde. Mancher Schritt ist seit April 1945 in dieser Richtung zurückgelegt worden. Aber es gibt immer noch allzu viele Vorbehalte, Sonderinteressen und Ressentiments, nicht nur in England und Frankreich, sondern auch in einer Reihe kleinerer Länder. Kein Land ist heute derart vorurteilsfrei zu einer europäischen Einigung bereit wie Deutschland. Die Straßburger Europatagung hat viel guten Willen gezeigt und für die Berufspolitiker als spürbares Stimulans gewirkt. Aber sie hat auch gezeigt, daß England mit Rücksicht auf das Commonwealth und seine strategische Hinwendung zu den USA sich auch dann nicht völlig in eine europäische Union eingliedert, wenn die Konservativen wieder ans Ruder gelangen sollten.

Die immer noch „besseren Europäer“, also die Amerikaner, haben unterdes ihre Ermahnungen, in der Einigung Europas kräftiger fortzuschreiten, zu einer nicht überhörbaren Forderung gesteigert. Der ERP-Administrator Paul Hoffmann hat die Vertreter aller am Marshall-Plan beteiligten Länder aufgefordert, sich zu einem Großraum von 270 Millionen westeuropäischer Konsumenten zusammenzuschließen und die Aufhebung aller Handels- und Währungsschranken innerhalb dieses Gebietes baldigst herbeizuführen. Kaum war diese Einigungsfanfare über Europa ertönt, da wurde auch schon eine Außenministerkonferenz der „Großen Drei“ angesetzt, die insbesondere die europäische Politik klarer formulieren sollte. Die ausgezeichnete Zeitung „Le Monde“ glossierte dabei die Behauptung, die Außenminister wollten die Eingliederung Deutschlands in Europa beschließen, so, als ob Europa schon eine Realität wäre. Aber das

Problem bestünde ja gerade darin, Europa zu bilden, und ohne eine gleichberechtigte Mitgliedschaft Deutschlands sei es einfach nicht existent. Deutschland, so betonte das Blatt weiter, könne aber nicht durch einen Befehl Washingtons, Paris' oder Londons ein Teil Europas werden, sondern nur durch gegenseitige Übereinkunft, wobei jeder Partner seinen Anteil an gutem Willen und Anstrengungen erbringen müsse.

Das wäre eigentlich die große Stunde des französischen Außenministers Robert Schuman gewesen. Aber seine Position war innenpolitisch schwach, denn die Regierung Henry Queuille mußte nach einer Rekordamtszeit von einem Jahr demissionieren. Es gab trotz aller außenpolitischen Probleme eine Regierungskrise von 24 Tagen, bis schließlich Georges Bidault ein neues Kabinett mühsam zusammenbrachte. Will Bidault Europa? Das bleibt die Frage. Als Ministerpräsident und langjähriger Außenminister nach 1945 erschien er den Gutgesinnten zumindest als ein Zögerer. Andere wollten wissen, er sei von General de Gaulle angesteckt und könne sich ein einiges Europa nur unter einer militärischen und politischen Vorherrschaft Frankreichs vorstellen. Bezeichnend ist, daß er eigentlich nicht nur Chef der Regierung werden wollte, sondern gleichzeitig auch noch sein eigener Außenminister. Aber das wurde durch die Parteien verhindert und Robert Schuman konnte im Quai d'Orsay verbleiben.

Doch als der amerikanische Außenminister Dean Acheson nach Paris kam, da mußte sich Robert Schuman die Bremse der Nationalversammlung gefallen lassen, die ihm durch den Außenpolitischen Ausschuß jede weitere Festlegung Frankreichs auf eine neue Deutschlandpolitik verboten hatte. Und wieder fand Frankreich die Nachsicht und Langmut der Regierung der Vereinigten Staaten, obwohl dieser die Befriedung und Einigung Europas viel zu langsam fortschreitet. Aber der französische Außenminister war gleichwohl mit der letzten Pariser Konferenz zufrieden, weil dadurch seine Politik, die die europäische ist, um ein gutes Stück vorwärts getrieben wurde und weil er durch diese Konferenz neue Argumente erhielt, um das französische Parlament zu überzeugen.

Man darf nicht übersehen, daß der europäische Gedanke für das in engen nationalen und leider nicht selten chauvinistischen Begriffen denkende Frankreich alles andere als eine Lieblingsidee ist. Bis zum zweiten Weltkriege war beispielsweise die katholische Kirche in Frankreich, deren Einfluß auf die öffentliche Meinung man nicht unterschätzen sollte, vorherrschend militaristisch und nationalistisch



eingestellt, und sie wollte von Europa nichts wissen. Die europäische Idee war leider nur eine Herzenssache der Linksparteien einschließlich der Kommunisten, die damals noch an die Proletarier aller Länder dachten. Mit dem Sieg der sozialen über die episkopale Kirche vertritt sie heute, zum Kummer der konservativen Generalität, eine eindeutig europäische Linie. Die französischen Sozialisten sind ihrer europäischen Tradition treu geblieben und sie haben sich nicht der gerade im Massenzeitalter wirksamen nationalistischen Taktik verschrieben. Robert Schuman repräsentiert mit seiner Konzeption eines geeinigten Europa die übernationale Weite der politischen Elite, zu der einst auch Aristide Briand gehörte. Und mit ihr spürt er das drohende Schicksal, das der Dichter Jean Giraudoux dahin umriß: „Es ist die beschleunigte Form der Zeit. Und das ist etwas Furchtbares.“

Schuman weiß, daß Europa heute eine „beschleunigte Form der Zeit“ erlebt und Frankreich vor einer großen Chance steht, die es nicht verspielen darf. Er weiß, wieviel Rücksicht die amerikanische Außenpolitik gerade auf sein Land genommen hat und welche Sonderrechte sie der französischen Stellung in Europa vorbehält. Aber auch die größte Geduld kann nicht nur, sondern sie muß einmal zu Ende gehen. Schon drohte Paul Hoffmann, daß die USA-Europahilfe aufhören müsse, falls die Einigung der westeuropäischen Staaten nicht schnellere Fortschritte mache. Und alle Finanzminister der ERP-Staaten wissen, daß erst die Summe für sechs Monate zugeteilt wurde und notfalls der Rest von 1,8 Milliarden Dollars auch noch umdisponiert werden könnte...

In diesem europäischen Spiel hat England eine undurchsichtige Rolle übernommen. Es wird niemandem möglich sein, einen klaren Trennungsstrich zwischen seinen fördernden und bremsenden Maßnahmen gegenüber dem Europaplan zu ziehen. Aber es ist unzweifelhaft, daß das retardierende Moment bei weitem überwiegt. Es mißtraut nicht nur Deutschland aus politischen und wirtschaftlichen Gründen, sondern es befürchtet auch, daß Frankreich eine zu deutliche Rolle in der Leidensgemeinschaft Europa spielen könnte. Zum ändern wird von London aus immer wieder betont, daß man die sozialistischen Wirtschaftsexperimente trotz aller Austerität nicht aufzugeben gedenke, und daß England deshalb niemals zu einem europäischen Verband gehören könne, wenn dieser sich nicht auch einer gelenkten Wirtschaft verschreibe. Immerhin hat diese Haltung den einen Erfolg gehabt, daß nun auch die USA

nicht mehr eine Beteiligung Englands an Europa, sondern nur noch seine Duldung, in Erwägung ziehen.

Italien steht verständlicherweise allen wahren europäischen Ideen besonders aufgeschlossen gegenüber. Die Schweiz fühlt sich wie kaum ein zweites Land dem Abendland verpflichtet, hütet jedoch eifersüchtig seine absolute Neutralität. Dänemark, Norwegen und Schweden spüren den Kobrablick des Ostens, bewundern die Energie und Intelligenz Finnlands, das sich ohne „Schutzformationen“ gegenüber den Sowjets behauptet, und versuchen gegenüber dem Westen doch ein wenig nach dem Motto zu leben: „Grüß mich nicht unter den Linden...“

Und in diesem Hexenkessel heterogener Interessen und Wünsche, genau in der Mitte der Atombombenkontinente, liegt Deutschland, das auch im Mittelpunkt der internationalen politischen Gespräche und Verhandlungen aller Art steht. Alle denken an das ganze Deutschland, aber verhandlungsfähig ist nur das freie Deutschland, dessen vorläufiger Bundessitz Bonn ist, da die sogenannte Ostregierung nur als Befehlsempfänger des Roten Zaren gewertet wird. Das freie Deutschland aber hat offiziell keinen Außenminister, und seine Außenpolitik ist theoretisch durch das Besatzungsstatut den Hohen Kommissaren vorbehalten. Aber auch hier sind Worte nur Schall und Rauch. Bundeskanzler Adenauer hat als sein eigener Außenminister gehandelt, und er hat just im rechten Augenblick gesprochen und sogar den in Paris tagenden „Großen Drei“ ein Memorandum in der Demontagefrage vorgelegt. Gleichzeitig gab er durch einige wohlüberlegte Interviews gegenüber der deutschen und ausländischen Presse seine Gedanken über die europäische und damit insbesondere über die deutsch-französische Politik bekannt und ließ auch durchblicken, über welche deutschen Angebote zur Befriedung Europas er mit sich verhandeln lasse.

Gewiß, Adenauer hat sehr viel in Aussicht gestellt. Aber war es zu viel? Wenn es um den Frieden geht, dann gibt es kein Zuviel. Zudem will der deutsche Bundeskanzler nichts verschenken, sondern er will darüber verhandeln. Auch er wußte, daß er manche deutsche Gefühle verletzt, daß er seinem Volk sehr viel zumutet, aber er weiß noch besser, daß es jetzt nicht auf Gefühle, sondern auf den klaren Kopf ankommt. In seiner Unbeirrbarkeit im Hinblick auf das europäische Ziel gleicht er sehr dem französischen Außenminister Robert Schuman, der es in seinem Lande nicht viel leichter hat. Gelingt es, selbst zum teuersten Preis, das deutsch-französische Ver-

hältnis auf eine vorbehaltlose Gegenseitigkeit zu bringen, so daß beide Völker sich nicht nur trotz, sondern ausdrücklich mit ihren Fehlern lieben lernen, dann ist Europa zustande gekommen. Ein Europa aber, dessen föderative Mitglieder sich nicht mehr mißtrauen und gegenseitig mit List und Tücke verfolgen, wird wirtschaftlich einer Prosperität entgegengehen, die die soziale Frage auf längere Zeit beheben könnte, und es wird ein Ruhepunkt zwischen den Atom-bombenkontinenten sein, dem mehr Macht innewohnen könnte als der barbarischsten Waffe.

Bundeskanzler Adenauer hat durchaus folgerichtig als erstes Programm die Befriedigung des französischen Sicherheitsverlangens erkannt, ganz abgesehen davon, ob Deutschland überhaupt noch eine Gefahr für seine westlichen Nachbarn darstellen kann. Wenn er dazu auch die Möglichkeit einer Beteiligung französischen Kapitals an der Schwerindustrie der Ruhr ins Auge faßte, so dürfen wir daran erinnern, daß wir im ersten Heft des 75. Jahrgangs der DEUTSCHE RUNDSCHAU ausdrücklich „eine Finanzierung der Ruhrindustrie durch Frankreich und eine Refinanzierung durch die an einem einigen Europa immer stärker interessierten USA“ als Mittel zur Befriedigung des französischen Sicherheitsgefühls gefordert haben.

Die Alliierten sollten derartig weitgehende ehrliche Angebote aber nicht nörgelnd betrachten, sondern in ihrem eigenen Interesse endlich die aufrichtigen von den unaufrichtigen Deutschen zu unterscheiden lernen und die wohlgedachten Vorschläge der Aufrichtigen honorieren, anstatt sie zu negieren oder sogar bloßzustellen. Sie sollten sich daran erinnern, wie sehr Männer wie Stresemann und Brüning in ihren besten europäischen Ideen auch vom Ausland her verraten worden sind. Dabei geht es nicht um den billigen Begriff einer Schuld oder Mitschuld, sondern nur um die Feststellung einer gegenseitigen Bezogenheit. Sie mögen nicht vergessen, daß es heute schon manche Deutsche gibt, die im Grunde ihres Herzens die Partei der Vernunft und damit Europas ergriffen haben, dies aber nach außen nicht zugeben wollen, weil sie von den Alliierten doch nur eine neue Desavouierung befürchten und weil sie nicht noch einmal Märtyrer inmitten ihres eigenen Volkes werden möchten. Andererseits muß man sich diesseits und jenseits der deutschen Grenzen darüber klar werden, daß, falls die jetzt von Konrad Adenauer eingeschlagene Außenpolitik nicht zum Erfolg führt, es dann keine andere tragfähige Außenpolitik mehr geben kann: denn danach bleibt nur noch Raum für Nihilismus und Nationalismus, die



sich morgen sehr viel besser unter Hammer und Sichel ausnehmen als unter dem Zeichen des Abendlandes.

Da wir Deutsche aber ein tragisches Volk sind, hat sich auch in dieser entscheidenden Stunde ein parteipolitisches Dogma vor den ebenso guten wie mutigen Willen der ersten deutschen Nachkriegsregierung geworfen. Doch wir müssen versuchen, auch diese Ungeheuerlichkeit zu begreifen. Montesquieu legte in seinem „Geist der Gesetze“ die Idee nieder, daß eine Besatzung geeignet sein könnte, schädliche Vorurteile in dem besetzten Volke zu zerstören, um auf diese Weise eine Nation in eine gesündere Geistesverfassung zu versetzen. Leider trifft das auf unsere Zeit nicht zu. Es wird gut sein, eine schweizerische Zeitung zu zitieren, die unlängst von jenen Hypotheken sprach, deren Ursachen in der bedingungslosen Kapitulation liegen und die an den Lebensnerv des kaum geborenen westdeutschen Staates und seiner Regierung greifen würden, um wörtlich hinzuzufügen: „Unschwer zu prophezeien, daß diese daher bald schwere Hammerschläge vor den Kopf bekommen wird.“ In der Tat haben unzählige Maßnahmen der Besatzungspolitik einen neuen Nationalismus gefördert, der allzugerne geneigt ist, im Gebiet der Außenpolitik das Kind mit dem Bade auszuschütten und die Badewanne noch hinterher zu werfen. Allzu viele ehrliche Deutsche wurden von den Alliierten desavouiert, und leben heute als Eremiten in ihrem eigenen Volke.

So ist es im tiefsten leider nicht verwunderlich, daß sich der weissen europäischen Politik Adenauers eine neue „nationale Opposition“ entgegengestellt hat, nur mit dem Unterschied, daß sie heute nicht wie zur Zeit Stresemanns von rechts, sondern entsprechend dem Stellungswechsel des Nationalismus nunmehr von links kommt. Leider wurde der Rahmen einer objektiven Opposition verlassen, die vermerken könnte, es sei gefährlich, angesichts des Geisteszustandes der anderen Völker derartig offenherzige und weitgehende Zugeständnisse zu machen. Kurt Schumacher ließ sich zu persönlichen Vorwürfen gegen Adenauer hinreißen, wobei die Worte wie „antieuropäisch“ und „antideutsch“ fielen. Aber es steht zu hoffen, daß es sich dabei um einmalige Entgleisungen gehandelt hat. Zum andern haben die Sozialdemokraten auch dogmatisch reagiert: sie fürchten nämlich, daß durch eine deutsch-französische Verständigung die von ihnen geforderte Sozialisierung der Ruhrindustrie hintertrieben werden könnte. Es fehlt hier der Raum, die Erfahrungen zu umreißen, die die Vierte französische Republik mit ihren extensiven Nationali-

sierungs- und Sozialisierungsmaßnahmen gemacht hat oder die Austerität zu schildern, deren sich das sozialistische England erfreut. Es muß bei der Feststellung bewendet bleiben, daß Kapitalismus und Sozialismus überhaupt keine reale Antithese mehr sind und jegliche Parteidogmatik zur Mottenkiste von gestern gehört, der wir schon so viel Unheil verdanken. Wollen die Parteipolitiker das blutige Menetekel übersehen, das immer sogleich erscheint, wenn nationalistische Tiraden oder Demagogien auftauchen? Erinnern sie sich nicht mehr daran, wie teuer unser Volk die künstlich erzeugte nationalistische Siedehitze bezahlt hat, die wir bei der Ruhrbesetzung, beim Young-Plan, bei der Saar-Abstimmung, bei allen Korridor-Fragen und vielen, vielen anderen Anlässen erlebt haben? Diese Feststellung hat mit Parteipolitik gar nichts zu tun, um so weniger, als Schumachers Parteifreund Carlo Schmid in Heft 3/49 dieser Zeitschrift ausführlich über das deutsch-französische Problem zu Worte gekommen ist und wir ganz betont alle Taten und Worte unterstreichen, die zur Völkerverständigung beitragen können.

Die deutsche Außenpolitik wird also gerade gegenüber den innenpolitischen Gegnern noch mehr Geduld aufbringen müssen, als es die Außenpolitik naturgemäß ohnehin von ihr fordert. Es ist nur natürlich, daß sich auf ihre Vorgabe im europäischen Interesse zunächst eine Bremswirkung einstellte, die aber überwunden werden muß, um zu einem allseitig befriedigenden Ergebnis zu führen. Dabei darf der Bundeskanzler sich von seinem eingeschlagenen Weg nicht abbringen lassen. Denn er hat den Schlüssel für unsere Zukunft richtig erkannt: die deutsch-französische Zusammenarbeit. Mögen die Sozialdemokraten glauben, sie würden dabei um ihre Sozialisierungen betrogen, oder mögen die Unternehmer fürchten, die Verbindung mit dem stets nach links geneigten Frankreich würde das Ende des Privatkapitals bringen. All das sind untergeordnete Fragen, zumal die Ausnützung der Produktionsmittel, ob sie sich in privatem oder öffentlichem Eigentum befinden, als eine Sache des gesamten Volkes oder morgen aller europäischen Völker betrachtet und gehandhabt wird. Aber ebenso wie wir Deutsche diese Idee nicht verraten dürfen, darf sie umgekehrt auch von den anderen nicht verraten werden. Und es wird eine brauchbare Lösung gefunden werden können, wenn sich alle Beteiligten darüber klar werden, daß es in Abwandlung eines Wortes der Madame d'Agoult über die Liebe in Europa zugeht wie in einer spanischen Herberge: dort findet man nur das, was man selber mitbringt.

## „Ernstchens Fußtritte“

Italienisch-britische Kontroversen

Rom, im Dezember.

Zu sagen, es sei unlängst eine Pressefehde zwischen Rom und London ausgebrochen, wäre falsch. Denn tatsächlich ist die Haltung des überwiegenden Teiles der italienischen Zeitungen seit Jahr und Tag antibritisch. Nur haben sich ihre Angriffe anlässlich der jüngsten UN-Besprechungen über die ehemaligen italienischen Kolonien so heftig gesteigert, daß sich der britische Botschafter, Sir Victor Mallet, schließlich zu einem freundschaftlichen Schritt beim Palazzo Chigi genötigt sah. Erst dadurch spitzte sich ein latenter Zustand zu einer kleinen Krise zu. Vom italienischen Publikum wird sie mit interessierter Aufmerksamkeit verfolgt, denn zweifellos entsprechen die Leitartikel und Kommentare der Blätter den Stimmungen breiter Volksschichten. Die Außenminister nahmen die Pressepolemik immerhin zum Anlaß einer gemeinsamen Prüfung der britisch-italienischen Beziehungen, die, wie man auch im vorsichtigen Stil diplomatischer Kanzleien zugibt, „unbefriedigend“ sind. Die Gründe sind in den schwer faßbaren Bereichen der Sentiments und Ressentiments und zugleich in den deutlich erkennbaren Kalkulationen des machtpolitischen Geschäfts zu suchen.

Drei Vorwürfe macht man in Rom der Labour-Regierung — sie haben bei näherer Betrachtung einen gemeinsamen Nenner: Unter Bevins Leitung hat das Foreign Office der Rückerstattung auch nur des kleinsten Teiles der ehemaligen Kolonien jedes nur denkbare Hindernis bereitet, es hat sich der Aufnahme Italiens in den Atlantikpakt widersetzt und will ihm auch heute in diesem westlichen Defensivsystem nicht die Rolle zuerkennen, die ihm nach römischer Auffassung zukommt, und es ist schließlich überhaupt



„antieuropäisch“, wie grundsätzlich aus der negativen Haltung Bevins zu allen europäischen Föderalisationsbestrebungen und im Einzelfall etwa jüngsthin bei der Abwertung des Pfundes deutlich wurde und wird.

Man erkennt unschwer, daß der Revisionismus Roms, d. h. das Bestreben, das „Diktat“, wie der Friedensvertrag in Übernahme der deutschen Terminologie genannt wird, und der „Europeismo“, dessen Exponent Außenminister Sforza ist, miteinander verflochten sind. Der Friedensvertrag vertrieb Italien aus seinen afrikanischen Besitzungen und erlegte seiner Wehrhoheit beträchtliche Einschränkungen auf. Beides ist zu verstehen aus den Stimmungen, die Mussolinis Aggressivität hinterlassen hat, und aus jener Lehre, daß der Besiegte „bestraft“ werden müsse, die nach Jahrhunderten rationalistischer Diplomatie wieder aufgewärmt zu haben, eine Leistung unserer Zeit ist. Es ist immerhin begreiflich, daß Großbritannien abhängige Staaten und Staatsgebilde, mit anderen Worten sich selbst am Roten Meer und in Nordafrika festsetzen will, denn die Nordränder des schwarzen Erdteils haben für die Sicherheit des britischen Weltverkehrs erhöhte Bedeutung gewonnen, seit London seine Positionen in Vorderasien aufgeben mußte. Es konnte für England wenig verlockend sein, diese wichtige Gebiete und die italienischen Inseln im westlichen Mittelmeerbecken in der Hand eines eben erst geschlagenen Feindes zu lassen, dessen innere Festigkeit in den ersten Nachkriegsjahren nicht eben vertrauenerweckend war, und von dem man nicht wissen konnte, ob er nicht doch eines Tages in das gegnerische, östliche Lager gezwungen werden würde. Mit solchen Argumenten gelang es denn auch der britischen Diplomatie, das State Department, das dem italienischen Kolonialrevisionismus ursprünglich freundlicher gesinnt war, zu den eigenen Auffassungen zu bekehren.

Aber eben Gesichtspunkte der westlichen Sicherheit waren es auch, welche die USA bestimmten, ihre Haltung zum besiegten Gegner grundsätzlich zu revidieren. Als sie sich daran machten, die innere Lage Italiens zu konsolidieren und das Vordringen des Kommunismus aufzuhalten, fanden sie im Führer der christlichen Demokraten Alcide de Gasperi einen geschickten Partner. Der Ausgang der Aprilwahlen von 1948 war das Ergebnis dieser Zusammenarbeit. Italien gewann die moralische Anwartschaft, in die Gemeinschaft der freien, westlichen Völker aufgenommen zu werden, und es war nur logisch, daß man es zum Europa-Rat und zum Atlantikpakt zu-

ließ, wenn man es nicht dem Osten anheimfallen lassen wollte. Das haben Washington und Paris schneller begriffen als London.

Bevin weiß offenbar nicht, was er mit Italien anfangen soll. Der Erlaß, den er an den Botschafter in Rom und zur Kenntnisnahme an die anderen britischen Missionen geschickt hat, und der allem Anschein nach durch eine Indiskretion der Botschaft in Washington zur Kenntnis der Redaktion von „News Week“ und damit der Weltöffentlichkeit gelangt ist, zeigt kräftiges Ressentiment gegen Italien, eine gewisse Animosität gegen Sforza und keinen einzigen konstruktiven Gedanken. „Ernstchens neuer Fußtritt“, wie das Schriftstück von der italienischen Presse genannt wird, ist nicht dazu geeignet, die italienisch-britischen Beziehungen zu bessern.

Winston Churchill hat einmal Sforza einen „eitlen alten Esel“ genannt, und solange er das britische Kriegskabinett führte, hat er es zu verhindern gewußt, daß sich Sforzas sehnlichster Wunsch, die Rückkehr in den Palazzo Chigi, erfüllte. Aber diese Abneigung der Konservativen hat den italienischen Außenminister bei den Labour-Leuten nicht beliebter gemacht. Ihnen gefällt die unumschränkte, bürgerlich-katholische Herrschaft der *democrazia cristiana* wenig, und es gefällt ihnen schon gar nicht, daß Sforza ständig in hohen Tönen von abendländischen Ideologien spricht und im gleichen Atemzug Revisionen verlangt und Sicherheitsforderungen stellt. Daß sie sich — wie nur nebenbei bemerkt sei — auch die gemäßigten Sozialisten nicht zu Freunden gemacht haben und kürzlich von Giuseppe Saragat eine recht scharfe Zurechtweisung gefallen lassen mußten, spricht nicht für die Geschicklichkeit der Labourdiplomatie, findet jedoch auch anderswo Parallelen.

Man kann gewiß der Meinung sein, daß Sforza im Einzelnen nicht immer glücklich operiert hat. Vielleicht hat er in gewissen Momenten zu wenig Wert auf direkten Kontakt mit England gelegt und zu ostentativ die französische und die amerikanische Note betont. Das sind taktische Fragen. Aber im großen und ganzen konnte er keine andere Politik machen, und de Gasperi hat seine guten Gründe, warum er trotz allen Drängens aus vielen, auch aus den Regierungsparteien, die Leitung des Palazzo Chigi einem anderen Manne anzuvertrauen, an Sforza festhält: kein anderer Außenminister, es sei denn ein Kommunist, könnte eine andere Politik machen, denn der Weg Italiens ist vorgeschrieben.

Italien kann in der heutigen Weltlage nicht, wie der Vatikan eine Zeit lang geglaubt hat, neutral bleiben. Es findet nur in engster An-

lehnung an den Westen die Sicherheit und die wirtschaftliche Unterstützung, die es braucht, um nicht zusammenzubrechen. Es kann also für Rom nicht darum gehen, seinen Beitritt zu den wirtschaftlichen, militärischen und politischen Vertragssystemen des Westens „auszuhandeln“, wie es die Rechtsparteien wollen. De Gasperi und Sforza haben die Überzeugungskraft der Tatsachen auf ihrer Seite, wenn sie unermüdlich betonen, Wirtschaftshilfe und Sicherheit seien so vorrangig, daß ihnen auch der Revisionismus untergeordnet werden müsse. Sie würden selbst Zögernde überzeugt haben, wenn nicht auch das Sicherheitsproblem wieder eine Revisionsfrage enthielte, in der ebenfalls wieder London Schwierigkeiten macht. Nicht nur Bevin, auch britische Militärs betrachten Italien als totes Gewicht im Atlantikpakt; dieser militärisch schwache Staat verstärkt die Atlantikpaktstaaten nicht, er schafft nach einer in England weit verbreiteten Auffassung nur neue Lasten. Darauf erwidert man in Rom: Daß wir so schwach sind, ist nur eine Folge des uns von Euch aufgezwungenen „Diktats“. Italien hat zwar bei den letzten Besprechungen, welche die Verteidigungsminister der Atlantikpaktstaaten in Washington abgehalten haben, beruhigende Zusicherungen erhalten, daß sein Hoheitsgebiet von den Paktgenossen verteidigt werden wird. Aber wie sich diese Zusagen in der Praxis auswirken werden, bleibt abzuwarten; insbesondere aber bleibt abzuwarten, ob Großbritannien seine auch in diesen Fragenbereichen wenig freundliche Haltung aufgeben wird. Nachdem die Kolonialfrage nun im wesentlichen abgeschlossen ist, und zwar in einer nach römischer Ansicht infolge der britischen Gegnerschaft recht unbefriedigenden Weise, bieten die militärischen Fragen immer noch Gelegenheit zu einer besseren Wendung der italienisch-britischen Beziehungen.

Daß Großbritannien sich entscheidet, ob es Italien als alten Feind oder neuen Freund betrachten will, ist für dieses Land umso wichtiger, als sich in den Fragen der militärischen Sicherheit, insbesondere bei der Verteilung der amerikanischen Waffenhilfe, Gegensätze zwischen Italien und Frankreich abzuzeichnen beginnen, die es Rom als wünschenswert erscheinen lassen, daß Großbritannien Verständnis für die italienischen Notwendigkeiten gewinnt und „Ernstchens Fußtritte“ ein Ende nehmen.



## Wird die gute Erde böse?

Statt der gänzlich ungeplanten Pax Britannica des 19. Jahrhunderts steht unsere Zeit im Zeichen der aufwühlenden Frage, ob aus den zahlreichen Plänen und aus dem Glauben an die Allmacht der Pläne überhaupt, der den Fortschrittsglauben abzulösen scheint, eine Pax Americana entstehen kann. Aus der „Bürde des Weißen Mannes“ in London ist immer mehr eine Bürde des Weißen Hauses in Washington geworden. Es ist zum Glück in der Lage, sich diese Pläne etwas kosten zu lassen. Aber der Dollar allein vermag nicht, alle Probleme zu lösen. Die Krise des ERP hat gezeigt, daß es nicht damit getan war, die durch den Krieg zerstörten Industrien wieder aufzubauen, sondern daß ein neues weltwirtschaftliches Gleichgewicht gefunden werden muß.

Zweihundert Jahre lang war die Weltwirtschaft durch einen Kreislauf bestimmt, der so einfach und selbstverständlich erschien wie der des Blutes. Die Dschungel Malayas, die Zinngruben Boliviens und die Weizenfelder Montanas und der Ukraine lieferten ihre Rohstoffe nach Europa, wo man die Maschinen, die Eisenbahnen und Dampfschiffe erfunden hatte, und erhielten dafür Fertigwaren. Dieser Zweitakt wurde von England beherrscht, und die wirtschaftliche Stabilität des 19. Jahrhunderts beruhte darauf, daß England nicht nur der größte Exporteur, sondern zugleich der größte Importeur war. Der erste Weltkrieg schaltete Rußland aus und ließ in den USA eine ungeheure industrielle Produktion erstehen. Aus dem dualistischen System wurde ein weltwirtschaftliches Dreieck — die USA, Europa und die überseeischen Kolonialgebiete —, dessen Bilanz jedoch nach wie vor über London abgewickelt wurde. Der zweite Weltkrieg hat auch das zerstört: die Sowjetunion löste Osteuropa heraus, viele Kolonialgebiete wurden unabhängig oder gerieten in Wirren, und die Produktion der USA sprengte alle Grenzen.

Das ERP versucht, das alte Handelsdreieck wieder herzustellen, droht jedoch zu versagen. Schon die Zusammenfassung der Einzelpläne der 19 Länder zu einem Generalplan erwies sich als unmöglich, weil alle dasselbe wollen — soviel wie möglich verkaufen und so wenig wie möglich kaufen. Und auch die USA ließen das erste Gebot des großen Gläubigers — bei den Schuldneren möglichst viel zu kaufen und zu investieren — außer acht. Sie haben das Dilemma zwar am ehesten erkannt und ermuntern die Europäer, den amerikanischen Markt zu erobern, ein Ziel, dem auch die Währungsabwertungen dienen sollten. Aber in praxi erweist sich das als sehr schwierig, nicht nur wegen der Zölle, sondern weil es, abgesehen von ein paar Kolonialerzeugnissen, kaum etwas gibt, was die Amerikaner brauchen. Sie können, wenn sie wollen, schottischen Whisky, französischen Kognak und deutsche Kameras kaufen —, aber sie sind praktisch autark und beherrschen ihr Jahrhundert wirtschaftlich viel stärker als England das neunzehnte. Ein voraussichtliches neues Dollardefizit und eine neue Krise 1952 sind daher, während die ganze Welt nach neuen Marshall-Plänen ruft, der einstweilige Ausblick. Als alleiniger Ausweg wird die Entwicklung neuer Rohstoff- und Absatzgebiete empfohlen, die es jedoch nirgends zu geben scheint.

Am Horizont dieser keineswegs freundlichen Landschaft tauchte schließlich in der Antrittsrede des Präsidenten Truman im Januar 1949 als Silberstreif der schnell berühmt gewordene „Punkt Vier“ auf, das „kühne neue Programm“ der Erschließung der noch unentwickelten Gebiete der Welt. Weniger mit Geld allein, obwohl Truman auch von einer Milliarde sprach, als durch den technischen, wissenschaftlichen und personellen Beistand der USA. Es soll dabei nicht jede Hütte im Urwald mit einer Badewanne ausgestattet, sondern das Grundproblem gesteigerter Nahrungsmittelerzeugung angepackt werden. Die Apparatur ist in den verschiedenen Wirtschaftskommissionen der Vereinten Nationen, im Welt-Ernährungsamt, in der Weltbank und in zahlreichen Einrichtungen der Zusammenarbeit zwischen den USA und Lateinamerika bereits vorhanden. Studienkommissionen der USA und der Vereinten Nationen sind schon in acht Ländern dreier Kontinente mit den Vorarbeiten beschäftigt, und außerdem hat das amerikanische Privatkapital, Rockefeller in Brasilien und Stettinius in Liberia, mit solchen Entwicklungsgesellschaften schon einen praktischen Anfang gemacht. Inzwischen hat Truman dem Kongreß einen konkreten Startplan zugeleitet, der allerdings

nur die bescheidene Summe von 35 Millionen Dollar vorsieht. Sie soll jedoch durch Beiträge der nutznießenden Länder selbst und der Vereinten Nationen auf 85 Millionen Dollar erhöht werden, die in erster Linie Lateinamerika, Afrika, dem Nahen und dem Fernen Osten zugute kommen und für die Hebung des Gesundheitsstandes, die Verbesserung der landwirtschaftlichen Methoden und für Erziehungsaufgaben gedacht sind. Vor allem aber sollen sie das Klima für eine großzügige Investiertätigkeit von privater Seite schaffen helfen. Die Weichen für ein neues internationales Gemeinschaftswerk scheinen also gestellt.

Nun tauchen zugleich aber neue Sorgen auf. Stimmen werden laut, die, von einem globalen Pessimismus für die Zukunft der Welt erfüllt, alle Rettungsversuche für aussichtslos erklären. Neben der Atombombe ist dabei vor allem der „Erosionismus“, die Theorie, daß die Erde infolge der Auswaschung der Böden verloren sei, die große Mode geworden. Es hat seit Malthus schon immer Propheten und Forscher gegeben, die der Menschheit mit der Behauptung, daß die Welt zu klein geworden sei oder demnächst sein werde, von Zeit zu Zeit eine Gänsehaut einzujagen versuchten. Aber trotz dieser Kasandrarufo ist immer noch einiges davon vorhanden, und wenn auch nicht gerade in Freuden, so leben doch immer mehr Menschen in aufsteigender Kurve. „Raum für alle hat die Erde“ — schien es sich nicht zu behaupten?

Jetzt ist wieder ein solcher Prophet auf den Plan getreten und hat in einem Buch, „The Road to Survival“, das in den USA größtes Aufsehen erregte, die Theorie entwickelt (und mit zahlreichen Beispielen aus allen Ecken und Enden der Welt belegt), daß die Menschheit dem Untergang geweiht sei, wenn nicht eine Beschränkung der Geburten einsetze, die Vergewaltigung der Naturschätze, vor allem des Bodens als des einzig wahren Reichtums, aufhöre und der bisherige Raubbau wieder gutgemacht werde. Der Verfasser, William Vogt, ist Ornithologe und Leiter der Bodenkonservierungsabteilung der Panamerikanischen Union. Er stellt die Gleichung  $U = B : W$  auf, d. h. U, die Fähigkeit des Bodens zum Unterhalt einer bestimmten Menge von Menschen, entspricht dem biologischen Potential B, dividiert durch die verschiedenen Widerstände, die sich ihm entgegenstellen, einschließlich der Unvernunft der Bewohner. In dieser Formel, in der B immer kleiner und W immer größer wird, liegt nach Vogt das Schicksal der Menschheit beschlossen, für deren 2,3 Milliarden nur 2,6 Milliarden englische Morgen (ein Morgen gleich



0,4 Hektar) an Nährboden zur Verfügung stehen. Ein Morgen pro Kopf sei das Minimum, aber schon heute leben in Europa drei Menschen auf dem Morgen, und in hundert Jahren werde die Menschheit auf drei Milliarden angewachsen, der Boden aber durch Raubbau weiter vermindert sein. In den USA seien seit ihrem Bestehen 282 Millionen Morgen durch Abforstungen usw. vernichtet worden. Nicht nur in China, wo in den letzten hundert Jahren hundert Millionen Menschen verhungern mußten, sei die „Gute Erde“ böse geworden, sondern in der ganzen Welt. Ihre Kapazität sei erschöpft. Der sogenannte Fortschritt, die Industrialisierung und Mechanisierung, hätten zwar an einzelnen Stellen und für begrenzte Zeit Aufstieg geschaffen, aber nur auf Kosten einer Senkung des Gesamtpotentials. Der Drang nach einem höheren Lebensstandard, den Amerika der Welt beschert habe, sei eine gefährliche Illusion, denn die USA-Zivilisation verschlinge sich selbst, und weder durch das ERP noch durch den „Punkt Vier“ könne der Welt geholfen werden, da es nichts mehr zu entwickeln gebe. Europa werde 1975 mit 450 Millionen Einwohnern noch viel weniger als 1935 mit 370 Millionen die Möglichkeit haben, eine Demokratie zu sein. Vogt kommt dabei vom Standpunkt seiner Spezialbetrachtung zu oft geradezu unmenschlichen Einsichten und Forderungen, wenn er zum Beispiel vom Verhängnis der Lebensverlängerung durch die Fortschritte der Medizin spricht, die immer mehr Menschen dem Elend preisgeben, oder von den Nachteilen der Pax Britannica, welche die Bevölkerung Indiens, die durch Hunger, Seuchen und Kriege auf hundert Millionen konstant gehalten wurde, sich verdreifachen ließ, wenn er die ERP-Hilfe mit der Bedingung einer zwangsweisen Geburtenbeschränkung koppeln will oder sogar den von H. L. Mencken für die USA vorgeschlagenen Sterilisierungsbonus (auf der Grundlage der Freiwilligkeit natürlich) befürwortet. Die „Freiheit von Not“ sei nicht mehr gewesen als eine Kriegslist, um Verbündete zu werben.

Nun sind die Erosionisten wie die Malthusianer zu einer Art Sekte geworden, die man genau so ungern ins Haus läßt wie die Zeugen Jehovas oder die „Rassenforscher“, und die deshalb um so besessener predigen. Einige Übertreibungen müssen ihnen zugebilligt werden, wenn sie sich überhaupt Gehör verschaffen wollen. Niemand kann bezweifeln, daß der Raubbau am Boden ein Problem ist, wenn man es bisher auch getrost den Kulturingenieuren überlassen zu können glaubte. Daß eine Gefahr vorhanden ist, zeigt sich auch daran, daß die Vereinten Nationen sich im September erstmalig auf einer wis-

senschaftlichen Tagung damit befaßten, und daß der Britische Forschungsrat der Sache größte Aufmerksamkeit widmet. Aber diese Fachleute teilen keineswegs den schwarzen Pessimismus Vogts. Zunächst ist es schon schwierig, irgendwelche Prognosen über die sehr geheimnisvollen Gesetzen unterliegende Entwicklung der Weltbevölkerung zu stellen. Sie umfaßte seit der Erschaffung der Welt bis um 1800, also der Zeit Malthus', nur 0,9 Milliarden Menschen. In den darauffolgenden hundert Jahren hat sie sich dann plötzlich verdoppelt und in Europa sogar verdreifacht. Aber die Forscher meinen, für die Mitte unseres Jahrhunderts wieder eine ebenso geheimnisvolle Stabilisierung voraussehen zu können. Sir John Russell von der Britischen Gesellschaft für Naturwissenschaften weist zudem überzeugend nach, daß durch die Errungenschaften der modernen Bodenchemie und Bodenphysik die Erträge der Erde mit der Zunahme der Bevölkerung durchaus Schritt halten können und daß zum Wiederaufbau des Humus nicht, wie Vogt behauptet, hundert, sondern nur sechs Jahre erforderlich sind. Der Weltdurchschnitt des Weizen-ertrages beträgt erst sieben Doppelzentner pro Morgen. Wenn man bedenkt, daß er dagegen schon in England 20—40 Doppelzentner beträgt, so ist klar, daß er durch moderne Düngung, Pflanzenforschung und Mechanisierung der Landwirtschaft noch in weiten Räumen der Erde sehr gesteigert werden kann. Schon der Ersatz der veralteten Pflüge in China und Indien könnte, abgesehen von Flußregulierungen und Bewässerung, eine Revolution bedeuten. Auch für den Reis, die Hauptfrucht Asiens, ist jetzt eine Möglichkeit der Düngung gefunden worden. Hinzu kommt, daß bisher nur 10 Prozent des landwirtschaftlich nutzbaren Bodens beackert sind. Man darf die Dinge also nicht zu sektiererisch sehen, und eine andere britische Autorität, Sir Harold Hartley, hat wohl recht, wenn er den „Spezialisten“ als die größere Gefahr bezeichnet.

$U = B : W$  oder  $P4$  — das ist somit, global gesehen, die große Alternative. Und es scheint, daß die Truman-Formel doch mehr für sich hat als die Formel des „Land-Vogts“, der in der rücksichtslosen Härte den einzigen Ausweg sieht. Die gute Erde ist zwar stellenweise böse geworden, aber der Fall ist nicht hoffnungslos. Er liegt zwar nicht so einfach, daß alle Sorgen behoben wären, wenn nur jeder Inder oder Chinese ein paar Ellen Baumwollstoff mehr kaufen könnte, aber es läßt sich noch sehr viel tun. Daß die Truman-Formel gerade in dem Moment ausgesprochen wurde, da die revolutionäre Unrast in Lateinamerika zunimmt, da in China jede sonstige Hilfe

sinnlos geworden ist und da auch Osteuropa sich durch den „Marshall-Stalin-Plan“ noch mehr als bisher absondert, ist gewiß kein Zufall. Das ERP steht an einer Wende; ein neuer, weltweiter Fair Deal wäre in der Lage, viele der krisenhaften Erscheinungen abzubremesen. Er ist ein Angebot vor allem an Südostasien, Indien und Indonesien, aber auch an China, wo durch rein wirtschaftliche Hilfe der Kommunismus vielleicht doch in ein ruhigeres Bett zu lenken wäre. Er eröffnet Perspektiven einer innerpolitischen Befriedung Lateinamerikas. Er könnte durch einen beschleunigten Fluß des Ost-West-Handels in Europa das Eisen aus dem Vorhang entfernen (wie es bereits im Falle Jugoslawien geschieht), und er könnte nicht zuletzt auch die Depression von der Tür der USA selbst verscheuchen helfen. Die Frage ist nur, ob die Zeit reichen wird, und ob 85 Millionen als Zündung genügen können. Eine Schwäche liegt auch in dem Mißtrauen mancher Länder des erwachenden Asiens gegen jede Auslandshilfe (das durch die bisher geplante Verwaltung der Mittel durch das State-Department kaum gemindert werden wird) und in dem Mißtrauen der amerikanischen Wirtschaft gegen große Auslandsinvestierungen, solange nicht sicher ist, inwieweit sie durch eine Garantie der Im- und Exportbank vor Verlusten geschützt werden können.

Die Priorität Europas soll nicht angetastet werden, aber es hat sich gezeigt, daß seine Sanierung nicht gelingen kann, wenn nicht gleichzeitig auch die wirtschaftlichen Probleme der übrigen Welt in Angriff genommen werden. Die Erweiterung des ERP durch ein W(elt)RP ist daher nicht bloß ein weiterer Plan, sondern der Schlüssel zum Gelingen des Ganzen. Die Idee stammt unmittelbar aus dem Weißen Haus, und die Bürde dieses modernen Atlas wächst. Aber dank Präsident Truman wächst auch der Wille, sie zu schultern. Und damit auch die Chance, daß sein „Vierter Punkt“ die Verwirklichung der Vier Freiheiten seines Vorgängers ermöglicht, anstatt nach Vogt durch eine „Fünfte Freiheit“ — die Freiheit vom überschüssigen Kindersegen — ergänzt werden zu müssen.



## Winston Churchill

Winston Churchill ist 75 Jahre alt geworden. Wenige Menschen können in diesem Alter in gleicher Frische auf ein gleich erfülltes Leben zurückblicken und mit gleicher Schaffenskraft in die Zukunft schreiten. Seine Biographen stehen vor einer kaum lösbaren Aufgabe: gilt es doch, den Staatsmann, den Historiker, den Parlamentarier, den Schriftsteller, den Soldaten und den Künstler Churchill in einem Porträt zu vereinigen.

Überlassen wir diese Aufgabe den berufenen Biographen, deren Arbeit doch erst beginnen kann, wenn dieses gewaltige Leben vollendet sein wird. Der Mitlebende begnügt sich mit einer Skizze, die nur aus ein paar markanten Zügen eine Ahnung des Ganzen vermitteln soll. Freilich müssen es Züge sein, die an der ganzen Vielfalt von Mann und Werk beteiligt sind. Bei Churchill sind das seine Menschlichkeit und sein Europäertum.

Das Humane in Winston Churchill leugnen selbst seine Feinde nicht. In ihm erleben wir das farbenreichste Beispiel nicht entrückter Größe. Dieser Mann steht nicht schon zu Lebzeiten auf einem Denkmalspodest, sondern lebt und leidet, lacht und weint, ißt und trinkt, denkt und handelt als ein Mensch unter Menschen. Er ist wahrhaftig kein „bescheidener Lump“, sondern kennt seinen Wert in der Zeit und seinen Rang in der Geschichte; aber er verliert nicht den Maßstab. Er weiß um die Mängel alles Menschlichen und um seine eigenen Grenzen. Weil er sich Mensch fühlt, scheut er sich nicht, begangene Fehler zu bekennen und zu bereuen.

Das Europäische in Churchill hingegen ist nicht unbestritten. Das überrascht nicht bei einem Mann, der so sehr als Urbild des John Bull erscheint, daß allein ihm sein Volk die Rettung zutraute, als die Stunde schlug, da nur noch England zwischen Hitler und dem Ende

des Abendlandes stand. John Bull aber ist kein europäischer Typ. Wo ist die Lösung?

Churchill ist beides: insularer John Bull und ganzer Europäer. John Bull ist er von Geburt, Europäer aus Bildung und Erkenntnis. Aus Leidenschaft ist Churchill unzweifelhaft Imperialist. Von Jugend auf sind Macht und Größe des britischen Reiches die Triebfedern seines Handelns gewesen. Wer möchte das einem Mann verübeln, der auf dem Gipfel britischer Weltgeltung zum Herrschen geboren wurde? Erstaunlich ist vielmehr, daß er im Laufe seines Lebens zum Förderer des europäischen Gedankens herangereift ist.

Was ihn dazu bestimmt hat, sind neben seinem abendländischen Geschichtsbewußtsein vor allem die Lehren des ersten Weltkrieges gewesen. Von ihnen führt eine gerade Linie der Erkenntnis zu dem denkwürdigen Tage des Jahres 1946 in der Züricher Universität, an welchem Churchill die Forderung erhob, daß durch eine französisch-deutsche Zusammenarbeit die einzig tragfähige Grundlage eines vereinigten Europas geschaffen würde. Schon seine vierbändige Geschichte des ersten Weltkrieges schließt mit der besorgten Frage: „Werden unsere Kinder wieder in verwüsteten Ländern stöhnend verbluten? Oder wird gerade aus dem Feuerbrand des Krieges jene Versöhnung der drei streitenden Riesen erwachsen, die deren beste Kräfte verschmelzen und jedem ungestört und in Freiheit seinen Anteil sichern würde am Wiederaufbau des rühmlichen Europa?“

Menschliche Größe, wo immer sie sich bezeugt, ragt schließlich hinein in den Bereich des Tragischen. Als Europas Kinder wiederum in verwüsteten Ländern stöhnend verbluteten, fiel es Churchill zu, die Kraft des Empire zu opfern, um Europa zu retten, und gleichwohl durch das ihm aufgezwungene Bündnis mit den dunklen Mächten Asiens das Abendland in Frage zu stellen. Wer könnte hier scheiden zwischen Schicksal und Schuld? Dann aber, als der hellsichtige Staatsmann durch seine europäische Konzeption zu retten und zu sühnen versucht, erlebt er, daß seine Schau vom Bündnis der drei streitmüden Riesen sich im Utopischen zu verlieren droht, weil England den Zwiespalt zwischen Empire und Europa, den er in seiner Person überwunden hat, nicht zu lösen vermag. Der Europäer Churchill ist ein großer Einsamer.

RUTH FISCHER

## Stalin und der deutsche Kommunismus

Das unter diesem Titel im Verlag der Frankfurter Hefte erscheinende Buch, aus dem wir mit Genehmigung der Verfasserin und des Verlages einen Abschnitt abdrucken, ist ein entscheidendes wissenschaftliches Dokument in der Auseinandersetzung zwischen der deutschen Arbeiterbewegung und dem Bolschewismus (15 DM). Wie kein anderer ist Ruth Fischer zu einer solchen Auseinandersetzung berufen. Als Mitbegründerin der deutschen und der österreichischen KP, die während ihres langjährigen Aufenthalts in Moskau die dortigen Machthaber und ihre Methoden aus eigener Anschauung gründlich kennenlernte und aus dieser Kenntnis sich vom Kommunismus trennte, hat sie begründeten Anspruch, mit größter Aufmerksamkeit gehört zu werden. Das Werk dieser hochbegabten und glänzend informierten Frau kann für jeden, der noch Ohren hat zu hören, zum wirksamsten Rüstzeug im Kampf gegen den Weltfeind werden.

Der Herausgeber

Die Entkulakisierung und die Parteisäuberungen [in Sowjetrußland] machten auf das Ausland einen ungeheuren Eindruck. Erst jetzt, nach der Niederlage Deutschlands und Japans, kann man den Anstoß ermessen, der von dieser nackten Technizität des sozialen Handelns auf die latenten totalitären Kräfte in Europa und Asien ausgegangen ist. Der Hauptpfeiler der Leninschen Weltstrategie war die deutsche Revolution gewesen; Stalins Deutschlandpolitik hatte die Furcht vor der deutschen Revolution zur Grundlage. In den Jahren des Nazi-Aufstiegs von 1929 bis 1933 waren seine Manipulationen in Deutschland durch seine Entschlossenheit bestimmt, daß man keine vereinte kommunistisch-sozialdemokratische Aktion gegen die wachsende nationalsozialistische Gefahr zulassen dürfte, die seinen größeren Zielen in Europa in die Quere kommen konnte. Die Kommunistische Partei Deutschlands wuchs in dieser Periode zu einem ansehnlichen Umfang an, nicht nur wie vorher, was indirekten Einfluß, sondern was Mitgliederzahlen und Wählerstimmen bedarf. Unter der Lenkung Moskaus wurde sie zu einer Politik des schweigenden Einverständnisses mit den Nazi gebracht, ungeachtet der wilden gegenseitigen Beschimpfungen, und zu einer maßlosen Opposition gegen Demokraten



und Sozialdemokraten. Diese Politik wurde unter dem neuen, von Stalin selbst erfundenen Theorem des „Sozialfaschismus“ durchgeführt. Die Gewerkschaften, die Sozialdemokratie — d. h. in dieser Periode die wenigst totalitäre Schicht der deutschen Gesellschaft, und dazu eine Schicht, die um ihre Existenz kämpfte — wurden für schlimmer erklärt als die Faschisten schlechthin, wurden als der gefährlichste Feind, als das Angriffsziel gekennzeichnet. Die Haßgefühle aus der Bürgerkriegszeit wurden mit den Lautsprechern der Massenpropaganda, die diese Stalinsche Botschaft verbreiteten, neu angefacht, gerade als der Aufstieg der Nazi-Partei die alte Feindschaft gegenstandslos machte, gerade als die kategorische Notwendigkeit gemeinsamen Kampfes Gras darüber wachsen ließ. Während der Krise hatte die Enttäuschung an der Weimarer Republik die Arbeiter allgemein verbittert, und die Gewerkschaften waren im Vorstadium einer Umwandlung, im Prozeß, die Erbschaft Eberts und Noskes von sich zu werfen. Der deutsche Gewerkschaftler war mit der Drohung des Nazismus vor Augen im Jahre 1930 weit eher geneigt, seine Tradition der Passivität für irgendeinen realistischen Weg aufzugeben, wurde jedoch durch seine kommunistischen Kollegen gelähmt. Überdies bewirkten die Nazi, die die militärischen und konservativen Kräfte in ihren reaktionären Radikalismus einbezogen, die Polarisierung auch der liberalen und republikanischen Gruppen. Das Deutschland des Jahres 1930 war in zwei ungefähr gleiche Teile gespalten: das militaristisch-nazistische Lager mit dem Übermut seiner sich sammelnden Kraft und das Anti-Nazi-Lager, vor Augen den möglichen Sieg der Nazi, Vorbereitungen auf einen neuen Krieg, die Gefahr der Vernichtung des deutschen Volkes in diesem Krieg, mit dem Bewußtsein, daß es auf die Sammlung seiner Kräfte ankam, und dennoch unfähig, sie zu sammeln. Das Anti-Nazi-Lager war außerdem mittendurch gespalten, gespalten durch die von Stalin geschmiedete Axt — die Axt, die die Bezeichnung Sozialfaschismus trug — wodurch die kommunistische Hälfte des Anti-Nazi-Lagers zu einem getarnten Bundesgenossen Hitlers gemacht wurde.

1933 kam die zweite voll ausgewachsene Staatspartei in einem der Hauptgebiete Europas an die Macht. Verborgen hinter den ideologischen Schleiern des Hitlerschen Antibolschewismus und des Stalinschen Antifaschismus, glichen sich die beiden totalitären Gesellschaften in ihren strukturellen Grundzügen aneinander an, getrieben von dem machtpolitischen Antagonismus, der Europa seit 1917 zerriß. Der Hitler-Terror, aus dem Kampf zur Vernichtung der deutschen

Arbeiterbewegung hervorgehend, stimulierte und verstärkte den Stalin-Terror; Hitlers 30. Juni 1934 markiert auch den Anfang der größten Parteisäuberung in Rußland. Andererseits wurde die Deportation von Millionen in Stalins Rußland von Hitler als Präzedenzfall benutzt, als er im Krieg ungefähr zwölf Millionen Zwangsarbeiter nach Deutschland verschleppte.

Deutschlands unsichere Stellung in Europa blieb unverändert und damit seine Versuche, sich sowohl vom Westen wie vom Osten Vorteile zu verschaffen und sie gegeneinander auszuspielen. Die Schlageters, die Radeks nationalbolschewistische Botschaft gläubig gehört und von dem Phantom eines gegen den Westen geeinten Eurasien geträumt hatten, waren jetzt in der Nazi-Partei anzutreffen und blieben in der Partei ihrer Vorstellung treu, daß eines Tages ein Zusammengehen mit Sowjetrußland sich verwirklichen würde. Stalin im Kreml hoffte noch immer, daß Rußland seine Isolierung durch ein Bündnis mit Deutschland durchbrechen könnte. Eine Zeitlang schien für eine solche Politik wenigstens nach außen wenig Hoffnung zu bestehen. 1935 eröffnete Rußland auf dem siebenten Weltkongreß der Komintern offiziell das antifaschistische Jahrzehnt; und 1936 organisierte Deutschland die Anti-Komintern. Aber keiner dieser Schritte war endgültig; sie waren beide zum Teil eine direkte Ausstrahlung der Politik, zum Teil eine indirekte Drohung und ein Anerbieten. Kriwitzkij berichtet, daß er in dieser Periode auf besonderen Befehl Stalins versucht habe, seine Kontakte in Deutschland aufrechtzuerhalten, jedoch vergeblich. Daß die Zusammenarbeit in eingeschränktem Umfang ihren Fortgang nahm, zeigt der Spiegel der Moskauer Prozesse von 1936 bis 1938 in der entsprechenden Verzerrung. In der Aussage Radeks, Rosengoltz' und besonders Krestinskijs kommt ein Teil der Geschichte heraus; einer der Zwecke dieser vorbereiteten Aussagen war, Deutschland zu warnen, daß die noch stets bestehenden politischen Kontakte zwischen den beiden Ländern auch abgebrochen werden könnten. Aber Hitler war nicht zu begeistern; wie Niedermayer einem Freund gegenüber äußerte, „die höchste Person“ begriff nicht, daß ein deutsch-russisches Bündnis das Gebot der Stunde war. Zwischen den beiden Armeen dagegen kam es zum Bruch, während die geheimen politischen Kontakte niemals vollständig abgebrochen und 1938 nach München wieder einmal verstärkt wurden. Vor der Nase der englischen und französischen Missionen in Moskau legten die Nazi die Basis für den Pakt vom August 1939, was zum Ausbruch des Krieges führte und für jene, die das

antifaschistische Donnern der Komintern wirklich ernst genommen hatten, den Anfang einer neuen Ära bedeutete.

Die Armee, die den Glanz der wilhelminischen Tage nicht vergessen konnte und in der Weimarer Republik bis auf 100 000 Mann herabgedrückt war und ihre Manöver größtenteils illegal abhalten mußte, wurde durch den Aufstieg des Nationalsozialismus bis ins Innerste erschüttert. Aber trotz aller Rückschläge war durch Erhaltung des Offizierskorps die Kontinuität gewahrt. Im Bürgerkrieg hatte sie von ihren illegitimen Ablegern, den Freikorps, Gebrauch gemacht, aber nachdem die Ordnung wiederhergestellt war, in der Übergangsperiode, hatte sie diese Landsknechte wieder in den Hintergrund abgeschoben. Die Landsknechte der Freikorps wurden die SA und SS der Folgezeit; die Nazi-Partei stand von Anfang an unter dem Schutz der Armee, die ihr zunächst mit einer gewissen Gleichgültigkeit, später aber mit zunehmendem Interesse gegenüberstand. Gleichzeitig aber waren von Anfang an starke Strömungen in der Armee gegen diese Politik der Züchtung von Revolutionären, und mit dem Wachstum der Nazi-Bewegung wuchs auch die Erkenntnis von der Gefahr, die in der Konkurrenz dieses plebejischen Bastards lag. Diese Scheidung der Spitzengeneräle und Feldherren führte eine Reihe von Offiziersverschwörungen herbei. Beide Flügel des Generalstabs hegten fast bis zum Schluß die Illusion, daß die Macht im Grunde in den Händen der Armee läge, daß die Armee sich des Nazi-Pöbels entledigen könnte, wann immer es ihr paßte.

Die deutschen Generäle waren gewöhnt, große Menschenverbände zu handhaben; sie hatten 1914 elf Millionen Soldaten aufmarschieren lassen. Die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht durch Hitler am 16. März 1935 brachte die Zahl der von der Armee erfaßten Männer sofort von den durch den Versailler Friedensvertrag festgesetzten ärmlichen Hunderttausend auf das Sechsfache. Genau in diesem Zeitpunkt erwogen die Verschwörer um den Generalstab, den kleinen chirurgischen Eingriff vorzunehmen, die Entfernung Hitlers. Mit seinem erstaunlichen Instinkt für Macht und Kontrolle schritt Hitler immer im richtigen Augenblick ein und machte ihre Verschwörung durch Entlassung und Beförderung von Generälen zunichte<sup>1</sup>.

---

<sup>1</sup> Vergl. Hans Bernd Gisevius, *Bis zum bittern Ende*, 2 Bände (Zürich, 1946); Fabian von Schlabrendorff, *Offiziere gegen Hitler* (Zürich, 1946); Ulrich von Hassell, *The von Hassell Diaries, 1938—1944* (New York, 1947); Graf Folke Bernadotte, *The Curtain falls: Last Days of the Third Reich* (New York, 1945).



Vom Anfang des russisch-deutschen Krieges an verfolgte Stalin zweifellos die Berichte, die er über diesen Flügel des deutschen Generalstabs erhielt, mit unablässigem Interesse. Im Hinblick auf die Zukunft wurden die alten nationalbolschewistischen Losungen wieder ins Leben gerufen, als Vorbereitung darauf, im gegebenen Moment einen Teil der deutschen Armee damit zu ködern. Am 8. Oktober 1941 führte jener „bekannte Antifaschist“, wie der Bericht ihn nennt, Walter Ulbricht, in Moskau den Vorsitz über die erste Konferenz deutscher Kriegsgefangener von der Ostfront<sup>1</sup>. Im Anschluß daran wurde an der ganzen Ostfront eine gewaltige Propaganda getrieben, die Stalin-Version des Appells an die deutschen Soldaten von 1918. Die auf dem Schlachtfeld installierten Lautsprecher fanden manch empfängliches Ohr für ihre nationalbolschewistische Botschaft — die jungen Offiziere immer noch in der Hoffnung, daß sie mit einem deutsch-russischen Bündnis die Welt regieren könnten, die älteren in der nüchternen Absicht, durch eine solche politische Schwenkung Hitler loszuwerden.

Im Juli 1943, nach der Niederlage der Sechsten deutschen Armee vor Stalingrad, wurde das Freideutsche Komitee in Moskau gegründet, mit dem Kommunisten Erich Weinert als Vorsitzenden und von Einsiedel, einem Abkömmling Bismarcks, als zweitem Vorsitzenden. Am 11. Oktober 1943 gründete das Komitee eine Nebenorganisation, den Bund deutscher Offiziere, unter dem Nachrichtenchef der Sechsten Armee, Oberst Hans Günther von Hooven<sup>2</sup>. Als sich die deutschen Armeen an der Ostfront ergaben, schloß sich eine wichtige Gruppe von Generälen nach der andern dieser Bewegung an. Unter ihnen wurde Feldmarschall Friedrich von Paulus, der sich später als andere und mit mehr Zurückhaltung anschloß, als ein eindrucksvolles Aushängeschild in den Vordergrund geschoben; führend in der Gruppe war General Walther von Seydlitz. Ihnen wurden besondere Vorrechte erteilt und alle Hilfsmittel für die Propaganda unter den Gefangenen zur Verfügung gestellt: ein Budget für militärische wie agitatorische Tätigkeit, Radios usw.

---

<sup>1</sup> Vergl. First Conference of German Prisoners of War Privates and Noncommissioned Officers in the Sowiet Union (Foreign Languages Publishing House, Moskau. 1941).

<sup>2</sup> Deutsche, Wohin? Protokoll der Gründungsversammlung des National-Komitees Freies Deutschland und des Bundes Deutscher Offiziere, mit einem Vorwort von Paul Merker und Arnold Vieth von Golssenau (Mexiko, 1944). — Unter dem feudalen Namen Arnold Vieth von Golssenau steckt der unter dem Namen Ludwig Renn besser bekannte kommunistische Schriftsteller.

Das Freideutsche Komitee wurde offiziell im August 1945 aufgelöst, aber die geheime deutsche Armee auf russischem Boden blieb bis zum heutigen Tage bestehen. Eine Zeitlang war sie in Ostdeutschland und in Polen stationiert und erhielt dort Säuberungsaufträge. Weder Paulus noch Seydlitz — oder andere deutsche Generäle wie Edmund Hofmeister — wurden nach Hitlers Niederlage nach Deutschland zurückgeschickt oder als Kriegsverbrecher in Rußland abgeurteilt. Paulus erschien kurz als Zeuge im Nürnberger Prozeß, kehrte aber bald in sein Moskauer Hauptquartier zurück.

Von diesem Freideutschen Komitee ging ein Propagandafeldzug aus, um deutsche Flüchtlinge und Antifaschisten aller Schattierungen in der ganzen Welt in eine von Moskau kontrollierte Organisation zu ziehen. In der westlichen Hemisphäre war Mexiko das Hauptquartier, wo ungefähr achtzig deutsche Stalinisten ihren eigenen Verlag aufmachten<sup>1</sup>. Es gab Zweigstellen in den Vereinigten Staaten und praktisch in jedem südamerikanischen Land; in Europa waren die Hauptzweigstellen in England, Frankreich und Schweden. Das Freideutsche Komitee hatte tiefere Rückwirkungen in Hitler-Deutschland, als bisher enthüllt worden ist . . .

Die Armee war in Hitler-Deutschland an sich noch immer stark genug, um wenigstens, wenn der Generalstab seine Macht voll eingesetzt hätte, den echten deutschen Anti-Nazi die Möglichkeit geben zu können, für Deutschland einen Ausweg aus der Sackgasse zu finden, in die Hitler es geführt hatte. Ein paar Offiziere vom Typus Stauffenberg entwickelten in der besten Tradition des preußischen Junkertums persönlichen Mut und die Bereitschaft, sich für das Vaterland zu opfern, aber umsonst. Gespalten in einen Nazi- und Anti-Nazi-Flügel, der Anti-Nazi-Flügel noch einmal gespalten zwischen West- und Ost-Orientierten, mit all diesen politischen Meinungsverschiedenheiten, die durch persönliche Feindseligkeiten noch schwieriger gemacht und verschärft wurden, konnte der Generalstab Deutschland vor der Zerstörung und Zerstückelung nicht bewahren.

Stalins zahllose Organisationen, die in der ganzen Welt Flüchtlinge in Kommunistische Parteien und Sympathisierendenverbände zusammengeschlossen hatten, standen bereit, die Führung zu übernehmen. Das Hauptkontingent kam unter Führung von Wilhelm Pieck aus Moskau, begleitet von seinem Sohn Arthur in russischer Majorsuniform. Zusammen mit Ulbricht organisierte er einen erbit-

---

<sup>1</sup> Vergl. „Unser Kampf gegen Hitler“. Versamlungsbericht der ersten nationalen Tagung der freideutschen Bewegung in Mexiko (Mexiko, 1943).

terten Kampf gegen den einzigen ernstesten Konkurrenten, die Sozialdemokratische Partei; nach einem Jahr erzwangen Stalins Agenten in der russischen Zone eine Spaltung der Sozialdemokratie und gliederten den prorussischen Flügel in die Sozialistische Einheitspartei ein, die die Züge ihrer beiden totalitären Vorgänger vereint, die der Kommunisten und der Nazi<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Wenige Wochen nach dem Selbstmord des Führers in den Ruinen Berlins präsentierte ein deutscher kommunistischer Dichter aus Moskau, Johannes R. Becher, dem deutschen Volk aufs neue den Führer:

Wenn in der wieder aufgebauten Halle  
Verkünden die Maschinen ihren Gang,  
Ist es ein Lied, und wir verstehen es alle,  
„Dir, Stalin, Dank!“ ertönt ein Lobgesang.

Wenn übern Acker, den vom Feind befreiten,  
Der Bauer geht und wenn er wieder sät,  
Bleibt er oft stehn und schaut in ferne Weiten,  
Den Namen Stalins nennt sein Dankgebet . . .

Wo immer einer früh bei Tagesgrauen  
Ein Werk beginnt: bevor er das Gemach  
Verläßt, wird er nach deinem Bilde schauen,  
Und früh bist du in seinem Herzen wach.

So danken wir es deinen heiligen Mühen,  
Wenn wir das Reich des Friedens wiedersehn.  
Die Erde dankt es dir mit ihrem Blühen.  
Dir dankt die Welt der Freiheit Auferstehn.

(Internationale Literatur, Deutsche Blätter, Verlag für Schöne Literatur, Moskau, Bd. XV, Juni-Juli 1945. Mit diesem Gedicht beginnt die erste Seite der ersten Nachkriegsnummer dieser offiziellen Zeitschrift.)



## Umwege zum Nihilismus

Die Auseinandersetzungen, die auch in Deutschland den Aufführungen der Dramen des französischen Romanciers und Essayisten Henry de Montherlant — der „Toten Königin“ in Stuttgart und des „Ordensmeister“ in Köln<sup>1</sup> — auf dem Fuße gefolgt sind, mögen von keinem Beteiligten so selbstverständlich hingenommen worden sein wie von dem Dichter selbst, der in seinem Roman „Die jungen Mädchen“, den er 1930 geschrieben, aber erst 1936 veröffentlicht hat, von sich sagt, daß es seine Rolle sei, anzugreifen.

### Das Porträt eines Dichters

Gegenüber dem äußeren Schicksal seiner Bücher bewahrt dieser Dichter, den kein Geringerer als Romain Rolland „die stärkste Kraft in der französischen Literatur“ genannt hat, eine so kühle Gelassenheit, daß er seine Romane vor der Drucklegung jahrelang in der Schublade ließ und — wie er es 1935 in seinen Essays „Nutzloses Dienen“ verriet — „tatsächlich in zehn Jahren keine Zeile mehr zu schreiben brauchte und doch in dieser Zeit sieben Bücher erscheinen lassen könnte, die gegenwärtig unveröffentlicht vorliegen“. Wir reißen diesen Aristokraten wohl richtig ein, wenn uns Deutsche dieser Verzicht auf Breitenwirkung an die bewußte Absonderung der geistigen Elite in den Kraftfeldern der Nietzsche, Langbehn, George oder auch Ernst Jünger erinnert, als dessen französische

---

<sup>1</sup> Das dritte Schauspiel des 1896 geborenen 1934 mit dem Grand Prix de Littérature de l'Académie Française ausgezeichneten Dichters „Le fils de personne“ ist in Deutschland noch unbekannt, hat aber in Paris im Théâtre Hébertot vor einiger Zeit die 300. Aufführung erlebt, wie ja auch dem „Maitre de Santiago“ trotz der Verurteilung des Dichters als „Collaborateur“ zugestanden worden ist, seit der „Reine morte“, die 1942 unter der deutschen Besatzung uraufgeführt werden konnte, sei keine so klassische Prosa mehr gesprochen worden.

Entsprechung Montherlant uns in mehr als einer Hinsicht erscheinen wird.

Mit diesen Verächtern der Vielzuvielen verbindet ihn außer dem Abscheu vor unverständlichem Beifall aber auch die selbstgewisse Überzeugung des Sendungsbewußtseins und der inneren Sprengkraft des literarischen Werkes: „Der Idealismus, der ‚Dienen‘ sagt, und der Realismus, der weiß, daß dieses Dienen unnütz ist.“ Das ist die Haltung des „Mönchsoldaten“, dieser in Montherlants Leben und Werk immer wiederkehrenden Idealvorstellung seiner selbst, der als „Soldat die Tat aufrichtet, und sie als Mönch untergräbt“.

In der metaphysischen Ergriffenheit des Mönchsoldaten, dem nationalistische Phrasen fremd sind, schritt Graf Henry de Montherlant als freiwilliger Gemeiner des ersten Weltkrieges — wie es in seinem Kriegsroman „Le Songe“ heißt — durch „die Klarheit des Todes“, die ihm — hier schon an Ernst Jünger gemahnend — die unvergeßbaren Maße aller seiner Wertungen an Dingen und Menschen gab; bemühte er sich trotz schwerer Kriegsverletzungen noch 1929 (allerdings vergeblich) Berufssoldat zu werden; suchte er eine Linie vom Rittertum in die Gegenwart, die er nach einer jugendhaften Ordensbildung im Sport und seinen Tugenden des fair play wiederfand, von dem er sich in seinen „Olympischen Gesängen“ ein „Paradies im Schatten der Schwerter“ erhoffte. Neben diesen gelebten Verwirklichungen der Idealgestalt, in denen Montherlant auch bewußt das spanische und (allerdings ungleich weniger bedeutende) preußische Blutserbe seiner Familie wachhält, schreitet der Mönchsoldat auch durch sein literarisches Werk und erfährt schließlich 1947 in „Le maître de Santiago“ seine deutlichste schöpferische Darstellung.

In diesem „Ordensmeister“ sind die Spannungen des Soldaten und Mönches, des Dienens und der Nutzlosigkeit, des Ausbaus und der Zerstörung, der Tat und der Gleichgültigkeit, des Hasses und der Liebe in tiefster Verdichtung gebunden. Wie Montherlant die Fruchtbarkeit, deren er sich in der eben erwähnten Weise rühmt, seiner Gleichgültigkeit gegenüber den Ansprüchen der Konvention, seiner Interessenlosigkeit vor den Bindungen des Lebens zuschreibt, so erfährt dieser letzte Ritter die gewaltigsten Abenteuer als innere Erlebnisse, da nur „wirklich ist, was im Innern der Seele vor sich geht“. Wie aber dieses Heraushalten aus den äußeren Nichtigkeiten des Alltags sich in seiner inneren Fruchtbarkeit erweist, wie der in sich selbst gegründete Mikrokosmos der menschlichen Monade sich

Fenster bricht, die ihr keine prästabilisierte Harmonie ersetzt, ist das Problem, mit dem wir nach der schwer vermeidbaren Vorstellung des Dichters und seines mönchsoldatischen Spiegelbildes schon mitten in unserem und seinem Thema stehen.

## Das Engagement der Humanisten

Wir müssen daran erinnern, daß sich in der geistigen Atmosphäre Frankreichs das Licht anders bricht als bei uns. Das deutsche philosophische Denken ist noch in seinen „existentiellen“ Ausformungen zuerst auf den Kathedern beheimatet. So bedurfte selbst die deutsche Existentialphilosophie der Übernahme in den französischen Lebensraum, um im Existentialismus das Wort zur Tat zu drängen, in einer Philosophie, die sich in einer uns bis zur Unübersetzbarkeit fremden Unmittelbarkeit in die Wirklichkeit „engagiert“.

Dieses „Engagement“ hat den französischen Existentialismus ganz anders in das Leben und in die Vermassung — als in die entscheidendste Entwicklung der Zeit — hineingestellt, als es dem Heideggerschen Existenzideal der „Eigentlichkeit“ und seiner Abwehr des anonymen „man“ der Masse möglich ist. In Frankreich verteidigte sich Jean-Paul Sartre gegen den kommunistischen Vorwurf einer letzten Vereinzelung des Menschen, die zu jeglicher Gemeinschaft unfähig mache, mit der bekannten Behauptung, der Existentialismus sei ein Humanismus, der den Menschen durch die Verantwortlichkeit für die eigene Existenz zur Verpflichtung gegenüber allen Menschen führe, insofern er sich selbst nur so will, wie alle Menschen sein sollen.

Die französische Intelligenz im Existentialismus begegnet daher nicht der Menge, um sie als Masse zu überwinden, sondern tritt unter das Volk, um es zu eigenem Bewußtsein zu erwecken. In diesem „Humanismus“ öffnet der Existentialismus seine Grenzen zum Marxismus, mit dem er dann auch die sozialen Anliegen und den Willen zu breitester Wirkung gemeinsam hat, mit dem er vor allen Dingen auch die Auftriebe aus der französischen Widerstandsbewegung gegen den „Faschismus“ erfahren hat.

Die geistige Fragwürdigkeit dieser Waffenbrüderschaft blieb verdeckt, solange der geistlose und unmenschliche Totalitarismus der Faschisten in unmittelbarster praktischer Berührung erlebt wurde, während das bolschewistische Kollektiv in dem idealen Bereich seiner messianischen Theorien verblieb. Das Bewußtsein, daß der



Widerspruch einer letztlich vom einzelnen geformten und einer entschieden von der Gesellschaft bestimmten Lebensauffassung in der gemeinsamen Abwehr des Eindringlings nur verdeckt ist, mußte um so klarer sein, je weniger man selbst in das „Engagement“ verwickelt war.

### Ein Engagement des Herzens?

Nun ist aber das „désintéressement“ eines der immer wieder abgewandelten Kennworte der Gedankenwelt Montherlants. Den Wahlspruch seines Geschlechtes „Alles allein für die Lilien“ deutet er mit Berufung auf die Lilien des Königs Salomon (nicht etwa auf das Wappenbild der Bourbonen) als den Ausdruck der „Befreiung von allen Bindungen an das Irdische und die Wahl eines besseren Teils“ nach Art der Maria des Evangeliums. Des Dichters „Stolz, sich eine Existenz gegründet zu haben, die von allem Unwesentlichen entbunden ist“, und die Überzeugung, das natürliche Wachstum seines Werkes seinem „désintéressement“ zu verdanken, haben wir schon erwähnt. Die verborgene Aktivität dieser ausdrücklich als Tugend gewerteten Uninteressiertheit wird noch besser spürbar in dem bildhafteren, die Tätigkeit des „Herauswickelns“ veranschaulichendem späteren Wort der „désinvolture“, die nicht mit Leichtfertigkeit verwechselt werden soll, sondern „über alle Maßen schwer sein kann“, wie man auch die Griechen nicht etwa leichtfertig nennen dürfe, weil sie den Tod und die Liebe nicht ernst genug genommen hätten, da sie eben der Meinung waren, daß Tod und Liebe gar nicht die tiefsten Begegnungen des Menschen darstellten. Ein Schriftsteller aber, der sich so programmatisch zu dieser „Herauswicklung“ bekennt, erkennt sich damit deutlich außerhalb der Front der Aragon, Eluard, Camus, Vercors, Sartre . . . .

Daß Henry de Montherlant nicht zur „résistance“ gehört hat und sich ein (allerdings ziemlich ergebnisloses) Verfahren als „Collaborateur“ gefallen lassen mußte, ist für uns Deutsche nur deshalb von Belang, weil wohl gerade die „désinvolture“ dem Dichter dem Nationalsozialismus gegenüber eine Haltung erlaubt hat, die in diesem Zusammenhang für seine Gestalt und sein Werk aufschlußreich ist. Ein Mann der „désinvolture“ ist immer geneigt, sich aus den Verstrickungen des Lebens „herauszuwickeln“, sich vor der Welt zu verschließen — wie gründlich mißversteht Montherlant am Ende Goethe! — und noch ohne den „Freund am Busen“ allein sich selbst

zu genießen, um schließlich auch von den Idealen der Liebe zum Nächsten und zum Vaterland nicht mehr angesprochen zu werden.

„Die Freiheit ist überall; man muß nur immer ihren Preis bezahlen. Jünglinge und Greise mögen Geschmack an der gloire finden, reife Menschen haben Geschmack am Leben“, heißt es in „Reflexionen“, die Montherlant während der deutschen Besatzung schrieb. Mit bitterer Überlegenheit erklärte er damals, schlimmer als die äußere Trunkenheit sei die Trunkenheit von sich selbst, weil diese fälschlich als Tugend erscheine. Inmitten der Wehen der Zeit heißt es im Vorwort seines Schauspiels „Die tote Königin“, das im Oktober 1942 im besetzten Paris uraufgeführt werden konnte, die Kunst sei tiefer als die Not, und hinter der christlichen Maske des „Ordensritters“, über dessen Seele die Wasser der Welt zusammenschlagen, gibt er schließlich diesen Gedanken in den entschlossensten Wendungen den letzten Ausdruck.

In dieser Art Bekenntnissen braucht sich die „*désinvolture*“ nicht als blasierte Interessenlosigkeit zu erweisen; sie braucht auch nicht die skeptische Verächtlichkeit oder nihilistische Verzweiflung zu sein. Die „*désinvolture*“ kann auch die romantische Flucht Don Quichottes vor den oberflächlichen Erscheinungen des Alltags sein und die Ergriffenheit des letzten Ritters vor den tieferen Wirklichkeiten der Seele.

### Von der Tagundnachtgleiche zur Sonnenwende

In dieser Umkehrung kann sich in der „*désinvolture*“ eine geheime Bindung an die Welt vollziehen. In diesem Sinne wird in dem Dichter Montherlant auch zunächst eine verborgene Verantwortung wach für die Niederlage Frankreichs als Fügung der tieferen Wirklichkeit der vergessenen Seele. Das Bekenntnis einer *felix culpa*, die Einsicht in den Segen der Niederlage und in die Versuchung des Sieges ist alt. Es sind schließlich Burckhardtsche Gedanken auf dem Hintergrund der Bosheit der Macht. Selbst der Gegenspieler Nietzsche stellte ja nach dem Kriege von 1870 „unzeitgemäße Betrachtungen“ über die innere Gefährdung des Siegers an. Wie nach dem ersten Weltkrieg in Deutschland nicht nur Literaten wie Erich Kästner vor dem graute, was geschehen wäre, „wenn wir den Krieg gewonnen hätten . . .“, und nicht nur Poeten wie Rilke von der Gnade der Wehrlosigkeit sprachen, so war auch im zweiten Weltkrieg der französischen Geistigkeit die Bereitschaft zur Läuterung in der Niederlage nicht fremd.

Bei Henry de Montherlant wirkte diese innere Einkehr auf den ersten Blick allerdings etwas peinlich. Er, dem „die Ehre über alles“ ging, hatte 1938 in „L'équinoxe de septembre“ die „morale de la midinette“ bitterer noch als sonst verhöhnt, weil sie nicht stark genug, nicht sonnenhaft sieghaft genug gewesen sei und so die Stürme heraufführe, die jeder Tagundnachtgleiche wie der von München folgen müßten. Nach dem Waffenstillstand Frankreichs schrieb er dann „Le solstice de juin“, predigte die „désinvolture“ und träumte von einer Sonnenwende im Zeichen des Hakenkreuzes. Dennoch ist es ungerecht, dem Dichter vorzuwerfen, er habe verbrannt, was er vorher angebetet. Er hatte nie den Krieg gegen Deutschland verherrlicht; er hatte nur die Abwehrkräfte Frankreichs aufgerufen: man müsse gerüstet sein, den Feind zum Frieden zu zwingen, der den Krieg wolle; denn es gäbe keine „agression blonde“, wenn Frankreich stark bleibe.

Der Krieg ist Montherlant keine Angelegenheit für Chauvinisten und Imperialisten; der Krieg ist ein kosmisches Ereignis, kein „Stahlbad“, sondern ein „Stahlgewitter“. Die läuternde Schicksalhaftigkeit des Krieges, der besonders in dem allzu selbstzufriedenen und zu „ladenmädchenhaft“ verbindlichen Frankreich „weniger Seelen tötet als der Friede“, läßt keinen Haß zwischen den Völkern zu. In einer „Mors et vita“ betitelten geplanten Rede an die deutsche Jugend aus dem Jahre 1929, an die Montherlant auch in späteren Schriften wieder erinnert, beschwört er den Geist der homerischen Helden, die in einer Haltung, welche er übrigens in Deutschland häufiger vorfindet als in Frankreich oder anderswo, weder aus Haß, noch aus Patriotismus, noch aus wirtschaftlicher Eroberungsgier Krieg führten, sondern aus einer „simple fierté naturelle“. In dieser Gesinnung stellte er die künftigen Kriege zwischen Deutschland und Frankreich unter das Wort Achills an Lykaon: „Stirb, Freund!“ — Im „Aequinoktium“ erklärt der Dichter: „Im Frieden hege ich Deutschland gegenüber weder Haß noch Zorn, sondern mit vielen Einschränkungen Bewunderung und Achtung . . ., aber im Kriege tötete ich dieselben Deutschen, mit denen mich heute die herzlichsten und, was mehr bedeutet, die sympathischsten Beziehungen verbinden.“

## Täuschungen und Enttäuschungen

Wenn Montherlant dann in „Solstitium“ darüber klagt, daß Frankreich dieser Gesinnung durch die „Ladenmädchenmoral“ entfremdet



worden sei und sich läutern müsse in der Niederlage, die als Erweis der besseren „Moral“ des Siegers anerkannt wird, so braucht zwischen der Tagundnachtgleiche und der Sonnenwende keine Götterdämmerung zu liegen; aber Montherlant ist, soweit wir überhaupt einen lebendigen Einblick in diese innerfranzösischen Auseinandersetzungen haben, in der Abkehr von einer zu Recht zerschlagenen Welt, in deren verdienten Verfall er auch das Christentum einschloß, so weit gegangen, „das Banner mit dem Sonnenrad auf den Türmen von Notre-Dame“ als eine Erfüllung zu erwarten: Frankreich und Deutschland würden, unter dem Zeichen des Sonnenrades vereint, das abgelaufene Zeitalter abschließen, das Constantin, auch er in den Aequinoktien des Septembers, unter dem Zeichen des Labarums begonnen hat.

Der Sieg im Zeichen des Sonnenrades ist der Sieg eines neuen Heidentums! Was hat es da zu bedeuten, daß die Umdrehung das Prinzip der Sonne ist, daß später wieder einmal die Zeit eines zweiten Christentums heraufsteigen wird? „Frais et pur, lavé dans quoi? peut-être dans son sang, comme il nous paraîtra beau! comme il nous aura manqué! Nous l'accueillerons avec sanglots!“ Jetzt aber steht das Hakenkreuz über der sich erneuernden Welt!

Diese maßlose Überschätzung der wirklichen Kräfte des Nationalsozialismus ist uns als eine Folge der „désinvolture“ erschienen, die den Dichter anders als die „engagés“ vor den blutnahen Berührungen mit den vermeintlichen Erneuerern bewahrt hat. Diese Versponnenheit verlieh ihm aber auch sein aristokratisches Lebensgefühl, das ihn anders als die Existentialisten und die andern Männer des „Engagements“ von der Masse schied. In dem auf diese Weise zwiefach gedämpften Licht der „désinvolture“ ließ er sich wohl in den Erwartungen einer neuen Elite von der Ordensideologie der deutschen Machthaber täuschen. Die Sonnengläubigkeit ihrer Worte, die strahlende Leibhaftigkeit ihrer Plakatierungen blieb nicht ohne Eindruck auf den Dichter, der in der französischen Literatur dem Sport und dem Leibe Raum geschaffen hat.

Dieser Täuschung durch die „Roboter“, wie Georges Bernanos die Totalitären genannt hat, sind ja auch deutsche Existentialphilosophen wie Hans Heise oder gar Martin Heidegger erlegen, die sich mit Montherlant von den französischen Existentialisten auch dadurch unterschieden, daß sie sich nicht für die Uneigentlichen engagierten. Im Ausland liegt dieser Wahn einer geistig aristokratischen Abkunft des Nationalsozialismus ja noch heute über jenen Köpfen, die etwa

einem Menschen wie Ernst Bertram seine Zugehörigkeit zum Kreise Stefan Georges als Nationalsozialismus anrechnen, obwohl den Jüngern dieses Propheten der anfängliche George-Kult des Regimes mit Recht als eine Blasphemie erscheinen mußte.

Diese frühen Verheißungen des Faschismus haben sich aber den Sehenden als Lug und Trug enthüllt, für den Montherlant schwerlich zum „Collaborateur“ geworden wäre; die Verpflichtung zu den echten Idealen hinter jenen Täuschungen ist jedoch geblieben. Die Frage nach einer neuen Elite, die unsere Welt von der Masse und diese von sich selbst befreit, verlangt in dieser Übergangszeit zwischen dem (in Deutschland doch nur am schauerlichsten sichtbar gewordenen) „vertikalen Einfall der Barbarei“ in ganz Europa und den Drohungen eines horizontalen, kriegesischen Einfalls des asiatischen Kollektivs dringender denn je nach einer Antwort.

Vor dieser Aufgabe, der sich der Dichter der „*désinvolture*“ neben den Vertretern der „*littérature engagée*“ gegenüber sieht, versucht Montherlant in seinem letzten Schauspiel „*Le maître de Santiago*“ in eine Scheinlösung zu fliehen, die nicht darum überzeugender wird, weil diese Flucht sich hinter christlichen Attrappen verbirgt, die der atheistische Existentialismus bei seinen Auseinandersetzungen mit der Zeit sympathischerweise verschmäht. In der Abbildlichkeit der Ideale Montherlants ist dieses Schauspiel aber für die „*désinvolture*“ des Dichters am bezeichnendsten und soll daher nach dem Zwischenstück der trotz allen Blutes als Theaterdonner entdeckten „Stahlgewitter“ etwas eingehender untersucht werden.

## Nihilismus in christlicher Maske

Als der „Ordensmeister“ nach der Befreiung von Paris bei Gallimard erschien und bald darauf im Théâtre Hébertot aufgeführt wurde, gab es auch im Chore derer, die die „Collaboration“ des Dichters verurteilten und sich über die „Schamlosigkeit“ seines Hervortretens entrüsteten, keine Stimme, welche die literarische Bedeutung Henry de Montherlants bestritten hätte. In dem Rausch des Surrealismus klang die männlich starke Sprache Montherlants wie ein Nachhall aus der großen Zeit des siebzehnten Jahrhunderts. In der straffen Klarheit einer klassischen Sprache, in einem „*style cornélien*“ zirkelt Montherlant die Figuren dieses Schauspiels heraus: In der letzten Ritterrunde des Santiago-Ordens verraten sich an den Plänen der wenigen Getreuen die Sehnsüchte der Welt, die

für den Ordensmeister Don Alvaro jedoch so wenig eine Versuchung sind, daß die Ritter schon bald aus der Szene verschwinden und nur noch die Tochter neben ihm bleibt, die aber unter dem Symbol desselben Rittermantels er selbst wird: „Komm mir noch näher! Werde ich! . . . Mit dir erlösche ich in meiner ganzen Reinheit. Die Letzten! Welche Kraft liegt in diesem Wort, eine Kraft, die sich über dem erhabenen Nichts entfaltet!“ — Spanien aber versinkt im Schnee, die Erde wird begraben im Schweigen des Schnees, der im Einerlei des Leichentuchs über der toten Erde liegt, deren letzter Mensch sich selbst verzehrt in der züngelnden Glut seines Ichs wie die Gestalten El Grecos, dessen Hauptmann Romero das optische Vorbild des „Ordensmeisters“ geworden ist.

Die Welt liegt unter dem Schnee! Montherlant, der Dichter des aristokratischen Lebensgefühls, hat kapituliert: Die Masse hat den Menschen verweht. Nur Don Alvaro und seine Tochter, die Widerspiegelung, die ekstatische Verdoppelung seiner selbst, ist geblieben. Das Sein ist aufgelöst im Nichts, nur ein letztes Ich ist der Rest, ein spiegeleitles Ich, das sich luziferisch über der Welt erhebt, die ihm ein Nichts ist, da nur er das Recht zu sein scheint. Mit diesem äffischen Ja zu sich selbst inmitten der unbedingten Verneinung verliert der „christliche“ Ritter den letzten sympathischen Zug des Nihilisten, der es nicht darauf anlegt, sich selbst aus der Konkursmasse auszusondern.

Die „*désinvolture*“ ist auch im Herzen nicht zum „*engagement*“ geworden. Don Quichotte kämpft nicht mehr gegen die Windmühlen. Montherlant-Alvaro ist ohne Widerstand nur noch der „Ritter des Nichts“, wie ihn einer seiner Kritiker schon lange vorher unter dem Beifall des Dichters selbst genannt hat. Montherlant selbst hat wohl gespürt, wie sehr der Kritiker, der sein Werk eine leere Rüstung nannte, gerade hier im Recht ist, da auch in der Zeit des spanischen „*desengaño de las cosas del mundo*“ das Ávila der großen Teresa, an deren Sprache der „Ordensmeister“ bewußt erinnert, nur eine Attrappe ist, wenn es im Vorwort des Schauspiels heißt, der Ritter sei wohl zeitweilig das Gegenteil eines Christen: „Er bleibt außerhalb des Christentums. Er spürt mit Macht die erste Regung des Christentums, die Entsagung, das nada, er spürt kaum die zweite, die Einheit, das todo (der großen Teresa von Ávila).“

Aus diesem Nichts führt kein Weg mehr ins Freie, der Zerstörung folgt kein Aufbau, die „*désinvolture*“ entspannt sich nicht mehr ins „*engagement*“. Sie erinnert André Gide in seinen jüngst veröf-



fentlichten Tagebüchern an die Ratte aus Lafontaines Fabel, die als Einsiedler in einem Käse lebt und für den Hunger der Unvollkommenen ohne Verständnis ist: „Die Reden der Ratte, die sich von der Welt zurückgezogen hat, sei sie auch Künstler oder Philosoph, riechen immer ein wenig nach ihrem Käse!“ Die großen bildenden Künstler und Musiker, deren „*état dégaé de l'actuel*“ Montherlant auch für die Schriftsteller verlangt, haben sich doch auch ihrer Zeit verbunden gefühlt. Seneca, Goethe, Tolstoi, auf die sich der Dichter zur Rechtfertigung seiner Haltung beruft, haben sich doch lebendiger dem Sein verpflichtet gewußt. Zwar steht über dem Tolstoischen Werk die ratlose Frage: „Was sollen wir tun?“ aber es ist doch nicht daran gedacht, auf das Tun zu verzichten; und noch am Ende des anspruchsvollen Lebens Goethes leuchtet das helfende Wort: „Wir heißen euch hoffen!“

Gewiß ist im Leben großer Gestalten die programmatische Verpflichtung gegenüber der Menschheit nicht gleichbedeutend mit der pragmatischen Verbindung mit den Menschen, und das Symbolum Goethes ist entwertet durch die individualistische Auflösung des humanitären Weltbildes, wie das Evangelium Tolstois belastet ist mit der kollektivistischen Vermachtung des bolschewistischen Messianismus; aber wie es zwischen der egoistischen „*désinvolture*“ und dem entpersönlichenden „*engagement*“ eine „*désinvolture* als *engagement* des Herzens“ geben kann, so muß zwischen den Gegensätzen des Individualismus und Kollektivismus eine Spannungsmittel möglich sein, in der eine neue Elite sich als Oberschicht des Volkes sammelt, ohne daß sie als Führerclique die Massen versklavt.

Diese Aufgabe ist unserer Zeit unabdingbar gestellt, und wir bedürfen zu ihrer Lösung aller rationalen und irrationalen Kräfte unserer Geschichte; aber so wenig uns der Existentialismus Sartres von seinem Humanismus überzeugen kann, so wenig glauben wir dem entleerten Essentialismus Montherlants seinen christlichen Gehalt. Beiden Egoismen fehlt doch die Brücke zum Menschen, zum Bruder. Ob sich das Ich „über einem erhabenen Nichts entfaltet“ oder sich aus einem unbestimmten Nichts erhebt, wir haben doch erfahren, daß es dem Sog der unendlichen Leere nicht zu widerstehen vermag: ohne echte Gemeinschaft mit dem Du geht jegliches Ich im „man“ unter. Am Beginn der Schöpfung aus dem Nichts steht die göttliche Erkenntnis, daß es nicht gut sei, daß der Mensch allein ist.

## Die goldenen Schalen

Der älteste und längste Ablauf der Geschichte ist die Geschichte des menschlichen Bewußtseins. Der Ablauf dieser Geschichte wiederholt sich in jedem einzelnen menschlichen Wesen. Bis zu seinem zehnten Lebensjahre vollbringt jedes Kind eine geistige Leistung, für die die menschliche Rasse eine Million Jahre benötigt hat. Der Geschichte des menschlichen Bewußtseins geht die Geschichte der Entstehung des Menschen voraus. Auch dieser Ablauf, der mindestens zehnmal so lange gedauert hat wie die Geschichte des Bewußtseins, wiederholt sich in jedem einzelnen menschlichen Wesen, und zwar in weniger als dem zehnten Teil der Zeit, in der das Bewußtsein sich entwickelt. Die neun Monate, die das menschliche Wesen im Mutterleib verbringt, umspannen einen Entwicklungsvorgang, der in der Geschichte der Entstehung des Menschen mehr als eine Milliarde Jahre gedauert hat.

Das Licht der bisher unbekannten Sternnebel, die man demnächst zum erstenmal in dem neuen Teleskop vom Mount Palomar erblicken wird, hat diese Sterne vor einer Milliarde Jahren verlassen. Damit werden wir Augenzeugen eines Vorgangs, der sich abgespielt hat, als die Erde noch wüst und leer war.

Dieses Bündel von Wundern trifft sich heute abend, zwei Minuten nach zehn Uhr, im Bewußtsein des Lesers dieser Zeilen, ohne daß der Leser darüber in besonderes Erstaunen gerät. Er ist ein moderner Mensch. Dieser moderne Mensch, welcher über solche Bündel von Wundern nicht in Erstaunen gerät, ist einer Betrachtung wert. Wenn der moderne Mensch auf einen Zusammenhang stößt, der „über seinen Verstand geht“, ist auch er bereit, zu erstaunen. Sein Erstaunen löst sich auf in dem Augenblicke, in dem er eine Erklärung in die Hand bekommt, die es ihm möglich macht, den Zusammenhang zu „begreifen“.

Welcher Art ist der Anspruch, den der Mensch befriedigt haben will? Worin besteht das Wesen einer Erklärung, die das Erstaunen, eine schöpferische Fähigkeit des Menschen, in die Befriedigung, es begriffen zu haben, verwandelt?

Seit dem Tage, da das menschliche Bewußtsein erwachte, sah der Mensch sich einer Fülle von Erscheinungen gegenüber, für die er keine Erklärungen hatte. An dieser Lage ist zweierlei bemerkenswert. Die Sprache in ihrer uralten Weisheit erlaubt uns, ohne daß jemand dafür eine Rechtfertigung verlangt, zu sagen, das menschliche Bewußtsein „erwachte“. Nach dieser Ausdrucksweise müßte es das menschliche Bewußtsein schon vor dem Erwachen gegeben haben, und zwar offenbar in schlafendem Zustande. So merkwürdig dieses Wesen, dessen Bewußtsein noch schlief, gewesen sein muß, so war es nicht merkwürdiger als irgendein Säugling, der in der Wiege ruht. Das ist das eine. Das andere ist die Selbstverständlichkeit, mit der wir annehmen, daß das menschliche Bewußtsein von Anfang an das Bedürfnis gehabt habe, die Fülle der Erscheinungen, die sich ihm bot, erklären zu wollen. Es ist müßig, darüber zu spekulieren, ob dieses Bedürfnis nach einer Erklärung der Erscheinungen der Welt zu einem etwas früheren oder etwas späteren Zeitpunkt auftaucht. Das Bedürfnis, die Welt erklären zu wollen, ist nicht eine Eigenschaft des Menschen, welche er ebenso gut haben wie nicht haben könnte, dieses Bedürfnis ist ein integrierender Bestandteil des Menschen, eines der Elemente, die aus dem *Pithecanthropus erectus*, der, biologisch gesehen, kaum mehr als ein höheres Säugetier ist, überhaupt erst einen Menschen macht.

Was unterscheidet die Art, wie der Mensch sich mit seiner Umwelt auseinandersetzt, von der Art, wie das Tier das tut? Was ist das spezifisch Menschliche an diesem Vorgang?

Die Analogien zwischen dem Dasein der höheren Säugetiere und dem des Urmenschen gehen ziemlich weit. Das Leben eines Höhlenbären war von dem Leben eines Höhlenmenschen nicht so sehr verschieden. Sogar neugierig war der Bär. Auch der Bär sammelte Erfahrungen, war listig, war in der Lage, gewisse Kausalzusammenhänge zu entdecken und in seinem Gedächtnis aufzubewahren, fürchtete Blitz und Donner und verteidigte seine Jungen. Das, was den Urmenschen vom Bären unterschied, war das Bedürfnis nach einer Erklärung der Erscheinungen. Der Bär machte Erfahrungen nur soweit, wie er dazu gezwungen wurde. Der Urmensch hatte das Bedürfnis, seine Erfahrungen zu erweitern. Hielte ein Skeptiker uns



vor, daß das eine wilde Behauptung sei, für die es keinerlei Beweis gebe, so könnten wir ihm nur antworten, daß der Beweis diese seine Skepsis sei. Irgendwann muß das menschliche Denken, das in der Meinung unseres Skeptikers endet, angefangen haben.

Wir sind aber gar nicht darauf angewiesen, den Skeptiker durch seine Skepsis ad absurdum zu führen. Unsere Vorfahren, diese frühen Denker, haben uns ein überaus eindrucksvolles Zeugnis hinterlassen. Lecomte du Noüy berichtet in seinem wunderbaren und faszinierenden Buch „Die Bestimmung des Menschen“<sup>1</sup>, daß schon der Neandertaler seine Toten begraben habe und zuweilen, wie in der Grabstätte der Kindergrotte bei Menton in Frankreich, die Toten sogar vereinigt habe. Flache Steine wurden aufgeschichtet und so gegeneinander-gelehnt, daß sie Gesicht und Kopf der Toten schützten.

Aus diesen Funden dürfen wir etwas schließen, was noch über unsere Feststellung von dem Bedürfnis des Menschen, die Erscheinungen der Welt zu erklären, hinausgeht. Aus den Steinen, die dieser frühe Mensch über den Köpfen der Toten aufrichtete, können wir etwas entnehmen über den Anspruch, den der Mensch durch seine Erklärung der Erscheinungen der Welt erfüllt sehen will. Wenn es für ihn ein Reich der Toten gab, ist es der Sinn des Lebens, nach dem der Mensch schon in den allerfrühesten Anfängen seines Bewußtseins gefragt hat.

Nun freilich ist es an uns, skeptisch zu sein. Auf der Feststellung, daß es ein primäres Bedürfnis des Menschen sei, dem Leben einen Sinn zu geben, beruht die ganze Geschichte der menschlichen Kultur. So ist es wichtig, daß wir diese Feststellung aufs sorgfältigste prüfen.

Der Inhalt dieser Feststellung ist nicht, daß das Leben einen Sinn habe. Der Inhalt der Feststellung ist, daß das Bedürfnis, dem Leben einen Sinn zu geben, ein integrierender Bestandteil des Wesens Mensch ist. Die uralte Weisheit der Sprache erlaubt uns zu sagen, daß der Mensch seinem Leben einen Sinn geben könne. Welche Macht, die der Mensch da beansprucht.

Die Feststellung, daß der Neandertaler seine Toten begraben habe, indem er ihre Köpfe durch Steinplatten schützte, ist eine wissenschaftliche Behauptung der Vorgeschichte. Sie wird bewiesen durch die Funde. Den modernen Menschen befriedigt diese Erklärung der Wissenschaft. Der Beweis durch die Funde überzeugt ihn. Aber was ihn befriedigt, sind nicht die Facts. Was ihn befriedigt, ist der

<sup>1</sup> Erschienen bei der Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart.

Zusammenhang, den die Wissenschaft zwischen den Facts und ihrem Sinn herstellt. Ein solcher Zusammenhang ist um so befriedigender, je einfacher und einleuchtender er ist.

Sicher ist, daß die Wissenschaft hier eine Voraussetzung macht, die zu beweisen sie uns schuldig bleibt. Sie setzt voraus, daß ein Sinn da sein müsse. Diesen Sinn beweist sie nicht durch die Funde, sie beweist ihn durch das Einleuchtende ihrer Deutung, durch die Evidenz, die sie dem Zusammenhang durch ihre Deutung gibt. Den Beweis für die Evidenz, also den Beweis für ihren Beweis, erbringt sie nicht. Dafür ist sie jederzeit bereit, auf eine vorhandene Deutung zu verzichten und eine andere Deutung anzunehmen, die noch einleuchtender ist, deren Evidenz noch überzeugender ist. Auch für die Wissenschaft ist es die Evidenz eines Zusammenhanges, was sie veranlaßt, gerade diesen Zusammenhang anzunehmen und keinen anderen. Die Evidenz ist ihr Beweis. Einen Beweis für die Evidenz, einen Beweis also für den Beweis, hat sie nicht, und keine Wissenschaft kann den Beweis für den Beweis jemals beibringen.

Dieser Sachverhalt ist von Wichtigkeit. Hier nämlich liegt die Wurzel all der Mißverständnisse, denen die Naturwissenschaft seit dem Tage ihrer Entstehung ausgesetzt gewesen war und immer noch ausgesetzt ist. Überall da, wo eine dogmatische Überzeugung einer wissenschaftlichen Beweisführung den Charakter absoluter Gültigkeit zuspricht, steckt in dieser dogmatischen Überzeugung die Prämisse verborgen, der Beweis für den Beweis sei erbracht.

Die Wissenschaft selbst erhebt einen solchen Anspruch nicht. Sie ist jederzeit bereit, andere Deutungen zu diskutieren in dem Augenblick, in dem neue Facts oder neue Überlegungen die Evidenz ihrer bisherigen Deutung zweifelhaft erscheinen lassen. Diese Skepsis der Wissenschaft gegenüber ihren eigenen Grundlagen ist die Voraussetzung für wissenschaftlichen Fortschritt überhaupt. Immer dann, wenn diese Skepsis durch ein wissenschaftliches Dogma ersetzt wird, tritt ein Stillstand der Forschung ein, und gewöhnlich wird das Dogma dann zum Ausgangspunkte eines mächtigen Systems von Irrtümern.

Vermutlich ist der menschliche Verstand so beschaffen, daß der Beweis für den Beweis grundsätzlich nicht geführt werden kann. Die neueren Entdeckungen der theoretischen Physik haben diese Vermutung einem hohen Grade von Gewißheit nahe gebracht.

Betrachten wir ein Beispiel. Auf einem Acker zieht ein Mensch mit dem Pflug eine Furche. Hinter ihm laufen Hühner und picken

die Regenwürmer auf. Diesen Vorgang beobachtet ein Forscher, der auf irgendeinem fernen Stern sitzt und einmal in seinem langen Forscherleben das Glück hat, durch die Nebelwolken seines eigenen Sterns diesen einzigen Blick auf die Erde werfen zu dürfen. Der Blick dieses Forschers entspricht unserem Blick auf den Neandertaler, sofern wir noch die Annahme machen, daß der ferne Forscher kein überirdisches Wesen sei, sondern einen menschlichen Verstand habe.

Herrschten auf diesem fernen Sterne irdische Verhältnisse, würde also auch dort geackert und gäbe es auch dort Hühner, so würde der Forscher seinen Sterngenossen verkünden, daß auf dem von ihm beobachteten Planeten Wesen lebten wie auf ihrem eigenen Stern.

Die aneinandergelehnten Steine über den Neandertaler Schädelresten beweisen, daß Steine aneinandergelehnt worden sind. Daß das bedeute, daß der Neandertaler seine Toten „begraben“ habe, schließen wir in Analogie zu dem Vorgang, daß auch wir unsere Toten begraben. Einen Beweis dafür gibt es nicht. Warum wir diese Erklärung annehmen, warum sie uns befriedigt, hat nur den Grund, daß diese Erklärung sich vor allen anderen möglichen Erklärungen dadurch auszeichnet, daß sie durch ihre Einfachheit einleuchtet.

Das Vorliegen einer solchen Analogie zwischen dem Neandertaler und uns, daß wir beide die Toten „begraben“, hat keine Beweiskraft für die wissenschaftliche Behauptung, daß die aneinandergelehnten Steine „begraben“ bedeuten. Diese Analogie erhöht nicht die Beweiskraft, sondern das Einleuchtende, die Evidenz der von der Wissenschaft unter vielen Möglichkeiten gewählten Deutung des Facts der aneinandergelehnten Steine. Fällt nämlich die Analogie weg, so entfällt auch das Einleuchtende der gewählten Deutung.

Nehmen wir an, unser ferner Sternforscher gehörte einer Klasse von Wesen an, die zwar einen menschlichen Verstand hätten, aber sonst unter ganz anderen Bedingungen lebten als die Bewohner unseres Planeten, so, daß es auf dem fernen Stern weder Äcker noch Pflüge noch Hühner noch Regenwürmer gäbe. Was wird der ferne Sternforscher über den ackernden Menschen und die Regenwürmer pickenden Hühner für Feststellungen machen können?

Ein so und so beschaffenes Wesen, für uns der Mensch, geht hinter einem so und so beschaffenen Apparat, für uns der Pflug, über eine so und so gestaltete Oberfläche, für uns der Acker. So und so beschaffene andere Wesen, für uns die Hühner, picken so und so



beschaffene Wesen, für uns die Regenwürmer, auf und verschlingen sie. Bis hierher hat der Sternforscher nur Facts beschrieben. Solange er sich damit begnügt, macht er keinen Fehler. Da er aber, bei allen sonstigen Unterschieden, einen menschlichen Verstand hat, wird er sich nun daran machen, diesen Vorgang zu erklären. In der Sprache der Sternbewohner wird er die Erklärung geben, der Mensch ziehe Furchen, damit seine Hühner Regenwürmer zu fressen haben.

Dies ist eine wissenschaftliche Feststellung. Sie widerspricht keiner einzigen beobachteten Tatsache. Sie erklärt einen komplizierten Zusammenhang von Facts auf eine einleuchtende und einfache Weise. Und sie braucht noch nicht einmal falsch zu sein. Vielleicht war gerade der Mensch, den der Sternforscher zu beobachten das Glück hatte, ein Hühnerrass in Texas, der tatsächlich nichts weiter vorhatte, als seinen Hühnern Regenwürmer zu beschaffen.

So gut wie das Phänomen des auf dem Acker eine Furche ziehenden Menschen mehrere Deutungen zuläßt, so ist auch das Phänomen der vom Neandertaler über den Köpfen der Toten aneinandergelehnten Steine mehrerer Deutungen fähig. Es kann bedeuten, daß er seine Toten begraben habe. Es könnte sich aber, zum Exempel, auch um einen magischen Ritus handeln, durch den der Geist der Toten, der vielleicht gefürchtet wurde, festgehalten werden sollte.

Was wir wissen, ist also sehr wenig. Aber doch ist es etwas mehr als bloß die Kenntnis der Facts. Es ist die Kenntnis der Facts und die Tatsache, daß diese Facts etwas jedenfalls bedeuten müssen. Die Steine sind durch eine bewußte Handlung in dieser bestimmten, sich mehrfach wiederholenden Weise über den Köpfen der Toten aneinandergelehnt worden. Diese Handlung muß ein Motiv gehabt haben. Diesem Motiv hat irgendein Sinn zugrunde gelegen. Diesen Sinn suchen wir herauszufinden.

Wenn wir zu unserer Frage zurückkehren, welcher Art der Anspruch sei, den der Mensch befriedigt haben wolle, müssen wir die Feststellung machen, daß wir immer noch die Neandertaler Frage stellen. Mit unseren frühesten Vorfahren verbindet uns die gleiche Neugier, die Frage nach dem Sinn des Lebens. Wir zweifeln, daß der Neandertaler die Frage gelöst habe. Ob der Neandertaler davon zu überzeugen wäre, daß wir die Frage gelöst hätten, ist freilich nicht minder zweifelhaft. Die Fragestellung ist die gleiche geblieben. Die Methoden, mit denen der Mensch versucht hat, die Frage nach dem Sinn des Lebens zu beantworten, haben sich gewandelt. Für den Neandertaler mußte eine Erklärung, welche das schöpferische Er-

staunen in die Befriedigung, es begriffen zu haben, verwandeln konnte, andere Eigenschaften haben, als eine solche Erklärung für den modernen Menschen haben muß.

Im Kindheitsstadium des menschlichen Bewußtseins ließ sich die Frage nach dem Sinn des Lebens durch eine magische Deutung der Zusammenhänge der Erscheinungen beantworten. Der moderne Mensch verlangt den wissenschaftlichen Beweis.

Die beiden Methoden, die Frage nach dem Sinn des Lebens zu beantworten, unterscheiden sich auf eine sehr eigentümliche Weise. Die magische Deutung bietet immer ein lückenlos geschlossenes System. Die Methodik des wissenschaftlichen Beweises hingegen ist der Vorgang einer durch Veränderung fortschreitenden Vervollständigung. Die magische Deutung ist also methodisch viel befriedigender. Der moderne Mensch, der so unerbittlich entschlossen ist, nur das zu akzeptieren, was Wissenschaft beweisen kann, ist doch keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß das, was zu akzeptieren er bereit ist, noch innerhalb seines Lebens zufolge neuer Beweise, welche die alten außer Kraft setzen werden, nicht mehr gültig sein wird.

Die meisten Menschen, die im Zeitalter der Wissenschaft leben, versuchen, des Vorteils, den doch nur die Endgültigkeit der magischen Deutung haben kann, gleichwohl habhaft zu werden. Sie glauben an die Voraussetzungen der Wissenschaft, ohne zu wissen, welcher Art diese Voraussetzungen sind. Ist dann in ihrem Leben der Zeitpunkt gekommen, an welchem sie mit dem Denken aufzuhören entschlossen sind, so fixieren sie den gerade vorliegenden Status der Wissenschaft zu einem Gerinnungsprodukt, das unter der Bezeichnung Weltanschauung bekannt geworden ist. Tatsächlich gibt es nur eine sehr kleine Zahl von Menschen, die wirklich das Recht haben, sich moderne Menschen zu nennen. Es sind jene, welche sowohl die Problematik in den Grundlagen jeder Wissenschaft als auch die Fragwürdigkeit der jeweils erreichten Ergebnisse sich ständig gegenwärtig halten. Das wissenschaftliche Bewußtsein eines modernen Menschen spannt sich über die Welt wie ein Regenbogen, von dem niemand aufzeigen kann, wo er die Erde berührt. Daß es nicht möglich ist, aufzuzeigen, wo der Regenbogen die Erde berührt, ist freilich kein Beweis dafür, daß es den Regenbogen nicht gibt.

Gehen wir auf die Suche nach der Fee, die das Geheimnis besitzt, das Geheimnis der goldenen Schalen, in denen der Regenbogen auf Erden ruht.

## Alfred Kerr

Es wird heute bei und nach den tausend Jahren gelenkter „Kunstreue“ viel über Wesen und Sendung der Kritik, insbesondere der Theaterkritik, hin und her debattiert. Man fühlt nach der Schaukelfahrt zwischen Weisung und Furcht wohl noch keinen festen Boden unter den Füßen, die Orientierung scheint verlorengegangen, und mit so vielen Bühnenhäusern sind auch die Maßstäbe der Kritik zusammengestürzt. Eine große Tradition ist vor sechzehn Jahren jäh unterbrochen worden, und an den durchrissenen Fäden läßt sich, ohne einen häßlichen dicken Knoten, nicht so leicht anknüpfen. Nun—vielleicht gibt es ein sichereres Mittel zur Erneuerung der Theaterkritik als die uferlose Diskussion über Grundsätze und Richtlinien. Erinnern wir uns daran, daß es ja die Persönlichkeiten waren, die einst in bunter Reihe nebeneinander (und gegeneinander) die deutsche Theaterkritik repräsentierten, in jenen Jahrzehnten vor und nach dem ersten Weltkrieg, als mit Otto Brahm, Max Reinhardt, Victor Barnowski, Luise Dumont, Leopold Jessner, Otto Falckenberg, Jürgen Fehling usw. die deutsche Bühnenkunst in höchster Blüte stand und wahrhaft europäische Geltung hatte: Persönlichkeiten, die nachzuahmen gewiß ein eitles und unzeitgemäßes Unterfangen wäre, die uns aber in ihrer Unverwechselbarkeit Beispiel und Sinnbild sein dürfen.

In diesem Sinne haben wir nun Abschied genommen von Alfred Kerr, der, aus der Emigration die alte Heimat besuchend, als Achtzigjähriger in Hamburg diesen trotz allen Bitternissen ach so gerne bewohnten Planeten verlassen hat. Mag auch in den letzten Jahren das federnde Florett seines Geistes nur selten und gleichsam aus umflorter Ferne aufgeblitzt sein: es war tröstlich, zu wissen, daß er noch auf dieser Welt atmete. Nun aber, da wir ihn verloren



haben, glänzt seine Erscheinung um so stärker in unserem Gedächtnis auf.

Nein — es geht nicht an, von dem großen, unwiderstehlichen Zauber dieses genialen Publizisten und Künstlers der Kritik eine rechte Vorstellung zu vermitteln, ohne in persönliche Erinnerung zurückzutauchen: wie man als Sekundaner in Berlin bald nach der Jahrhundertwende sich jeden Morgen in fieberhafter Erwartung auf den sogenannten „Roten Tag“ stürzte, auf der Jagd nach der neuesten Kerr-Kritik, wie man tief enttäuscht war, wenn diesmal der stillere, sich allmählich immer tiefer in abseitige Meditationen verspinnde Julius Hart die Premiere besucht hatte, und mit welcher Vorfreude man, wenn das Glück günstig gewesen war, die aufgelockerten, knapp gegliederten, schon durch ihren visuellen Reiz verführerisch lockenden Druckzeilen Alfred Kerrs grüßte.

Was war es denn, was einen so bezauberte? Hier wurde Kunst durch ein Temperament geschaut: ein großer Liebender und ein starker Hasser, ein immer wacher, immer hieb- und sprungbereiter Geist, ein leidenschaftlicher Bejaher und unbarmherziger Verneiner — weltenfern von jener grauen, unverbindlichen Objektivität, die Temperamentlosigkeit und Langeweile sich gern als Maske vorbinden — zog aus mit Schleuder und Harfe, die Dreivierteltakte von Robert Schumanns „Marche des Davidsbündler contre les Philistins“ auf den pffiffig gespitzten Lippen, um alles, was er für unecht, unzulänglich, hohl und geschwollen hielt, mit wohlgezielten, gefährlich schonungslosen Wurfgeschossen niederzustrecken, zugleich aber hymnisch zu lobpreisen, die er liebte: die Sucher und die Seligen, die hohe Seelenkunst der Duse, die holde Weiblichkeit Agnes Sormas, der „lieben Fraue“, die stillstrahlende Menschlichkeit Oskar Sauters, den Ahnherrn des neuen Dramas, Henrik Ibsen, den jungen Gerhart Hauptmann und ihren Bühnenapostel, den Erneuerer der deutschen Schaubühne, Otto Brahm. Und es gelang ihm, uns zu seiner Liebe zu bekehren, zu gewinnen, zu überzeugen. Sie galt ja den Besten seiner Zeit. Gewiß — auch andere haben sie erkannt und von ihnen gekündet. Aber geworben für sie hat keiner wie er, weil er — um mit Kerr selbst zu sprechen — „einen lachend leidenschaftlichen Anteil an Erneuerungen menschlicher Dinge fühlte“. Er überzeugte freilich nicht durch das Temperament seiner Überredungskraft, sondern durch jenes Fingerspitzengefühl, jenes Abschmeck- und Abtastvermögen, jene Sinnlichkeit seines kritischen Ausdrucks, die jede Zeile von ihm wie eine Harfensaite schwingen machten. Denn Alfred

Kerr ist immer ein Künstler der Kritik gewesen, ein Meister der Sprache, und der Leidenschaft des Urteils entsprach eine Leidenschaft für das Wort, die leidenschaftliche Bemühung, der deutschen Sprache eine neue, knappere, blitzendere Ausdrucksmöglichkeit zu erobern. „War bloß die Kritik mein Gebiet? Die Sprache war es!“ hat der sechzigjährige Kerr bekannt. „Ich glaube, daß die Sprache meine Sendung hienieden war.“ Und diese seine Sprache war höchstpersönlicher Ausdruck seines geistigen Temperaments, unverwechselbar wie der meditativerer impressionistische Telegrammstil Peter Altenbergs. Es scheint leicht, sie zu imitieren; aber alle, die es versuchten, erreichten damit nur parodistische Wirkungen.

Alfred Kerr ist in seinen Ablehnungen, seinen polemischen Temperamentsausbrüchen wahrlich nicht immer gerecht gewesen. Gewiß: ihm fehlte das Organ für eine Elementarkraft wie Adalbert Matkowski, sein Kampf gegen Sudermann schoß weit übers Ziel hinaus, und in der Polemik gegen Karl Kraus hat er sich nicht durchaus als der Überlegene erwiesen. Aber was will das besagen gegen so viele, nie vergeßbare Förderungen des zukünftigen, des menschlicheren Menschentums, um die Kerr zeitlebens sich bemüht hat, vor allem damals, als er in den letzten Jahren vor dem ersten Weltkrieg in der avantgardistischen Zeitschrift „PAN“ seine leider echolos verhallte Stimme zu Fragen der deutschen, der europäischen, der Weltpolitik erhob und, nebenbei gewissermaßen, Klabund, Max Hermann-Neiße u. a. entdeckte und den zögernden Verlegern durch seine Autorität aufzwang. Sein ganzes Dasein und Wirken war lebendiger Protest gegen alles Barbarische, alles Rückläufige, alles, was den mühseligen und — wie wir erleben mußten — verzweifelnden Willen der Menschheit zur Höherentwicklung hemmt und fast hoffnungslos verbarrikadiert. Die Bitternisse der Vergeblichkeit, der Enttäuschung und — beim Ausbruch des nackten Barbarismus in Deutschland — der Emigration sind Kerr nicht erspart geblieben. Und er hat mit heftigen Worten und Versen, mit leidenschaftlichem Zorn reagiert. Enttäuschte Liebe hat ihn auch gelegentlich zu maßlosen Haßausbrüchen verleitet, die doch im Grunde nur die heimliche Fortdauer ebendieser Liebe verrieten, wie im Falle Gerhart Hauptmanns.

Als dann das trostlose Ende der Hitlerei hereingebrochen war, erfuhren wir, daß Alfred Kerr den deutschen Widerstandskämpfern das schönste Denkmal gesetzt hatte, in jenen Versen von den „Illegalen“, die mit ihrer Erschütterungskraft zu den bleibenden Dichtungen der Emigration gehören werden:

Die Folter droht, die Qual ist bitter —  
Der Kampf geht weiter unbeirrt.  
Sie sind die Heiligen und die Ritter  
Des Menschenreichs, das kommen wird...  
Wir heben die Hände zum Lichtrevier.  
Deutschland — seid ihr!

Der heimliche Lyriker, der in den kapriziösen, geschmeidig knappen Prosaimpressionen Kerrs immer vernehmbar bleibt, ist auch der Inspirator des kritischen Kämpfers gewesen, der sich nicht scheute, da, wo er liebte, sentimentale Töne anzuschlagen. Die fünf Bände der „Welt im Drama“ — wann endlich werden sie wieder gedruckt? — überliefern eine große Epoche der deutschen, der europäischen Dramatik und Theatergeschichte so lebendig, wie sie nur durch eine schöpferische Persönlichkeit vermittelt werden kann. Das Einzelurteil ist dabei nebensächlich geworden.

Kerrs tiefste Sehnsucht galt freilich einem anderen, helleren Bezirk dieses Erdendaseins: der „Welt im Licht“. Dort erblühten ihm jene Reiseimpressionen von Landschaften, Städten, Menschen, Tieren und allem, was den allzu flüchtigen Aufenthalt auf diesem heute von Atomspaltung so tief gefährdeten Planeten lebens- und liebenswert und trotz allem begehrenswürdig macht. Dort, wohin ihn der entscheidende Zug seines Wesens, eine kaum je stillbare Genußfreude zog, erklang auch seine Lyrik, die aus Witz und Gefühl und Liebe zum Leben wundersame Blüten trieb. Dort gefiel er sich gerne als der „ungezogene Liebling der Grazien“, als geistiger Nachfahr Heinrich Heines, dessen Muse mit den schwesterlichen Alfred de Mussets und Robert Schumanns an seiner Wiege sicherlich einst die obligate Patenstelle innegehabt hat.

Kerr hat einmal seine Lieblingsbeschäftigungen verraten: „Seefahren, Musikmachen, Kindern Gutenachtsagen, Atmen, Sätze meistern. Und Krach.“ Wir aber wissen vor allem, daß sein Schaffen Jahrzehnte hindurch einen wesentlichen Anteil daran gehabt hat, daß Musik im deutschen Geist und in der deutschen Sprache lebendig blieb.



## Konferenz im Atrium

Stefan Andres hat die Menschen unserer Zeit mit ihren Leidenschaften und Neigungen in seiner Roman-Trilogie „Die Sintflut“ eingefangen. Der erste Roman, „Das Tier aus der Tiefe“, dem es an farbigen Bildern und spannender Dramatik in nichts fehlt, ist soeben im Piper-Verlag München erschienen. Der Dichter hat die Hauptpersonen vor Beginn seiner Arbeit im Atrium versammelt, um ihnen ihre Rollen zuzuweisen. Aus diesem „Vorspiel“ hat uns Stefan Andres den folgenden Auszug freundlicherweise zur Verfügung gestellt.

Das Thema „Die Sintflut“ klingt märchenhaft, so wenigstens empfand es sein Urheber, doch wäre es gefährlich, die uns immer näherrückenden Wasser der großen Flut, die bereits die Grundfesten unseres Hauses unterhöhlt haben, in jenen entrückten Raum zu verlegen, wo alles möglich und alles nah, zugleich aber so erlösend fern ist. Der Urheber mußte dem Wort Mensch einen durch die Geschichte der vergangenen Jahre klar geformten Inhalt geben. Mensch des 20. Jahrhunderts mußte er sagen und ihm überdies das spezifische Gewicht eines Volkes geben.

Und so wollte er von jenem Menschen reden, den er am besten kennt, vom deutschen Menschen: nicht, als ob sich in diesem das Thema erschöpfte oder die Sintflut allein ihn bedrohe, aber der Deutsche schien ihm zum Modell geworden, an dem die Katastrophe sich in einer geradezu stellvertretenden Deutlichkeit vollzog. Darum verwarf der Urheber den Märchenraum mit allen seinen ungemein verlockenden Möglichkeiten, wie der einen, in dem Satz „Es war einmal“ beschlossen. Doch ebenso sehr verschloß er sich der Form der aktuellen politischen Reportage; schon die Vorstellung, in dem blutwarmen Innern jener Verbrecher wühlen zu müssen, die soeben erst von der Bühne wirklichen Lebens heruntergestoßen worden waren, ließ ihn erschauern. Denn der Gestank, den bloß erfundene Personen verursachen, hat für den Urheber ebensowenig wie für den

Leser jene widerliche Schärfe, die dem übelverlaufenen Leben eines Zeitgenossen eigen ist. Der Urheber hätte lieber auf das ganze Spiel verzichtet, als es mit Darstellern aufzuführen, die nicht seiner eigenen Wahl entstammten. Ueberdies wollte er gerade durch diese anscheinend höchst eigenwillige Rollenbesetzung eine Grundthese seines Romans von vornherein erhärten: das noch den Sinnen und dem Herzen nahe, allzunahe Zeitgeschehen kann nur mit dem Kunstmittel der Analogie auf die Ebene der klaren Anschauung und der leidenschaftslosen Betrachtung erhoben werden. „Die Wirklichkeit verwirrt“, das erfährt sogar der Historiker auf eine geradezu tragische Weise, wenn er sich erkühnt, das wahre, dem Schein zugrunde liegende Ereignis in den hohlen Eierschalen der Tatsachen zu suchen; der Dichter vollends, der diesen Weg geht, endet im historischen Roman oder in der Reportage: *Skylla und Charybdis* für jedes epische Werk, das sein Thema aus der Zeit nahm und nicht vermochte, es über die Zeit in den unwandelbaren Raum der Bilder zu erheben.

Und noch einen Antrieb gab es für den Urheber, unbeeinflußt von dem historischen Geschehen seine Person zu wählen. Professor Dr. Moosthaler, der „Normer“, ist mehr als eine bloße Analogie zu einem bestimmten deutschen oder ausländischen Diktator; vielmehr strebte der Urheber, indem er diesen Typ schuf, den politischen Großinquisitor als solchen an! Und damit wurde der Versuch gemacht, über eine bestimmte historische und vom flackernden Licht der Meinungen und Leidenschaften noch auf hundert Jahre unwaberte Gestalt hinauszugelangen in jenen Raum, wo ausschließlich durch die Mittel der Ästhetik eine Gestalt geschaffen würde, die der Leser, welche politische Meinung er auch habe, aus größter Nähe betrachten kann. Er kann zwar einwenden, diese Gestalt sei eine Erfindung, aber daraus kann er nicht folgern, sie sei im historischen Raum eine Unmöglichkeit. Denn es könnte leicht geschehen, daß gerade jener Zug, den er heute noch am Normer für phantastisch und ganz und gar romanhaft hält, morgen von einem neuen Machtphantasten realisiert wird.

Professor Moosthaler hatte es schon fast vergessen, daß er in einer früheren Romanwelt ein norwegischer Kriminalschriftsteller namens Mjösdal gewesen war und als solcher ein Faible für Whisky und junge Männer hatte. Als Theologe hatte er sich nicht sonderlich geändert, sogar die vom Whisky violett angehauchte Mjösdalsche Nase war ihm geblieben. Seine Absicht, als katholischer

Dogmatiker in diesen Roman einzusteigen, begründete er mit zwei Sätzen: „Wissen Sie — die Macht und Würde des Priesters“ (sein Baß bröselte aus allen tieferen Körperregionen) — „und überhaupt: ich bin für Hierarchie und Ordnung!“ Der Urheber gab ihm zu bedenken, daß er — „verzeihen Sie sehr, Professor“ — als katholischer Theologe leicht Anstoß erregen könnte. Darauf er: „Wie bitte? — Och, die Kirche ist so stabil — und ihr Renommee einfach unverwüstlich, da wimmelt’s ja nur so von Kraftmenschen! Ja, nennen wir’s so. Ich muß Bewegungsfreiheit haben, Herr Urheber, einen gewissen Einfluß, verstehen Sie!“

Der Urheber merkte, diese Gestalt war fertig, sie drängte in die Handlung. So lud er denn eines Tages, als auch Moosthalers Mitspieler so weit waren, alle zur letzten, zur Generalkonferenz ein, damit sie, jede Person einzeln, den Kontrakt unterzeichneten. Zu diesem feierlichen und entscheidungsvollen Anlaß baute der Urheber schnell eine riesige runde Kuppelhalle mit schwarzen Wänden und einem moosig weichen Fußboden, darauf die Gestalten wartend umherstanden und unverwandt in das kleine runde Loch in der Kuppel hinaufblickten. Was sie sahen, begriffen sie nicht, es funkelte sie stumm an, und sie schwiegen, obgleich sie alle sehr erregt waren. In einer kleinen Kammer aber neben dem Kuppelraum saß der Urheber an einem Tisch und rief jeden Mitwirkenden einzeln zur Kontraktunterzeichnung herein, zuerst erschien Professor Dr. Alois Moosthaler.

Und der Urheber fragte ihn ernst, ob er entschlossen sei, mitzuwirken und welches seine endgültigen Bedingungen seien.

Moosthaler hielt einen Augenblick den Kopf schief.

„Eine angenehme materielle Basis versteht sich von selbst, aber die schaff ich mir schon. Wichtiger ist“, Moosthaler hob den Kopf, sein Blick hinter den dicken Brillengläsern flimmerte lauernd, „was haben Sie überhaupt mit mir vor?“

„Nun“, und das sagte der Urheber wiederum sehr ernst, „Ihnen zu geben, was Sie verlangen: Bewegungsfreiheit, Einfluß auf Menschen und Geschehnisse, kurz: Erfolg. Geben tu ich Ihnen das zwar nicht, Sie nehmen es sich!“

Moosthaler nickte vergnügt: „Dachte es mir. Aber im Kontrakt, darauf bestehe ich, muß vermerkt sein, daß Sie mir nicht in die Quere kommen und mich stören, daß Sie mir keine Hindernisse, sozusagen von oben her, in den Weg legen. Mit meinen Mitmenschen werde ich schon fertig werden!“

„Genau das steht im Kontrakt“, sagte der Urheber ernst. „Ich ziehe



mich nach dieser Konferenz sofort und gänzlich zurück. Meine Geschöpfe können tun und lassen, was sie wollen — allerdings vergessen Sie das nicht, Herr Professor, es geht alles auf Ihr Risiko. Denken Sie an das Ende! Und vergessen Sie nicht, daß Sie verantwortlich sind. Nicht Ihre Erkenntnis führt den Willen an, nicht Ihr Wille die Erkenntnis, vergessen Sie das Dritte nicht!"

„Und das wäre?"

„Die Gnade, mein Lieber!"

„Natürlich, ganz recht, die Gnade. Ich weiß, daß sie mit mir ist. Übrigens, wie heißt die Überschrift von dem Ganzen?"

„Wenn ich sie Ihnen verriete, verstünden Sie mich doch nicht."

„Wie bitte? Ich . . . Sie meinen?"

„Starke Männer wie Sie setzen sich selber gern als Überschrift über eine Epoche."

„Also meine Biographie sozusagen?" Moosthaler hielt wieder den Kopf schief, er schmunzelte.

„Nur der Starke", fuhr er fort, „gibt seiner Epoche Sinn und Namen, zumal in Zeiten, da sich die kleinen Leute überall vertreten lassen, Tisch und Bett ausgenommen."

„Wie Sie wollen, Herr Professor, nennen wir das Ganze: Epoche des starken Mannes?"

„Nicht übel! Aber noch eins..." Moosthaler schob vorsichtig den Kopf vor: „Ich vermute, Sie verfolgen als Urheber gewisse Tendenzen?"

„Vielleicht — aber ich hütete mich wohl, sie auszuapludern!"

„Moment, Herr Urheber", Moosthaler hob die Hand, „Tendenzen des Urhebers sind eine Einmischung — und das verstößt gegen den Kontrakt. Ich bin frei, wie bitte? — Ich kann tun und lassen, was uns zur Erreichung unserer Ziele notwendig ist. Darum bitte, Herr Urheber, eine klare Antwort: verfolgen Sie Tendenzen?"

„Ich suche die Welt zu verstehen und — schaffe Gestalten —"

„Ah so", Moosthaler lächelte, „ich verstehe — wir hätten somit die Ehre, nicht wir selbst, sondern Ihre Figurinen zu sein, sozusagen Ihre Schachfiguren, mit deren Hilfe Sie eine bestimmte Lösung demonstrieren wollen?"

„Ich habe nichts dergleichen gesagt", erwiderte der Urheber unwillig. „Aber Sie lassen mich nicht zu Ende sprechen, ein merkwürdiges Verhalten für eine Schachfigur..."

„Nun, wir verstehen uns ja doch, Herr Urheber", sagte Moosthaler begütigend.

„Sie irren sich, Herr Professor! Ich verstehe Sie, aber Sie können mich nicht verstehen. Und ich bin Ihnen, das möchte ich wiederholen, keinerlei Rechenschaft über meine innersten Absichten schuldig. In unserem Kontrakt steht kein Wort davon. Übrigens noch ein Punkt: wenn ich mich auch streng daran halte, mich nicht einzumischen, so bin ich doch genötigt, Ihr endloses Gerede und auch das gewisser anderer Mitwirkender, die Ihnen nahestehen, des öfteren zu beschneiden.“

„Sie überraschen mich, Herr Urheber . . .“

„Ich weiß, ich greife Ihnen vor. Darum also, hören Sie gut zu, gestatte ich mir, diesen Punkt in unsern Kontrakt zu setzen: ‚Alle Ausführungen der handelnden Personen über Themen wie Wirtschaft, Industrie, Technik, Bankwesen und damit in Verbindung stehende Materien kann der Urheber nach Gutdünken tilgen oder auch beschneiden, weil a) alle diese Ausführungen wesentlich von Dilettanten oder Politikern gemacht werden, b) die in Frage stehende Romanwirtschaft keinen anderen Zweck verfolgt als den, einem Einzigen und seinen Generälen die Mittel zu geben . . .‘“

„Sie sagen: seinen Generälen?“ Moosthaler bog sich jäh vor. „Sie sind geneigt, mir Generäle beizuordnen?“

„S i e ordnen sich die Generäle bei, nicht ich!“

„Gut.“ Moosthaler richtete sich in seiner ganzen Leibesfülle kerzengerade auf.

„Also geben Sie her — hier meine Unterschrift. — Seien Sie versichert, ich bringe die Sache auf Touren . . . Ich mache keine halben Sachen, ich weiß, was ich mir schuldig bin!“

Es erschien der Architekt Gabriel Clemens, ein hagerer, straffer, hochaufgeschossener Mann von noch nicht fünfzig Jahren. Sein Gesicht war ernst, seine Augen blickten kühl und prüfend, um seinen Mund lag ein Zug, als kaute er Wermut.

„Sie haben es sich überlegt, Herr Clemens?“ fragte der Urheber. Er nickte.

„Von der Apathie zur Verzweiflung ist nur ein Schritt“, sagte der Urheber mahnend, „Sie dürfen in diesem Zustand nicht verharren. Ihre Erfahrungen haben viele Ihrer Altersgenossen gemacht: Krieg, Nachkriegszeit, eine zerrüttete Ehe, das ständige Umspültsein von dem ziellosen Wirrwarr einer Zeit ohne Größe, ohne Glauben, ohne Männer, ohne Verantwortung. Und dabei das lähmende Bewußtsein, mit allen auf einer schiefen Ebene zu stehen und selbst mitgerissen zu werden. Sie haben einen tiefen, unerbittlichen Blick getan in die

Zeit und ihre Übel, Ihr Blick brennt sozusagen Löcher in die Hüllen des schon umherschleichenden Gespenstes, und Sie haben darunter das Totengebein entdeckt. Das Schlimme aber ist: Sie sind nicht nur gelähmt, Sie sind zugleich fasziniert von dem Gedanken, daß es für alles zu spät sei. Sie hatten sich darum einige Plätze zum Träumen errichtet, in der Sonne des Südens, und verließen sie dann. Sie gruben sogar nach Tempeln... Und dann gingen Sie plötzlich nach Rußland. Sie, ein verzweifelter Bürger, und bauten mit an der Fabrik des proletarischen Paradieses. Nicht, weil Sie glauben, sondern weil Sie es nicht aushalten, an einer Gefahr vorbeizuschauen. Sie können nichts, was Ihre Welt, ich meine, Ihre Freiheit bedroht, im Rücken haben, Sie müssen es sehen, durchschauen."

"Bitte nichts von der Freiheit", unterbrach Clemens den Sprecher und lächelte bitter.

Und es erschien Leo Olch, im abgetragenen schwarzen Anzug der Bekenner, mit dem Gummistehkragen der Verächter, mit dem vom Rasieren blutenden Adamsapfel der Ungeschickten, mit der rötlich verschnupften Nase der prinzipiell Beleidigten, mit den abgenagten Fingernägeln der Verdränger. Die Augenlider hielt er meist gesenkt, wurden sie fordernd aufgerissen, warf die Brandstifterfackel des Herostratos einen unsicheren blauen Schein auf den Beschauer.

Da der Urheber sanft das Gespräch auf den Kontrakt lenkte, brachte Olch „seine unumstößlichen letzten Bedingungen“ vor: 1. Freundschaft mit einer sehr reichen Person, die unter Umständen auch weiblichen Geschlechts sein dürfte, zwecks finanzieller Fundierung seiner umwälzenden Ideen; 2. übernormale Fähigkeiten für seine Person wie Telepathie, Prophetie, Suggestionsvermögen; 3. als ausführendes Organ seiner Ideen die Bereitstellung eines Übermenschen, d. h. eines Mannes, der mit übernormalen Willenskräften ausgerüstet sei — „denn“, so begründete der Confessor Olch diesen Punkt, „ich bin eine rein geistige Kraft und darf mithin nur indirekt wirken“. Und zwar müsse dieser Übermensch, den er, der Confessor, als den „Normer“, den „Vater der Zukunft“ und den „Hochofen des neuen Menschenmaterials“ verheiße, genau an dem von ihm hierfür festgesetzten Tage eintreffen.

Der Urheber bewilligte nach kurzem Bedenken alle drei Punkte, und Olch unterschrieb, das heißt, er malte seinen Namen in dünner Blockschrift klein und ordentlich unter den Kontrakt.

Und so erschien Madame van der Finken. Eine Millionärswitwe mit Bühenaussprache und pathetischen Gesten, gewissermaßen noch



stattlich, würde sie vielleicht sogar klug werden, eines Tages, nachdem sie hinreichende Enttäuschungen erlebt und alles abgetan hätte, womit sie ihre Person wie mit Coiffüre und Kothurn zu erhöhen und ihre innere Leere auszufüllen versuchte.

Als der Urheber nun das Alter aussprach, das er ihr bestimmt hatte, maß sie ihn mit dem Blick einer Medea. „Wie? Fast fünfzig? Was kommt Ihnen bei, lieber Autor? Ich fühle mich wie eine Dreißigerin. Wie konnten Sie mir bei so viel Vitalität dieses Alter als Mitgift geben! Eine Zumutung! Eine pure Unmöglichkeit! Ich mache mich lächerlich — ja, ich vermute, Sie selbst lachen über mich im stillen.“

Davon könne keine Rede sein, beruhigte sie der Urheber. Ihm liege nichts ferner, als sich über seine Gestalten zu amüsieren. Überdies stehe es bei ihr, sich so aufzuführen, wie sie es für richtig halte. Dann überreichte er Madame van der Finken ihr Vermögen: Landgüter, Bankkonten, Hotel- und Eisenbahnaktien; in Holland, in der Schweiz, in Amerika.

Sie machte einen tiefen Knicks und lächelte wie ein kleines Mädchen. Dann überflog sie die Posten, summierte, prüfte genießerisch die Echtheit der Papiere und steckte schließlich ihr Hab und Gut in ihre Handtasche.

„Sehr generös, Herr Urheber.“

„Glauben Sie, Madame? Ich fürchte, daß Sie noch manchmal über Ihr Vermögen seufzen werden. Sie haben zwar eines Tages viele Bewerber um sich...“

„Aber?...“

„Nun, Sie werden ja sehen, ich darf Ihren Erfahrungen nicht vorgehen. — Übrigens, das ist nicht unwichtig — fühlen Sie nicht, nun — daß Sie Jüdin sind? Leider mußte ich Sie mit dieser Erbschaft belasten.“

„Leider? — Ja wirklich, auch das! Natürlich, das bin ich schon, nebbich, jetzt fällt's mir ein!“

Und Madame van der Finken unterschrieb mit großen, fetten, ein wenig nach links gerichteten Lettern, die fast so groß waren wie die des Papstes Alexander.

Wie anders wirkte die Mitteilung, er sei eigentlich Jude, auf den Rechtsanwalt Gutmann! Der kleine Herr mit den hängenden Schultern und dem stets unentschieden zwischen Spott und Schüchternheit hängenden Lächeln schien im Innern des Urhebers bereits so weit entwickelt und die Atmosphäre des Kommenden so deutlich zu

wittern, daß er erbleichte und zu stottern begann: „Machen Sie aus mir in Ihrem Roman, was Sie wollen — einen Tellerspüler im Adlon, einen Kanarienvogel! Ja, als Zimmerlinde, Badewanne, Schuhputzlappen bin ich gern dabei — aber bitte, bitte nicht als Jude! Krokieren Sie meine Seelenlandschaft aufs neue und tilgen Sie darin den Sinai und setzen Sie an diese Stelle irgend etwas, sagen wir den Pilatus. Warum alles auf mir?“

Aber da ließ ihn der Urheber in die Zukunft des Romans blicken, doch sah er nur ein einziges Bild: seine Frau, die keine Jüdin war, mit dem Sohn in der Wiege.

„Nun — die wären also nicht vom Sinai überschattet?“ seufzte Gutmann und wischte sich kurz eine Träne aus dem Augenwinkel, „denen dürfte also, ohne daß ich mich hochtrabend ausdrücken möchte, niemand zu nahe treten? Eine grandiose Bellavista! Und ist er wohlgeraten? Ein ansehnlicher Brocken von einem Sohn! Bleibt nur zu erwägen, ob er mit mir ebenfalls zufrieden ist?“

Zweifel war in dieser Frage, doch der Urheber nickte: „Sehr! Und er wird ein geistig wacher und aufrichtiger Mensch sein!“

„Sehr verbunden, mein Urheber“, seufzte er.

Und er unterschrieb; der Namenszug war in einer langen Anwaltspraxis so zerschrieben worden, daß man ihn nur schwer entziffern konnte, er sah aus wie ein verbogener Draht.

Nun tastete sich, wie wohl von einem schönen jungen Mädchen geführt, ein Blinder herein, der Goldschmied Clemens, der Bruder des Architekten. Er schien zu den Männern zu gehören, die gleich den Chinesen mit Genuß alt werden, so würdig und voll friedlichen Behagens trug er seinen Bauch; sein breiter Vollbart aber war erst im Ergrauen. Der Urheber stand mit Clemens in einem besonderen Verhältnis, das ging aus der Art hervor, wie sie einander schmunzelnd begrüßten.

Zuerst begann Clemens von seiner Nichte zu sprechen, von Charis, der Tochter des Architekten. Er sei zwar sehr dankbar für das Los, vom Urheber solche anmutigen „Äugelchen“ als Ersatz für die seinen zum Geschenk erhalten zu haben, aber — er fürchte manchmal, daß sich das Mädchen bei ihm doch langweilen könne. Überdies werde sie älter, und so habe er immer den Tag vor Augen, da sie ihn dann doch verlassen müsse. An dieser Stelle begann Charis mit ihm sanft zu schelten, und der Urheber konnte sich seine Ermunterungen sparen, zu denen er soeben ansetzen wollte.

Dann begann Emil Clemens von seinem Vorhaben zu sprechen, die

Sintflutlegenden zu erzählen. Er habe sich das überlegt. „Verstehen Sie doch, ich fühle mich so gar nicht als Schriftsteller. Diese Leute stehen übrigens im Verdacht des Schmarotzertums, indem sie von den Dummheiten ihrer Mitmenschen leben, was sonst doch eigentlich nur die Politiker tun. Kurzum“, er lächelte und schöpfte auf seine leicht asthmatische Weise Atem, „ich bin eigentlich nur Goldschmied. Könnten Sie nicht selber die Legenden von der Sintflut dazwischenstreuen, etwa selbst wie ein Conférencier zwischen unseren Kapiteln auftreten und sich auf diese Weise beim Leser einschmeicheln?“

„Durchaus nicht, mein lieber Clemens, Sie machen es bestimmt besser“, sagte der Urheber und er führte seine Gründe an: diese Legenden seien für einige Personen des Romans bestimmt, und die könne der Urheber selbst nicht erreichen. Überdies — der Leser liebe es nicht, dem Autor im Buch zu begegnen, er hasse ihn sogar im Grunde, denn der Autor stehle seinen Lesern außer einer Menge Zeit auch noch ganz andere Dinge, zum Beispiel Pointen, und nichts erbose den Leser mehr, als auf Wendungen und Gedanken zu stoßen, die er genau so gut, ja noch besser gerade zehn Minuten vorher formuliert hat. Überdies stehe jeder Autor im Geruch der Eitelkeit, der Rechthaberei und vor allem der tendenziösen Absichten. Dagegen gebe es nur ein Mittel, nämlich dem Leser auszuweichen wie einem Gläubiger.“

„Mein Gott“, seufzte Clemens, „da steht mir ja noch allerlei bevor, denn ich wollte außer den Legenden in meinem Romandasein noch eine bestimmte politische Broschüre veröffentlichen.“

„Tun Sie es immerhin“, ermunterte ihn der Urheber eifrig, „ich habe Sie nicht umsonst mit so viel pufferndem Behagen ausgestattet. Man kann es überdies nicht allen recht machen, vergessen Sie das nie, es ist eine der simpelsten und zugleich wichtigsten Maximen für einen Mann, der sich äußert und nicht aus der Fassung geraten will, vor allem nicht in Zeiten, wie sie auch Ihnen, mein lieber Clemens, bevorstehen.“

Und er unterschrieb, seine Unterschrift schuf etwas wie die Umriss einer schweren und doch fröhlichen Wolke.

Und herein trat, vom Alter gebeugt, den zerbeulten Klerikerhut verlegen in der Hand haltend, Don Evaristo, von Beruf Hilfspriester.

Er habe es sich überlegt, sogar gründlich überlegt, murmelte er, nein, er könne doch nicht mitwirken. Der Urheber habe ganz andere Priestergestalten nötig.

„Was Sie mir, lieber Urheber, von den Zuständen in Ihrem Roman



andeuteten, das hat nichts mehr mit heidnischen Zeiten zu tun, wie Sie sagten. Ich habe darüber nachgedacht, ich will Sie nicht belehren, aber ich schlafe schlecht, wie Sie wissen, und dann denke ich nach. Damals — das waren ganz andere Verhältnisse, was meinen Sie? Lesen Sie doch einmal die Briefe von Petrus, Paulus, Johannes, Jakobus, Judas. Wenn ich heute solche Briefe schriebe, und wär's auch nur an einzelne Leute, dann lachten mich alle aus, ist das nicht so? Diese Heiden waren doch sehr zivile und kindliche Leute, daß man so an sie schreiben konnte. Und überhaupt: waren es richtige Heiden, so waren sie doch fromm, sehr fromm, und mit frommen, einfachen und zivilen Leuten kann man verkehren, selbst wenn sie sich irren, nicht wahr? Aber heute? Es gibt kaum noch Heiden, aber noch weniger Christen! Was sind das also für Menschen? Ich weiß es nicht. Diese Leute sagen: wir glauben, daß drei Kilo Rindfleisch einen guten Topf Brühe geben. Und sie sagen, daß die Tiere, ohne zu glauben, besser dran sind als der Mensch. Sie haben überhaupt kein Bedürfnis mehr zu glauben. Zweimal zwei ist vier — oder auch fünf, so sagen sie und gehen damit schlafen. Das Rechnen, ja, das blieb ihnen noch, alles rechnen sie aus: wieviel die Sonne und wieviel ein Funke wiegt, wie alt die Erde ist und wie alt sie noch werden kann. Und was das Korn kostet, wenn es nicht regnet; und das Öl, wenn ein Krieg kommt. Gegen das Rechnen ist nichts zu sagen, wenn man sich selber mit in die Rechnung setzt, was meinen Sie? Und da wollen Sie einen alten Zippergreis wie mich unter diese Leute stellen. Ich will nichts Schlechtes über meine Mitmenschen sagen, die meisten können nichts dafür, daß sie nicht einmal mehr Heiden sind, sondern höchstens Affen in Glacéhandschuhen mit Brillen und Rechenmaschinen. Aber sie werden mich auslachen und von mir verlangen, daß ich ihnen einen Gott zeige, der so verständig ist wie sie und noch besser rechnen kann. Und wenn ich ihnen das Kreuz zeige, sagen sie bestimmt, daß sie das längst kennen: aus der Mathematik und auch von den Fahnen und Friedhöfen her, und daß es sich auch ganz hübsch auf den Kirchenkuppeln ausnimmt und als Ordensstern und als Zeichen auf Flaschen, in denen Gift ist. Und sie werden fragen, ob ich etwa dafür eine neue Verwendungsart entdeckt hätte. Und wenn ich mich lächerlich machen will und es ihnen sage, daß der Mensch daran erhöht werden muß, um zu Gott zu gelangen, dann schütteln sie die Köpfe oder sagen mir gar, ich solle es ihnen vormachen."

„Ecco, Don Evaristo, gerade das werden Sie tun, gerade das und das allein verlange ich von Ihrem Priestertum!“ Der Urheber blickte

den alten Mann bittend an: „Ich brauche nämlich Priester in meiner Romanwelt — nicht so sehr Theologen . . .“

Der Alte blickte mit seinem unaufhörlichen Kopfschütteln zittrig vor sich hin. „Ich kann nicht predigen“, murmelte er bedrückt, „mein Latein ist miserabel, und mein Geist, glaub ich, ist ziemlich schwach. Mit meinen siebzig Jahren bin ich naschhaft wie eine Katze, jeden Abend vorm Schlafengehen schlecke ich mein Stück Würfelzucker, stellen Sie sich vor! Und Kaffee — immer noch ein Täßchen, und den Wein trink ich auch gern. Und empfindlich bin ich und leicht zu beleidigen. Wenn Sie mich kennten, Herr Urheber, würden Sie mich zum Kuckuck jagen. Und außerdem bin ich ein Wrack, die Hälfte meines Lebens lieg ich im Bett, Sie wissen es ja.“

„Ich weiß es, Don Evaristo! Aber Sie haben einen Wert, den Sie nicht kennen, und nicht erkennen können, sonst hätten Sie ihn nicht. Kanzelredner und intelligente Priester gibt es in Fülle. Ihr Bischof zum Beispiel, der Bischof von Città morta, ist ein feiner, kluger Mann, der so schön predigt, daß die Damen die Plätze im Dom vorher belegen, natürlich nur während der Saison. Und er ist korrekt, Ihr Oberhirte, in jeder Hinsicht; in seinen Sitten und seinen kirchlichen Geschäften. Und sein Glaube desgleichen, er bewegt seine Dogmen wie ein überlegener Billardspieler seine Kugeln. Er unterhält mit Gott die besten gesellschaftlichen Beziehungen wie auch mit den Menschen. Aber ich kann mit ihm und durch ihn das Kreuz in diesem Roman nicht erhöhen.“

„Das wollen Sie?“ Don Evaristo trat einen Schritt näher.

„Ja, wenn das der Titel wäre: Kreuzerhöhung —“

„Oh, ich dachte, Sie wollten etwas ganz anderes — Sie wollten ein großes Unglück darstellen, ein unbeschreibliches, unerklärliches Unglück!“

„Aber, Don Evaristo, denken Sie nach: Kreuzerhöhung! Gibt es das ohne ein Unglück — ein unerklärliches Unglück?“

„O ja“, der Alte nickte mit geschlossenen Augen, „Sie haben recht. Man denkt immer nur an das Fest, aber . . . daß mir das erst jetzt klar wird! . . . Es fuhr mit dem Schaft in die Grube — in die Grube auf Golgatha. Gewiß, die Hölle erbebte, das ist mein Glaube — aber wir übersehen: auch sein Herz erbebte . . . Ja so — das wollen Sie!“

„Ja — genau das! Daß wenn das gekreuzigte Herz des Menschen erbebt, auch die Hölle zugleich erbebe.“

Und Don Evaristo nickte: „Eccomi“, flüsterte er und setzte seinen Namen unter den Kontrakt, er schrieb, langsam, zittrig, mit einer

schülerhaften Greisenschrift: „Evaristo Pezzi, Hilfspriester an San Cristoforo in Città morta.“

Melk-Berry, der Arzt und Buddhist, der viele Sprachen beherrschte und so gerne Bach spielte, stand schmal und linkisch vor dem Urheber. Er behauptete von sich, Ungar zu sein, doch sprach er unverkennbar wienerisch. Er behauptete auch, er sei Atheist, und er war der Meinung, der Begriff Gott sei so ausgemacht hohl und unsinnig, daß man ihn nicht, ohne sich selbst zu entwerten und als dumm zu entlarven, gebrauchen dürfe. Ein Buch, darin Gott als existent geglaubt vorkomme, so sagte er zum Urheber, lege er, selbst wenn es ihm bis zu dieser Stelle gefallen habe, sofort weg — denn es müsse schlecht sein, weil es sich genau von dieser Stelle ab das Suchen nach der Wahrheit selbst unterbinde.

„I denk, ma soll halt nix übertreibn — auch nicht seine Prinzipien, bitt scheen. I mecht gradheraus gesagt: mein Niveau bewahren und mi auf nix einlassen.“

„Das möchten Sie? Sich draußenhalten? Nun, streiten wir nicht darüber, ob das richtig ist. Aber probieren Sie's einmal, ob es möglich ist! Sie haben dazu die Gelegenheit!“

„Na, also!“ so sagte er und unterschrieb, schmunzelnd, schnurrbartzupfend; er schrieb dünne, glattmusikalische Lettern, die schön gewesen wären, hätten sie Farbe und Kantigkeit gehabt, so aber sahen sie nur gescheit und hübsch aus.

Es erschienen nun Zeisig, Baron Pratz, Hauptmann Schmitz, Tropfen, Don Alfonso, Don Jago und viele andere noch, eine lange Reihe. Und der Urheber schaute auf ihre Hand und auf die Feder, wenn sie ihren Namen unter den Kontrakt setzten und mit dem Namen ihr Leben unauflöslich dem Roman verbanden.

Es sei übrigens nicht verschwiegen, daß einige Personen im letzten Augenblick ihre Unterschrift verweigerten.

Der Urheber fragte sich schon lange, wie das Problem des Genormten jemals in seiner ganzen europäischen Breite darstellbar sei. So wunderte er sich denn auch nicht, als einige Nichtdeutsche, die für hohe Normämter in Aussicht genommen waren, sich weigerten, in den Roman einzusteigen. Manche gaben ausweichende Antworten: die Potenz ihrer Existenzmöglichkeit sei augenblicklich nicht in der Lage, weitere Realisierungsverpflichtungen einzugehen. „Ich ekele mich, darum will ich nicht sein“, sagte einer und sank mit einer gewissen Konsequenz ins Nichts zurück, und der Urheber zerriß sein Aktenstück.



## Im Licht der alten Götter

Noch war Frieden in Griechenland. Unmöglich schien die Vorstellung, daß es nicht immer so sein sollte, daß die einsamen Gebirgsstraßen, auf denen man nur selten einem Eseltreiber begegnete, von Soldaten bevölkert und die stillen Oliventäler von anderen Lauten widerhallen würden als den zirpenden Geigen der Zikaden. Tiefer, verlässlicher wirkte dieser Friede als irgendwo sonst in Europa. Die Einwohner verteilten sich weitläufig über das Land, sie hätten in einer modernen Großstadt annähernd Platz gefunden. Auch hier sammelten sich die Menschen in den Hauptstädten, Athen und Thessaloniki summten von großstädtischem Leben, handelten und diskutierten nach den Gesetzen des Zeitgeistes, aber das Herz Griechenlands schlägt in seinen Dörfern. Fragt man einen Griechen nach seiner Heimat, so nennt er nicht seinen städtischen Wohnsitz, welchen Rang er auch darin bekleidet, sondern den meist unbekannten Namen eines entlegenen Gebirgsdorfes. Wer den Griechen finden will, muß ihn in den Dörfern, in den einsamen Höfen der Gebirge, den Hütten der Hirten suchen; wer das Land kennenlernen will, muß in seine Berge steigen.

Die Eisenbahn, die Athen mit Thessaloniki verbindet und mitten durch das Land, durch eine fast ununterbrochene Kette von Gebirgen führt, über Tunnel und Viadukte in schwindelnder Höhe, war noch kein strategisches Objekt. Sie schien auch so zerbrechlich genug mit den streichholzdünnen Eisenstreben, auf denen in Turmeshöhe zierliche Brücken schwebten; aber bis auf die Wartepausen, an die der einheimische Reisende gewöhnt ist, und denen er auch in anderen Lebenslagen mit nie versagender Gelassenheit begegnet, passierte kein Unglück; denn Griechenland hat seinen besonderen Schutzengel, auf den auch der Fremde zu vertrauen lernen muß, wenn er die öffentlichen Verkehrsmittel benutzt.

Es scheint ein Wagnis, den altersschwachen Autobus zu besteigen, der jenseits von Theben in einem größeren Bergflecken von der Bahn in westlicher Richtung abzweigt. Körbe, Kisten und Kanister mit Olivenöl und anderen ländlichen Erzeugnissen werden auf das ächzende Dach geladen. Eigentümer und Fahrer helfen sich gegenseitig in geräuschvollem Durcheinander von Rat und Tat, das trotz des aufgeregten Stimmaufwands beunruhigend nur auf den wirken würde, der mit der Uhr in der Hand auf die angekündigte Abfahrzeit gepocht hätte. Wer aber nach Delphi fährt, soll die Zeit hinter sich lassen. Auch andere Bedenken verfliegen schnell, als sich der Autobus mit stampfendem Motor und kreischenden Gängen endlich in Bewegung gesetzt hat. Die heitere Stimmung, mit der sich die Dörfler nach getaner Arbeit dem Genuß der Fahrt hingeben, ohne durch das Rattern des Wagens oder das Poltern des Gepäcks auf seinem Dach in ihrer Lust des Erzählens gestört zu werden, ist so überzeugend, daß auch der Fremde ihr erliegt und nicht mehr Anstand nimmt, den auf ihn einstürzenden Fragen, woher er sei, wieviel die Oliven in seiner Heimat kosteten, warum er in ihr Dorf komme, bereitwillig Rede und Antwort zu stehen.

Draußen hat die Landschaft immer größere Ausmaße angenommen. Die weiß und rosa Tupfen der blühenden Mandeln, die frisch begrünten Streifen schmaler Felder sind vorüber; nur selten ragt noch ein Blütenbaum aus der Wildnis von Steineiche und Stachelkraut. Der Autobus schraubt sich am Südhang des Parnas empor. Unter dem heißen Atem der Sonne dörren die Berge, nacktes Gestein hebt sich in immer klareren Konturen zum Himmel. Kein Baum, kein Strauch unterbricht mehr die Strenge der Linien. Das Wesentliche triumphiert.

Wie Schwalbennester sind die Häuser an den Felsen geklebt. Dampfend hält das Fahrzeug. Die meisten Insassen steigen aus, sie sind am Ziel. Der Weg senkt sich nach Westen. In der Tiefe wird der Golf von Korinth sichtbar, jenseits steht als blasser Hauch die Bergmauer der südlichen Halbinsel. Ein Hain von Tamarinden hüllt die Straße ein. „Wir sind angekommen“, sagt eine Stimme. Unterhalb der Straße blühen drei Säulen aus den Trümmern alter Steine. Rechts türmt sich eine Bergwand, so schroff und drohend, daß der erste Blick kaum die Säulenstümpfe und anderen Bruchstücke davor wahrnimmt, die Delphi sein sollen. Schon ist der Wagen um die Ecke gebogen und hält. Ein Bergdorf, das nicht mehr Delphi heißt, aber nur wenige Schritte davon entfernt Menschen beherbergt, die

heute noch den Namen derer tragen, denen Delphi „der Nabel der Welt“ gewesen ist. Äußerlich leben sie kaum anders als damals. Das Land und seine Erträge haben das Gesetz ihres Lebens geschrieben. Es gibt keinen Großgrundbesitz, der die sozialen Verhältnisse der kleinen Landbebauer hätte verändern können, das Land hat ihn verweigert. Auch die industrielle Entwicklung bleibt gewissermaßen am Rande, auf das Hinterland der großen Häfen beschränkt. Die griechische Mission für die Welt sollte sich ausschließlich auf immateriellem Gebiet erfüllen.

Der Fremdling geht dem Zauber des Wortes nach, der bis zum heutigen Tag in den Herzen der Europäer nachklingt, wenn der Name Delphis genannt wird. Wie ein Vorhang begrenzt der Felsenvorsprung am Eingang des Dorfes das profane, aber wirkliche Leben von der alten Kultstätte, die menschenleer in Trümmern liegt. War sie unwirklich, ihr Geist verflüchtigt oder längst gestorben? Nichts enthüllt sich, wenn man von der Fahrstraße die Bergwand hinaufsieht. Stümpfe und Mauerreste bleiben stumm. Unbegreiflich scheint es, wie sich der große Tempelbezirk mit Theater und Stadion für Tausende von Menschen in den engen, steilen Anstieg des Berges gezwängt haben soll. Erst die Treppe weist den Weg in das Geheimnis, in das Übereinander getürmter Bauten, in dessen Mitte einst Apollos Tempel ruhte. In kühnen Windungen führen die Stufen von Terrasse zu Terrasse. Die Quadern der alten Fundamente wachsen zu Wänden. Der Berg weicht zurück, gibt Raum für die Tempelburg. Drei mannshohe Stufen tragen das Rechteck, dessen sonnengewärmte Marmorfriesen den Fußboden des Heiligtums bildeten. Die Sockel abgebrochener Säulen bekränzen es mit dem unzerstörbaren Anspruch der Hoheit. Aus den Löchern und Rissen der Tempelsohle lugt die Finsternis unterirdischer Kavernen. Man glaubt, Stimmen zu hören, den dunklen Spruch der Pythia. Lautete er „Nicht lange mehr“, mahnte sie, wie ehemals, umsonst zu Besinnung und Umkehr? Die Grabesstille legt sich auf das Herz.

Genug der Trümmer und des Todes! Ein plötzliches Gefühl der Beängstigung treibt die Schritte zur Flucht. Über die Berglehne zieht eine Herde, Ziegen und Schafe, auf einen Felseneinschnitt zu, aus dem ein ungewohntes Grün von Bäumen und Büschen das lichtgesättigte Auge in seinen Schatten lockt und endlich auch das Sprudeln fließenden Wassers hörbar wird. Die durstigen Tiere trinken aus der kastalischen Quelle, die bis heute nicht müde wurde, dem delphischen Pilger Erquickung und Reinigung anzubieten.



Weiter hinauf zum Theater, welche Entdeckung! Entdecken oder Entdecktworden, denn es ist ein Auge, das dich ansieht, ein Auge, aufgeschlagen in Stein. Von schmalen Treppen rhythmisch unterbrochen spannt sich der Halbkreis steinerner Bänke um das Rund der Arena. Nur auf Zehenspitzen wagt der einsame Besucher das Theater zu betreten, das Spiel ist in vollem Gang. Leise knirschen die Schritte auf den Marmorfliessen, aus deren Fugen Gras und blühende Kräuter wuchern. Jeder Laut dringt bis in die oberste Sitzreihe hinaus. Das Bühnenhaus fehlt, doch kein Gedanke an Zerstörung reimt sich mehr auf die vollkommene Harmonie der Maße, die diesem Raum Form und Inhalt gibt. Es ist, als sei ein Vorhang aufgegangen, der Schleier gefallen, mit dem sonst die Kulisse Auge von Erkenntnis trennt. Die Szenerie, die sich auf den Sattel des Bühnenhauses aufbaut, ist Wahrheit, die Wahrheit des griechischen Landes. Der Ruinenbezirk zu Füßen bleibt unsichtbar, vergessen. Über den Rand des Sockels fließen die silbergrauen Wellen ferner Oliven. Die Bergwand gegenüber verblaßt im Blau der Ferne. Zwischen hüben und drüben öffnet sich ein Abgrund, das Tal der Oliven, das in sanftem Gefälle von links nach rechts über die Bühne läuft. Unbewegt ruht der Frieden des Bildes unter dem wolkenlosen Himmel. Und doch glaubt man eine Hand zu spüren, die es aus der unendlichen Vielfalt zu solcher Einheit schließt. Die Luft ist angefüllt mit fortwährendem Geschehen, unsichtbar, lautlos, aber wirksam und von bedrängender Gegenwärtigkeit.

Wer wollte Griechenland ertragen, ohne die Erdennähe, die ihm der griechische Mensch als Ausgleich und Anker täglich schenkt? Er ginge den Weg jener Verdammten, die sich dem Licht der Götter zu nahe wagten. Die Früchte weichen zurück, sobald er danach greift, und er verschmachtet im Angesicht der Fülle. Nicht die Geister der Toten sind es, unsterblich ist der Geist, der aus der Stille der Höhen zu ihnen sprach, den sie hörten und dem sie gehorchten, als sie ihm in Altären der Schönheit Form gaben. Er lebt und fordert auch von dir Altäre. Wie willst du bestehen?

Der Abstieg führt über die Treppe der Tempelstadt. Aus der goldenen Verklärung des Abendhimmels sind Schatten gefallen, die sich mit unheimlicher Schnelligkeit über die Erde ausbreiten. Hinter den Ecken lauert schon die Nacht. Die Stufenplatten strahlen Wärme aus und leuchten wie aus eigenem Licht. Wer hier strauchelte und den Fuß bräche, wann würde er gefunden? Ein trockener Zweig gleitet unter der Schuhsohle weg, schnellt wie ein Gummiband zu-

sammen, aus dem geballten Knäuel bäumt der Kopf einer Schlange auf, in der Spanne eines aussetzenden Herzschlags erschienen und verschwunden. Es ist die unterste Wegbiegung. In wenigen Sprüngen ist die Landstraße und bald auch das Dorf erreicht. Warme Menschlichkeit besänftigt die erregten Sinne. Durch die offenen Haustüren sieht man in die Küchen, in denen Frauen beim Schein eines Öllichts hantieren. Die Männer sitzen bei einem Glas Landwein in dem Kaffeneion. Schwaden von Zigarettenrauch ziehen blaue Kreise um die Lampe, bis sie durch die geöffneten Fenster in die Nacht abfließen. Auch den Fremden erwartet das Kaffeneion zu einem Abendimbiß, Oliven, Brot, Ziegenkäse und Früchte. Er bleibt nicht lange fremd im Dorf. Das noch heute gebräuchliche Wort Xenos faßt Fremdling und Gastfreund unter den gleichen Begriff. Der Fremde ist willkommen, wenn er Griechenland liebt. Der Sohn des Wirtes, der das Essen aufträgt, bringt von dem Nebentisch ein Glas Wein. „Auf dein Wohl, Herr!“ — „Auf euer und eures Landes Wohl!“ Die Unterhaltung ist im Gange. Leider gäbe es nicht viel bei ihnen zu sehen, aber er sollte warten und das Osterlamm mit ihnen essen. Nicht viel zu sehen! Wenn nur Auge und Herz groß genug wären, das Gesehene zu fassen!

Mehr und mehr verwischt sich die Grenze zwischen dem Dorf und der Ruinenstadt. Beide sind Funktionen desselben Lebens, verschieden, aber zusammengehörig. Wie ein Sinnbild wirkt der Wagenlenker, der berühmteste der delphischen Funde. Nicht allein das kleine, einstöckige Museum, das ihn beherbergt, steht räumlich im Schnittpunkt beider Bezirke. Die Bronze selbst vereint in sich die individuellsten mit den überpersönlichsten Zügen menschlicher Existenz.

Auch die Welt der Trümmer nimmt allmählich diese Doppelseitigkeit des Ausdrucks an. Das Sinnbild ist zerfallen, aber was es ausgedrückt hat, lebt. Es äußert sich in tausend Offenbarungen, deren eindringlichste vielleicht die Blumenranke ist, die sich um die abgestürzte Säulentrommel windet. Im blinden Taumel der Lebenslust tastet sich Trieb um Trieb; es ist das Urgesetz der Formung, das die rankenden Linien auf den Stein schreiben, das die Willkür des Wachstums willig vollzieht. Unter den Strahlen der Morgensonne bricht der Stein in Blüten auf.

Das Dorf rüstet sich auf Ostern, das höchste Fest für Volk und Kirche. Keiner der Geschäftigen kennt mehr den alten Mythos von der Auferstehung, der Heimkehr Persephones auf die Erde. Keiner

von ihnen weiß mehr, was Sokrates, den die delphische Pythia einst den weisesten Mann seiner Zeit nannte, über Tod und Auferstehung gedacht hat. Die Bräuche aber, mit denen sie das Fest des Auf-erstandenen feiern, scheinen von alten Erinnerungen nachzuklingen, die unbewußt, doch unvergessen an dieser Erde haften. Wie eine Versöhnung der Oberwelt mit dem Reich der Schatten, wie der nächtliche Spuk vorzeitlicher Mysterien ist es, wenn in der Karfreitagsnacht nach langem Gottesdienst Männer und Frauen mit Fackeln in der Hand den Berg hinan zum Friedhof steigen. Temperament und Erregung verhindern die Formierung eines geordneten Zuges. Gespenstisch geistern die Flämmchen durch die Nacht, bald rechts, bald links vom Wege aufflackernd. Sind es die Schauer des Gruselns, mit denen die Priester der Antike die jungen Mysten in die Tiefe des Mysteriums führten? Karsamstag fließt Blut in der Gasse der Dorfstraße. Immer neu füllt sie sich aus den Zuleitungen der höherliegenden Häuser. Man hört das Blöken von Schafen. Die Hammel werden geschlachtet, auch der Ärmste hat ein Osterlamm. Es ist der Lohn für die vorausgegangene Fastenzeit, aber es ist noch mehr. So floß einst das Opferblut von den Altären.

Eine Stunde vor Mitternacht beginnt die Osterfeier in der Kirche. Die Türen stehen weit offen. Auch die Außenwohner kommen aus Tal und Berg herbei. Die kleine Kirche hat nicht Raum für alle. Das rötliche Licht der Kerzen aus Öllampen fällt auf den Vorplatz und leuchtet auf den Gesichtern. Der monotone Sprechgesang des amtierenden Papás kann sich immer schwerer gegen das Stimmengewirr draußen behaupten. Plötzlich wird es still. Die Liturgie hat ihren Höhepunkt erreicht. Alle warten auf das Wort, das jeder kennt. „Christus ist auferstanden!“ Als es vom Altar ertönt, gerät die Menge in Bewegung. Alles drängt ins Freie. Die lange verhaltene Spannung sucht sich in lauten Rufen Luft. Feuerwerk knallt, Dorfjungen tollen umher, alt und jung schüttelt lachend die Hände. „Er ist wahrhaftig auferstanden!“

Oben in den Bergen, wo nur noch Sonne, Mond und Sterne aus- und eingehen, liegt das Stadion. Zwischen Fels und Abgrund spannt sich das längliche Oval der Marmorbänke. Das Feld inmitten, groß genug für ein Wagenrennen, sproßt im Grün des Frühlings. Kein Laut dringt vom Dorf herauf. Der Abendwind raschelt in den Blättern eines Feigenbaumes, der sich auf einer der Sitzreihen heimisch gemacht hat. Stadion, Theatron und Tempeltrümmer, das alte Delphi und das neue Dorf schlafen im Frieden der Osternacht.



# R U N D S C H A U

**Rokossowski — und weiter** Die Ernennung des Sowjet-Marschalls Rokossowski zum polnischen Kriegsminister und Oberbefehlshaber ist ein Ereignis, über dessen politische Interpretation sich die Weltpresse noch immer nicht einig ist. Während die einen darin den Willen Moskaus zur Verewigung der Oder-Neisse-Grenze erblicken, sprechen andere schon vom ersten Schritt zur neuen Teilung Polens zwischen der Sowjet-Union und einem sowjetfreundlichen Ost- oder, was dem Kreml noch lieber wäre, Gesamtdeutschland. Es wird vermutlich noch einige Zeit vergehen müssen, bis die Absichten Stalins und Malenkows deutlicher zu erkennen sind. Eines ist aber heute schon klar: der brutale Eingriff in das Eigenleben Polens, den die Ernennung Rokossowskis darstellt, hat den Widerstandswillen polnischer Patrioten innerhalb und außerhalb des Landes nur noch verschärft. Den Beweis dafür erbrachten auch die jüngst vollzogenen neuen „Säuberungen“ innerhalb der polnischen Arbeiterpartei. — Für uns Deutsche sind diese Vorgänge nicht gleichgültig, sondern von größter Bedeutung. Nichts wäre verhängnisvoller, als wollten wir schadenfroh oder auch nur unbeteiligt zusehen. Dasselbe gilt übrigens für die Tschechoslowakei, deren Selbständigkeit ebenfalls von Monat zu Monat weiter eingeschränkt wird. Auch dieses Land ist nicht etwa, wie der seltsame Bundestagsabgeordnete Dr. Ott meint, ein Blinddarm, den man wegoperieren muß, sondern ein wesentlicher Bestandteil Europas. Es wäre daher ein Akt außenpolitischer Klugheit, wenn die Bundesregierung in diesem Augenblick ein Wort an unsere polnischen und tschechoslowakischen Nachbarn richtete und erklärte, daß Deutschland zwar das Unrecht der Oder-Neisse-Grenze niemals anerkennen könnte, daß es aber auch niemals mit Gewalt eine Änderung der bestehenden Verhältnisse versuchen oder eine Revision billigen würde, die anders zustande käme als durch eine Verständigung mit Polen und der Tschechoslowakei. Das schwierige Nebeneinander der drei Völker kann aus dem heutigen Gegeneinander in ein europäisches Miteinander nur durch direkte, freie Verhandlungen umgewandelt werden. Diese sind heute nicht möglich. Sich aber schon für morgen zu ihnen zu bekennen wäre nicht nur ein Akt der Weisheit, sondern würde auch dem fatalen Gerücht entgegentreten, daß für Herrn Dr. Adenauer Europa an der Elbe ein Ende hat.

**Parteien-Spektrum Europas** Die europäischen Wahlen dieses Jahres haben statistisch bestätigt, was man schon seit einiger Zeit atmosphärisch wahrnehmen konnte — eine Wandlung des parteipolitischen Klimas. Wenn man von den Wahlen in Norwegen abieht, da der skandinavische Sozialismus anders ist, so brachten sie in Belgien, in Westdeutschland und in Österreich, was man in der herkömmlichen Terminologie mit einem Ruck nach „rechts“ bezeichnet hätte. Und sie setzten damit fort, was sich schon 1948 in Italien, den Niederlanden und Finnland und 1946 in Frankreich andeutete.

Die Periode der großen Koalitionen unter Einschluß der salonfähig gewordenen Kommunisten brach in Frankreich und Italien zusammen. Die Auseinandersetzung spitzte sich dann auf Sozialisten und Nichtsozialisten zu, und die Sozialisten verloren dabei zunehmend an Boden. In den vierzehn demokratischen Ländern Westeuropas, einschließlich Finnlands und ausschließlich Spaniens und Portugals, sind heute rund 58 Prozent der Parlamentsabgeordneten Nichtsozialisten, 30 Prozent Sozialisten und 12 Kommunisten. Und dieses Spektrum spiegelte sich in ungefähr der gleichen Farbmischung auch im Straßburger Europa-Parlament wider.

Die Nichtsozialisten — das ist ein weiteres Charakteristikum der europäischen Nachkriegsentwicklung — sind jedoch weder den alten Konservativen, noch den früheren Liberalen gleichzusetzen. Die beherrschende parteipolitische Sammelparole ist der Begriff der christlichen Demokratie geworden. Sie herrscht im Italien De Gasperis, im Belgien Van Zeelands, im Deutschland Adenauers, im Frankreich Schumans und Bidaults, im Österreich Figls, in den Niederlanden und Luxemburg. Es ist dabei nicht nur das starke katholische Element in den meisten dieser Länder, das diesen Zug förderte. Mit dem langsamen Abbau der Kriegswirtschaft, der Selbstbesinnung und der wachsenden Sehnsucht nach Freiheit, Freiheit vor allem auch von der Diktatur der Formulare, hat das sozialistische Hauptargument der Wirtschaftsplanung immer mehr an Reiz verloren. Allerdings ist diese christlich-demokratische Mitte, die als „Dritte Kraft“ und „europäische Partei“ vermittelnd zwischen USA und UdSSR, zwischen Kapitalismus und Kommunismus stehen will, noch etwas höchst Unausgereiftes. Liberale, echt konservative und nationalistisch-reaktionäre Elemente gehen stark durcheinander, und die Parteienamen besagen in der allgemeinen Entwertung politischer Begriffe wenig. Auch die englischen Konservativen wird man hierher rechnen müssen. Die Hauptscheide der Geister scheint einstweilen der Gegensatz zwischen der sozialistischen Planwirtschaft und der freien sozialen Marktwirtschaft zu sein. Aber eine wirkliche Klärung ist, nachdem Westdeutschland im Sinne der europäischen Tendenz gewählt hat, erst von den Wahlen in England und Frankreich zu erwarten. Hier wird 1950 und 1951 das Spektrum Europas für das nächste Lustrum end-

gültig bestimmt werden. Und damit wohl auch die Zusammenarbeit Europas, zu der man, wie in Straßburg deutlich wurde, erst bei Gleichschaltung der innerpolitischen Systeme vorbehaltlos bereit scheint.

**Wohlfahrtsstaat** Das sehr ehrenwerte Wort „Wohlfahrtsstaat“ war im  
**USA** Zuge der amerikanischen Kritik an England und anderen sozialistischen Ländern Europas drauf und dran, einen höchst anrühigen Beigeschmack zu erhalten. Man war geneigt, darin die Wurzel aller wirtschaftlichen Übel zu sehen, vor allem natürlich deshalb, weil dieser Wohlfahrtsstaat als Luxus auf fremde Kosten erschien. Die großen Streiks und auch die New Yorker Senatswahlen, bei denen dem abschreckenden Kampfruf „Welfare“ und Sozialismus die Alternative des „Illfare State“, des Staates, in dem es den Bürgern schlecht geht, gegenübergestellt wurde, haben dann plötzlich die Auseinandersetzung nach den USA selbst hineingetragen. Und der Sieg Lehmanns über Dulles, der zugleich ein Sieg Trumans war, hat das Wort salonfähig gemacht. Der Präsident hat sich auf die Verfassung berufen, deren Präambel der Regierung seit über 160 Jahren die Pflege der allgemeinen Wohlfahrt zur ausdrücklichen Pflicht macht. Und die Annahme seiner Anträge zur Erweiterung der Sozialversicherung (mit zahlreichen Stimmen auch der Republikaner) im Repräsentantenhaus noch kurz vor Vertagung des Langen Kongreß, zeigte, daß die Stimmung des Landes auf seiner Seite ist. Auch die Errichtung eines kompletten Wohlfahrtsstaats mit öffentlicher Gesundheitsfürsorge nach englischem Muster, die Verabschiedung der Slumbereinigung, des Wohnungsbauprogramms und der Erhöhung des Mindestlohns, wiesen in die gleiche Richtung. Am aufschlußreichsten aber war der Verlauf des Stahlstreiks.

Die diesjährige „Vierte Runde“ der Auseinandersetzung um die Tarifverträge drehte sich nämlich nicht in erster Linie um höhere Löhne, sondern um vermehrte Sicherheit durch Steigerung der Sozialleistungen und Einführung von Arbeiterpensionen. Das Stichwort lieferte das von Truman eingesetzte „Fact Finding Board“, das zwar Lohnerhöhungen im Interesse der Arbeitnehmer wie der Arbeitgeber ablehnte, dafür aber das allgemeine Pensionsprinzip aufrichtete. Er begründete es damit, daß genau wie die Unternehmer durch Versicherungen und Abschreibungen einen Ausgleich für die Abnutzung des toten Inventars schaffen, sie auch durch Ansammlung eines Pensionsfonds für den Verschleiß der „Maschine Mensch“ unter den normalen Geschäftskosten Vorsorge treffen müssen. Und zwar — das ist der springende Punkt — ohne Beiträge der Arbeiter. Arbeiterpensionen waren auch bisher in der amerikanischen Industrie nichts Ungewöhnliches. Seit 1930, da nur einige hundert solcher privaten Pensionsverträge bestanden, sind besonders in den Kriegsjahren, da die Arbeits-



kraft Mangelware war, 12000 neue hinzugekommen, die rund sechs Millionen Arbeiter erfassen. Die Hälfte davon war beitragsfrei. Aber die Anerkennung dieses Prinzips als Norm bedeutet dennoch eine Revolution in den Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit, und der hartnäckige Widerstand der Stahlindustrie zeigte, daß man sich dessen bewußt war.

Die Gewerkschaften haben gesiegt, das Prinzip ist durchgesetzt, ohne daß staatliche Maßnahmen notwendig wurden. Die Industrie hat eingesehen, daß sie selbst die Initiative ergreifen muß, wenn sie dem gefürchteten Wohlfahrtsstaat mit seinen unangenehmen Begleiterscheinungen verstärkter staatlicher Eingriffe in die Wirtschaft zuvorkommen will. „Wohlfahrtskapitalismus“ lautet die daraus geborene Parole der USA. Darin liegt eine neue Chance der sozialen Entwicklung. Da der Richtsatz von 100 Dollar im Monat nach Erreichung des 65. Lebensjahres sich aus der staatlichen und der zusätzlichen privaten Pension zusammensetzt, ergibt sich nun eine Art Wettlauf zwischen Arbeiterpensionen als staatlicher oder privater Verpflichtung. Die allgemeine staatliche Altersversicherung, die 35 Millionen Menschen (von 60 Millionen Arbeitnehmern) erfaßte, ergab bisher ein Monatsmaximum von etwa 50 Dollar. Durch die neuen Truman-Gesetze soll der Kreis um elf Millionen erweitert und die Leistung auf 75 Dollar gesteigert werden. Da sich die industriellen Pensionen entsprechend verringern könnten, ist daher auch mit weniger Widerständen gegen diesen Teil des Fair Deal zu rechnen, wenn der Kongreß im Januar wieder zusammentritt. Die „Pensionsberechtigung“ gehörte bisher nicht gerade zu den amerikanischen Idealen. Aber es scheint, daß der Zug der Zeit dem Safety First auch in der amerikanischen Wirtschaft einen festen Platz geschaffen hat.

**Albanien** Die albanische Frage beschäftigte die europäischen Kabinette schon zur Zeit der Balkankriege. Sie ist immer wieder aufgeworfen worden und steht heute wieder ungelöst da. Wer würde Herr in Albanien für den keineswegs nur theoretisch denkbaren Fall eines Sturzes seiner heutigen Machthaber, Enver Hodschas und des vielleicht noch maßgebenderen Innenministers Mehmet Schehu? Und würde dieser innerlich so wenig gefestigte Staat, dessen Bevölkerung zum größten Teil mehr Stammes- als Nationalbewußtsein hat, einem Stoß von außen standhalten? Seitdem es besteht, stand Albanien unter fremdem Einfluß, jahrelang sogar unter unmittelbarer Fremdherrschaft. Selbst König Zogu, die bemerkenswerteste Figur der neueren albanischen Geschichte, unter dessen Regierung das Land am ehesten ein Staatswesen im europäischen Sinne des Worts bildete, konnte sich im eigenen Land nicht frei bewegen und hielt sich nur durch Lavieren zwischen Italien und Jugoslawien, bis der faschistische Staat das Vasallenverhältnis in volle koloniale Herrschaft verwandelte und Zogu vertrieb. 1913 wurde das Land der Skipetaren vor allem deshalb

zum Staat gemacht, um den Südteil Serbiens, hinter dem der Schatten Rußlands stand, vom Meer abzuriegeln. Heute ist umgekehrt Albanien, das „Gibraltar an der Adria“, der Vorposten der Sowjetunion am Mittelmeer. In dieser Eigenschaft bedroht es Jugoslawien und Griechenland. Belgrad hat dies in der Note, mit der es Albanien die Freundschaft kündigte, eindrücklich dargelegt. Die Sünden gegenüber Griechenland sind noch offensichtlicher. Albanien ist jahrelang Angriffsbasis der griechischen Rebellen gewesen. Beides geschah und geschieht freilich mehr im Dienst Moskaus und mit dessen Hilfe, als aus eigenem Willen und aus eigener Kraft. Wie steht es überhaupt mit den Kräfteverhältnissen? Die griechischen Aufständischen sind besiegt, ihre namhaften Reste sind entweder in albanischen Häfen „zwecks Verwendung an anderen volksdemokratischen Fronten“ verladen worden oder treiben sich marodierend in Südalbanien herum, vermehren also sicherlich das albanische Kriegspotential nicht. Gegen Jugoslawien aber reicht es wohl nicht zu mehr als zu Grenzplänkeleien von lokalem Ausmaß. Südalbanien ist größtenteils von Menschen griechischen Stammes und orthodoxer Religion bewohnt, die Albaner des Kossowogebiets jenseits der jugoslawischen Grenze im Nordosten werden von Tito bevorzugt behandelt, und an der Nordgrenze gegen Montenegro fehlen erst recht die Voraussetzungen für ernste Angriffsbewegungen von albanischer Seite. Droht nicht gerade im Gegenteil Albanien von seinen Nachbarn Gefahr? Tito könnte sich den Rücken frei machen wollen, um einem Angriff von Osten und Norden her leichter standzuhalten. Griechenland könnte den Wunsch haben, wenigstens an diesem Teil seiner Nordgrenze reinen Tisch zu machen und, wie es im Winterkrieg 1940/41 gegenüber den Italienern geschehen ist, die Front in Feindesland zu tragen, um künftigen Angriffen der griechischen Rebellen jenseits der Grenze zuvorzukommen. Bekanntlich erhebt es seit alters auf „Nordepirus“, d. h. Südalbanien, Ansprüche. Der Wille der Griechen, „nachzustößen“, ist offen und gründlich erörtert worden. Offensichtlich hat aber der Einspruch der Westmächte, ohne die Athen nichts wagen kann, und dann doch auch die Einsicht der griechischen Regierung obgesiegt. Ein politisches und militärisches Zusammenwirken von Athen und Belgrad, gar mit Absicht auf Teilung des Landes, gehört — vorerst! — ins Gebiet der Sowjetpropaganda und zu den Phantasien der Weltpresse. So weit kann Tito, der sich nach wie vor als Feind der Athener „Monarchofaschisten“ gibt, noch keinesfalls gehen. Immerhin fühlt sich Albanien von beiden Seiten bedroht. Gleichzeitig fühlt es sich von der Sowjetunion ausgenutzt und verlassen. Nach 1945 bestand mit Jugoslawien enge wirtschaftliche Zusammenarbeit, aus der Albanien Nutzen zog. Den erzwungenen Bruch mit Belgrad hat es teuer bezahlen müssen, denn die Sowjetunion hat nichts von den Versprechungen, Ersatz für den wirtschaftlichen Ausfall zu bieten, gehalten. Die Umstände, die den Ausbau von Valona und der Insel Saseno als starke sowjetische Marinebasis begleiten, lassen die Russen als rücksichtslose Zwingherren erscheinen. Über die

Stärke der Stellung der Sowjets im Lande außerhalb ihres Kriegshafens ist wenig zu erfahren; angeblich haben sie ihre vielfach angesetzten Fachleute zum Teil herausgezogen. Die moskauhörigen kommunistischen Führer Albaniens haben sich genug Feinde geschaffen. Der Putschversuch, dessen Niederwerfung der albanische amtliche Sender kürzlich meldete, dürfte nicht der letzte gewesen sein.

**50 Jahre Insel-Verlag** In einer Zeit der grauenvollen Verarmung an materiellen und geistigen Gütern ist es ein besonderes Anliegen, eines Verlages zu gedenken, der heute wie je Weltgeltung besitzt. Im Jahre 1899 wurde von Rudolf Alexander Schröder, Alfred Walther Heymel und Otto Julius Bierbaum eine neue Zeitschrift „Die Insel“ gegründet. Die Hefte erschienen „im Verlag der Insel bei Schuster & Loeffler“ in Berlin seit Oktober 1899. 1902 stellte die Zeitschrift ihr Erscheinen ein, aber unter der Leitung von Rudolf von Pöllnitz wurde nun der Insel-Verlag in Leipzig gegründet. 1905 übernahmen Carl Ernst Poeschel und Anton Kippenberg die Verlagsleitung, seit 1906 lag die Verantwortung allein bei Anton Kippenberg. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn wir auf diesen Blättern von der überwältigenden Leistung des Insel-Verlages unter Anton Kippenberg ausführlich sprechen wollten. Wer als junger Mensch miterlebt hat, mit welchem Jubel jede neue Veröffentlichung des Verlages begrüßt wurde, der wird heute mit Freude zurückdenken, wie reich er in diesen langen Jahren beschenkt worden ist. Kippenberg gab den Werken seiner Autoren mit feinstem Verständnis das ihnen organische und geziemende Kleid, arbeiteten doch von Anfang an Künstler wie Emil Rudolf Weiss, Marcus Behmer und Walter Tiemann als Buch- und Schriftgestalter mit. Hugo von Hofmansthal, Ernst Hardt, Ricarda Huch, Rudolf Alexander Schröder, Otto Julius Bierbaum und Rainer Maria Rilke gehörten zu Kippenbergs ersten Autoren. Bald begann auch die Herausgabe der auf Dünndruckpapier gedruckten Klassiker in einer Reihe, die den Titel „Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker“ trug. Kippenbergs Lebensgefährtin Katharina stand ihm als Lektorin, Entdeckerin und Förderin junger Talente ebenbürtig zur Seite und widmete den wesentlichen Teil ihrer Arbeit der Geltung Rilkes. Seit 1906 gehörten auch Stefan Zweig, Karl Scheffler, Hans Carossa, Albrecht Schaeffer, Theodor Däubler, Alfred Mombert und — Johannes R. Becher zu den von der Insel Betreuten. Auch die wesentlichen Autoren des Auslandes wie Felix Timmermans, D. H. Lawrence u. a. Aufnahme fanden. Von jungen deutschen Autoren förderte die Insel Karl Heinrich Waggenerl und Edzard Schaper, um nur diese zu nennen, ebenso wie Reinhold Schneider und Gertrud von le Fort. Das Gefühl für das Wesentliche und wahrhaft Lebendige der Dichtung blieb wach bis zur Gegenwart, wo Eberhard Meckel, Rudolf Hagelstange, Karl Ludwig Skutsch und viele andere ihre Heimat im Insel-Verlag fanden. In



der Reihe der Klassiker fehlt kaum einer der bedeutenden deutschen Dichter, aus der Weltliteratur, einschließlich der chinesischen, wurden die Meisterwerke ausgelesen. Die kleinen Bändchen der Insel-Bücherei eroberten sich im Sturm die ganze Welt, und eine Reihe von Kunstbüchern rundete den Kreis. Was Anton Kippenberg für das Verständnis Goethes geleistet hat, das gehört zu dem stolzen Kapitel verantwortungsbewußten Schaffens eines deutschen Verlegers, der ein Weltbürger ist. Die Sammlung „Der Dom“, der deutschen Mystik gewidmet, Johannes Böhlers „Deutsche Vergangenheit“, Dantes Werke, Homer, Sophokles, Balzac, Zola, Dostojewski und die Märchen aus 1001 Nacht sind neben der Manessischen Liederhandschrift, der H-Moll-Messe, der Matthäus-Passion von Johann Sebastian Bach Standardwerke bester deutscher Tradition. Zwar ist das Haus des Insel-Verlages in Leipzig und Anton und Katharina Kippenbergs Heim ein Opfer der Bomben geworden, die Sammlung Kippenberg aber wurde gerettet, und was mehr ist: der Geist. Dieser Geist aber hat in Wiesbaden unter tatkräftiger Mitwirkung von Friedrich Michael eine neue verlegerische Ära begonnen.

**Hüterin der Sprache** Allzu vieles wurde schon von uns verspielt. Auch die Sprache hat manches von ihrer Klarheit und tiefen Bedeutung eingebüßt. Worte änderten ihren Sinn und Begriffe wurden bewußt umgedeutet. Superlative kamen als Wechselmünze unter das Volk, und der Stil allzu vieler Publikationen sank auf ein kaum noch zu unterbietendes Niveau. Es wäre Selbstbetrug, anzunehmen, daß diese Übel mit der Kapitulation ihren Tiefpunkt erreicht hätten. Das nicht mehr zu leugnende Kulturgefälle unserer Tage muß uns sehr warnen. Viele gute Bücher können nicht mehr erscheinen. Die besten Zeitschriften sterben nach und nach, und sogar die wenigen, an einer Hand zu zählenden guten deutschen Zeitungen sind teilweise schon finanziell notleidend geworden. In diesem, wir scheuen uns nicht zu sagen, tragischen Augenblick wurde am zweihundertsten Geburtstag Johann Wolfgang Goethes, dem 28. August 1949, in der Paulskirche in Frankfurt am Main die „Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung“ feierlich verkündet. Sie will der deutschen Sprache, dem unsicher gewordenen Sprachgefühl und dem angekränkelten Sprachgewissen dienen. Ihre Aufgabe läßt sich kurz dahin umreißen, die deutsche Sprache vor weiterem Sinken zu bewahren. Eine Anzahl unserer würdigsten Dichter und Schriftsteller haben den Gründungsakt unterzeichnet und sie bilden bis zu einer endgültigen Wahl das vorläufige Arbeitskollegium. Irgendwelche unsachlichen Interessen sollen dort keinen Raum finden. Um das Zustandekommen hat sich in unermüdlicher Kleinarbeit besonders Oskar Jancke — dem wir das unlängst im Piper-Verlag München erschienene und hier nachdrücklichst empfohlene Buch „Deutsche Selbstbesinnung in Zeugnissen aus fünf Jahrhunderten“ verdanken — verdient gemacht. Es

bleibt zu hoffen, daß sich die zur Wahrung unserer Kultur berufenen Regierungsstellen aller Art der Gründung der „Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung“ würdig erweisen und dieser Akademie die notwendigen Mittel zur Verfügung stellen.

**Bischof** Im Herbst dieses Jahres ist unter schwerem Leiden  
**Theodor Zöckler †** ein Leben zu Ende gegangen, das Liebe und Segen für unendlich viele Menschen bedeutet hat. In ganz Deutschland und besonders in den Kreisen des Grenz- und Auslandsdeutschtums ist der Name Theodor Zöcklers, geboren 1867, ein Begriff gewesen, und für jeden, der diesem seltenen Menschen nahetreten durfte, war die Berührung mit ihm eine menschliche Bereicherung. Sein Name ist mit den Deutsch-Evangelischen Anstalten in Stanislaw in Galizien, ursprünglich nur der Pflege gewidmet, später Bildungsanstalten im besten Sinne des Wortes, die allein durch seine unermüdliche Arbeit und seine Hingabe zu einer überhaupt nicht zu überschätzenden Bedeutung für das gesamte Deutschtum wurden, für immer verbunden. Wenn auch heute die Deutschen aus Polen vertrieben und äußerlich das Werk vernichtet worden ist, so ist doch auch der Name Stanislaw zu einem Begriff vorbildlicher Arbeit für das eigene Volk und für das Zusammenleben in echter Toleranz mit dem Gastvolke geworden. Die gewaltige Lebensarbeit, die auch unter den schweren Rückschlägen in zwei Weltkriegen nicht erlahmte, konnte nur geleistet werden von einem Manne, der sich und sein Schaffen mit festem Glauben ganz in die Hand Gottes gegeben hatte. Er war ein echter Seelsorger. Er hat Liebe gegeben und Liebe geerntet. Als man ihn in Stadel bestattete, trugen galizische Geistliche, die seine Schüler und denen er Vater gewesen war, den Sarg zu Grabe. Kein Geistlicher der evangelischen Kirche in Deutschland hat ihn begleitet.

Die Deutschen träumen viel von Charakterstärke, sie möchten sie gern, sie begreifen sie theoretisch, aber in der Praxis fehlt sie ihnen oft. Madame de Staël

# THEATER-RUNDSCHAU

## Süddeutsches Theater

Darüber wurde hier im Oktoberheft 1947 zum letztenmal berichtet. Ein solch langer Zwischenraum ist vertretbar, weil ja lediglich die Kurve der Entwicklung des Süddeutschen Theaters aufgezeigt werden soll. Daß nun neben München auch Stuttgart immer deutlicher genannt werden muß, ist auf die geistige Initiative zurückzuführen, die Schauspieldirektor Dr. Karl H. Ruppel dem Württembergischen Staatsschauspiel zuteil werden läßt. München verfügt dagegen über den Vorteil und den Nachteil der Tradition, aber immer muß man an die Verse denken, die Morgenstern dieser trotz allem lebenswerten Stadt gewidmet hat: „Du liebe Mutter- und Vaterstadt, / dir will ich nichts Hartes sagen. / Doch trinke dich nicht allzu satt / an alten glänzenden Tagen.“

Von den glänzenden Tagen ist man sehr weit entfernt, und einen neuen Glanz hat man verständlicherweise noch nicht gefunden. Gleichwohl besteht kein Grund zu Pessimismus. Es ist nicht angebracht, hier einen Nachruf für jene Theater zu formulieren, die in den letzten zwei Jahren in Stuttgart wie in München eingegangen sind. Die Substanz wurde dadurch nicht getroffen. So gibt es auch keine Theaterkrise im eigentlichen Sinne, denn dort, wo gutes großes Theater gespielt wird, fehlt weder das Publikum noch die er-

wünschte Resonanz. Daß aber das Theater in seiner Durchschnittsleistung nicht wesentlich höher hinausragen kann, als es dem geistigen Zustand unserer Zeit adaequat ist, sollte man auch beherzigen.

Die Spielpläne vermeiden das Avantgardistische gewiß, aber sie sind mit der gebotenen Rücksicht auf die Kassenbedürfnisse durchaus vertretbar. Auch die „moralische Anstalt“ besteht weiter, selbst wenn der moralische Anstoß nur durch die Induktionsmethode, die Erregung eines echten Ärgernisses oder die satirische Betrachtung erfolgt. Die schon legendäre Souffleuse der Münchner Kammerspiele, Gusti Helminger, hat ein beherzigenswertes Wort zur Theaterkrise gesprochen: „A gehns, Theaterkrise. Wenn man die rechten Leut hat und ein Ensemble, das zusammenhält und net wie heut überarbeitete Schauspielers, die heut beim Film, morgen beim Funk und übermorgen bei uns Probe haben, dann ging's bestimmt. Ich mein, wir sollten noch ein bisserl ruhig zuwarten. Das wird alles wieder.“

Hingegen können wir nicht umhin, von einer Krise der Theaterkritik zu sprechen, die nicht zu übersehen ist. Es gibt einmal zu viele alte, mit stets drohendem Zeigefinger rein dogmatisch vorgehende Kritiker, die alles ablehnen, was nicht ihrer gelernten Einheit von



Zeit, Ort und Handlung entspricht, und die die leise zwingende Dramatik unserer Tage nicht mehr begreifen können. Auf der anderen Seite gibt es zu viele junge Kritiker, die zwar hart am Wind segeln, denen aber die Erfahrungen und Vergleichsmöglichkeiten zu einer objektiven Kritik fehlen. Sie glauben sich als „Über-Kritiker“ hervortun zu müssen. So wird von der Kritik, die deuten, vermitteln und durch gerechtes Urteil fördern soll, zwischen dem Theater und dem Publikum sehr viel Porzellan zer schlagen.

Der geistige Schritt, den die Süd-deutschen Bühnen in den letzten Jahren nach vorne gemacht haben, ist sicher nicht gewaltig. Aber wir sind zufrieden, daß es wenigstens ein Schrittlchen vorwärts ging und nicht einen Schritt zurück. Man muß die zeitbedingten Schwierigkeiten materieller und psychologischer Art wohl einrechnen. Das Stuttgarter Kammertheater, insbesondere seine Bühne, ist sehr klein. Aber es ist erstaunlich, was trotzdem möglich wurde. Man spürt das große Wollen. Es ist gelungen, ein aufeinander abgestimmtes Ensemble zu schaffen, dem so bedeutende Schauspieler wie Erich Ponto und Paul Hoffmann die Treue halten. Erich Ponto: in welcher Rolle war er großartiger, als Gärtner in Richard II., als Louis in „Schmutzige Hände“, als König von Portugal in „Die tote Königin“ oder in seiner einzigartigen Darstellung des Rentiers Beermann in „Moral“? Und Paul Hoffmann, der sich als „Caligula“ selbst übertraf, konnte mit seiner Deutung des „Teufels General“ oder des Polizeiassessors in „Moral“ auf jeder europäischen Bühne bestehen. Montherlants „Die tote Königin“ wurde vom Regisseur Paul Riedy mit den knappen, treffenden Bühnenbildern von Max Fritzsche überzeugend bewältigt, wobei Ponto, als wahrer Magier des Königtums, herausschälte,

daß das Recht des Individuums über dem Staat steht. Edith Herdegen als Infantin war sehr einprägsam. Jean-Paul Sartres „Schmutzige Hände“ brachte Stuttgart in der westdeutschen Erstaufführung. Individuum und Kollektiv, Humanismus und Doktrin, Idee und Praxis der Politik prallten aufeinander, und das Zufällige, allzu Menschliche und Operettenhafte aller Diktatoren kam wirkungsvoll zum Ausdruck. Insofern traf die Stuttgarter Aufführung den Kern des Stückes besser als das Berliner Renaissance-Theater unter der Regie von O. E. Hasse, der damit in den Kammerspielen in München gastierte. Auch Zuckmayers „Des Teufels General“ fand mit dem aufs Intellektuelle hin gespielten General Paul Hoffmanns und der glaubhaften Deutung des Oderbruch durch Hans Caninenberg eine eindrucksvolle Wiedergabe. In Shakespeares „Richard II.“ zeigte das Ensemble, wessen es an Glanz und Ton der Sprache fähig, und an Ludwig Thomas „Moral“, wie bestechend bei genau abgestimmtem Zusammenspiel und guter Regie auch ein verstaubtes Stück sein kann. In der kommenden Spielzeit darf man auf Hofmannsthals „Der Turm“, auf Brechts „Puntilla“ und Tennessee Williams' „Glasmenagerie“ gespannt sein. Zwar werden keine Gipfel gestürmt, aber man verflacht auch nicht.

Im Münchner Theaterleben müssen die Städtischen „Kammerspiele im Schauspielhaus“ an erster Stelle genannt werden, selbst wenn man die räumliche Benachteiligung des Staatsschauspiels mit berücksichtigt. Dem Staatsschauspiel fehlt es im übrigen nur an den geistigen, nicht an den materiellen Voraussetzungen, da es mit 1,2 Millionen DM Zuschuß nicht das erreicht hat, was den Kammerspielen mit 380 000 DM möglich geworden ist. Die „Kleine Komödie“ am Max II.-Denkmal versteht es sogar, mit einem geistreichen, immer

glänzend interpretierten Unterhaltungstheater ohne Zuschüsse gut zu existieren. Und dem Schwabinger Theater Walter Jannsens, „Das Atelier“, gelang es mit Steinbecks „Von Menschen und Mäusen“ und dem „Montserrat“ des jungen Spaniers Emmanuel Roblès wieder einen avantgardistischen Hauch verspüren zu lassen.

Doch es wäre ungerecht zu übersehen, daß sich bei den subventionierten Theatern, den Kammerspielen wie dem Staatsschauspiel, manche parteipolitische Bremse bemerkbar gemacht hat. Als Erich Engel als Gastregisseur Brechts „Der Herr Puntila und sein Knecht“ inszenierte und den vorgeesehenen Hauptdarsteller ablehnte, da wurden dessen Parteifreunde im Stadtrat mobilisiert... Flugs zog sich Erich Engel zurück. Aber auch sonst gibt es noch manche Kabale und Liebe im Hintergrund, die auch dafür verantwortlich gemacht wird, daß Bruno Hübner, der große Mime und geniale Regisseur, aus dem Ensemble der Kammerspiele ausschied. Dafür schiebt sich Friedrich Domin, ein köstlicher Darsteller munterer Gesellschaftsrollen, ungerechtfertigt in den Vordergrund, obwohl er weder den Prospero noch den Faust bewältigte und als Regisseur Claudels „Seidenen Schuh“ zerfließen ließ. Zu den überragenden Erfolgen der Kammerspiele gehören Hübners Inszenierungen der „Iphigenie“ sowie Marcel Pagnols „Zum goldenen Anker“, Zuckmayers „Des Teufels General“, den Harry Buckwitz im breiten Kommißstil wirkungsvoll angelegt hatte, wobei Paul Dahlke eine überragende Leistung als General vollbrachte, während der Oderbruch als unglaubliche, leere Gebetsmühle wirkte. Der Intendant Hans Schweikart hatte einen großen Erfolg mit Giraudoux' „Die Irre von Chaillot“, wobei er das poetisch Doppelbödige ebenso wie die Sehnsucht nach jenem

Tage herausgearbeitet hatte, an dem es endlich wird heißen können: „Attila ist tot!“ Die „Irre“ war die letzte große Rolle der unvergleichlichen und unvergessenen Maria Koppenhöfer, die allzu früh die irdische Bühne verlassen hat. Aber auch Schweikarts Bewältigung des „Faust“ zweiter Teil war auf der kleinen Bühne, zumal Domin alles andere nur kein Faust war, eine beachtliche Leistung. Paul Hoffmann spielte als Gast einen intellektuell abgefeimten Mephisto, der sich leider an dem monologisierenden Faust nicht entzünden konnte. Daß es dennoch gelang, ein metaphysisches Gesamtbild zu vermitteln, ist nur der Regie zu verdanken.

Wie aber letztes, bestes Theater aussieht, das zeigte Fritz Kortner mit seiner Inszenierung von Strindbergs „Vater“, wobei er selbst den problematischen Rittmeister verkörperte. Die Aufführung erinnerte an die beste Zeit eines Max Reinhard und konnte ein Lehrbeispiel für junge Menschen sein, wie gutes faszinierendes Theater gespielt wird, wie leise man sprechen kann, um doch verstanden zu werden, was ein Regisseur aus Schauspielern herausholen kann, in diesem Falle insbesondere aus der großartigen Maria Wimmer — und wie sehr manche Kritik an dem künstlerischen Genius einer Darstellung vorbeiziele kann. Therese Giese kam aus Zürich, um den „Biberpelz“ wieder aufleben zu lassen, und erneut ihrer Heimatstadt zu zeigen, welch bewundernswerte Schauspielerin sie ist. Die „Iphigenie“ wurde durch Maria Wimmer als christliche, zur Mater Dolorosa hinneigende Figur großartig gespielt. Die Gefühlsausbrüche der „Kabale und Liebe“ wirken für unsere Zeit allzu leicht komisch. Hans Albers machte Buckwitz' liebevolle Inszenierung der „Dreigroschenoper“ zu einer Parodie oder Travestie; aber zu einem großen Kassenerfolg. Volle Häuser brachten auch

Fritz Kortners „Donauwellen“, eine wienerische Satire auf den Nazismus. Roger Ferdinands „Verbotene Reise“ wurde mit Karl Ludwig Diehl und Maria Wimmer, insbesondere aber mit einer Reihe von Nachwuchsschauspielern, ein freundlicher Erfolg. Durch Maria Nicklisch und Axel Ambesser wurde Achards „Die Zeit des Glücks“ ein bejubeltes Glanzstück, während Ambesser als „Charleys Tante“ im Volkstheater (das nicht recht leben und sterben kann, weil es keine „Volksstücke“ mehr gibt) Lachkrämpfe hervorrief. Eine besondere Erwähnung verdient der sensible Bühnenbildner Wolfgang Znamenacek, dem die Kammerspiele einen nicht ungewichtigen Teil ihres Erfolges verdanken. Für die Wintermonate stehen u. a. folgende Stücke auf dem Spielplan: T. S. Eliot „Der Familientag“, Arthur Miller „Requiem eines Geschäftsreisenden“, Calderon „Das Leben ist ein Traum“, Carl Zuckmayer „Barbara Blomberg“ und Jean-Paul Sartre „Schmutzige Hände“. So wird also auch München keine Gipfel stürmen.

Im Staatsschauspiel müssen als Glanzpunkte Bruno Hübners Inszenierung des „Diener zweier Herrn“ von Goldoni und Jürgen Fehlings unwahrscheinliche Regieleistung mit Hebbels „Maria Magdalena“ genannt werden. Was hier Hübner im kleineren und Feh-

ling im großen Rahmen geglückt war, zeigt, wessen das Staatsschauspiel fähig wäre, wenn es über eine geistig überragende Führung verfügen würde. Dabei waren gute Ansätze vor langer Zeit spürbar, als Wilders „Wir sind noch einmal davongekommen“ und Giraudoux' „Undine“ (mit Elfriede Kuzmany) lebhaftere Erfolge wurden und Hoffnungen weckten. Die Klassikeraufführungen blieben brav und durchweg farblos. Wie instinktos man sein kann, bewies Fritz Hochwälders unspielbares Gedankenstück „Das heilige Experiment“ und die von allen guten Geistern verlassene Shakespeare-Aufführung „Wie es euch gefällt“.

Zusammenfassend darf also festgestellt werden, daß es an guten Schauspielen und an lebensfähigen Theatern nicht fehlt. Woran es fehlt, das ist eher der „Landesvater“, der bei der Auswahl der künstlerischen Institutsleiter keine Rücksicht auf der Parteien Gunst und Haß zu nehmen braucht, und vermutlich fehlt es auch den Intendanten und Regisseuren an der unbeschränkten künstlerischen Freiheit. So ist es kein Wunder, daß man von Süddeutschland aus neidvoll nach Düsseldorf blickt... Dennoch hofft man in München wie in Stuttgart, weil ein Beweis unwiderruflich erbracht wurde: Macht gutes Theater und ihr habt Erfolg!

h.-e. h.

Künstler ist ein jeder, dem es Ziel und Mitte des Daseins ist, seinen Sinn zu bilden. Nur auf den Entschluß kommt es an, sich ewig von allem Gemeinen abzusondern.

Friedrich Schlegel



# LITERARISCHE RUNDschau

## Englisches

Das englische Schrifttum ist uns in den Nachkriegsjahren durch amtlich geförderte Übersetzungen in erfreulicher Breite vermittelt worden. Trotzdem gibt es natürlich viele bedeutende Bücher, deren Übertragung ins Deutsche nicht möglich ist oder sich verzögert, die aber nicht ohne Verlust für uns gänzlich übersehen werden können.

Eines der größten Ereignisse der englischen Nachkriegsliteratur war die Veröffentlichung der vierbändigen Autobiographie von Osbert Sitwell. Der Verfasser gehört nicht eben zu den in Deutschland bekanntesten englischen Autoren unserer Tage, und es steht leider kaum zu erwarten, daß selbst die soeben begonnene Übersetzung dieses Werkes ihn populär machen wird. Sitwell ist ein Aristokrat und ein höchst eigenwilliger, unabhängiger Geist — Eigenschaften, die im Massenzeitalter wenig geschätzt werden. Seine Leistung und sein geistiger Rang können dadurch nicht verlieren — im Gegenteil. Osbert Sitwell bildet mit seinen Geschwistern Edith und Sachverell ein Phänomen der heutigen englischen Literatur. Sie sind Abkömmlinge eines uralten Adelsgeschlechts, dessen bisherige Verdienste allerdings nur selten auf eminent geistigem Gebiet gelegen haben. Der dreifache Durchbruch des Künstlertums in einer Generation ist beispiellos. Edith zählt heute zu den ersten Lyrikern Englands und Sachverell hat sich vornehmlich durch historische und kunsthistorische Bücher einen großen Namen gemacht. Osbert, bisher als Dichter, Essayist und Verfasser von Bühnenstücken vielleicht der vielseitigste unter ihnen, muß auf Grund seines neuesten Werkes unter die großen Chronisten seines Landes gezählt werden. Von diesem Werk auf beschränktem Raum eine auch nur ungefähre Vorstellung zu geben, ist ein müßiges Unterfangen. Der Beschreibung spottet es nicht weniger als einer Klassifizierung: Eine Kultur- und Gesellschaftsgeschichte der letzten fünfzig Jahre — eine Familienchronik von skurrilem Reiz — eine Charakterskizze des Vaters, der ein gotischer Atavismus in unserem Jahrhundert war — die subtile Entwicklungsgeschichte eines modernen Künstlers. Auch damit sind diese Bände nicht erschöpft, die sehr viel mehr sind als ein Kuriositätenkabinett: ein europäisches Dokument und ein künstlerisches Meisterwerk. —

Die Schilderung deutscher Geschichte durch fremde Historiker ist wich-

tig nicht nur für das Bild, welches von uns in andern Ländern entsteht, sondern auch für unsere Selbsterkenntnis. Selbst dort, wo wir der fremden Schilderung nicht zustimmen können, bietet ihre besondere Spiegelung von Menschen und Ereignissen uns neue Einsichten dar. Deshalb verdienen die Aufsätze des Altmeisters der englischen Geschichtsschreibung, George P. Gooch, zur deutschen Geschichte, die jetzt zusammengefaßt und vermehrt herausgekommen sind, auch bei uns gelesen zu werden. Eine bessere, um die Wahrheit bemühtere und gerechtere Darstellung können wir von einem ausländischen Forscher kaum erhoffen. Der Essay über Treitschke, zu dessen Hörern Gooch noch gezählt hat, ist für die Beurteilung des Mannes und seiner Zeit unentbehrlich; vorzüglich auch der Aufsatz über Prinz Heinrich von Preußen, den Bruder Friedrichs des Großen, welcher letzterem Gooch früher schon ein ganzes Buch gewidmet hat. Für die Gegenwart erscheinen aber am bedeutungsvollsten die beiden sorgfältigen Arbeiten über Bismarck, deren eine sich mit den „Tischgesprächen“ beschäftigt, während die andere einen Überblick über die Bismarck-Literatur gibt und daran höchst beachtliche Betrachtungen knüpft. Das Gesamturteil von Gooch über den Reichsgründer findet sich in einem kleinen Satz des Essays über die politischen Ideen der Deutschen von Luther bis zu Hitler, einem Satz, dem auch der ehrliche Deutsche die Zustimmung nicht versagen kann: „Er verdiente die Kritik, daß er Deutschland groß und den deutschen Staatsbürger klein gemacht hätte.“ —

Unter dem historischen Schrifttum in England fällt gegenwärtig das starke Interesse für Person und Zeitalter des Kaisers Konstantin des Großen<sup>1</sup> auf. Fast gleichzeitig mit einer englischen Übersetzung des immer noch unübertroffenen Werkes von Jacob Burckhardt sind zwei weitere Bücher zu diesem Thema erschienen. Da ist einmal die englische Ausgabe des Buches von András Alföldi, das inzwischen auch in deutscher Ausgabe vorliegt. Der ungarische Gelehrte interpretiert die Bekehrung Konstantins, die vielfach als politisches Manöver mißdeutet worden ist, aus seiner Zeit hinaus als echtes seelisches und spirituelles Erlebnis und kommt von daher zu neuen Einsichten in die Motive seines Handelns. Hohes Lob verdient auch die knappe Darstellung des Londoner Althistorikers A. H. M. Jones, welche die entscheidende Phase der Christianisierung Europas schildert. Das Werk ist Teil einer vorzüglichen Reihe, die jeweils an Hand einer großen Gestalt eine ganze Geschichteperioche umreißt. Die kleinen Bände, von ersten Autoritäten geschrieben und anschaulich ausgestattet, sind für wenig Geld ein glänzendes und nachahmungswertes Mittel der Volksbildung. —

Ein besonderes Kapitel ist die Wirkung deutschen Schrifttums im Ausland. Sehr knapp, aber auch sehr aktuell ist der kritische Überblick, den H. Boeschenstein über die während des Krieges in Deutschland erschienenen

<sup>1</sup> Wir verweisen gleichzeitig auf die neueste deutsche Darstellung: „Constantin der Große und sein Jahrhundert“ von Joseph Vogt. F. Bruckmann. München 1949. Auch diese wertvolle Arbeit steht unvermeidlich im Schatten des großen Baslers, dessen Meisterwerk sie durch die neueren Erkenntnisse der Wissenschaft ergänzt, aber niemals ersetzt.

erzählende Literatur gibt. Dieser Schweizer Germanist der Universität Toronto hat sich schon vielfache Verdienste um den geistigen Austausch zwischen Deutschland und seiner kanadischen Wahlheimat erworben. — Eine rein wissenschaftliche Arbeit, die aber auch dem bloßen Literaturfreund erstaunliche Aufschlüsse geben kann, legt die Universität Wisconsin (USA) mit einer Zusammenstellung aller Hinweise, Abdrucke, Kritiken usw. von deutscher Literatur in britischen Magazinen während der Jahre 1750—1860 vor. —

Der Verlag J. P. Toth in Hamburg hat es übernommen, eine Anzahl der bedeutendsten britischen und amerikanischen Memoirenwerke über die jüngste Geschichte zu veröffentlichen. Gleichzeitig liegen der erste Band der Churchill-Memoiren, die spanischen Erinnerungen Sir Samuel Hoare's und die Erinnerungsbücher der Generäle Eisenhower und Montgomery vor. Drei dieser Werke sind durch Vorabdrucke in der Presse bereits bekannt und vielfach diskutiert worden. Es wäre allerdings ein Irrtum, zu glauben, daß diese Vorabdrucke genügen, um die Bücher zu beurteilen oder die Materie zu kennen. Man wird die Darstellung der Feldzüge durch die beiden alliierten Feldherren als unentbehrliche Quellen auch dann besitzen müssen, wenn man sich mit Einzelheiten ihrer Auffassung und Beurteilung nicht einverstanden erklären kann. Die Aufzeichnungen Sir Samuel Hoare's über seine Mission als britischer Sonderbotschafter in Spanien 1940/44 sind als Quelle von großem Wert, werden allerdings noch der Ergänzung durch eine spanische Darstellung der gleichen Ereignisse bedürfen. Schlechthin einzigartig aber ist das Buch Winston Churchills, der als einer der Hauptakteure und als einer der sprachgewaltigsten Historiker der Neuzeit Möglichkeiten der Schilderung besitzt, wie sie keinem anderen Zeitgenossen gegeben sind. Man kann dem Werk des großen Engländers kein besseres Zeugnis ausstellen, als daß man feststellt, daß diese Möglichkeiten voll ausgeschöpft worden sind.

---

Osbert Sitwell: *Left Hand, Right Hand! An Autobiography*. I. *Left Hand, Right Hand!* II. *The Scarlet Tree*. III. *Great Morning*. IV. *Laughter in the Next Room*. Macmillan & Co., London 1945/49. — George P. Gooch: *Studies in German History*. Longmans, Green & Co., London 1948. — Andrew Alföldi: *The Conversion of Constantine and Pagan Rome*. Oxford University Press, 1948. — A. H. M. Jones: *Constantine and the Conversion of Europe*. Hodder & Stoughton, London 1948. — H. Boeschstein: *The German Novel 1939—44*. University of Toronto Press, 1949. — B. Q. Morgan and A. R. Hohlfeld (Editors): *German Literature in British Magazines 1750—1860*. University of Wisconsin Press, 1949. — Winston S. Churchill: *Der Zweite Weltkrieg*. I. Band: *Der Sturm zieht auf*. Deutsch von I. Muehlön. J. P. Toth Verlag, Hamburg 1949. — Dwight D. Eisenhower: *Invasion*. Deutsch von Carl Bach. J. P. Toth Verlag, Hamburg 1949. — Feldmarschall Montgomery: *Von El Alamein zum Sangro; Von der Normandie zur Ostsee*. Deutsch von Werner Keller und Josef Rischik. J. P. Toth Verlag, Hamburg 1949. — Sir Samuel Hoare (Viscount Templewood): *Gesandter in besonderer Mission*. Deutsch von Ellen-Wülffing-Kobelt. J. P. Toth Verlag Hamburg 1949.



## Im Lichte der Freiheit

Es war eine Zeitlang Mode und ist es auch heute noch bei kurzichtigen Menschen, über das 19. Jahrhundert mit unreifem und simplifizierendem Urteil völlig den Stab zu brechen als über eine Zeit der Banalität und des krassen Materialismus und deutscher Knechtseligkeit und Untertanengesinnung. Man versuchte, die damals tragende Generation mit der Verantwortung für den Ersten Weltkrieg und seine Folgen zu belasten, ohne zu bedenken, daß grade die lautesten Schreier der nächsten Generation die Steigbügelhalter Hitlers, wurden. Man verkannte, daß die sogenannte „wilhelminische“ Zeit eine Ära stärkster geistiger, künstlerischer und politischer Spannungen und von Auseinandersetzungen mit einer bisher nicht wieder erreichten Freimütigkeit, daß damals das geistige Europa eine Realität war und die Grenzen menschlicher Möglichkeiten in ungeahnter Weise erweitert wurden; eine Zeit der Köpfe auf allen Gebieten. Um so mehr begrüßen wir jede Veröffentlichung von wesentlichen Menschen, die diese Zeit miterlebt und vielleicht mitgestaltet haben. Wie reich an allem diese Zeit gewesen ist, erhärtet das Buch von Herman Uhde-Bernays: „Im Lichte der Freiheit“ (Leipzig und Wiesbaden, Insel-Verlag), das der heute Siebzigjährige uns schenkt, das sowohl als Zeitdokument wie als document humain eines bedeutenden Mannes ein besonderes Gewicht hat. Uhde-Bernays hat wie in allen seinen literarischen Äußerungen auch hier seinen besonderen Stil. Obwohl es persönliche Lebenserinnerungen sind, schreibt er in vornehmer Zurückhaltung ganz uneitel so, als ob er persönlich nicht dabei gewesen wäre. Eine umhütete Kindheit in gesichertem Wohlstand, der ihm auch seinen Lebensweg später erleichterte, ersparten

ihm nicht Krisen und Kämpfe, um seinen eigenen Weg zu finden. Aus innerer Berufung wurde er, ausgerüstet mit umfassender Bildung und liebenswerten persönlichen Eigenschaften, ein Bahnbrecher der mächtig anpoachenden neuen Kunstrichtung und kam in Verbindung mit der Fülle bedeutender Menschen drinnen und draußen. Mit Liebe, aber auch mit vornehmer Kritik ohne Indiskretionen gibt er die Bilder dieser Männer und Frauen, die eine nicht wieder erreichte Höhe einer geistigen Elite Europas bildeten. Sie alle, denen man selber begegnete und von denen man einigen nah sein durfte, werden wieder lebendig: Erich Schmidt, Max Reinhardt, die großen Schauspieler und bildenden Künstler wie die Gelehrten von europäischem Rang. Es war eine Zeit der Freiheit des Geistes, einer ungeheuren Arbeitsleistung, eines strahlenden Reichtums an künstlerischem Schaffen und einer beglückenden Farbigkeit und Schönheit des Lebens, eine Zeit der Lebensfreude im edelsten und auch im derben Bezirk. Die Gefahren, die sich ankündigten, hat er mit steigender Sorge gesehen. Uhde-Bernays hat seinen Platz in der deutschen Geistesgeschichte. Den Menschen lernen wir achten und lieben in diesem Buche. Daß ein so beschaffener Mensch das Dritte Reich schärfstens und konzessionslos ablehnte, bedarf nicht der Unterstreichung. Sein Buch, das leider mit 1914 abschließt, ist ein Kulturdokument von hoher Bedeutung und eine Mahnung an die heutige Generation, das Erbe nicht zu vertun, denn es zeigt den Weg zum wahren Europa!

r. p.

## Die Galeere

Bruno E. Werner, der alte Freund und Mitarbeiter der DEUTSCHE RUND-SCHAU, der hier vor zwanzig Jahren

seine erste Novelle „Semiramis mit den hängenden Gärten“ veröffentlicht hat, hat jetzt seine Freunde wie seine Umwelt mit einem großen Roman überrascht. Darin hat er sich nicht mehr und nicht weniger vorgenommen, als die Lebensumstände und Menschen in der psycho-pathologisch ungewöhnlichen Zeit zwischen 1932 und 1945 zu schildern. Er versucht es keineswegs, die Vorgänge in eine ferne historische Vergangenheit zu transponieren oder in überzeitlichen Symbolismen zu sprechen, noch ließ er sich verleiten, ein düster-schwarzes, mitleidsuchendes oder vorwurfsvolles Opus zu schreiben. Ihm gelingt vielmehr mit dem riesigen Vorwurf, den er ungeschminkt in unserer jüngsten Vergangenheit spielen läßt, unter Menschen, wie Sie einer sind und ich, etwas ganz Besonderes: mit klugem Verstand und heiterer Seele verknüpft er eine romanhafte Handlung mit den größten Erschütterungen der Menschen und Dinge. Nie ein Vorwurf, nie eine Klage. Nichts wird künstlich dramatisiert, die Spannung kommt von innen, Pathos ist nicht nötig. Zwischen der Süße des Mittelmeeres und der Höllenacht von Dresden wechseln die Akzente. Und wo das Sujet unerträglich werden könnte, da wird es durch einen Hauch von Ironie geglättet, ohne verfälscht zu werden. Jeder, der dieses aufregend spannende Buch liest, mag er nun Deutscher oder Ausländer sein, wird sich ehrlicherweise die Frage stellen müssen: sind wir so nicht alle? Die „Galeere“ ist ein Roman, den man gelesen haben muß, um unsere Vergangenheit und Gegenwart, um das Menschliche im Menschen besser zu kennen, und um zu wissen, daß es noch Schriftsteller unter uns gibt, die ohne spießbürgerliche Enge in urbaner Weite uns und den anderen die merkwürdige Zeit deuten können.

(Bruno E. Werner, „Die Galeere“, Suhrkamp-Verlag, vorm. S. Fischer, 552 Seiten, DM 14,50.) h. e. h.

## Bücher in Stichworten

Eine reiche, traditionsverbundene Produktion bietet der Suhrkamp Verlag Berlin dar in vorbildlicher Ausstattung. Von Gerhart Hauptmanns Werk ist das „Abenteuer meiner Jugend“ in 2 Bd. (20 DM), ferner die Geschichte aus dem utopischen Archipelagos „Die Insel der Großen Mutter“ (9,80 DM) erschienen, die bekanntlich das Schicksal der Überlebenden einer Schiffskatastrophe schildert, aus der nur Frauen und ein zehnjähriger Junge gerettet wurden, deren Amazonenstaat im Laufe der Entwicklung von den Männern überwunden wird. Von Hauptmanns dramatischen Werken ist „Die Atriden-Tetralogie“ enthaltend: Iphigenie in Aulis; Agamemnons Tod; Elektra; Iphigenie in Delphi erschienen.

Zum 75. Geburtstag und der 20. Wiederkehr seines Todestages von Hugo von Hofmannsthal bringt der Verlag in echter Pietät den ersten Band der geplanten Neuausgabe der „Gesammelten Werke“ heraus: „Die Erzählungen“ (12,80 DM). In ihm ist auch manches Unvollendete und bisher nicht Zugängliche enthalten. — Die Treue gegen seine alten Autoren beweist der Verlag auch mit dem Wagnis, nach den technischen Romanen Bernhard Kellermanns nun auch seine lyrischen Romane in einem Band zu vereinen. „Yester und Li“ und „Ingeborg“ haben wegen ihres uns so fremd gewordenen Gefühlsüberschwanges und der Ichbezogenheit wohl nur noch literarisches Interesse, während „Das Meer“ auch dem heutigen Leser etwas zu geben hat. — „Der Träumer“ von Jean Giono (7,50 DM) eröffnet die Neuausgabe eini-

ger seiner Werke; bewußt wird von seiner Nachkriegsproduktion abgesehen, aber die wichtigsten seiner früheren Werke sollen wiedereerscheinen. Zu ihnen gehört zweifellos diese Geschichte seiner Jugend, die wegen der Dichtigkeit der Atmosphäre des südfranzösischen Dorfes und der konsequenten Entwicklung eines Menschen aus Jugend und Herkunft den Leser stärkstens fesselt. — In Hermann Hesses „Gesammelten Werken“ sind die Betrachtungen zu Krieg und Politik seit 1914 unter dem Titel „Krieg und Frieden“ erschienen. — In der Serie II von S. Fischer's Bibliothek liegen drei neue Bände vor: Der unsterbliche Roman von Ernst Penzoldt „Die Powenz Bande“ (2,80 DM), Stefan Zweigs großartiges Buch „Sternstunden der Menschheit“ (3 DM) und William Saroyans „Menschliche Komödie“, die uns bessere Kenntnis des wirklichen amerikanischen Lebens vermittelt als alle noch so guten journalistischen Arbeiten.

\*

In der zweiten Hälfte des Goethe-Jahres sind vielleicht die wesentlichsten Bücher herausgekommen. Eine prachtvolle Geschenkausgabe ist „Goethes Dichtung und Wahrheit“, die Wolfgang Stammler mit einem knappen Vorwort herausgab. Sie ist geschmückt mit 250 zeitgenössischen Bildern, darunter drei Vierfarbendrucke in durchaus befriedigender Ausstattung (München, Carl Hanser-Verlag, 18 DM). — Der Inselverlag hat eine besonders schöne Festgabe für die Ehrengäste der Weimarer Goethe-Tage herausgebracht unter dem Titel „Von Mensch und Menschheit“. Die Auswahl dieses Goethebreviers traf Bruno Wachsmuth, der auch die Einführung schrieb (7,50 DM). Der unverdrossenen Weiterarbeit der Goethe-Gesellschaft verdanken wir den 53. Band ihrer Schriften, der den ersten Teil von

„Goethes Briefwechsel mit Christian Gottlob Voigt“ enthält. Als verantwortlich und für die Sorgfalt der Wiedergabe zeichnen Anton Kippenberg und der unvergessene Hans Wahl. Die Bearbeitung machte und das Vorwort schrieb Hans Tümmeler (Weimar, Hermann Böhlau Nachf., 19 DM). — Wilhelm Böhm veröffentlichte 1933 sein Buch „Faust der Nichtfaustische“, in dem er seine interessante und bedeutsame Deutung zuerst zu Gehör brachte. Jetzt hat er in dem Buche „Goethes Faust in neuer Deutung“ seine These vertieft (Köln, E. A. Seemann, 11,75 DM). Böhm weist nach, daß Goethe zu dem sogenannten „Faustischen“ durchaus Abstand hielt und daß trotz seinem Verschulden Gott in seiner Größe auch dem schuldig Gewordenen sich nicht für immer verschließt. Böhm's Buch hat eine unmittelbare Gegenwartsbezogenheit. — Endlich sei noch auf das Buch des Holländers Nico Rost „Goethe in Dachau“ hingewiesen, zu dem Anna Seghers die Einführung schrieb (München, Willi Weimann, 8,50 DM), und in dem der Verfasser seine Tagebuchaufzeichnungen aus dem KZ Dachau verwandte, ein Buch, das trotz der grauenhaften Umgebung die Frage nach dem Sinn der geistigen Überlieferung bei totaler Entwürdigung des einzelnen Menschen bejaht und die unüberwindliche Kraft echten Geistes überzeugend dartut.

\*

Das bekannte Nachschlagewerk „Knaurs Lexikon A—Z“ (München, Droemersch'sche Verlagsanstalt) ist nun wieder erschienen und bringt in 38 000 Stichwörtern mit vielen Illustrationen, einfarbigen und mehrfarbigen Bildtafeln, Schaubildern und Karten sowie Übersichten, eine zuverlässige Auskunft, die auch jeden Aspekt des so entscheidend veränderten Weltbildes berücksichtigt. Ohne die opfervolle Arbeit des Herausgebers



Dr. Paul Zöckler hätte die Aufgabe nicht gelöst werden können. Nur verblendete Fanatiker können einen nazistischen Einschlag behaupten. Sie sollten ihre Stimme lieber bei den täglichen skandalösen „Rechtfertigungen“ prominenter Nazi erheben.

✱

Wer einmal wieder lachen will, der nehme Günther Wandels Roman „Herrn Pollenquists große Versuchung“ zur Hand (Berlin, Erich Schmidt Verlag). Wandel schildert mit durchaus zureichender Psychologie die innere Wandlung eines Buchhalters, der durch ein tragikomisches Abenteuer seinen Halt verlor und in das Berliner Leben vor 1914 untertauchte, tief in den Strudel geriet, aber schließlich durch Selbstbesinnung auf die ihm als Buchhalter als einzige Richtschnur seines Lebens notwendige Ordnung sich selbst und endlich auch seine tapfere Liebe zum happy-end wiederfindet. — Yves Gandon hat in seinem Roman „Der letzte Weiße“ (Urach, Port-Verlag, 9,50 DM), übertragen aus dem Französischen von Robert Brandt, eine durch die Entwicklung der Atombombe der Möglichkeit nahe gerückte Vision der Erde gestaltet, auf der die weißen Rassen sich selbst bis auf ein einziges Exemplar ausgerottet haben, das von den farbigen Weltbeherrschern im Käfig gehalten wird. — Von Frank Thiess' Roman „Der Weg zu Isabelle“ ist eine Neuauflage erschienen (Berlin-Charlottenburg, Zsolnay Verlag, 8,50 DM), eine bewegte und bewegende Geschichte der Sehnsucht und der Liebe. — Jon Goddens von Spannung erfüllter Roman „Das Haus am Meer“, in dem statt der ersehnten Ruhe eine reife Frau ein wildes Abenteuer mit einem desertierten amerikanischen Soldaten, der zum Mörder wurde, erlebt, ist aus dem Englischen von Hans Grave übertragen (Berlin u.

Bonn, F. A. Herbig). — Im Verlag P. Keppler, Baden-Baden ist ein Roman von Max Krell „Der Regenbogen“ (3,80 DM) erschienen, der die Belagerung und den Fall von La Rochelle schildert und an dem Schicksal eines jungen französischen Adligen den Triumph der Wahrheit und der Ehre überzeugend macht, als er, als Spion in die belagerte Festung von Richelieu entsandt, die gerechte Sache der hugenottischen Bürger von La Rochelle zur seinen macht und durch tragische Verkettung von denen getötet wird, die er retten wollte. — Nowak-Zivier schrieb einen oberschlesischen Industrieroman „Zink wird Gold“, in der die von Sagen umwobene und entstellte Gestalt Godullas in die Wirklichkeit hineingestellt wird in der fieberhaften Zeit, als Oberschlesien sich zum Industrieland entwickelte.

r. p.

## Menschwerdung

Unter diesem Titel legt uns Leopold Ziegler in der Hegner-Bücherei des Summa-Verlages zu Olten (Schweiz) sein jüngstes Werk in zwei Bänden vor. In dem Dschungel der Verwirrung aller Begriffe und allen Denkens, einer Verwirrung, die durch unzählige -ismen gekennzeichnet wird, versucht uns dieser aufgeschlossene Philosoph einen Weg zum Licht zu bahnen. Scheinbar naiv geht er vor, wenn er sein Werk in die sieben Bitten des Vaterunsers gliedert. Aber darin zeigt er schon deutlich die Rückführung aller Ver zweiflung auf eine einfache Formel. Doch gerade diese Formel überstrahlt dank der ihr eigenen mythischen Kraft die Ergebnisse des schärfsten Intellekts. Leopold Ziegler tritt nicht als Erzähler, sondern als Forscher auf und geht dabei den guten wie den Irrwegen des menschlichen Lebens nach, um den

Lichtpunkt zu finden. Die philosophischen Strömungen des Abendlandes werden an ihren tiefsten Saiten berührt, und schließlich wird deutlich, daß nur derjenige auf diesem Planeten etwas bleibend Wirksames schaffen kann, der weiß, daß das wahre Ziel nicht von dieser Welt ist.

Es ist ein Buch, das gar nicht leicht zu lesen ist, dessen Inhaltsangabe in wenigen Zeilen nicht umrissen werden kann und das auch nicht auf weite Verbreitung rechnen darf. Aber es ist ein Buch von solcher Tiefe, daß es einen Funken in unserer Zeit entfacht, der in fernerer Generationen zu einem großen Licht werden könnte. h. e. h.

## Europäische Avantgarde

Alfred Andersch hat unter diesem Titel zwölf Vorkämpfer um das europäische Denken zu Wort kommen lassen, die alle miteinander wirklich etwas Wesentliches zu sagen haben. Die Reihe reicht von Arthur Köstler über Ignazio Silone und Jean-Paul Sartre bis zu Eugen Kogon. Hier fehlt leider der Raum, auf die einzelnen Themen einzugehen. Aber die Einleitung, die Andersch diesem Büchlein widmet, muß besonders erwähnt werden, weil es sich dabei um ein eigenes Essay handelt. Da kommt zum Ausdruck, daß es für Europa keine Hoffnung gibt, die außerhalb Europas liegt, und daß der Mensch wieder Anfang und Ende unseres Denkens bestimmen muß, jener geschundene und getretene Mensch, der Gefahr läuft, im Kollektiv völlig entpersönlicht zu werden. Wer die Entwicklung des europäischen Denkens verfolgen will, kann an dieser Sammlung nicht vorbeigehen. (Alfred Andersch, „Europäische Avantgarde“, Verlag Frankfurturter Hefte, 167 Seiten, 7,50 DM.)

## Divertimenti

Hans Rupé war nicht nur einer der kultiviertesten und liebenswertesten Menschen. Er war nicht nur musisch und gelehrt zugleich, sondern dieser große Humanist verstand es auch, seine Gedanken in knappen Formulierungen niederzuschreiben. Kein Wunder, daß er als enger Freund des Musikers und Kritikers Alexander Berrsché (von dem das köstliche Buch „Trösterin Musika“ stammt) dessen Wesen in wenigen Zeilen umreißen konnte. Ähnlich treffend sind seine Gedanken über Lessing, Hölderlin, Sappho, Rilke, Watteau, Rembrandt und verwandte Themen. Sein Buch „Divertimenti“ (Verlag Hermann Rinn, München, 116 Seiten, 31 Bilder, 7,50 DM) sollte auf dem Weihnachtstisch keines Europäers fehlen. h. e. h.

## Russisches

Es geht hier um Russisches und nicht um Sowjet-Russisches. Alles Sowjet-Russische ist zeitlich begrenzt, alles Russische ewig. Es gibt nicht viele Dinge, die für den Europäer so schwierig sind wie das Begreifen des Russischen. Eugen Gagarin vermittelt uns mit seiner tiefschürfenden, glänzend geschriebenen Erzählung „Die Rückkehr des Kornetts“ (Franz Ehrenwirth-Verlag, München, 208 Seiten, 6,50 DM) einen Blick in die russische Seele, den uns manch dicke Kompendien nicht so göltig geben können. Es ist ein spannendes und hinreißendes Buch, das jeder Europäer lesen sollte — nicht zuletzt weil es hoffen läßt.

Ähnliches läßt sich von dem Dostojewskij-Breviarium sagen, das der Piper-Verlag in München (315 Seiten, 6,80 DM) unter dem Titel „Was vermag der Mensch?“ herausgebracht hat. Reinhard Lauth hat eine großartige Auswahl aus

Werken, Briefen und Tagebüchern Dostojewskijs zusammengestellt und mit einer klugen Einleitung versehen. Das Weltbild dieses russischen Dichters, seine Verzweiflung und seine Hoffnung, kommt in diesen Auszügen voll zur Geltung, ebenso wie sein unbeirrbarer Glauben an Gott und damit an unsere Zukunft.

Die „Ausgewählten Erzählungen von Nikolei Leßkow, die der Karl Rauch-Verlag (309 Seiten, 9,60 DM) in der mustergültigen Übersetzung von Henry von Heiseler herausgebracht hat, vermitteln mehr das naiv-gläubige und mystisch-dunkle Naturell der Russen als ihren problematischen Bodensatz.

Von einem englischen Diplomaten stammt das Wort, daß es keine Rußlandkenner gibt, sondern nur verschiedene Grade des Nicht-Wissens über Rußland. Zu denen, die den geringsten Grad dieses Nicht-Wissens erreicht haben, gehört Artur W. Just, der seine nüchtern abwägenden Gedanken zum Ostproblem der abendländischen Welt in dem Buch „Rußland in Europa“ (Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart, 306 Seiten, 9,80 DM) niedergelegt hat. Ohne jeglichen Affekt versucht er über das Sowjetrussische hinaus das unabänderlich Russische zu klären und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß auf weite Sicht gesehen Europa und Rußland zueinander und nicht gegeneinander stehen werden. h. e. h.

## Der Raum der Antike

wird von den Deutschen immer wieder in allen Dimensionen durchmessen und neu erobert. Historisch hat das der 1946 verstorbene große Lehrer der alten Geschichte und vorzügliche Kenner der antiken Kultur, Ernst Kornemann, mit seinem letzten, großartigen Werk getan (Weltgeschichte des Mittelmeer-

raumes von Philipp II. von Makedonien bis Muhammed. I. Band: Bis zur Schlacht bei Aktium. XVI, 508 S. Biederstein-Verlag, München 1948, Gzln, 28 DM). Hier bekommen Fachleute und Liebhaber ein Buch in die Hand, das getrost als Standardwerk bezeichnet werden darf. Besonders beachtlich ist die starke Betonung des iranischen Anteils an der antiken Kultur und Geschichte, den wir Abendländer allzu leicht zu übersehen geneigt sind. Der Verlag hat dem Werk eine hervorragende Ausstattung mitgegeben, so daß der hohe Preis gerechtfertigt ist.

Einen mißlungenen Versuch, auch nur einen winzigen Teil des antiken Raumes geographisch neu zu erschließen, stellt das Buch „Thrake“ von Burkhard Nadolny (Kurt Desch, München 1948, 328 S. 8,50 DM) dar. Warum werden solche Bücher verlegt?

Zu den schönsten und gelungensten Versuchen, die Antike geistig anzueignen, gehören die Nachdichtungen früher griechischer Lyrik von Manfred Hausmann (Das Erwachen. Suhrkamp Verlag, Berlin 1949, 6,50 DM), denen der Urtext gegenübergestellt wird, und das Schauspiel „Nausikaa“ von Eckart Peterich (Karl Alber Verlag, Freiburg i. B. 1947, 4,80 DM). In beiden Dichtern lebt das Griechentum so übermächtig, daß es zum Schaffen drängt und reife Früchte trägt, wie wir sie selten nur besitzen.

Wesen und Geschichte der griechischen Kunst erschließt der bekannte Marburger Kunsthistoriker Richard Hamann in seinem neuesten Werk (Griechische Kunst. Droemersch Verlagsgesellschaft. München 1949, 459 S., 414 Abb. DM 30.—). Von der minoischen Kunst bis zum späten Hellenismus gibt das gut gedruckte und gebundene Buch nicht nur einen Überblick, sondern eine vollständige Durchdringung der griechischen Kunst. Zusammen mit dem sehr



reichhaltigen (leider für die heutigen Ansprüche nicht immer genügend gut reproduzierten) Bildmaterial vermittelt der Text auch dem Laien eine lebendige Anschauung. Besonders Lob verdienen die vorzüglichen Namens- und Künstlerverzeichnisse am Ende des Bandes.

Eine Synopsis der gesamten Nachwirkung der Antike auf das geistige Leben in Deutschland bringt das hervorragende kleine Buch von Richard Benz „Wandel des Bildes der Antike in Deutschland“ (Mit 75 Abbildungen bei R. Piper & Co., München 1948. 155 S. Lwd. 9,50 DM). Benz nennt sein gewichtiges Buch einen geistesgeschichtlichen Rückblick. Tatsächlich ist hier auf engstem Raum eine solche Fülle von Gedanken und Beobachtungen zusammengefaßt, daß man das höchst anregende opusculum als ein Skizzenbuch ansprechen möchte, aus dem der Meister uns eines Tages eine umfänglichere Darstellung der vielerlei Einwirkungen der Antike auf deutschen Geist und deutsche Kunst (und schließlich auch auf deutsche Politik) erschaffen möchte. Den Freunden der Antike sei jedenfalls dieses ausgezeichnete Buch wärmstens empfohlen. h. l.

## Gesellschaft und Humanität

In dem III. Bande seiner Gesammelten Aufsätze sind Arbeiten von Max Huber aus der Zeit von 1910—1947 vereinigt (Zürich, Atlantis-Verlag). Die ungemeine Vielseitigkeit des bedeutenden Schweizers und sein segensreiches Wirken auf so vielen Gebieten kommen auch hier überzeugend zum Ausdruck. Wie sein ganzes Leben sind auch diese Arbeiten ein rücksichtsloses Bekenntnis zur Humanität, den Ausdruck menschlicher Gemeinschaft auf der Grundlage der Liebe. Einen Aufsatz wie „Mutter und Sohn“ möchte man in ungezählten Flugblättern in Deutschland

und der Welt verbreitet sehen, und so manche der andern Aufsätze. Max Huber kommt der Titel eines präceptor mundi mit Fug zu. Ob er über das Wesen und die Würde der Jurisprudenz, über die soziologischen Grundlagen des Völkerrechts, über dessen Wert, über die völkerrechtlichen Grundsätze, Aufgaben und Probleme des Roten Kreuzes, über die sittliche Grundlage der Familie in Beziehung auf den Staat spricht: überall tritt neben den Wissenschaftler von hohem Rang der Mensch, dem man Achtung und Liebe entgegenbringt. Es ist kennzeichnend für den Wert seiner Arbeiten, daß manche von ihnen eine ungewöhnlich hohe aktuelle Bedeutung haben, so auch der Aufsatz „Medizin, Menschlichkeit und Politik“. Was kann es für ein schöneres Zeugnis für die tiefe Bescheidenheit dieses großen Schweizers geben als seine Worte: „Selbst wenn wir alles getan hätten, hätten wir gerade nur unsere Pflicht getan.“ r. p.

## Als Weihnachtsgabe

von besonderer Gestalt und Gehalt legt das Evangelische Verlagswerk Stuttgart in dem von Hans Asmussen herausgegebenen Band „Der Herr der Welt ein kleines Kind“, Weihnachtspredigten aus 17 Jahrhunderten, vor. Der vorzüglich illustrierte und mit zeitgeschichtlichen Einleitungen versehene Band ist nicht nur ein weihnachtliches Hausbuch, sondern eine fruchtbare Anregung zu gründlichem Nachdenken über die Einheit der Kirche und die unvergängliche Wirkung der wunderbaren Weihnachtsbotschaft. (Ganzleinen, 6,50 DM.) h. l.

## Das Land der Griechen

ist meistens nur als Erscheinung der Antike bekannt. Um so dankenswerter sind Wegweiser ins heutige Hellas. Gute

Dienste leisten „Neugriechenlands Geschichte 1820—1948“ von Hans Hallmann (Verlag H. Bouvier & Co., Bonn, 5,80 DM) und ein Band neugriechischer Erzählungen „Der Traum auf den Welten“, übersetzt von Alexander Steinmetz (Felix Meiner Verlag, Leipzig, 5,80 DM), der durch die Vielzahl der Autoren einen wirklichen Überblick vermittelt.

h. l.

## Fehlurteile

der Zeitgenossen über nachmals allgemein anerkannte Menschen sind ein beliebtes Thema, so recht ein Thema für den Verleger Ernst Heimeran, der das Buch „Der verkannte Künstler“ von Franz Roh herausgebracht hat (Halbleinen, 9,80 DM). Man möchte allerdings einwenden, daß der 400 Seiten starke, sehr klein gedruckte Band zuviel des Guten tut und allzusehr der deutschen Lust zur Gründlichkeit huldigt, zumal der Autor das Ganze nur als „Studien zu einer Geschichte des kulturellen Mißverstehens“ aufgefaßt wissen will. h. l.

## Der Dritte Richelieu

Als deutsche Truppen Frankreich besetzt hielten, erschien 1941 im Verlag H. Lardanchet in Lyon das Buch „Le Troisième Richelieu“ von J. Fouques Duparc. Das Sinnbildliche für die Wiederholung in der Geschichte zwischen dem traurigen Erbe Napoleons und dem Hitlers war so offensichtlich, daß wir in der „Deutschen Rundschau“ vom März 1942, als es auch uns klar war, daß die Deutschen noch schneller aus Paris abmarschieren würden, als sie hineingekommen waren, einen Leitartikel „Der Dritte Richelieu“ brachten. Es war das vorletzte Heft der Zeitschrift vor ihrem Verbot durch die Gestapo und der Inhaftierung ihres Herausgebers

Rudolf Pechel. Es ist mehr als ein Zufall, daß dieses Buch jetzt im Verlag von Karl Alber in Freiburg in der Übersetzung von Rudolf und Ingeborg Timmermans erschienen ist. So wie wir es damals zum Anlaß nahmen, um den Aufrechten in unserem Volk die Maßstäbe ins Bewußtsein zu rufen, so ist es heute nützlich, als Einführung in die „Kunst besiegt zu sein“ gelesen zu werden. Der Verfasser ist jetzt französischer Botschafter in Rom. Was wir damals nicht sagen wollten, können wir heute hinzufügen, daß nämlich seine Sicht offensichtlich durch Rücksicht auf seine Kaste ein wenig beenzt ist, so wenn er den dritten Richelieu lieber als Befreier des Landes denn als den Liquidator der traurigen Erbschaft des Tyrannen Napoleon sieht. Dahin paßt es auch, daß er Talleyrand verkleinern möchte und den französischen Bürgerwahn von der „lorbeergeschmückten Heldenstirn“ nährt, ohne der fünf Millionen Menschen zu gedenken, die für diesen Lorbeer krepieren mußten. Gleichwohl kann die Lektüre des „Dritten Richelieu“ nur dringend empfohlen werden, wenn auch die Übersetzung nicht gerade elegant ist und man über manche sprachliche Unebenheiten stolpert.

h. e. h.

## Phantastische Geographie

Wer wüßte wohl wie Anton Schnack die Atmosphäre der jeweiligen Längen- und Breitengrade so flüssig und pikkelnd in kurze Erzählungen einzufangen? Eine Nuance ist oft bezeichnender und mehr wert als eine professorale Erklärung. Wie durch ein Prisma betrachtet Schnack den Globus und vermittelt uns die Reflexe seiner sehr anregenden und unterhaltsamen Schau. Die „Deutsche Rundschau“ hat in Heft 5 und Heft 7 Vorabdrucke aus diesem

soeben erschienenen, von Alfred Kubin mit 10 genialen Federzeichnungen geschmückten Büchlein gebracht. Die Aufmachung und Ausstattung ist ebenso empfehlenswert wie der Inhalt. (Anton Schnack, „Phantastische Geographie“, 231 Seiten, Verlag Hoffmann & Campe, Hamburg, 9,80 DM.) h. e. h.

## Satiren

An Graphikern, vor allem an illustrierenden, waren wir im Gegensatz zu unserem westlichen Nachbarvolk niemals sehr reich. Man freut sich also, wenn man eine Sammlung solch ungewöhnlich begabter und im Strich so sicherer Zeichnungen wie die von Henry Meyer-Brockmann erhält. Dem Münchener Verlag Willi Weismann kommt das Verdienst zu, in großartiger Aufmachung die 50 Zeichnungen dieses Künstlers mit einem schwungvollen Vorwort von Erich Kästner herausgebracht zu haben. Schade nur, daß der zweifellos berechnete Preis von 16,50 DM eine weite Verbreitung hindert. Es handelt sich um Satiren, das muß noch gesagt sein. Sie erhellen unwiderrufliche Situationen unserer allerjüngsten Vergangenheit und auch unserer Gegenwart. Aber sollte man bei Satiren nicht wenigstens ein wenig, wenn auch bitter, lächeln dürfen? Hier dürfen wir es nicht. Dafür ist alles zu ernst und zu schwer. Und so möchten wir diesem Werk den Titel geben, den Goya einer seiner schonungslosen Feststellungen der menschlichen Abgründe gab: „No se puede mirar“ — man kann das nicht sehen. Aber wir müssen dennoch! Doch wann dürfen wir wieder einmal lächeln...? h. e. h.

## Entscheidung des Abendlandes

Mit lobpreisenden Äußerungen von Thomas Mann, Albert Einstein und

Bertrand Russel wurde uns ein zweibändiges Werk von Rudolf Rocker ans Herz gelegt, das den verpflichtenden Titel führt „Die Entscheidung des Abendlandes“ (Friedrich-Oetinger-Verlag, Hamburg, 817 Seiten, 32 DM). Leider hat der Rezensent sich durch die 817 Seiten durchquälen müssen. Er ist überzeugt, daß das Abendland sich ganz entschieden gegen Rudolf Rocker entscheidet. Dieses leicht dahinplätschernde Buch kommt fünfzig Jahre zu spät. Damals hätte es mit seinen billigen Formulierungen noch verführen können. Heute wirkt es nur peinlich. Wer die europäische Hölle der jüngsten Vergangenheit durchgemessen hat, ist über solche Schlagworte, daß sich hinter dem Willen Gottes „stets die Machtansprüche privilegierter Kasten verborgen halten“, weit hinaus. h. e. h.

## Verschiedenes

Ein bewegendes Zeugnis ist das Buch von Beate Bonus-Jeep „60 Jahre Freundschaft mit Käthe Kollwitz“ (Boppard, Karl Rauch, 10 DM). Erstmalig wird hier ein Jugendselbstbildnis veröffentlicht, das Selbstporträt aus dem Jahre 1924 zielt den Umschlag, und das Altersbildnis vom Jahre 1941 zeigt im Vergleich mit den andern Bildern die Vollendung eines Antlitzes, dessen Trägerin stellvertretend das Leid der Armen trug. Das Buch ist von einer ganz besonderen Lebendigkeit durch die vielen abgedruckten Briefe der großen Künstlerin. — Gedrucktes und Ungedrucktes von Richard Strauß aus den Jahren 1892 bis 1948 gibt Willi Schuh heraus mit dem Titel „Betrachtungen und Erinnerungen“ (Zürich, Atlantis-Verlag, 4,80 DM). Es sind mehr als 30 Arbeiten von ungleichem Wert, von denen zehn erstmalig im Druck erscheinen. Besonderes Interesse werden die persönlichen Erinne-



rungen finden, die in der direkten Art von Richard Strauß sehr geradheraus sind. — Von dem bedeutenden Buch Robert Scherers „Christliche Weltverantwortung“ ist jetzt die dritte erweiterte Auflage erschienen. (Frankfurt am Main, Josef Knecht, 5,80 DM). Die erste Auflage erschien 1940. Es handelt sich hier um eine grundlegende Auseinandersetzung über die Verantwortung, die jeder Christ der Welt gegenüber trägt, in die er durch Gottes Ordnung hineinverpflichtet ist. Es geht besonders den christlichen Laien an und kommt zur rechten Stunde, da heute nicht nur die Kirche, sondern jeder einzelne Christ vor der entscheidenden Aufgabe steht. — Das Buch von Dr. Friedrich Stuhlmann „Weltgeschichte in Zahlen“ (Berlin, Walter de Gruyter & Co., 7,80 DM) faßt in vier großen Abschnitten: „Altertum, Mittelalter, Neuzeit, Neueste Zeit“, die wichtigsten Daten der Geschichte und Kulturgeschichte zusammen. Eine kurze Einführung erläutert den Zweck des Buches, das davon ausgeht, daß für den Unterricht der Geschichte nun einmal bestimmte Zahlenangaben unentbehrlich sind. Im Anhang ist eine Übersicht über die Staatsoberhäupter und Herrscherhäuser sowie ein Verzeichnis der bearbeiteten Länder und ein Personen- und Sachverzeichnis beigegeben. Die Daten umfassen die Zeit von dem Jahre 4241 vor Christus bis zum Jahre 1947. r. p.

## Oclla

Johannes Gaitanides fand in einer Berliner Bombennacht das Manuskript einer zauberhaften Geschichte der Indos. Den Dichter kannte er nicht. Die Eigentümerin des Kellers, in dem das Manuskript gefunden wurde, erzählte ihm ein Märchen darüber. Mit Recht ließ den Finder die dichterische Qua-

lität der mythisch umwehten Liebesgeschichte des Indianermädchens Oclla nicht los. Auf bestem Papier in schöner Aufmachung ließ er sie im Druck erscheinen, als ansprechendes Geschenkbändchen für verwöhnte Leser. Und erst dann stellte sich heraus, daß es sich um eine Schöpfung des leider längst in der Fremde verschiedenen Dichters Paul Zech handelt. Auf diese Weise hat das Bändchen auch noch Aussicht, eine bibliophile Seltenheit zu werden. (Oclla, Das Mädchen mit den versteinigten Augen. Verlag Georg Kurt Schauer, Frankfurt, 46 Seiten, DM 3,80.) h. e. h.

## Kalender

Der Verlag Kurt Desch, München, läßt für 1950 im 5. Jhrg. den wiederum geschmackvoll ausgestatteten und mit gut ausgewählten Bildern und Sprüchen versehenen Hyperion-Kunstkalender erscheinen. — Wie intime Vertraute wirken die Jahresgaben des Bärenreiter-Verlags, Kassel. In großem Format präsentiert sich die „Freundesgabe 1950“ mit 27 Kunstblättern und künstlerisch geschriebenen Sprüchen und Liedern (4,20 DM). Auch die „Kleine Jahresgabe“ und „Der kleine Freudenträger“ (je 1,80 DM) erfüllen vollauf die Aufgabe, freundliche Geleiter durch das Jahr zu sein. r. p.

## Kleie bis Z

Mit dem Erscheinen der dritten, vierten und fünften Lieferung des Konversationslexikons „Der Neue Herder“ liegt nun das große Werk geschlossen vor. (Preis in zwei Leinenbänden 85,— DM.) Es bringt auf 5070 Spalten einen vollständigen Überblick über das Wissen unserer Zeit. Stichproben beweisen erneut die gründliche und zuverlässige

Arbeit, die durch mehr als 5000 Schwarz-weißbilder im Text und beigegebenen 64 farbigen Tafeln wirksam unterstützt wird. Der letzten Lieferung liegt eine Weltkarte mit den Nationalflaggen aller Staaten bei. Der Beitrag „Widerstand“ würdigt den Kampf und die Opfer dieses Ringens. —

Ein wichtiger Hinweis liegt der dritten Lieferung bei, auf das „Humanistische Lexikon“, in dem mit einer grundlegenden Einleitung in mehr als 10 000 Artikeln und Notizen die Ideen, Bildungskräfte und -formen aus fünf Jahrtausenden zusammengefaßt werden sollen mit einem neuartigen Verweisungsapparat und einer vergleichenden Zeittafel. Hier ist ein wesentlicher Beitrag zu erwarten. Das „Humanistische Lexikon“ soll im Laufe des nächsten Jahres erscheinen. — Auf das weiter zu erwartende „Herders Bildungsbuch“ haben wir schon hingewiesen.

r. p.

## Hendrik van Loon

hat sich durch seine eigenwilligen Darstellungen der Geschichte und Kulturgeschichte in der ganzen Welt einen Namen gemacht. Als eines der letzten Werke vor seinem Tode schrieb er eine Geschichte seiner Wahlheimat Amerika, die jetzt vom Verlag des Druckhauses Tempelhof in der Übersetzung von Karl Danz in deutscher Sprache vorgelegt wird (Amerika. Der Roman eines Landes. Berlin 1949. 449 S., 15 DM). Man darf zwar van Loons Darstellung eines Themas niemals allein lesen — dazu ist sie immer zu skurril; man darf aber andererseits auf seine Bücher auch nicht verzichten, weil sie in Wort und Bild Aspekte erschließen, die sonst meistens unbeachtet bleiben. Darum kann das Amerika-Buch nachdrücklich empfohlen werden.

h. l.

## Die politische Bewegung von 1848

war stark und lebendig, als die Verbindung von Einheit und Freiheit selbstverständlich erschien. Es war schon ein Zeichen des Scheiterns, als die alte Fragestellung Freiheit oder Gleichheit wieder auftrat. Der englische Historiker G. Barraclough, der die deutsche Geschichte gut kennt, hat aus ihr die Lehre herausgelesen, daß in Deutschland die Demokratie nicht ohne Einheit und die Einheit nicht ohne Demokratie bestehen kann. Das Erleben und der Ausgang des Revolutionsjahres bestätigen das mehr als jedes andere Ereignis der deutschen Geschichte. Diese Erkenntnis ist zugleich das wichtigste politische Erbe, das die Revolution jenes Jahres hinterlassen hat. — Zu dieser Schlußfolgerung kommt der Marburger Historiker Wilhelm Mommsen in seiner beachtlichen Studie „Größe und Versagen des deutschen Bürgertums. Ein Beitrag zur Geschichte der Jahre 1848-1849.“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1949. 226 Seiten, 11,50 DM). Das Buch sollte von deutschen Politikern und Angehörigen der Alliierten Hohen Kommission aufmerksam gelesen werden!

h. l.

## Meisterwerke

Unter diesem Titel veröffentlicht der Verlag Herder in Freiburg eine „Bibliothek universaler Bildung“ mit zunächst zwei Reihen: Biographien und Selbstzeugnisse. Herausgeber beider Reihen ist Dr. Serge Maiwald, der verdienstvolle Herausgeber der Zeitschrift „Universitäts“. Bisher liegt der 1. Band der biographischen Reihe vor. Er enthält in großen Auszügen Biographien von Sokrates (Windelband), Bernhard von Clairvaux (Neander), El Greco (M. Dvorak), Lafontaine (A. Laun), Mon-



tesquieu (d'Alembert), Bach (Spitta) und Chateaubriand (Ch. Blennerhasset). Zu jedem Werk sind für Dargestellten und Biographen wertvolle bio- und bibliographische Daten angemerkt. Die vorzügliche Ausstattung und der mäßige Preis des Bandes (194 Seiten, Ganzleinen 6,50 DM) machen diese Reihe zu einem der dankenswertesten verlegerischen Unternehmen der Nachkriegszeit und lassen die weiteren Bände mit Spannung und Ungeduld erwarten. h. l.

## Die Shakespeare-Erzählungen

von Charles und Mary Lamb erschienen in England erstmalig 1807. Seither sind sie unvergänglicher Bestandteil der englischen Literatur geworden und halten den Namen des großen Essayisten lebendiger als seine übrigen Arbeiten. Es ist erfreulich, daß der J. P. Toth Verlag in Hamburg jetzt eine deutsche Ausgabe, besorgt von Ernst Sander, veranstaltet hat (Shakespeare-Erzählungen. Vollständige Ausgabe mit dem Essay von Walter Pater. 1949, 356 S., 12,80 DM). Dieses Buch wird zumal junge Menschen leichter zu Shakespeare hinführen als die sofortige Lektüre der Dramen, von denen übrigens die Königsdramen hier nicht aufgenommen sind. h. l.

## Europäische Inschriften

heißt ein Buch von Julius Overhoff (Suhrkamp Verlag), der den Kundigen schon vor einigen Jahren durch seine „Familie aus Megara“ aufgefallen ist. Wollte man dieses äußerlich und innerlich eigenartige Buch würdigen, so bedürfte es vieler Seiten. Jedem, dem

Europa mehr ist als ein billiges Schlagwort, sei es dringend ans Herz gelegt. Wir haben heute nicht viele solche Bücher. h. l.

## Goethe

Als ein wahrhaftes Geschenk zum Goethe-Jubiläumsjahr hat der Insel-Verlag den ersten Band des „Volks-Goethe“ herausgebracht (7,50 DM). Bekanntlich hat der seinerzeit von Erich Schmidt herausgegebene Volks-Goethe die seiner Aufgabe entsprechende Verbreitung gefunden, und mit Fug und Recht wird auch die neue Auflage mit Goethes Lebensbild von Erich Schmidt eingeleitet. Der erste Band enthält Goethes Gedichte und den „Faust“ mit Erläuterungen. Im ganzen werden sechs Bände erscheinen, die jetzt wiederum im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben werden von Bruno Wachsmuth, dem verstorbenen und unvergessenen Hans Wahl, Hanns-J. Weitz und Walther Ziesemer. Der schöne Leineneinband und die drucktechnische Herstellung entsprechen dem, was wir vom Insel-Verlag an Qualität gewohnt sind. — Eine sehr nützliche Gabe ist die nahezu lückenlose Wiedergabe mit genauem Quellennachweis von Goethes Äußerungen über „Die Deutschen“ (Süd-Verlag, 4 DM). Die Ausgabe besorgte Hanns-J. Weitz. Goethes Äußerungen sind chronologisch angeordnet. Diese exakte Arbeit ist ein wesentlicher Beitrag zur deutschen Selbstkritik, und wir können aus dem Bilde, das Goethe vom deutschen Volke hatte, mehr lernen zur Selbstbesinnung als von allen Festrednern und von Menschen, die sich um die Réeducation der Deutschen bemühen. r. p.

---

Dieser Auflage liegen Prospekte der Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart, des Chr. Kaiser Verlag München und der Lehrmittel-Verlag GmbH, Offenburg (Baden), bei.



Eckermann, Gespräche mit Goethe	Ganzleinen DM 12.—
Goethe, Mignon, Novelle	gebunden DM 3.—
Homer, Odysseus und Nausikaa	gebunden DM 2.60
Kohlschmidt, Rilke-Interpretationen	DM 4.—
Newald, Einführung in die Wissenschaft der deutschen Sprache und Literatur	
2. Auflage	gebunden DM 6.—
Moritz, Götterlehre der Athen	gebunden DM 5.—
Schopenhauer, Gracians Handorakel	Halbleinen DM 3.—

---

Heinz Gollong, Das Senfkorn	gebunden DM 4.80
Hans Gerd Haase, Der Weg ins Lautlose	Hln. DM 6.80
Gerhard Lieske, Abschied von Regine	Halbleinen DM 6.80
Ilse Leutz, Avalun - geschichtlicher Roman	Hln. DM 7.80
Mayer, Das Jahr in Dijon	Halbleinen DM 5.50

---

Märchen von Hans Christian Andersen	
mit schwarzen Bildern	Halbleinen DM 4.80
Der Lederstrumpf von J. F. Cooper	
sämtliche 5 Bände in einem Band	
mit farbigen und schwarzen Bildern	Halbleinen DM 5.80
Volksmärchen der Deutschen von Karl Musäus	
mit Bildern von Ludwig Richter	Hln. DM 4.80
Die schönsten Märchen aus Tausend und einer Nacht	
mit farbigen und schwarzen Bildern	DM 4.80
Robinson in Reim und Bild	
Ein buntes Buch für Kinder von Fried Stern	DM 4.—

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung**

**VERLAG VON MORITZ SCHAUBURG IN LAHR (BADEN)**



